

DE GRUYTER

Reinhard Sternemann, Karl Gutschmidt

EINFÜHRUNG IN DIE VERGLEICHENDE SPRACHWISSENSCHAFT

Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft

Reinhard Sternemann / Karl Gutschmidt

Einführung in die vergleichende Sprach= wissenschaft



Akademie Verlag Berlin
1989

ISBN 3-05-000 627-7

Erschienen im Akademie-Verlag Berlin, Leipziger Straße 3–4, Berlin – DDR, 1086

© Akademie-Verlag Berlin 1989

Lizenznummer: 202 · 100/115/89

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: IV/2/14 VEB Druckerei „Gottfried Wilhelm Leibniz“,

4450 Gräfenhainichen · 7096

Lektor: Dr. Gisela Leiste

Einbandgestaltung: Christian Krebs

LSV: 0804

Bestellnummer: 753 941 7 (9115)

03200

Inhalt

Vorwort	IX
Verzeichnis der Abkürzungen und Symbole	XIII
I. Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft	1
1. Rahmenbedingungen für die historisch-vergleichende Erforschung und Klassifizierung genetisch verwandter Sprachen	3
1.1. Genetische Beziehungen zwischen Sprachen und Gruppen von Sprachen	3
1.2. Kurze Bemerkungen zu einigen ausgewählten Sprachfamilien	21
1.2.1. Allgemeines	21
1.2.2. Zur Ausbreitung von Sprachfamilien	22
1.2.3. Die indoeuropäische Sprachfamilie	24
1.2.3.1. Der indo-iranische Zweig	25
1.2.3.2. Griechisch	27
1.2.3.3. Der altanatolische Zweig (Hethitisch)	28
1.2.3.4. Der tocharische Zweig	29
1.2.3.5. Armenisch	30
1.2.3.6. Albanisch	30
1.2.3.7. Der slawische Zweig	31
1.2.3.8. Der baltische Zweig	32
1.2.3.9. Der italische Zweig	32
1.2.3.10. Der germanische Zweig	34
1.2.3.11. Der keltische Zweig	37
1.3. Zu einigen theoretischen Fragestellungen des historischen Sprachvergleichs bei genetisch verwandten Sprachen	38
1.4. Überlieferungsfragen und Fragen der Materiallage in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft	57
1.5. Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und Fragen der Typologie	75
1.5.1. Allgemeines	75
1.5.2. Die morphologische Klassifikation der Sprachen nach den vier Haupttypen	79
1.5.2.1. Der isolierende Sprachtyp	80
1.5.2.2. Der agglutinierende Sprachtyp	81

1.5.2.3.	Der flektierende Sprachtyp	83
1.5.2.4.	Der polysynthetische (inkorporierende) Sprachtyp	85
1.5.3.	Kritik an den Idealtypen. Typologischer Wandel: Das moderne Chinesisch	89
1.5.4.	Andere typologische Klassifizierungsversuche	92
1.5.5.	Zum Verhältnis von typologischer und genetischer Klassifikation	97
1.5.6.	Die Universalienproblematik	98
1.5.7.	Universalien (typologische Merkmale) als Korrektiv für historisch-vergleichende Untersuchungen (Rekonstruktionen)	102
1.5.8.	Zur Typologie des Indoeuropäischen nach P. Hartmann	104
1.5.9.	Das Verhältnis von genetischer Verwandtschaft und typologischer Struktur	105
1.5.10.	„Universalien“ des Sprachwandels	109
1.5.11.	Weitere morphologisch-syntaktische Tendenzen des Sprachwandels	114
2.	Aufgaben und Ziele der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (vornehmlich am Beispiel der ie. Sprachen)	124
2.1.	Kurzer wissenschaftsgeschichtlicher Abriß zur Vorgeschichte der Indoeuropäistik bis zu ihrem Begründer Franz Bopp	124
2.2.	Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse von Sprachen. Genetische Klassifikation von Sprachen	134
2.3.	Grundsprachen – Rekonstruktion von Grundsprachen	142
2.3.1.	Problemstellung	142
2.3.2.	Historischer Exkurs	144
2.3.3.	Die „Ursprache“. Stammbaummodell und Wellentheorie. „Urvolk“ und „Urheimat“	145
2.3.4.	Unterschiedliche Auffassungen über die Grundsprache	159
2.3.5.	Glottogonische Versuche zur Erklärung der ie. Flexion	171
2.3.6.	Die Gegner der Grundsprachenhypothese	176
2.3.7.	Sprachgeographie und Substratforschung	181
2.3.8.	Nostratische Untersuchungen	190
2.4.	Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und historische Untersuchungen in den Einzelsprachen	198
3.	Methoden und Verfahren der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft	206
3.1.	Vorbemerkungen	206
3.2.	Die äußere Rekonstruktion	208
3.3.	Die innere Rekonstruktion	214
3.4.	Lautwandel. Zur Rolle der Lautgesetze und der Analogie in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft	220
3.4.1.	Allgemeines	220
3.4.2.	Zur Problemgeschichte des Begriffes	221
3.4.3.	Arten des Lautwandels	225
3.4.4.	Analogie	228

3.4.5.	Zu einigen Fragestellungen für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft	230
3.5.	Zu einigen Fragen der ie. Lautlehre	238
3.6.	Zu einigen Fragen der ie. Morphologie	245
3.7.	Zu einigen Fragen der ie. Syntax	252
3.8.	Zur „Dichtersprache“ im Indoeuropäischen	259
3.9.	Glottochronologie und Lexikostatistik	262
II.	Areallinguistik	269
1.	Zur Begründung der Areallinguistik	271
1.1.	Der Inhalt des Terminus Areallinguistik	271
1.2.	Objektbereich, Gegenstand, Aufgaben, Methoden und Ziele der Areallinguistik	275
2.	Der Sprachbund als zentrale Kategorie der Areallinguistik	284
2.1.	Zur Geschichte des Sprachbundesbegriffes	284
2.2.	Vorschläge für die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden	291
2.3.	Versuch einer genaueren Bestimmung des Sprachbundes	297
3.	Sprachkontakte und Sprachmischung als Voraussetzung für die Entstehung von Sprachbünden	309
3.1.	Ältere Auffassungen von Sprachmischung	309
3.2.	Jan Baudouin de Courtenay und Hugo Schuchardt über Sprachmischung und konvergente Entwicklung von Sprachen	311
3.3.	Der Beitrag L. V. Ščerbas zur Theorie des Sprachkontakts	316
3.4.	Sprachmischung aus der Sicht Hermann Pauls	319
3.5.	Sprachkontakte, ihre Formen und ihre Bedeutung für die Herausbildung von Sprachbünden	319
4.	Einige Aufgaben künftiger areallinguistischer Forschung	328
	Anmerkungen	330
	Literaturverzeichnis	346
	Sachregister	372

Vorwort

Im Jahre 1880 gab Berthold Delbrück seiner „Einleitung in das Sprachstudium“ den erläuternden Untertitel „Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung“. Er drückte damit das Verständnis der meisten Linguisten seiner Zeit vom Gegenstand, den Zielen und den Methoden ihres Faches aus. Dieses hat sich seitdem mehrfach gründlich gewandelt: Sprachwissenschaft ist nicht mehr vornehmlich historisch-vergleichende Sprachwissenschaft; strukturelle, synchrone und einzel-sprachliche Sprachbetrachtungen sind in den Vordergrund gerückt. In heutigen Einführungen in die Sprachwissenschaft nimmt die Sprachvergleichen einen verhältnismäßig bescheidenen Platz ein. Dabei sind komparativistische und sprachhistorische Forschungen keineswegs zur bloßen Peripherie der Linguistik geworden; die methodische Erneuerung der Linguistik seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, die in mehreren Richtungen verlief, betraf auch die vergleichende Sprachwissenschaft. Es bildete sich nicht nur eine neue Richtung in Gestalt der konfrontativen Linguistik heraus, und die Areallinguistik nahm durch präzisere Bestimmungen ihres Gegenstandes und ihrer Methoden deutlichere Konturen an, sondern auch die Typologie erhielt wesentliche neue Impulse, nicht zuletzt durch die Einbeziehung des diachronischen Aspekts. Andererseits spielt die Berücksichtigung typologischer Kriterien eine wichtige Rolle bei der Verifizierung der Ergebnisse der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Diese selbst hat eine Reihe neuer Problemstellungen wie das der Verwandtschaft von Sprachen über die traditionellen Sprachfamilien hinaus hervorgebracht, Methoden wie die der inneren Rekonstruktion ausgebaut und vervollkommen und sich an Aufgaben wie die der Rekonstruktion von grundsprachlichen Texten oder wenigstens Textfragmenten gewagt.

Die neuen Erkenntnisse, Methoden und Fragen der vergleichenden Sprachwissenschaft – sowohl der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft als auch der Typologie und der Areallinguistik – in übersichtlicher und verständlicher Form darzubieten ist das Anliegen dieser Einführung. Sie setzt das Studium einer Einzelsprachwissenschaft (der Germanistik, Anglistik usw.) oder einer Sprachgruppenwissenschaft voraus, wendet sich also nicht an

den Studienanfänger, sondern an fortgeschrittene Studenten, die an ihrer Qualifikationsschrift arbeiten, an den wissenschaftlichen Nachwuchs, an Linguisten und Vertreter anderer Disziplinen, die über ihr eigenes Gebiet hinaus der vergleichenden Sprachwissenschaft Interesse entgegenbringen. Entsprechend der Auffassung der Verfasser von der Gliederung der vergleichenden Sprachwissenschaft werden die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, ausgewählte Fragen der Typologie, und zwar in Hinblick auf ihr klassifikatorisches Anliegen und ihre Beziehungen zur historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und zur Areallinguistik, und schließlich die Areallinguistik selbst behandelt. Diese drei Teilbereiche der vergleichenden Sprachwissenschaft vereint das Anliegen, die Sprachen der Erde an Hand jeweils spezifischer Kriterien zu Gruppen zusammenzufassen, zu klassifizieren. Das Bestreben war, eine kritisch-wertende Darstellung des Erreichten mit der Beschreibung der aktuellen Probleme zu verbinden, wobei eigene Auffassungen deutlich zu machen waren. Besondere Aufmerksamkeit galt der wissenschaftshistorischen Seite der Darstellung. Nach Kräften wurden hier die Originaltexte herangezogen, so daß, wie wir meinen, einige Korrekturen an den herrschenden Ansichten über die Entstehung und Priorität von Lehrmeinungen angebracht werden konnten. Wenn Delbrück von „vergleichender Sprachforschung“ sprach, meinte er die Indoeuropäistik (Indogermanistik), und in der Tat hat die historisch-vergleichende Methode ihre schönsten Ergebnisse gerade in bezug auf die indoeuropäischen Sprachen gezeitigt. Dafür gibt es mehrere Gründe – die relativ frühe schriftliche Bezeugung einiger indoeuropäischer Idiome, die Struktur der indoeuropäischen Sprachen, die die Aufdeckung älterer Sprachzustände in gewissem Grade erleichtert, und schließlich auch die kultur- und wissenschaftsgeschichtlich bedingte besonders eindringliche Beschäftigung mit dem Indoeuropäischen. Auch die Sprachbundproblematik ist vorwiegend an den Gegebenheiten indoeuropäischer Sprachen untersucht worden. Daraus folgt, daß das indoeuropäische Sprachgut die Grundlage für die Darstellung der meisten hier behandelten Fragen und Aspekte der vergleichenden Sprachwissenschaft bildet, zumal auch die Verfasser ihre empirischen Forschungen im Bereich der indoeuropäischen Sprachen betrieben haben. Sie haben sich dennoch bemüht, den Gesichtskreis nicht eng indoeuropäisch zu begrenzen, sondern ihn auch auf andere Sprachfamilien auszudehnen.

Der Terminus „historisch-vergleichend“ wird gemeinhin in verschiedener Bedeutung verwendet (ELLIS 1966, 11), und eine Bereinigung der unterschiedlichen Gebrauchsweisen der Linguisten kann hier nicht angestrebt werden. In den folgenden Ausführungen gilt er als Sammelbezeichnung für alle Verfahren, die im Bereich genetisch-verwandter Sprachgruppen, so z. B. in der Indoeuropäistik, ihre Anwendung finden.

Außer den in griechischer und kyrillischer Schrift wiedergegebenen Beispielen werden Belege aus anderen Sprachen grundsätzlich in lateinischer Graphie geboten. Die Verfasser waren bemüht, hierbei jeweils den einzelphilologischen Gepflogenheiten (einschließlich der Wiedergabe durch diakritische Zeichen) zu folgen, wie sie in den gängigen Wörterbüchern und Grammatiken gehandhabt werden.

Der Teil zur historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und zur Typologie wurde von Reinhard Sternemann verfaßt; Autor des Teils Areal-linguistik ist Karl Gutschmidt.

Abschließend möchten beide Verfasser den Gutachtern und all denjenigen danken, die die Arbeit beratend und durch Kritik unterstützt haben. Für besondere Hilfeleistung seien auch Frau stud. phil. I. Gebhardi und Herr Dr. L. Höbelbarth (Humboldt-Universität Berlin) sowie Frau Dipl.-Sprachmittler J. Violet bedankt. Ganz besonderer Dank gebührt der Lektorin des Verlages, Frau Dr. Leiste, für ihre nimmermüde Korrekturarbeit am Manuskript.

Abkürzungen und Symbole

Abl.	= Ablativ	germ.	= germanisch
ae.	= altenglisch	got.	= gotisch
ahd.	= althochdeutsch	gr.	= griechisch
ai.	= altindisch	hamit.	= hamitisch
air.	= altirisch	hebr.	= hebräisch
aisl.	= altisländisch	heth.	= hethitisch
aksl.	= altkirchenslawisch	hist.-vgl.	= historisch-vergleichend
Akk.	= Akkusativ	Hrsg.	= Herausgeber
Akt.	= Aktiv	idg.	= indogermanisch
alb.	= albanisch	ie.	= indoeuropäisch
an.	= altnordisch	IF	= Indogermanische Forschungen
Aor.	= Aorist	Imp.	= Imperativ
arab.	= arabisch	Impf.	= Imperfekt
arm.	= armenisch	ind.	= indisch
assyrr.	= assyrisch	ind.-iran.	= indo-iranisch
av.	= avestisch	Instr.	= Instrumental
brit.	= britannisch	iran.	= iranisch
BSL	= Bulletin de la Société de Linguistique de Paris	isl.	= isländisch
bulg.	= bulgarisch	ital.	= italienisch
chin.	= chinesisch	japan.	= japanisch
dak.	= dakisch	kelt.	= keltisch
Dat.	= Dativ	kurd.	= kurdisch
dän.	= dänisch	lat.	= lateinisch
dial.	= dialektal	lett.	= lettisch
dass.	= dasselbe	lit.	= litauisch
dt.	= deutsch	Lok.	= Lokativ
engl.	= englisch	luw.	= luwisch
Fem.	= Femininum	Ma(a)	= Mundart(en)
finn.	= finnisch	Mask.	= Maskulinum
finn.-ugr.	= finno-ugrisch	Med.	= Medium
frz.	= französisch	MIO	= Mitteilg. d. Inst. f. Orientforschung
gall.	= gallisch	MEW	= Marx-Engels-Werke
Gen.	= Genitiv		

myk.	=mykenisch	slaw.	=slawisch
ne.	=neuenglisch	span.	=spanisch
neugr.	=neugriechisch	sth./stl.	=stimmhaft/-los
Neutr.	=Neutrum	TCLP	=Travaux du Cercle Linguistique de Prague
Nom.	=Nominativ	toch.	=tocharisch
osk.	=oskisch	tschech.	=tschechisch
Part.	=Partizip	türk.	=türkisch
Pass.	=Passiv	umbr.	=umbrisch
Pers.	=Person	ungar.	=ungarisch
pers.	=persisch	urnord.	=urnordisch
phryg.	=phrygisch	ural.	=uralisch
Pl.	=Plural	ved.	=vedisch
poln.	=polnisch	VJa	=Voprosy jazyko- znaniya
Poss. Pron.	=Possessivpronomen	BЯ	=Vokativ
Präs.	=Präsens	Vok.	=walisisch
Pron.	=Pronomen	walis.	=Zs. f. Phonetik, Sprachwiss. u. Komm.-forschung.
Rhein. Vjbl.	=Rheinische Vierteljahres- blätter	ZPSK	
rom.	=romanisch	Zs.	=Zeitschrift
rum.	=rumänisch	>	=„wird zu“
russ.	=russisch	+	=rekonstruierte Form
schwed.	=schwedisch	++	=falscher Ansatz einer rekonstr. Form
semit.	=semitisch		
semit.-hamit.	=semito-hamitisch		
Sg.	=Singular		
sik.	=sikulisch		
sin.-tibet.	=sino-tibetisch		
Skt.	=Sanskrit		

I

**HISTORISCH-VERGLEICHENDE
SPRACHWISSENSCHAFT**

1. Rahmenbedingungen für die historisch-vergleichende Erforschung und Klassifizierung genetisch verwandter Sprachen

The science of languages, comparative by its very nature,
is in turn correlative with the science of language which
tries to discover general linguistic laws.

Roman Jakobson

1.1. Genetische Beziehungen zwischen Sprachen und Gruppen von Sprachen

1.1.1. Wie schon im Vorwort angedeutet wurde, stehen die Sprachen der Erde in bestimmten Beziehungen, die verschiedene Hypothesenbildungen und Klassifizierungen erlauben. Zu den bedeutsamsten Beziehungen zählen die genetischen. Jeweils bestimmte Sprachen können untereinander auf Grund lautlich-formaler und inhaltlicher Ähnlichkeiten zwischen Lauten (Phonemen), Morphemen, Morphemgruppen, Wörtern und Syntagmen, also zwischen phonetisch-phonologischen, grammatischen und lexikalischen Erscheinungen, in einem solchen Verhältnis zueinander stehen, das die Schlußfolgerung erlaubt, sie stammen von einer gemeinsamen Grundsprache; die übrigen Sprachen sind von dieser ausgeschlossen. Sie bilden damit unter sich eine Sprachfamilie, sind genetisch verwandt. MEILLET (19247, 3f.) formulierte: „... deux langues sont dites parentes quand elles résultent l'une et l'autre de deux évolutions différentes d'une même langue parlée antérieurement.“ Oder anders ausgedrückt: „Certain languages have similarities which are so numerous and so precise that they cannot be attributed to chance, to contact (borrowing), or to linguistic universals“ (WATKINS 1973, 99).

Wir wählen zur Veranschaulichung des Gesagten einen einfachen Fall. Es ist allgemein bekannt, daß z. B. die germanischen und slawischen Sprachen jeweils untereinander besonders enge Beziehungen haben, was sich leicht schon aus lexikalischen Beispielen ersehen läßt: russ. сын, tschech. syn, poln. syn, bulg. син jeweils „Sohn“, dt. Sohn, engl. son, dän. søn, schwed. son dass.

Noch deutlicher wird das homomorphe Verhältnis zwischen einzelnen Elementen in den o. g. Reihen, wenn man die Beispiele älteren schriftlichen Zeugnissen dieser Sprachen entnimmt: aksl. сынъ, altruss. сынъ, ahd. sunu, ae. sunu, an. sunr/sonr, got. sunus.

Diese Bezeichnungen gehen sämtlich auf eine indoeuropäische Grundform **sūnú-s* zurück.

Der Grund für den höheren Grad an Homomorphie zwischen Erscheinungen älterer Sprachstufen steht in engem Zusammenhang mit dem Begriff „genetisch“. Er besagt u. a., daß bestimmte Sprachen im Ergebnis regelmäßigen phonetischen und phonologischen Wandels sowie morphologischer und syntaktischer Veränderungen fortschreitend abnehmende Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten aufweisen. Umgekehrt ergibt sich also, daß genetisch verwandte Sprachen um so engere homomorphe Beziehungen (im Hinblick auf die Voraussetzung einer gemeinsamen Grundsprache) haben, je älter ihre vergleichbaren schriftlichen Überlieferungen sind, d. h. je näher sie der Grundsprache stehen.¹

So weisen Altindisch (Sanskrit) und Altgriechisch zahlreiche Übereinstimmungen im Nominal- und Verbalbereich auf. Einem ai. Imperfekt *ābharam* „ich trug“ entspricht im Altgriechischen das Imperfekt *ἔφερον*. Im heutigen Hindi, einer modernen indischen Sprache, ist einmal auf Grund struktureller Veränderungen die synthetische Bildungsweise des ai. Imperfekts nicht mehr vorhanden, und zum anderen wird der lexikalische Fortsetzer des ai. Verbs *bhr* „tragen“ (*bhārāmi* „ich trage“) durch den Infinitiv *bharnā* „füllen“ dargestellt, eine Bedeutung, die als Nebenbedeutung schon im ai. Verb vorhanden war. Für „tragen“ gibt es im Hindi heute andere Lexeme. Im Neugriechischen ist das Lexem noch in der traditionellen Schriftsprache (Katharevusa) vorhanden und gebräuchlich, in der gesprochenen Sprache jedoch durch andere Lexeme ersetzt. Ganz aufgegeben und durch analytische Bildungsweisen ersetzt wurde ebenfalls das altgr. synthetische Imperfekt.

Aus der Beobachtung der Ähnlichkeiten besonders zwischen älteren Sprachzuständen wurde somit die Hypothese einer – irgendwie gearteten – Grundsprache erhärtet (vgl. 2.3.), eine Hypothese, die schon vor Jahrhunderten auf Grund auffälliger Ähnlichkeiten zwischen Sprachen entstanden war (vgl. 2.3.2.). Die Einzelsprachen hätten sich damit von der Grundsprache zu gewissen (vor)historischen Zeiten abgespalten und relativ selbständig weiterentwickelt. Das Kriterium der genetischen Verwandtschaft von Sprachen besteht demzufolge in den – durch die hist.-vgl. Methode eruierten – homomorphen Beziehungen einer Anzahl von ursprünglich identischen Elementen. Ihre einzelsprachliche Entwicklung verlief zwar unterschiedlich, aber nicht chaotisch, vielmehr insoweit „regelmäßig“, als die Spuren der ursprünglichen Gemeinsamkeiten noch mehr oder weniger vorhanden sind, die damit die Basis für verallgemeinerbare (klassenbildende) Lautkorrespondenzen und daraus entwickelbare Lautgesetze ergeben, mit deren Hilfe Korrelationen zwischen vergleichbaren Morphemen und Wörtern herstellbar sind (vgl. 3.2.).

Allerdings weisen genetisch verwandte Sprachen sehr unterschiedliche Beziehungen untereinander auf. Das hängt weitgehend einmal von ihrer genetischen Nähe (bzw. Distanz) und zum andern von den unterschiedlichen Graden ihrer einzelsprachlichen Entwicklung (Diffusionsintensität und Diffusionsgeschwindigkeit, vgl. 1.3. und 1.4.) ab. Obgleich Deutsch und Englisch zur Gruppe der eng verwandten westgerm. Sprachen gehören, bestehen heute erhebliche lexikalische und strukturelle (grammatische) Unterschiede zwischen ihnen. Russisch und Belorussisch, die zur eng verwandten Gruppe der ostslaw. Sprachen gehören, zeigen heute noch weitgehende Beziehungen in der grammatischen Struktur und in der Lexik.

Die Basis für den Vergleich von Wörtern und Morphemen bilden letztendlich die phonologischen Entsprechungen zwischen ihnen, vgl. dazu in dem Wort für „Ruhm“ ai. /ś/ (*śravás*), gr. /κ/ (*κλέος* < *κλέφος*), air. /c/ (*clú*), dass. in dem Wort für „Hund“ ai. *śván*, gr. *κύων*, lat. *canis*, got. *hunds*, lit. *šuo* und dass. in dem Wort für „Herz“ gr. *καρδία*, lat. *cor*, got. *hairsō*, air. *cride*, lit. *širdis*. Es entsprechen also ai. /ś/ = gr. /κ/ = Lat. /c/ = air. /c/ = got. /h/ = lit. /š/. Derartige Lautkorrespondenzen in vergleichbaren Erscheinungen sind z. B. innerhalb der indoeuropäischen, der finno-ugrischen oder der semitischen Sprachen so zahlreich, daß die Hypothese der genetischen Zusammengehörigkeit von Sprachen seit ihrem Bestehen niemals ernsthaft aufgegeben wurde. Vergleichbares gilt auch für andere Sprachfamilien.

1.1.1.1. Anders kann sich die Sachlage aber zwischen Sprachen und Sprachgruppen gestalten, wenn spärliche und umstrittene lexikalische und grammatische Befunde einen Vergleich (erheblich) erschweren, wenn also die Regeln nicht genau fixierbar sind, nach denen solche Entsprechungen zwischen Sprachen formuliert werden können. Die Ursache dafür kann die Verdunklung der alten genetischen Beziehungen durch starke (lexikalische) Überfremdung oder durch lexikalische und grammatische Konvergenzen mit anderen Sprachen sein (vgl. Teil II); es können aber darüber hinaus zwischen Sprachen auch schon derart lange Trennungszeiten vorliegen, daß ihre ursprüngliche genetische Verwandtschaft nicht mehr oder nur noch unsicher zu erkennen ist. Ein Beispiel für einen solchen Problemfall ist die Zusammengehörigkeit der semitischen und der hamitischen Sprachen zu einer großen Sprachfamilie, weil es zwischen dem Semitischen und den hamitischen Sprachzweigen (Ägyptisch, Kuschitisch, Libysch-Berberisch, Tschadisch) nur geringe Fälle gibt, die einen eindeutigen Beweis für genetische Verwandtschaft darstellen. — Dennoch ist nachdrücklich zu unterstreichen, daß man nie den Nachweis erbringen kann, daß Sprachen (oder Sprachfamilien) nicht genetisch verwandt sind (vgl. 2.3.8.), da die o. g. Umstände und andere

einzelnsprachliche Schicksale die ursprünglichen Verhältnisse eben verdunkelt haben können.

1.1.1.2. Eine wichtige und notwendigerweise zu beachtende Rolle spielt bei der genetischen Untersuchung von Sprachen die Frage von Entlehnungen. Aber auch zufällige Übereinstimmungen und Universalien dürfen hierbei nicht ausgeklammert werden. Doch sind am wichtigsten zweifellos die Entlehnungen. Eine Unterscheidung zwischen Entlehnung und genetischer Übereinstimmung ist aber oft nicht leicht zu treffen, besonders dann, wenn es sich um Entlehnungen in älteren Sprachperioden handelt. SEEBOLD (1981, 53f.) weist dabei auf dt. *Mauer* (ahd. *mūra*) und lat. *mūrus* hin, die auf ein grundsprachliches ie. ⁺⁺*mūro-* zurückgeführt werden könnten, wenn nicht altlat. Belege ein *moiros* zeigten, dessen Stammvokalismus /oi/ nicht zu ahd. /ū/ paßt. Ahd. *mūra* muß demzufolge aus dem Latein nach der Zeit entlehnt worden sein, da altlat. /oi/ sich schon zu /ū/ gewandelt hatte.

Zufälligkeiten im „Gleichklang“ und in der Bedeutung von Wörtern zwischen Sprachen (ein „jeu de la nature“ nach Meillet) spielen in unserem Zusammenhang kaum eine Rolle. Sie können sich jedoch einmal bei solchen Sprachen als falsche Freunde erweisen, die wegen ihrer genetischen Verwandtschaft den Gedanken an urverwandte Wörter nahelegen, vgl. engl. *bad* „schlecht“ und neupers. *bad* dass. (VENDRYES 1921, 360). Wenn man sich in solchen Fällen nicht hinreichend die einzelnsprachlichen Lautentwicklungen und die Veränderungen verdeutlicht, die diese Sprachen durchlaufen haben, kann es zu Fehlinterpretationen kommen. Beide Wörter haben, wie ihre historische Analyse zeigt, nichts miteinander zu tun. Diese Fälle sind nicht allzu zahlreich, so daß sie hier nicht weiter besprochen werden müssen. Anders stellt sich das Problem aber in großen Spracharealen, den Phyla, dar, wo eine Vielzahl von Sprachen, oft ohne schriftliche Überlieferung, großenteils nur nach lexikalischen Kriterien verglichen werden kann (vgl. 1.4. und 2.3.8.). Hier können sich lautlich-formale Ähnlichkeiten ergeben, deren genetischer resp. zufälliger Charakter schwer durchschaubar ist.

1.1.2. Die oben veranschaulichten Ähnlichkeiten zwischen den slaw. und germ. Wörtern für „Sohn“ sind nicht exklusiv, denn es ergeben sich noch weitergehende genetische Beziehungen zu anderen Sprachen. An diesen Beziehungen haben u. a. das Altindische (*sūnús* „Sohn“), das Avestische (*hunuš* dass.) und das Litauische (*sūnús* dass.) teil. Das Griechische *υῖός* (dissimilatorisch aus älterem *υῖός*) „Sohn“, das Tocharische (B) (*soy* dass.) und das Armenische (*owstr* dass.) zeigen bei gleicher Wurzel jedoch abweichende Wortbildung (ie. ⁺*su-ū-s*); das Armenische hat die Form in Analogie zu *dowstr* „Tochter“ umgestaltet (zur Flexion vgl. R. SCHMITT

1981, 99). Wir haben es bei dem Wort für „Sohn“ also mit einem weit verbreiteten ie. Grund- und Erbwort aus der Gruppe der Verwandtschaftsnamen zu tun, das sich allerdings in teilweise sehr veränderter Gestalt in den Einzelsprachen präsentiert. Der Grund für die unterschiedliche Gestaltung sind neben voreinzelsprachlich unterschiedlichen Bildungsweisen vor allem unterschiedlich starke Veränderungen des Laut- und Formenbestandes der Einzelsprachen.

Die genetischen Beziehungen zwischen engl. *son*, russ. сын, ai. *sūnús* usw. verlaufen jedoch nicht „direkt“. Vielmehr bestehen diese Beziehungen über Zwischenglieder, so engl. *son* als Beleg einer germ. Sprache, russ. сын als solcher einer slaw. und ai. *sūnús* als Beleg einer ind.-iran. Sprache usw. Die Begründung ergibt sich daraus, daß diese und andere Sprachen auf sog. Zwischengrundsprachen, in unserem Fall auf das Germanische, das Urslawische und das Indo-Iranische zurückgeführt werden (können), die jeweils Gruppen enger verwandter Sprachen repräsentieren. Eine solche Darstellung ist zwar höchst vereinfacht, modellhaft, „stammbaumhaft“ (vgl. 2.3.3.), denn sie berücksichtigt weder die lange historische Entwicklung unserer Sprachen noch die Tatsache, daß Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung Entlehnungen vornehmen und Verluste erleiden können. Außerdem sind – bis auf das Vulgärlatein, von dem man einige Kenntnis über das klassische Latein hat – alle anderen ie. Zwischengrundsprachen nur linguistische Hypothesen und keine real belegten Idiome. Dennoch lassen sich die o. g. Verwandtschaftsverhältnisse am plausibelsten über das Grundsprachenmodell darstellen, das von A. Schleicher ins Leben gerufen worden ist.

1.1.2.1. Der Begriff der genetischen Verwandtschaft impliziert damit in jedem Fall eine historische Komponente (vgl. GRAUR 1974, 365; SZEMERÉNYI 1980², 7; LEHMANN 1969, 22ff.). Zwar ließen sich zahlreiche Elemente z. B. zwischen Neuhochdeutsch, Französisch und Russisch auch synchron vergleichen, insofern man die komplizierten Lautkorrespondenzen zwischen den Sprachen kennt (z. B. zwischen dt. *Mutter* – russ. мать – frz. *mère*), jedoch besteht die Verwandtschaft der korrelierten Elemente eben weniger auf Grund ihrer synchron erfaßten Beziehungen als vielmehr auf Grund ihrer historischen bzw. vorhistorischen Vorstufen (Vulgärlatein, Indo-Iranisch, Urslawisch, Germanisch). Diese sind wiederum genetisch miteinander verbunden und gehen auf ein noch tiefer liegendes Idiom, die sog. ie. Grundsprache, zurück. Jenseits der ie. Sprachfamilie gibt es bis heute keine weitergehenden gesicherten genetischen Anschlüsse der ie. Sprachen an andere Sprachfamilien bzw. Sprachen (vgl. aber 2.3.8.).

1.1.2.2. Genetisch verwandte Sprachen können damit auf der Basis von Zwischengrundsprachen zu Sprachzweigen², z. B. dem indo-iranischen, germanischen, baltischen, slawischen oder italischen und diese wieder zu noch größeren Einheiten, zu Sprachfamilien zusammengefaßt werden. So gehören die hier genannten Sprachzweige zur indoeuropäischen Sprachfamilie. Die finn.-ugr. Sprachen kann man in den ugrischen und den finnisch-permischen Zweig einteilen, und man könnte dann von der finn.-ugr. Sprachfamilie sprechen. Nun sind derartige Gliederungen aber relativ, und die hier vornehmlich am Indoeuropäischen angedeutete Klassifizierung stellt natürlich eine gewisse Idealisierung aus indoeuropäischer Sicht dar. Sie kann umständebedingt für andere Sprachen in ganz anderer Weise zu treffen. So wurden die finn.-ugr. Sprachen lange Zeit in der Tat als eine Sprachfamilie betrachtet. Im Gegensatz zum Indoeuropäischen läßt sich diese Gruppe aber in noch weitergehende genetische Beziehungen mit den samojedischen Sprachen bringen und ergibt zusammen nun die uralische Sprachfamilie³ (Einzelheiten u. a. bei Décsy 1965, 220f.). Heute gesprochene samojedische Sprachen auf dem Gebiet der UdSSR sind Nencisch (oder Jurakisch), Encisch, Ngasanisch und Selkupisch. Demzufolge muß man nun vom finno-ugrischen und vom samojedischen Zweig sprechen und die finn.-ugr. Sprachen in Unterzweige oder Gruppen untergliedern (zur weiteren Gliederung der finn.-ugr. Sprachen vgl. Décsy 1965, 7ff.).

Desgleichen lassen sich z. B. die slaw. Sprachen in die ost-, west- und südslawischen gliedern; die germ. Sprachen werden gewöhnlich in die nordgermanischen, westgermanischen und in die ostgermanischen (vor allem Gotisch) gegliedert, usw. (vgl. 1.2.). Die Klassifikation genetisch verwandter Sprachen ist also – ganz allgemein – „nach oben“ und „nach unten“ offen.

1.1.2.3. Dem Begriff „genetisch verwandt“ involviert, dies sei wiederholt, daß Sprachen bzw. Dialekte Differenzierungsprozesse in historischer und vorhistorischer Zeit vollzogen haben und damit Grundsprachen⁴ als Ausgangspunkt solcher Differenzierungen anzusehen sind (Einzelheiten vgl. in 2.3.). Solchen Differenzierungsprozessen widerspricht nicht, daß genetisch verwandte Sprachen (Dialekte) auch nach ihrer „Trennung“ sekundär wiederum Konvergenzprozesse durch Sprachkontakte durchmachen können. So glaubte man früher, daß die italischen Dialekte schon vor der Einwanderung ihrer Sprachträger auf die Apenninhalbinsel eine relative Einheit gebildet hätten („uritalische“ Grundsprache), jedoch neigt man jetzt unter dem Einfluß der sprachgeographischen Forschungen innerhalb des Indoeuropäischen dazu, die gemeinsamen Neuerungen dieser Dialekte als gegenseitige Beeinflussung aus einem erst in Italien gebildeten „Sprachbund“ aufzufassen (vgl. SOMMER/PFISTER 1977⁴, 10).

1.1.3. Insbesondere die ie. Sprachen haben sich über weite Gebiete Europas und Asiens ausgebreitet und werden heute, wenn man die durch die kolonialen Eroberungen in andere Erdteile verpflanzten rom. und germ. Sprachen mitberücksichtigt, in verschiedenen Kontinenten gesprochen (weiter vgl. 1.2.). Die Grundsprachenhypothese verbindet sich in der Regel also mit der historisch nachweisbaren Annahme von Wanderungen und/oder Eroberungen der jeweiligen Sprachträger. Indoeuropäische, finno-ugrische, semitische und zahllose andere Sprachen sind durch einstmalige Wanderungen ihrer Träger dorthin gebracht worden, wo wir sie aus der Vergangenheit oder in der Gegenwart kennen. Die Indoeuropäistik, die Finno-Ugristik, die Semitistik u. a. genetische Disziplinen arbeiten daher mit anderen Gesellschaftswissenschaften, so mit der Ur- und Frühgeschichte, der Ethnologie, der Anthropologie und der Archäologie, mehr oder weniger eng zusammen.⁵

1.1.4. Ferner schließt die Grundsprachenhypothese die Berücksichtigung von Sprachkontakten mit ein (Einzelheiten dazu in Teil II). Durch Wanderung in vorhistorischer Zeit und Kolonialisierung kam es zu Kontakten unterschiedlicher Stämme und Völker und damit auch zur Berührung von Sprachen. Dies konnte zu intensiven Kontaktbeziehungen bis hin zu „Sprachmischungen“ führen. So besiedelten die Träger italischer Dialekte (des Lateinischen, des Faliskischen und des Oskisch-Umbrischen) im späten 2. Jahrtausend v. u. Z. die Apenninhalbinsel und wurden dort mit zahlreichen anderen Sprachen konfrontiert. Bei der römischen Eroberung der Halbinsel kam es so zu Berührungen des Lateinischen u. a. mit dem Etruskischen, mit dem Griechischen in den griechischen Kolonien im Süden, mit dem Ligurischen (um den Golf von Genua) und mit anderen Sprachen. Daraus erklären sich die Entlehnungen in der Lexik und bei einigen morphologischen Formantien, besonders zwischen dem Etruskischen und dem Lateinischen. Zudem wird ein Teil der nichtie. Lexik im Lateinischen auch unbekannten mediterranen Substratsprachen zugeschrieben (vgl. LEUMANN/HOFMANN/SZANTYR 1965, 35f.). – Die Festlandkelten breiteten sich über weite Teile Westeuropas aus und stießen auf der iberischen Halbinsel auch mit den Iberern zusammen, wobei es verschiedentlich zu Sprachmischungen kam (vgl. MEIER 1979, 196). – Die romanischen Idiome, so das Portugiesische in Afrika und in Brasilien, weisen bereits derartige sprachliche Varietäten auf, daß verschiedentlich, besonders in den betroffenen Ländern, von selbständigen Idiomen die Rede ist (z. B. idioma brasileiro). Zumindest ist die Tendenz der dialektalen Verselbständigung offensichtlich (vgl. KLARE 1985, 285ff.). – In diesem Zusammenhang sind auch die Kreolensprachen zu erwähnen, die sich auf der Basis verschiedener europäischer Sprachen (Französisch, Spanisch, Englisch, Portugiesisch) unter bestimmten sozial-

ökonomischen und sprachlichen Bedingungen an verschiedenen Orten der Welt herausgebildet haben (vgl. STEIN 1984).

Beispiele für sprachliche Kontakte bieten heutzutage die meisten Sprachen der Erde, da kaum noch Sprachen außerhalb jeglicher Beziehungen mit anderen Sprachen existieren. Daher gibt es kaum Sprachen ohne Fremdwort-einfluß. Ganz starke lexikalische Überfremdungen liegen z. B. im Englischen durch das Französische (seit dem Normanneneinfall 1066) vor; ein anderes Beispiel hierfür ist im europäischen Raum das Baskische (durch Französisch und Spanisch). Das Finnische weist durch die zahlreichen Sprachkontakte mit dem Schwedischen viele schwed. Lehnwörter auf. Das Japanische hat, ebenfalls historisch bedingt, eine Vielzahl (ca. 70 %) chinesischer Lehnwörter⁶; verschiedene erst nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in der Sowjetunion verschriftete Sprachen haben russ. Wörter entlehnt usw. Die Forschungen auf diesem Gebiet haben zur Entstehung der Interferenztheorie geführt,⁷ die ihrerseits das genetische Prinzip (besonders die Stammbaumtheorie, vgl. 2.3.3.) teilweise in Frage stellte und das hauptsächlichste Merkmal in der Herausbildung der Sprachen durch kontaktbedingte sprachliche Prozesse sah (d. h. nicht in ererbten Eigenschaften). Diese Hypothese, so richtig und wesentlich ihre an zahlreichen Einzelfällen nachgewiesenen Aussagen auch sind, ist in jeglicher Überspitzung abzulehnen (Einzelheiten 2.3.6.), da sie die engen genetischen Eigenschaften von Sprachen weder widerlegen noch anders erklären kann.

1.1.5. Die Indoeuropäistik interessiert sich verständlicherweise sehr für Substrateinflüsse auf ie. Sprachen (Einzelheiten vgl. in 2.3.7.). Nicht selten muß dabei auch mit unbekannten Substratsprachen operiert werden, um auffällige Veränderungen und Eigentümlichkeiten zu erklären, für die sich in den untersuchten Einzelsprachen aus internen sprachlichen Gründen keine hinreichenden Evidenzen beibringen lassen. Das betrifft unter den ie. Sprachen z. B. das Keltische (Altirische), dessen tiefgreifende lautliche und morphologische Veränderungen nach POKORNY (1953, 95) darauf zurückzuführen sind, „daß es, mehr als die anderen indogermanischen Sprachen, als verhältnismäßig spät entstandene Kolonialsprache besonders stark die Einflüsse nichtindogermanischer Substrate aufweist, die auf den britischen Inseln angenommen werden müssen“. Ebenso rechnet man mit einem – unbekannten – „mediterran-asiatischen“ Substrat, das man für eine Reihe typologischer Übereinstimmungen in verschiedenen, teilweise weit auseinanderliegenden Sprachen (vom Baskischen bis zum Burushaski im Himalaya, vgl. bei MEIER 1979, 38f.) verantwortlich macht, ohne daß bisher allerdings nähere Beweise dafür erbracht worden wären.

Zahlreiche ie. Sprachen weisen eindeutige, teilweise auch historisch nach-

weisbare Fälle von Substrateinfluß auf. Erwähnt wurde schon das Lateinische; mit Substrateinfluß ist auch mehrfach beim Altgriechischen zu rechnen. Bei der in mehreren Wellen vollzogenen Einwanderung griechischer Stämme auf die Balkanhalbinsel und ihrer Expansion im östlichen Mittelmeer stießen die Griechen auf zahlreiche Sprachen, deren Träger z. T. eine hochentwickelte Kultur besaßen, so die minoische Kultur auf Kreta. Unter diesen Sprachen gab es weitgehend nichtie. Idiome. Es ist heutzutage zwar größtenteils akzeptiert, daß die auf Kreta und dem griechischen Festland gefundenen sog. Linear-B-Texte schon ein frühes, mykenisches Griechisch zeigen, dessen Belegung bis ins 14. resp. 12. Jh. v. u. Z. zurückreicht und das damit noch älter ist als das Homerische Griechisch und die arkadisch-kyprischen Dialekte (vgl. HILLER/PANAGL 1986², 29f.); diese Griechen müssen aber mit frühen nichtie. Sprachen aus dem minoischen Kulturbereich zusammengestoßen sein, durch die das myk. Griechisch vor allem lexikalisch stark beeinflusst wurde.⁸ Linear B selbst ging im 12. Jh. v. u. Z. unter und ist kein Vorläufer der anderen gr. Schriftdialekte. Das Hethitische in Anatolien (vgl. 1.2.) wurde durch Substrat- und Adstratsprachen in bestimmten lexikalischen Bereichen (Übernahme lokaler Kulte, Kultur, Religionen usw.) geradezu überwuchert. – Solche Beispiele ließen sich beliebig fortführen.

1.1.6. Sprachen können aufgegeben und andere Sprachen angenommen werden. Die Möglichkeit der Übernahme fremder Sprachen durch Bevölkerungsgruppen zeugt gegen die früher behauptete Interdependenz von Rasse und Sprache. Allerdings ist gar nicht zu übersehen, daß besonders in verhältnismäßig abgeschlossenen Sprachräumen mit autochthoner Bevölkerung, z. B. bei australischen und südamerikanischen Stämmen oder bei den Ainu auf Hokkaido und Sachalin, deren Sprachen von anthropologisch weitgehend zusammengehörigen Gruppen gesprochen wurden/werden. Dies war in der Vergangenheit noch weiter verbreitet als in der Gegenwart. Anders ist die Situation aber z. B. in Europa, wo sich die Zugehörigkeit von anthropologischen Gruppen zu bestimmten Sprachgemeinschaften, abgesehen von gewissen Randzonen, z. B. beim Lappischen im hohen Norden, gar nicht decken muß. „Einwanderungsländer“ wie die USA, Kanada, Australien, Neuseeland zeigen überdies deutlich, daß Angehörige verschiedener Rassen und Sprachgemeinschaften ihre Muttersprache aufgeben und schon in der folgenden Generation im Englischen ein vollgültiges neues Kommunikationsmittel finden können. Auch die Sprecher der zahlreichen, nicht Russisch als Muttersprache sprechenden und in ethnischer Hinsicht stark differenzierten Völker der Sowjetunion benutzen Russisch als Verkehrssprache. Die genetische Klassifizierung von Sprachen (vgl. 1.2.) verfolgt daher nicht anthro-

pologische und ethnologische, sondern sprachliche Untersuchungsziele; ihre Kriterien sind sprachliche bzw. linguistische, nicht anthropologische und ethnologische. Das gilt sowohl für die Indoeuropäistik wie beispielsweise für die Bantuistik (vgl. MEINHOF 1948², 22f.). Diese Feststellung bedeutet natürlich nicht, daß z. B. die Indoeuropäistik, die Semitistik oder die Bantuistik für anthropologische und ethnologische Fragen der Sprachträger der untersuchten Sprachen nicht aufgeschlossen sind; jedoch handelt es sich dabei um integrative Problemstellungen, die nur im Zusammenhang von Linguistik, Ur- und Frühgeschichte, Archäologie, Ethnologie und Anthropologie zu behandeln sind (vgl. auch 1.3.).

1.1.7. Gleichfalls unbestreitbar ist, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft nicht in der Lage ist, sog. glottogonische Fragen nach dem Sprachursprung nach der Monogenese oder Polygenese der Sprachen zu beantworten (vgl. 2.3.5. und 2.3.8.). Die ältesten von uns überschaubaren, in historischen Überlieferungen belegten Sprachen, das Altägyptische und das Sumerische, reichen bis in das 4. Jahrtausend zurück; viele bekannte alte Sprachen, z. B. Altchinesisch, Altindisch, Altgriechisch u. a., sind in ihren Überlieferungen noch jüngeren Datums. Damit erfaßt die von uns überschaubare Periode der Sprachentwicklung insgesamt einen verschwindend geringen Zeitraum (vgl. auch 1.4.), gemessen an den Zeiträumen, in denen Sprachen (Grundsprachen) divergente oder konvergente Entwicklungen durchlaufen, sich neu bilden oder von der Erde verschwinden (konnten). Die heutige hist.-vgl. Sprachwissenschaft ist also nicht in der Lage, Sprachursprungsfragen in der einen oder anderen Weise überzeugend zu beantworten. Zudem hätte auch diese Frage wiederum integrativen Charakter und wäre nur in Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaften zu behandeln. Sprachursprung und Grundsprache sind also ganz verschiedene Begriffe. (Zu Sprachursprungsfragen der französischen Aufklärung vgl. RICKEN 1984, 163ff. Zum Sprachursprung allgemein vgl. BORST 1957–1963; HEWES 1971 u. 1975; DÉCSY 1977 und 1981.)

Allerdings spricht vieles dafür und ist die Tendenz in der Forschung unverkennbar, die bisher bekannten Sprachfamilien auf noch größere und damit chronologisch tieferliegende Zusammenschlüsse von genetisch bestimmbaren Sprachgruppen, auf sog. Phyla, zurückzuführen. Ein solches Phylum war nach Auffassung verschiedener Linguisten die semito-hamitische Sprachengruppe, doch sind die Meinungen darüber heute eher geteilt. – Als zwangsläufige Schlußfolgerung der bisherigen zahlreichen Sprachenklassifizierungen liegt es aber auf der Hand, nach umfassenderen, noch tiefer liegenden genetischen Beziehungen zwischen Sprachen und Sprachfamilien zu suchen. Hierbei bestehen die Hauptschwierigkeiten in den weit zurück-

Historisch und sprachlich gut überschaubare Verhältnisse von Grundsprache und Einzelsprachen wie im Bereich des Romanischen gehören in der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft zu den seltenen Fällen. Sie stellen auch quellenmäßig für die Romanistik optimale Arbeitsbedingungen dar, gemessen an denen anderer Bereiche der Komparativistik. Die Mehrzahl der anzusetzenden Grundsprachen ist, wie schon gesagt, nicht belegt, und die Forschungslage ist dementsprechend schwieriger. So besitzen wir z. B. weder die germanische noch die slaw. oder die ind.-iran. Grundsprache usw. Natürlich können auch die noch frühere ie., ural. oder semit. (bzw. semit.-hamit.) Grundsprache und zahlreiche andere für wissenschaftliche Zwecke nur rekonstruierend und annähernd wiedergewonnen werden. Im Prozeß der Rekonstruktion von Grundsprachen (vgl. 2.3. ff.) werden die genetisch verwandten einzelsprachlichen Erscheinungen durch Operationen mit Lautgesetzen und verschiedenen Vergleichsmethoden gewissermaßen „aufgehoben“ und auf chronologisch vorausgehende, voreinzelsprachlich identische Erscheinungen zurückgeführt, die als sog. Grundformen vorausgesetzt werden (vgl. dazu Kap. 3).⁹

1.1.8.1. Fragt man sich nun, was zwischen Sprachen genetisch verwandt und damit im Sinne grundsprachlicher Identität vergleichbar sein kann, mit anderen Worten, welchen Teilbereichen der Sprachen in gewissem Maße die Eigenschaft zukommt, ererbte Erscheinungen über lange Zeitläufe festzuhalten und sie nur begrenzt durch Entlehnungen aus anderen Sprachen zu ersetzen, so ist die Antwort darauf kompliziert, aber keinesfalls unmöglich. Es handelt sich einmal um den sog. Grundwortschatz. Seit langem ist jedoch bekannt, daß der Anteil dieses Erbwortschatzes nicht gleichmäßig über den ganzen Wortbestand einer Sprache verteilt ist. Er gilt z. B. nicht für kulturelle Wanderwörter (sie gab es schon in ältesten Zeiten, z. B. *Silber*, *Hanf*, *Erbse* usw., vgl. SEEBOLD 1981, 99f.) und für Entlehnungen aus benachbarten Sprachen, vgl. die zahlreichen, z. T. schon wieder außer Gebrauch gekommenen frz. Lehnwörter im Deutschen oder die zahlreichen arab. und pers. Lehnwörter besonders im Urdu und im Hindi, zwei neuind. Sprachen. Er gilt nicht für Internationalismen und natürlich auch nicht für Neologismen. Die Entlehnung ist daher ein Faktor, mit dem die hist.-vgl. Sprachwissenschaft stets rechnen muß, zumal längst bekannt ist, daß Lehnwörter nicht nur sehr alt, sondern auch sehr langlebig sein können und sich phonetisch, phonologisch und morphologisch in den entlehnenden Sprachen oft stark assimilieren (vgl. dt. *Mauer* und andere lat. Lehnwörter im Deutschen). Entlehnung setzt prinzipiell keine genetische Verwandtschaft zwischen den betreffenden Sprachen voraus. So besitzen z. B. das Finnische eine Reihe germ. und das Japanische zahlreiche chin. Lehnwörter, doch gibt

es keine genetische Zugehörigkeit des Finnischen zum Germanischen und des Japanischen zum Chinesischen. Die Entlehnungen dokumentieren nur (vor)historische Sprachkontakte. Auch die große Zahl frz. und nordgerm. Lehnwörter im Englischen kann nichts an der Tatsache ändern, daß Englisch eine im Kern westgermanische Sprache ist.

Für Untersuchungen des Erbwortschatzes, was Gegenstand der genetischen Sprachwissenschaft ist, verbleibt also einmal der sog. Grundwortschatz.¹⁰ Diesem Grundwortschatz wird vielfach zugestanden, verhältnismäßig frequent und stabil, für Entlehnungen weniger geeignet und damit Zeuge für gemeinsame Herkunft derjenigen Einzelsprachen zu sein, die über ihn in verhältnismäßig gleicher Weise verfügen (vgl. LEHMANN 1969, 21; K. H. SCHMIDT 1977, 6; u. a.). Numeralien, Pronomen, Verwandtschaftsnamen, Bezeichnungen für bestimmte (Haus-)Tiere, für menschliche Körperteile und Ausdrücke für grundlegende Tätigkeiten im Zusammenleben der Menschen erweisen sich oftmals als über lange Zeit hinaus stabil. Im Zuge der lexikalischen Rekonstruktion der ie. Grundsprache ist es so bereits zu verschiedenen Sachgruppensammenstellungen gekommen, die als Reflex grundsprachlicher Lexik angesehen werden können (vgl. BENVENISTE 1969, DELAMARRE 1984 mit reichen Literaturhinweisen. Für den gemeinsamen Wortschatz im Finno-Ugrischen bzw. des Uralischen vgl. DÉCSY [1965, 162ff. und 223f.]). – Daß aber auch der Grundwortschatz in seinem Bestand nicht unveränderlich ist, sondern sich langsam wandeln kann, legen u. a. schon die Erkenntnisse der Glottochronologie dar (vgl. 3.9.).

1.1.8.2. Es war bereits angedeutet worden, daß in den Sprachen ein z. T. beträchtlicher Lehnwortschatz vorhanden sein kann. Historischen Umständen entsprechend, schwankt sein Anteil in den einzelnen Sprachen. Das Japanische ist in der Entlehnung aus dem Chinesischen so weit gegangen, daß nach Meinung von MILLER (1980, 62) „the basic vocabulary concept is almost totally illusory. In the historical period Japanese can be shown . . . to have borrowed just as widely and just as freely in these supposedly basic semantic areas as in any others . . . The great difficulty here seems to be that what is basic for one culture or one civilization at a given time in history may not be so basic at another time or for other people . . .“. Diese Feststellung, die sich, wie schon ausgeführt, auf ca. 70 % chinesischen Fremdwortschatzes im Japanischen stützt, ist deswegen so bedeutsam, weil sie ein Gegenbeispiel für die so häufig behauptete (relative) Konstanz des Grundwortschatzes in den Sprachen darstellt und weil sich dabei zeigt, daß es zwischen dem Grundwortschatz und anderen Teilen des Wortschatzes Wechselbeziehungen gibt, die feste Grenzziehungen und damit auch die starre Handhabung der Prinzipien der Glottochronologie und Lexikostatistik

(vgl. 3.9.) illusorisch erscheinen lassen (vgl. auch BENVENISTE 1977, 117). Neben Erb- und Lehnwortschätzen erkennbarer Herkunft kann es in den Sprachen auch Wortschätze (noch) nicht deutbarer Herkunft geben.

1.1.8.3. Schon die Begründer der Indoeuropäistik und der Finno-Ugristik (Fr. SCHLEGEL, Fr. BOPP, S. GYARMATHI und J. BUDENZ) sahen vor allem aber in den morphologischen Formen, den Flexions- und Wortbildungsmorphemen der Sprachen (soweit sie aus typologischen Gründen in Sprachen anzutreffen sind), das stärkste Indiz für genetische Beziehungen, da diese Elemente Entlehnungen wenig zugänglich sind (vgl. LEHMANN 1969, 21). Diese Auffassung wird von der Komparativistik bis heute geteilt. Nominale und verbale Flexionsparadigmen, insbesondere das Verbum „sein“, heteroklitische Flexionsformen innerhalb des Paradigmas, pronominale Paradigmen, Numeralien u. a. sind auf Grund ihres oft langen Erhaltungszustandes – auch in Resten – ein wichtiger Zeuge für genetische Zusammengehörigkeit von Sprachen. Hier läßt sich zeigen, wie Morphemgruppen (Stamm-, Flexions- und Wortbildungsmorpheme) in den verschiedenen Sprachen gleiche Bildungsmuster haben können, so daß nicht einzelne Laute oder undifferenzierte Wörter, sondern Gruppen von Morphemen formal und semantisch zu vergleichen bzw. in ihrer einzelsprachlichen Weiterentwicklung vom Sprachhistoriker zu verfolgen sind (Einzelheiten bei HOENIGSWALD 1966). Der morphologische Vergleich erfaßt auch die paradigmatische Ebene der Sprache und die dort herrschenden Regularitäten.

So gab es im Indoeuropäischen bei den Nomina verschiedene „Stammklassen“. Die Ausgänge nominaler Stämme konnten vokalisches oder konsonantisch sein, und die – alten – ie. Sprachen teilen diese Eigenart. Ein anschauliches Beispiel dafür sind die *-u*-Stämme, die weitgehend vergleichbare Bildungsweisen in ihrem Haupttypus aufweisen. Sie zeigen zudem Ablaut in den einzelnen Kasus: *+u-* im Sg. Nom. und Akk., vollstufigen diphthongischen Stammauslaut *+ou-/ +eu-* im Vok., Gen. und Dat. und dehnstufigen langdiphthongischen Auslaut *+ōu-/ +ēu-* im Lokativ. Vgl. (in Auswahl): Nom. Sg. ai. *sūnū-s* „Sohn“, gr. *πῆχυσ* „Ellenbogen“, lat. *manu-s* „Hand“, aksl. *сынъ* „Sohn“, got. *sunu-s*; Gen. Sg. ai. *sūnó-s* < *+sūnou-s*, gr. *πῆχος* < *πῆχεϝος*, lat. *manū-s* < *+manou-s*, aksl. *сыноу* < *+sūnou-s*, got. *sunaus* usw. – Gewisse Nomina haben in den ie. Sprachen eine heteroklitische Stammbildung. Während der Nom., Akk. (und der Vok.) auf *-r* ausgehen, zeigen die obliquen Stämme *-n-* als Stammausgang, vgl. gr. *ὕδωρ* „Wasser“ (Nom. und Akk.) gegenüber dem Gen. *ὕδατος* < *+ūδ-η-τ-ος* (mit *-t*-Erweiterung), umbr. Nom. *utur* „Wasser“ gegenüber *une* (Abl.) < *+ud-n-i*, heth. *watar* dass. gegenüber *wetenaš* (Gen. Sg.). In anderen ie. Sprachen entstand Ausgleich zugunsten des einen oder anderen Stammauslautes, so im Gotischen der

-n-Stamm (*watō*, Gen. *watins*) und im Althochdeutschen der *-r*-Stamm (*wazzar*); im Altisländischen sowohl alter *-n*-Stamm (*vatn*) als auch *-r*-Stamm (*vatr*). In anderen Sprachen erfolgte der Übergang in andere Stammklassen, so im Altkirchenslawischen in die *-a*-Stämme (вога) aus Gründen innersprachlicher Auslautentwicklungen; im Latein liegt ebenfalls ein *-a*-Stamm (*unda* „Welle“) vor. Für das Vorhandensein der heteroklitischen Bildungsweise auch im Italischen zeugt aber das o. g. Umbrische.

Derartige komplizierte morphologische Übereinstimmungen können nicht dem Zufall zugeschrieben werden, sondern sind zwingende Beweise für ursprüngliche Gemeinsamkeiten. Die ie. Sprachwissenschaft hat auf diese Weise ein umfangreiches morphologisches Korpus erarbeitet, das derartige Gemeinsamkeiten in den Einzelsprachen belegt. Dasselbe ist auch für andere Sprachgruppen geschehen, so für das Finno-Ugrische oder das Semitische.

Natürlich können derartige Kriterien nur in Sprachen mit entwickeltem Formenwandel gelten, also in indoeuropäischen und semitischen Sprachen als flektierenden oder in finno-ugrischen oder in den Turksprachen als agglutinierenden. In flexionsarmen oder in gänzlich flexionslosen Sprachen, wie dem Altchinesischen oder dem Vietnamesischen, ist der Nachweis genetischer Verwandtschaft in der hier aufgezeigten Weise erschwert; nicht nur durch das Nichtvorhandensein grammatischer Morpheme, sondern auch durch die Struktur der lexikalischen Morpheme, wenn diese einsilbig sind und damit weniger „Masse“ am Wortkörper für den Vergleich zeigen als flexivische Morphemkombinationen, wie sie z. B. in ie. Sprachen vorliegen (Typ: gr. Impf. ἐπέρομεν = ε Augment, -περ-Wurzel des verbalen Lexems, -ο- sog. Themavokal, -μεν Endung der 1. Pers. Pl.). Die an „unseren“ Sprachen erstellten Kriterien erweisen damit nicht nur ihre Relativität in der Anwendung auf die Gesamtmasse der Sprachen, sondern sie zeigen auch wissenschaftshistorisch, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft mit der Untersuchung flektierender und agglutinierender Sprachen entstanden ist. Doch sei ausdrücklich festgestellt, daß die Prinzipien der hist.-vgl. Sprachforschung sich bislang in allen Fällen ihrer Anwendbarkeit als gültig erwiesen haben: sowohl bei der genetischen Untersuchung von indianischen Sprachen (z. B. bei den zentralen Algonkinsprachen) und bei der Untersuchung von afrikanischen Sprachen (u. a. bei den Bantusprachen) als auch in zahlreichen anderen Fällen.

1.1.8.4. Von den oben beschriebenen Kriterien zur Untersuchung genetischer Verwandtschaft abzugrenzen sind strukturelle Merkmale der Sprachen. Kategorien wie Wortarten und ihre Subkategorien Tempus, Modus, Aspekt oder Kasus usw. oder klassenbildende Affixe in Klassensprachen sind an und für sich noch kein unmittelbares Indiz für

genetische Zusammengehörigkeit, da ihr Auftreten nicht mit vergleichbaren lautlich-formalen Elementen gekoppelt sein muß. Vielmehr sind solche Erscheinungen strukturell-typologischer Natur und können in Sprachen unterschiedlicher genetischer Zusammengehörigkeit vorliegen. So besaßen die indoeuropäische, die semitische und die finno-ugrische Grundsprache morphologische Paradigmen im Nominal- und Verbalbereich, doch erlaubt diese Tatsache allein noch keinen Schluß auf gemeinsame genetische Herkunft. – Das Bantu und das Ful (nebst verwandten Sprachen) in Afrika oder das Burushaski im Karakorum-Gebirge sind sog. Klassensprachen. Aber diese Tatsache allein macht sie nicht zu genetisch verwandten Sprachen. Doch tragen die klassenbildenden Präfixe der einzelnen Bantusprachen deutliche Zeichen genetischer Verwandtschaft (lautlich-formale und semantische Vergleichbarkeit), indem sich die segmentalen Einheiten der Präfixe, die Phoneme, in das System von Lautkorrespondenzen zwischen diesen Sprachen einordnen und sogar den Ansatz von „Urbantu“-Präfixen erlauben, vgl. das „Urbantu“-Klassenpräfix¹¹ *mu* (zur Bezeichnung von Menschen) im Sotho *mo-tho* „Mensch“, im Swahili *m-tu*, Herero *omu-ndu*, Duala *mō-tō*, Konde *umu-ndu*, Kongo *mu-ntu*, Zulu *mu-ntu* (alles „Mensch“).¹²

Besondere Beachtung verdienen auch Kriterien der Wortbildung. Wenn Komposita, die z. B. die ie. Grundsprache bereits kannte, Stützung durch die einzelnen, lautlich vergleichbaren Konstituenten des Kompositums erhalten, so läßt sich ihre Existenz als voreinzelsprachliches Lexem nachweisen. Sonst ist aus den zahlreichen einzelsprachlichen Zeugnissen, z. B. dem Typ des Possessivkompositums (dt. *Rotbart*, ai. *dirghabāhu* „Langarm“, russ. *долгоязыый* „hochaufgeschossen“, eigentlich: „einen langen Hals habend“), nur der Schluß zu ziehen, daß diese Bildungsweise schon voreinzelsprachlich vorhanden war (vgl. BRUGMANN 1904, 297 ff.) und sich in den Einzelsprachen (unterschiedlich) weiterentwickelt hat. Da aber auch in nicht indoeuropäischen Sprachen vergleichbare Bildungstypen vorliegen können, so im Finno-Ugrischen Determinativkomposita (vgl. DÉCSY 1965, 160)¹³, beweist dies, daß der Bildungstyp kein genetisches, sondern ein strukturell-typologisches Kriterium für den Sprachvergleich ist.

Eine ähnliche Problematik besteht auch bei der Vergleichung von syntaktischen Erscheinungen. Hierbei handelt es sich um syntaktische Strukturen, also Satzmodelle, Satzgliedfolgen im Haupt- und/oder Nebensatz, Nebensatzbildungen, Stellung von Nebensätzen u. a. m. Sie sind selten an lautlich und formal vergleichbare Erscheinungen, z. B. Konjunktionen bei Nebensätzen, gebunden. Ausnahmen bestehen in den ie. Sprachen aber bei den Relativsätzen, wo ein Pronomen **iō-* im Indo-Iranischen und Griechischen und ein Pronomen **q^ui-/q^uo-* im Hethitischen und Lateinischen vergleichbar und damit gewissermaßen als voreinzelsprachlich anzusetzen sind.

Für das Finno-Ugrische gibt es derartige Vergleichsmöglichkeiten nicht, so daß DÉCSY (1965, 100) für die Grundsprache nur einfache Sätze voraussetzt.¹⁴ Aber Nebensätze, z. B. Relativsätze in jeder Stellung gegenüber dem Hauptsatz, gibt es eben in typologisch unterschiedlichen Sprachen (vgl. Ch. LEHMANN 1980, besond. Anm. 10), und sie sind damit ebenfalls kein Charakteristikum nur bestimmter Sprachfamilien. Mit Recht hat daher JARCEVA (1959, 86f.) betont, daß auch für syntaktische Vergleiche die Forderung nach ihrer grundsprachlichen Nachweisbarkeit gilt. Das läuft *sensu stricto* auf den Nachweis lautlich-morphologischer Übereinstimmungen der einzelsprachlichen Erscheinungen hinaus, ist aber eine nur begrenzt realisierbare Forderung. Allerdings hatte schon Delbrück einen ie. Relativsatz mit dem o. g. Pronomen **iō-* angesetzt. Die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet sind für die genetische Sprachwissenschaft also deswegen besonders groß, weil – oft widersprechende – einzelsprachliche Erscheinungen einen Komplex aus typologischen und genetischen Fragestellungen darstellen und die Forschung auf diesem Gebiet noch nicht allzu weit fortgeschritten ist (weiter vgl. 1.5.11. und 3.7.).

1.1.9. Unter den bisher beschriebenen sprachlichen Erscheinungen hat der Vergleich von Lexemen (des Grundwortschatzes) und der Morphologie für den genetischen Vergleich also die größte Beweiskraft. Sie werden durch lautliche (phonologische) Einheiten repräsentiert, die sich verhältnismäßig regelhaft verändern, indem sie nicht nur an einigen Wörtern, sondern (von Ausnahmen, z. B. Onomatopoetika, abgesehen) überall dort zustande kommen, wo gleiche Bedingungen für den Lautwandel bestehen. Durchkreuzt werden können solche Entwicklungen natürlich durch verschiedene Einflüsse, insbesondere durch die Analogie (vgl. 3.4.). Der Lautwandel erfaßt also in der Regel sämtliche Wörter einer Sprache bzw. eines Dialekts und erlaubt daher Aufschlüsse über Beziehungen zwischen der Masse der Wörter eines Ausgangsstadiums A und der Masse der Wörter eines späteren Stadiums B hinsichtlich systematisch eingetretener Lautveränderungen. Daher sind Wörter (Morpheme) einer Sprache A oftmals auch noch nach längeren Zeitläufen mit anderen Sprachen (B, C usw.) vergleichbar, besonders, wenn schriftlich belegte Zwischenstufen zur Verfügung stehen.

Die Tatsache des verhältnismäßig regelhaften und allmählichen Lautwandels gestattet also, Lautkorrespondenzen zwischen Sprachen und davon verallgemeinerbare Lautentsprechungsregeln zu formulieren. Auf ihnen bauen letztlich die Morphem- und Wortgleichungen der hist.-vgl. Sprachwissenschaft auf. So ist es einleuchtend, daß in engl. *son*, dt. *Sohn* und russ. сын das initiale /s-/ historisch gesehen ein und dasselbe grundsprachliche Phonem symbolisiert. Daraus folgert, daß initiales /s-/ in diesen Spra-

chen auch in anderen verwandten Wörtern so wiedergegeben wird: engl. *seven*, dt. *sieben*, russ. *семь*; engl. (*to*) *sit*, dt. *sitzen*, russ. *сидеть* u. a. m. Es ergibt sich die Lautentsprechung engl. /s-/ = dt. /s-/ = russ. /s-/. Da in unserem Fall zwei germanische und eine slawische Sprache in Bezug gesetzt wurden, folgert ferner, daß /s-/ in unserem Falle nicht german. oder slaw. Ursprungs, sondern noch älterer, also ie. Herkunft ist, und daß es sich in diesen Sprachen und in anderen als /s-/ erhalten hat (bzw. in anderen Sprachen aus ie. *s- lautliche Veränderungen entstehen konnten).

Natürlich sind Lautentsprechungen und Veränderungsregeln in der Mehrzahl der Fälle (besonders auch, wenn es sich um Sprachen mit langer einzelsprachlicher Trennungszeit handelt) nicht immer so offenkundig wie in den eben vorgestellten Fällen. Gr. *ὁτός* „Sohn“, das an anderer Stelle schon zu dt. *Sohn* gestellt wurde, zeigt statt des initialen /s-/ Aspiration entsprechend der gr. Lautentwicklung (ie. *s- > /'/), vgl. lat. *septem*: gr. *ἑπτά*, lat. *sisto*: gr. *ἵστημι* usw. In einem anderen Fall, bei dt. *hundert*, russ. *сто* (aksl. *цѣто*) und lat. *centum*, ergibt sich auf Grund verschiedener, hier nicht weiter zu erläuternder Annahmen, daß die gemeinsame Vorform palatales /k'/ (ie. *k'mtóm) ist. Es entsprechen sich damit dt. /h-/, russ. /s-/ und lat. /c-/.¹⁵ Die teilweise erheblichen einzelsprachlichen Unterschiede im Laut- und Formenbestand verwandter Sprachen sind damit die Produkte einzelsprachlicher Laut- und Formveränderungsprozesse bzw. Ergebnisse von Veränderungen, die schon im Verband größerer voreinzelsprachlicher Areale, in Sprachzweigen oder Dialektgruppen eintraten. So gliedern sich die germanischen Sprachen gemeinsam u. a. durch die 1. Lautverschiebung aus den übrigen ie. Sprachen aus, während von der 2. Lautverschiebung nur gewisse Dialekte des Deutschen, die oberdeutschen und differenziert die mitteldeutschen, erfaßt wurden. – Wie groß auch die Unterschiede auf diesem Gebiet zwischen Sprachen sein mögen, nichts spricht gegen die Tatsache, daß auch lautlich und morphologisch sehr divergente Erscheinungen genetisch verwandt sind, wenn sie sich lautgesetzlich auf voreinzelsprachliche Formen zurückführen lassen.

Unsere Lautentsprechungen hatten bisher eher synchronen Charakter. Es wurden Laute aus Sprachen untereinander verglichen. Es ist jedoch deutlich geworden, daß der Begründungszusammenhang für derartige Lautkorrespondenzen und damit die Logik des Vorgehens der hist.-vgl. Sprachwissenschaft darin besteht, daß die Masse der vergleichbaren Wörter und Morpheme aus ursprünglich „identischen“ grundsprachlichen Einheiten hervorgegangen ist. Diese Tatsache ist jedoch – im Zusammenhang mit der Grundsprachenannahme – eine Hypothese. Aber in der Anerkennung dieser Hypothese liegt letztlich die *raison d'être* der genetischen Sprachvergleichung und der Erforschung von Sprachen und Sprachfamilien.

Somit sind auch geographische Gesichtspunkte der Sprachen, ihre Lagerung, keine prinzipiell notwendigen, sondern nur mögliche und in der Realität auch auftretende Merkmale für die genetische Klassifikation von Sprachen. Ungarisch und Slowakisch sind nicht genetisch verwandt, obgleich sie geographisch unmittelbar benachbart sind und teilweise von bilingualen Sprechern gesprochen werden. Ungarisch ist eine finno-ugrische (uralische) und Slowakisch eine (west)slawische Sprache. Ihre benachbarte Lage hat historische Ursachen.

Die genetische Verwandtschaft der Sprachen und ihre Klassifikation sind heutzutage für zahlreiche Sprachen der Erde geklärt (vgl. 2.2.). Aber es ist bis heute noch keineswegs gelungen, alle Sprachen genetisch zu klassifizieren, sie in Sprachfamilien oder in Sprachzweige einzugliedern. So sind z. B. Baskisch, Etruskisch, Japanisch¹⁶ und Sumerisch bis heute noch nicht genetisch angeschlossen. Andererseits bestehen für manche Gruppierungen oft nur umrißhafte Klassifizierungen, und das Bild vieler Sprachengruppen gleicht durchaus nicht dem Bild, das wir von den ie. Sprachen her gewohnt sind. Die genetische Verwandtschaft der Bantu-Sprachen ist zwar unumstritten, ihre interne Gliederung ist jedoch weit davon entfernt, eindeutig geklärt zu sein.

Die (noch) nicht anschließbaren Sprachen stellen für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft ein Problem sui generis dar. So ist z. B. die Stellung des Baskischen, dessen heutiges Vorkommen in Teilen Nordspaniens und Südfrankreichs auf Restvorkommen eines einstmals umfangreicheren Sprachgebietes schließen läßt,¹⁷ trotz zahlreicher Hypothesen nicht geklärt, wohl eben aus dem Grunde, daß verwandte Sprachen oder Dialekte untergegangen und für uns nicht mehr greifbar sind, so daß das Baskische gewissermaßen wie ein erratischer Block dasteht. – Vielleicht steht es mit dem Etruskischen, für dessen genetische Erklärung eine Fülle von teilweise widersprechenden oder unglaublichen Hypothesen aufgestellt wurde, ähnlich. Bis heute völlig unerwiesen ist die ie. (hethitische) Herkunft des Etruskischen.

1.2. Kurze Bemerkungen zu einigen ausgewählten Sprachfamilien

1.2.1. *Allgemeines*

Erst in den letzten Jahrzehnten hat unsere Kenntnis über die genetische Zusammengehörigkeit von Sprachen merklich zugenommen. Obwohl schon im 16. Jh. Erkenntnisse über die Zusammengehörigkeit der rom. Sprachen mit dem Latein gewonnen und auch schon Ähnlichkeiten zwischen semit. Sprachen beobachtet wurden, und obwohl schon 1599 J. J. SCALIGER zu beachtlichen Einsichten über die genetische Zusammengehörigkeit ver-

schiedener ie. Sprachen Europas gelangt war (vgl. Einzelheiten in 2.1.), blieben vor allem zahlreiche nichteuropäische Sprachen bis in unsere Zeit wenig oder gar nicht erforscht und demzufolge nicht oder nur unzureichend klassifiziert. Der Grund dafür war neben der weitgehenden Nichterforscht-heit zahlreicher „exotischer“ Sprachen vor allem auch die Tatsache, daß der Gedanke der genetischen Zusammengehörigkeit von Sprachen erst seit dem Beginn des 19. Jh. feste Umrisse angenommen hatte und sich vorerst auf die bekannteren Sprachen konzentrierte. Erschwerend kam hinzu, daß zahlreiche Sprachen der Erde (noch) nicht schriftlich fixiert waren bzw. sind und demzufolge auch keine schriftlichen Überlieferungen aus früheren Perioden vorliegen, was ihre Erforschung nicht förderte (vgl. 1.4.). Das betrifft besonders australisch-tasmanische, amerikanische und nicht wenige afrikanische Sprachen. Darüber hinaus sollte auch nicht vergessen werden, daß manche Aufzeichnungen von Sprachen, die insbesondere von Missionaren stammten, nie oder erst viel später veröffentlicht wurden.¹⁸

Im Laufe der Jahrtausende sind zudem zahlreiche Sprachen untergegangen, ohne für uns (ausreichend verwertbare) Spuren hinterlassen zu haben. Bedenkt man, daß der Prozeß des Verschwindens, d. h. der Aufgabe von Sprachen durch ihre Sprachträger und die Übernahme von anderen Sprachen infolge äußerer Faktoren (Eroberung und Unterwerfung bzw. Assimilation von Bevölkerungsgruppen), schon seit vorhistorischer Zeit im Gange ist (vgl. MEILLET 1954, 64ff.) und sich in historischer Zeit fortgesetzt hat, z. B. beim Etruskischen und zahlreichen anderen Sprachen Italiens durch die Römerherrschaft, beim Thrakischen im nördlichen Balkan-gebiet oder beim Illyrischen auf der nordwestlichen Balkanhalbinsel (weiter vgl. 1.2.3.), so wird klar, daß es eine vollständige Kenntnis und Klassifikation aller (einst) gesprochenen Sprachen natürlich nicht mehr geben kann, so daß auch Klassifikationen wegen fehlender Zwischenglieder unvollständig und lückenhaft bleiben müssen wie z. B. beim Baskischen.

1.2.2. Zur Ausbreitung von Sprachfamilien

Unter den Sprachfamilien der Erde haben die ie. Sprachen die größte Verbreitung gefunden (vgl. auch LEHMANN 1969, 20). Diese Tatsache beruht auf historischen und gesellschaftlichen Ereignissen und Prozessen. Schon durch die starken Wanderungen von Trägern ie. Idiome in weite Teile Europas und Asiens bereits in vorhistorischer, aber auch in historischer Zeit vollzog sich ein einmaliger Expansionsprozeß bei einer Reihe von ie. Sprachen. Hatten etwa die Römer durch ihre Eroberungen den Grundstein für die weitverbreiteten rom. Sprachen gelegt, so brachten die frühbürgerlichen und die nachfolgenden kolonialen Eroberungen Amerikas, Afrikas, großer Teile Asiens, Australiens und Neuseelands eine unerhörte Ausbreitung

besonders rom. Sprachen und des Englischen mit sich. Englisch als Muttersprache und als wichtigste Verkehrs- und Weltsprache umspannt heutzutage weite Teile verschiedener Kontinente. Im Zuge der Befreiung von der kolonialen Herrschaft und nach der Gründung junger Nationalstaaten kommt es heute jedoch zu einer Wiederaufwertung bis vor kurzem unterdrückter oder nur restriktiv verwendeter einheimischer Sprachen,¹⁹ so besonders in Afrika.

Migrationen und/oder Eroberungen waren also die Ursachen für die weite Verbreitung zahlreicher Sprachfamilien. Träger ural. Idiome siedelten sowohl im äußersten Norden Skandinaviens (Lappisch) und an der östlichen Ostsee als auch in Ungarn und in weiten Teilen der nördlichen Sowjetunion. – Die semit.-hamit. Sprachen, soweit man diese Gruppe zusammenfassend behandeln will (vgl. schon 1.1.), verbreiteten sich – wahrscheinlich einst aus der noch bewohnten Sahara kommend – über ganz Nord- und Nordostafrika, über Teile des mittleren Ostafrika, über die arabische Halbinsel bis hin nach Kleinasien und in das Euphratgebiet. – Die Bantusprachen nehmen in Afrika große Teile südlich des Äquators ein (Einzelheiten bei GUTHRIE 1948 und 1967–70), doch ist ihre Verbreitung, wie auch die der sino-tibetischen Sprachen, der zweitgrößten Sprachfamilie nach der indoeuropäischen, kompakter als beispielsweise die der ie. Sprachen.

Aus diesen wenigen Beispielen ergibt sich, daß Sprecher genetisch verwandter Sprachen nicht immer zusammenhängende Gebiete besiedeln. Die Tatsache selbst kann verschiedene Ursachen haben – weite Wanderungen, den Untergang von Sprachen und somit fehlende Zwischenglieder. Bezeichnungen wie „indoeuropäisch“ oder „uralisch“, die eigentlich geographische Bedeutung haben,²⁰ erweisen sich daher als wenig zutreffend, da sie mit den tatsächlich von den Sprechern dieser Sprachen besiedelten Gebieten nur teilweise deckungsgleich sind. Weder „besiedeln“ diese Sprachen ganz Europa oder das ganze Uralgebiet, noch beschränkt sich ihre Besiedelung auf diese Gebiete. Es handelt sich also für uns grundsätzlich um linguistische Termini ohne deckungsgleiche Bedeutung mit geographischen Arealen.

Wegen der Vielzahl genetisch klassifizierbarer Sprachen und weil es über Sprachenklassifikation zahlreiche detaillierte Darstellungen gibt, soll hier auf eine weitere ausführliche Beschreibung verzichtet und nur die ie. Sprachfamilie kurz dargestellt werden. (Ausführliche Sprachenklassifikationen sind u. a. enthalten bei P. W. SCHMIDT 1926 [Bibliographie älterer Autoren], MEILLET/COHEN 1952 [umfassende Darstellung], IVANOV 1956 [kurze Gesamtdarstellung], KATZNER 1977 [mit Textproben], MEIER 1979 [umfassende Darstellung], JARCEVA 1982 [umfassend]. Klassifizierungen vornehmlich oder ausschließlich der ie. Sprachen gibt es bei LEHMANN 1969, 23ff.; KRAHE 1970, 24ff.; GEORGIEV 1981, 63ff.; BEDNARCZUK 1986;

GRAUR 1974, 364ff.; ERHART 1982, 10ff.; GADŽIEVA 1982; COWGILL 1986 [mit einer Übersicht über die dazugehörige linguistische Literatur, die bei weitergehenden Studien auf jeden Fall zur Kenntnis zu nehmen ist]).

1.2.3. Die indoeuropäische Sprachfamilie

Die ie. Sprachen sind im einzelnen und historisch-vergleichend am weitesten erforscht. Diese Sprachfamilie umfaßt ausgestorbene Idiome und solche, die bis heute gesprochen werden und z. T. weit verbreitete Kommunikationsmittel (Welt- und Verkehrssprachen) geworden sind. Fast ganz Europa mit Ausnahme einer Reihe von finno-ugrischen Sprachen (Finnisch, Estnisch, Lappisch und Ungarisch), einiger weniger Turksprachen auf dem Balkan und in der UdSSR, des Baskischen und des (mit ital. Elementen durchsetzten) Maltesischen, einer arabischen Sprache, wird heutzutage von ie. Sprachen beherrscht (Einzelheiten über die ie. Sprachen bei KILIAN 1983, 11ff.). Man kann davon ausgehen, daß sich die Träger (Stämme) ie. Dialekte im Neolithikum (ca. 4000–2000 v. u. Z.) nach und nach von ihren ursprünglichen Wohnsitzen entfernt und durch Wanderungen in ihre historischen Siedlungsgebiete begeben haben. Verschiedentlich werden jüngere Trennungszeiten angegeben, doch bezeugen z. B. heth.-luw. Eigennamen auf den sog. Kappadokischen Tafeln in Kleinasien (seit dem 2. Jahrtausend), daß zu dieser Zeit heth.-luw. Stämme dort schon ansässig gewesen sein und ihre sprachlichen Eigenarten herausgebildet haben müssen (Einzelheiten bei GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, 1, 859ff. und GEORGIEV 1981, 322, die – allerdings wenig überzeugend – noch frühere Trennungszeiten ansetzen). Fraglos geschah die Lostrennung ie. Stämme aber zu unterschiedlichen Zeiten, so daß insgesamt mit einer verhältnismäßig langen Dauer des Auflösungsprozesses der ie. Grundsprache zu rechnen ist.

Die schriftliche Bezeugung der einzelnen ie. Sprachen ist sowohl zeitlich wie auch vom Umfang her außerordentlich unterschiedlich. Während das Hethitische schon seit dem 16. Jh. v. u. Z. (keilschriftlich) belegt und damit die „älteste“ ie. Sprache ist, stammen die frühesten schriftlichen Zeugnisse des Litauischen und des Lettischen erst aus dem 16. Jh. u. Z.! – Neben gut bezeugten alten ie. Sprachen mit einer reichhaltigen Literatur, z. B. dem Altindischen, Altgriechischen und Lateinischen, verschiedenen germanischen, slawischen und keltischen Sprachen, gibt es Idiome, die nur sehr fragmentarisch und bruchstückhaft überliefert und inzwischen ausgestorben sind und die somit der linguistischen Forschung erhebliche Schwierigkeiten bereiten.²¹ Derartige Sprachenreste finden sich überall, sie sind aber wegen der einstigen griechischen und römischen Vorherrschaft und infolge der Völkerwanderungen und der Ansiedlung von slawischen Stämmen geballt auf dem Balkan und

in dessen näherer Umgebung zu finden. Ihre relativ frühen, aber spärlichen Überlieferungen (in kurzen Inschriften, in Namen oder in Glossenwörtern) liegen in griechischer oder lateinischer Schrift meist aus antiker oder spätantiker Zeit vor. Mit diesen Sprachenresten hat sich ausführlich GEORGIEV (1981) befaßt. Es handelt sich dabei vor allem um das – offenbar zu weit gefaßte – Illyrische (Lit. bei COWGILL 1986, 55f.) auf der nordwestlichen Balkanhalbinsel und um das aus einer oder mehreren Sprachen bestehende Thrakische in weiten Teilen der nördlichen Balkanhalbinsel in Nachbarschaft des Altgriechischen und Illyrischen. Ferner betrifft es das Mazedonische (im Norden Griechenlands und mit dem Griechischen offenbar in engerer Beziehung stehend), das Phrygische (ebenfalls in der Gegend des nördlichen Griechenlands, in der Nachbarschaft von Mazedonien und besonders auch in Nordostanatolien, wohin große Teile der phrygischen Sprecher später vom Balkan übersiedelt waren), es betrifft das nur in vorgriech. Substratwörtern belegte Pelasgische (von verschiedenen Forschern, so von GEORGIEV 1981, 96ff. daher als eine ie. Substratsprache angesehen), das Venetische (im östlichen Oberitalien mit möglicherweise sehr engen Beziehungen zu den italischen Idiomen) und das Messapische mit unklaren Beziehungen zum Illyrischen, das – vom Balkan kommend – in Apulien inschriftlich bezeugt ist. Noch unklarer hinsichtlich einer genaueren Bestimmung sind die Lepontischen Inschriften in Oberitalien und der südlichen Schweiz, das Siculische und Elymische auf Sizilien; unklar in seinem ie. oder nichtie. Charakter ist das meist nur in Namen erhaltene Ligurische in Nordwestitalien.

Die besser oder gut überlieferten ie. Sprachzweige bzw. Sprachen sind folgende:²²

1.2.3.1. Der indo-iranische Zweig

Er umfaßt zwei große Untergruppen, die indischen und iranischen Sprachen. Beide Sprachgruppen verdanken ihre zahlreichen Beziehungen u. a. langen zeitlichen und räumlichen Gemeinsamkeiten in den Gebieten nördlich des Kaukasus, bevor sich ihre Sprachträger in die historischen Siedlungsgebiete begaben. Das Indo-Iranische gehört zu den Satem-Sprachen.

Die indischen Sprachen

Das Altindische ist durch die hocharchaische Sprachform des Vedischen repräsentiert, das in der Sprache der sog. Veden, verschiedenen Hymnen-, Gebets-, Lieder- und Spruchsammlungen, vorliegt. Der älteste uns bekannte Veda ist der R̥gveda (R̥gvedasamhitā), eine Sammlung von über 1000 Hymnen meist religiös-mythologischen und kosmologischen Inhalts. (Zur problematischen Datierung und Entstehung vgl. THUMB/HAUSCHILD [1958³, 129]).

Ihm folgte weitere umfangreiche Literatur in dieser Sprachform. Das Vedische ist wegen seiner zahlreichen Archaismen für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von größtem Belang.

Indessen muß es schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. u. Z. eine Gruppe indischer Sprecher im vorderasiatischen Bereich der Mitanni-Hurriter gegeben haben, wie ein kleines, aber gesichertes Korpus von frühen ind. Appellativa, Götter- und Personennamen in hurritischen Keilschrifttexten bezeugt (Einzelheiten und Literatur bei MAYRHOFER 1974 und 1982, dort auch Hinweise auf entgegengesetzte, jedoch nicht stichhaltige Auffassungen). – In der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends v. u. Z. entstand in Indien das epische Sanskrit (mit den später verschrifteten Epen Mahābhārata und Rāmāyana); es folgte das durch Pāṇini und seine Vorläufer kodifizierte, in grammatische Regeln gefaßte klassische Sanskrit. Seine Blütezeit liegt im 1. Jahrtausend u. Z. Der Unterschied zwischen dem Vedischen und der Kunstsprache Sanskrit, die noch heute von gelehrten Brahmanen benutzt wird, besteht besonders in einer außerordentlichen Vielfalt morphologischer Formen im verbalen und nominalen Bereich des Vedischen, während im Sanskrit die Formenfülle reduziert ist. Während der ganzen Sanskritperiode existierten bereits mittelind. Sprachen (die sog. Prakrits), und seit der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends u. Z. entwickeln sich die Vorläufer der neuind. Sprachen. Diese wieder machen im Laufe ihrer Entwicklung erhebliche strukturelle Veränderungen durch, wodurch sie sich heute stark vom Altindischen unterscheiden. Von den neuind. Sprachen ist Hindi (mit seinen Dialekten) heutzutage Kontaktsprache (link language) in Indien (Einzelheiten bei THUMB/HAUSCHILD 1958³, 109ff., ZOGRAPH 1982, 11ff.).

Die iranischen Sprachen

Die iranischen Sprachen werden allgemein in drei Perioden gegliedert. Das Altiranische (mit dem Avestischen und dem Altpersischen als den wichtigsten Idiomen) wird bis zum 3. Jh. v. u. Z. datiert; das Mitteliranische setzt man ca. vom 3. Jh. v. u. Z. bis zum 8. Jh. u. Z. an, und das Neuiranische seit dem 7.–8. Jahrhundert. Diese pauschale Gliederung beinhaltet etwa folgendes: Das Altiranische ist einmal durch das Avestische (Texte der Religion Zarathustras) belegt, dessen älteste Hymnen, die Gāthās, mindestens bis ins 7. Jh. v. u. Z. zurückreichen. Ihre Aufzeichnung ist jedoch wesentlich später erfolgt und in einem schlechten Überlieferungszustand. Daneben gibt es jungavestische Texte. Die uns überlieferten av. Manuskripte stammen wohl erst aus dem 13. und 14. Jh. u. Z. Dabei handelt es sich um ostiran. Dialekte, die offenbar keine Fortsetzer im Mittel- und Neuiranischen haben. – Altpersisch ist ein südwestiran. Idiom, dessen älteste

Überlieferungen in Keilschrift aus der Achämenidenzeit (6.–4. Jh. v. u. Z.) stammen. Das Altpersische war damit der Vorläufer des Mittel- und Neupersischen. – Nur durch das Griechische überlieferte Namen haben wir Kenntnis vom Skytischen (ehemalige Siedlungsgebiete von der unteren Donau bis in die asiatischen Gebiete der Sowjetunion). Vom Medischen (eigenständiges Reich vom 8.–6. Jh. v. u. Z.) sind nur einige wenige Wörter überliefert. – Das Mitteliranische wird in der Hauptsache repräsentiert durch das Parthische, das Mittelpersische (sog. Pehlevi), die Sprache des Sassanidenreiches vom 3.–7. Jh. u. Z., das Soghdische, das Sakische und andere Idiome. Dabei ist das Mittelpersische durch eine bedeutende Literatur am besten belegt. – Das Neupersische entwickelte sich seit dem 7.–8. Jh. auf der Grundlage des Mittelpersischen. Es existiert heute in drei Varianten: dem Farsi in Iran, dem Dari in Afghanistan und dem Tāgiki in der UdSSR. Neben dem Neupersischen gibt es zahlreiche weitere neiran. Sprachen, so u. a. das Paštu (gesprochen besonders im zentralen und südlichen Afghanistan und in Nordwestpakistan), das Ossetische (gesprochen in der UdSSR), das Kurdische (weitverzweigte Dialektgruppe, die in der UdSSR, in der Türkei, in Iran und im Irak gesprochen wird). (Zu den anderen neiran. Sprachen vgl. ORANSKIJ [1963] und MEIER [1979, 62ff.], zum Paštu vgl. LORENZ [1982²], und zum Altiranischen vgl. HOFFMANN [1958]).

1.2.3.2. Griechisch

Diese in zahlreichen Dialekten belegte Kentumsprache reicht in ihrer frühesten Bezeugung (Frühgriechisch) bis ins 14. bzw. 12. Jh. v. u. Z. zurück. Es handelt sich hierbei um das sog. mykenische Griechisch der Linear-B-Tafeln von verschiedenen Fundorten auf Kreta und dem griechischen Festland. Während die Funde in Knossos von einigen Forschern im 14. Jh. v. u. Z. angesiedelt wurden, datiert man die Tafeln anderer Fundorte (z. B. Pylos, Mykenae, Tiryns) ins 12. Jh. Das nur wenige dialektale Unterschiede aufweisende myk. Griechisch ergab wegen der Einförmigkeit seiner Zeugnisse (Listen, Inventare, Anweisungen und Opfergabendtexte aus den Palästen) bisher eine verhältnismäßig begrenzte linguistische Ausbeute. Schon im 12. Jh. brechen die Überlieferungen von Linear-B ab. – Das dialektal stark gegliederte Altgriechisch hat eine Sprachgeschichte bis hin zum Neugriechischen unserer Tage. Seine ältesten Bezeugungen neben epigraphischen Überlieferungen (seit dem 7. Jh. v. u. Z.) sind vor allem die Homerischen Epen, deren Aufzeichnung erst spät, im 7. Jh. v. u. Z., geschah und die in ihren Hauptbestandteilen auf ionischem, aber auch auf anderem Griechisch beruhen (Einzelheiten bei SCHWYZER 1959³, 100ff.). Das Homerische Griechisch ist für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von vergleichbarer Wichtigkeit wie etwa das Vedische in Indien. Die nahestehen-

den ionisch-attischen Dialekte entwickelten dann seit dem 5. Jh. v. u. Z. das bedeutendste altgriechische Schrifttum. Andere altgr. Dialekte, z. B. das altertümliche Arkadische und das Kyprische, weisen dagegen weitaus weniger Literatur auf. Vom 4.–2. Jh. entwickelt sich auf Grund politischer, ökonomischer und kultureller Vereinheitlichungsbestrebungen die sog. Koiné, befördert durch das Reich Alexanders des Großen, die eine hauptsächlich auf dem attischen Dialekt beruhende, überregionale, gemeingr. Schrift- und Umgangssprache der hellenistischen Periode Griechenlands war und die den Prozeß der Verdrängung der gr. Dialekte vollendete. Die Koiné reicht ca. bis ins 6. Jh. u. Z., und durch sie wurden große Teile der damaligen antiken Welt mit griechischer Kultur, Kunst und Wissenschaft, mit dem sog. Hellenismus, bekannt. Ihr begegneten auch die Römer bei der Eroberung Griechenlands und bedienten sich ihrer. Wohl schon während der Koiné-Periode entwickelte sich auf der Grundlage der Volkssprache das Mittelgriechische, das man ca. bis ins 15. Jh. datiert. Es war vor allem die Sprache im Byzantinischen Reich. Unter der Türkenherrschaft wird die Umgangssprache auf bestimmte soziale Bereiche (Volkssprache, Sprache der Religion) eingeschränkt, und das Griechische verliert in den folgenden Jahrhunderten besonders in Kleinasien ständig an Einfluß. Auf Grund der langen literarischen Tradition versuchte man jedoch, ein dem Altgriechischen nahestehendes Idiom, die sog. Katharévusa, die „Reinsprache“ (besonders in der Schriftsprache), wieder einzuführen. Mit dieser im 19. Jh. zunehmenden Bewegung ging die Entwicklung des auf der Volkssprache beruhenden Idioms der Dhimotiki auch als Sprache der Dichtung einher. Sie setzte sich erst in jüngster Zeit als offizielle Schriftsprache endgültig durch.

1.2.3.3. Der altanatolische Zweig (Hethitisch)

Das erst 1914/1915 von dem tschechischen Orientalisten B. Hrozný entzifferte, keilschriftlich belegte Hethitisch stellte sich nicht nur als die wichtigste, da am besten belegte, altanatolische Sprache (mit Kentumcharakter) heraus, sondern sie erlangte durch das hohe Alter ihrer Überlieferung (seit dem 16. Jh. v. u. Z.) und durch die vielfach andersartige lautliche und morphologische Struktur (im Vergleich zu Altindisch und Altgriechisch) für die Indoeuropäistik, insbesondere für die Rekonstruktion der ie. Grundsprache, allerhöchste Wichtigkeit. – Das Hethiterreich ging im Zusammenhang mit der sog. Seevölkerinvasion im 12. Jh. v. u. Z. unter, und seitdem versiegten auch die Keilschrifttexte. Das Hethitische, das die östlich von Ankara ausgegrabenen Tafeln auswiesen, wird heute in verschiedene Perioden eingeteilt, wobei sich deutlich Texte der alten Sprache, so die Inschrift des Königs Anitta und Texte von Hattušili I, von Texten der

jüngeren Sprache (Neufassungen alter Texte bzw. gänzlich neue Texte) unterscheiden lassen. Man kann also zwischen Alt- und Junghethitisch unterscheiden. Manche Wissenschaftler machen noch weitergehende Differenzierungen. Hethitisch ist das Musterbeispiel einer Sprache mit stark überfremdeter Lexik aus verschiedenen nichtie. Sprachen, mit denen es besonders auf dem Gebiet des Kultes und der Religion in enge Berührung gekommen war (Protohattisch, Hurritisch u. a.). — Die Daten der heth. Lautlehre, Morphologie und Syntax sind jedoch für die Indoeuropäistik von nicht geringerer Wichtigkeit als etwa die des Altindischen oder des Altgriechischen (vgl. 2.3.4.). — Die zahlreichen Textgenres bieten der Forschung reichlich Gelegenheit zu linguistischen und (kultur)historischen Untersuchungen. Dabei ist die Forschung noch stark im Fluß, und Grammatiken und Wörterbücher, die den neuesten Stand zusammenfassen, sind erst im Entstehen, so FRIEDRICH/KAMMENHUBER 1975. Bis dahin stützt sich die Linguistik auf die Standardwerke von FRIEDRICH (1960², 1952–1966), KAMMENHUBER (1969) u. a.

Neben dem Hethitischen gehören zu den altanatolischen Sprachen das weit weniger belegte Keilschrift-Luwische (vgl. OTTEN 1953a, 1953b, LAROCHE 1956) und das ebenfalls keilschriftlich belegte Palaische (vgl. CARRUBA 1970), ferner das einst weit verbreitete Hieroglyphenluwische, ein in Steinen und auf Siegeln aufgezeichnetes luw. Idiom, das im Südwesten Kleinasiens und in Nordsyrien noch Jahrhunderte nach dem Untergang des Hethiterreiches in Geltung war. Seine philologische Durcharbeitung bereitet beträchtliche Schwierigkeiten. Spätere, im 1. Jahrtausend v. u. Z. belegte und nicht umfangreich überlieferte altanatolische Sprachen sind das Lykische (5.–4. Jh. v. u. Z.), offenbar ein Fortsetzer des Luwischen (vgl. NEUMANN 1969) und das etwa zeitgleiche Lydische (vgl. GUSMANI 1964, HEUBECK 1969). Das nur ganz schwach belegte und in seiner Entzifferung noch umstrittene Karische gehört sicherlich auch zu diesem Sprachzweig (vgl. ŠEVIČ 1965); vermutlich auch das inschriftlich belegte Sidetische und Pisidische.

1.2.3.4. Der tocharische Zweig

Dieser in zwei Sprachen (Tocharisch A und B) überlieferte Kentumzweig wurde ebenfalls erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Handschriften aus Ost-Turkestan (Westchina) bekannt, die die preußische Turfanexpedition unter Grünwedel und Le Coq (1904–07) in der Provinz Sinkiang gefunden hatte. Sie stammen aus dem 6.–8. Jh. u. Z. und stellen überwiegend (z. T. bilinguale) Übersetzungen buddhistischer Sanskrittexte dar. Aber auch anderes Schriftgut ist belegt. Tocharisch A war wahrscheinlich die Sprache des Reiches Agni, während Tocharisch B die Sprache des Reiches Kuči war.

Der Name Tocharisch hat nichts gemein mit dem mitteliran. Eteo-Tocharischen im alten Baktrien. Sprachepochen wie z. B. in indischen oder in germanischen Sprachen sind im Tocharischen nicht belegt; die Sprache selbst und ihre einzelsprachliche Entwicklung zeigt ähnlich „fortgeschrittene“ Züge – vom Standpunkt der „klassischen“ ie. Sprachen (Altindisch, Altgriechisch und Latein) – wie das Altirische und das Armenische. (Einführendes vgl. bei KRAUSE/THOMAS 1960.)

1.2.3.5. Armenisch

Diese Satemsprache, die durch starken iranischen Einfluß in der Lexik lange Zeit für einen iranischen Dialekt gehalten wurde, wird heute in der Armenischen SSR und in Teilen der angrenzenden Länder (Türkei, Iran) sowie in verschiedenen Sprachinseln in Europa und den USA gesprochen. Infolge der politischen Zerreißung des armenischen Sprechergebietes durch Persien und die Türkei im 16. Jh. entstanden einerseits das Ostarmenische auf der Basis des Araratdialektes (heute gesprochen in der UdSSR und in Iran) und andererseits das Westarmenische (gesprochen in der Türkei, in den USA und in Westeuropa [Emigrantensprache]). Das schon im Altertum bekannte Armenisch hatte eine wechselvolle Geschichte. Das Altarmenische ist aber erst durch überwiegend religiöse Literatur (Christianisierung im 3. Jh.) seit dem 5. Jh. bekannt, die aus Quellen des 9. Jh. stammt. In ihnen spiegelt sich ein Altarmenisch wider, das bereits damals ähnlich starke Veränderungen wie das Altirische gegenüber anderen ie. Sprachen durchgemacht hatte. Als Schriftsprache wurde es bis ins 19. Jh. tradiert. Über das Mittelarmenische bildete sich im 16. Jh. allmählich das Neuarmenische aus der Volkssprache heraus, die auch schon im 19. Jh. als Schriftsprache verwendet wurde (weit. bei Schmitt 1981).

1.2.3.6. Albanisch

Diese außer dem Griechischen wahrscheinlich einzige autochthone Sprache des Balkangebietes (Satemsprache) ist ihrer Herkunft nach nicht geklärt. Eine illyrische Herkunftshypothese wird auf Grund verschiedener sprachlicher Gründe heute weitgehend abgelehnt; thrakische oder myso-dakische Herkunft ist hypothetisch. Diese Fragen sind deshalb so kompliziert, weil die ältesten schriftlichen Zeugnisse erst aus dem 15. Jh. u. Z. stammen, reichere Quellen fließen erst aus dem 16. Jh. Es sind vielfach Übersetzungen religiösen Charakters. Später kamen Aufzeichnungen einer reichen Volksdichtung hinzu. Erschwerend ist für die Forschung, daß diese Sprache lexikalisch stark vom Lateinischen, Griechischen, von slawischen Elementen und vom Türkischen beeinflusst ist und auch sonst erheblich vom Bild einer „klassischen“ ie. Sprache abweicht, so daß hist.-vgl. Untersuchungen nur

begrenzt Aufschlüsse für die ie. Grundsprache ergeben. Das Albanische unterteilt sich in zwei Hauptdialekte, das Gegische im Norden (und in der autonomen Provinz Kosovo in Jugoslawien) und das Toskische im Süden, das auch von Sprachgruppen in Griechenland und in Italien gesprochen wird. Die moderne Literatursprache basiert auf einem Dialekt des Toskischen. Eine Einführung ins Albanische bietet LAMBERTZ (1954, 1955, 1959); vgl. auch Buchholz/Fiedler 1987. Eine hist.-vgl. Grammatik gibt es nicht.

1.2.3.7. Der slawische Zweig

Dieser große Sprachzweig (Satemsprachen) wird in Südslawisch (Bulgarisch, Serbo-Kroatisch, Slowenisch), Ostslawisch (Russisch, Belorussisch, Ukrainisch) und Westslawisch (Polnisch, Tschechisch, Slowakisch, Sorbisch und die ausgestorbenen Dialekte Pomoranisch an der Ostsee und Polabisch zwischen der Lüneburger Heide und der Altmark) gegliedert. Die Unterschiede zwischen verschiedenen slaw. Sprachen sind auch heute noch relativ gering, z. B. zwischen Tschechisch und Slowakisch oder zwischen Belorussisch und Russisch; zwischen anderen Sprachen, z. B. dem Serbo-kroatischen und Russischen, sind die Unterschiede größer. Die Ausgliederung der slaw. Sprachen aus dem Verband des Urslawischen dürfte demnach relativ spät vor sich gegangen sein. Als früheste Überlieferungen liegen religiöse Texte aus dem 10. Jh. in einem bulgarischen Dialekt, dem sog. Altbulgarischen (auch Altkirchenslawisch oder Altslawisch genannt), vor. Sie gehen auf die Übersetzung von Teilen der Bibel durch die Griechen Kyrill und Method im 9. Jh. zurück, die zum erstenmal eine slaw. Sprache aufzeichneten. Die altbulg. Sprache hat trotz ihrer relativ späten Überlieferung ein recht altertümliches, d. h. „indoeuropäisches“ Aussehen (bemerkenswerter Kategorien- und Flexionsreichtum), so daß sie für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von großem Interesse ist. Das Altkirchenslawische steht in mancher Hinsicht dem hypothetisch angesetzten Urslawischen am nächsten. Es spielt für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft vergleichsweise eine Rolle wie Latein, Altgriechisch oder Altindisch für die diesbezüglichen Sprachzweige. Das Altkirchenslawische fand, weil es auch von Sprechern anderer Slawinen verstanden wurde – die Differenzierung in die späteren Sprachen war noch wenig entwickelt – über viele Jahrhunderte als Sprache der orthodoxen Kirche auch in anderen slawischen Gebieten Verwendung. Über das Mittelbulgarische entwickelte sich auf der Grundlage der Volkssprache das Neubulgarische, das sich im 18. Jh. auch als Literatursprache etablierte.

Das Ostslawische ist erstmals im 11. Jh. bezeugt, zu einer Zeit, da dieser Sprachzweig noch nicht dialektal in die späteren Sprachen differenziert war (Ostromir-Evangelium, Birkenrindeninschriften aus Nowgorod). Die sprach-

liche Differenzierung des Ostslawischen vollzieht sich im 13.–15. Jh. im Zusammenhang mit dem Zerfall der Kiewer Rus im 13. Jh., in der die Gliederung in die späteren Sprachen Russisch, Belorussisch und Ukrainisch noch nicht eingetreten war. Die heutige russ. Literatursprache ist in einem jahrhundertelangen komplizierten Prozeß der Wechselwirkung des Ostslawischen und des Altkirchenslawischen entstanden, wobei in der Folgezeit der Moskauer Dialekt eine zentrale Rolle spielte. Nach 1917 begann für Russisch eine Periode weiterer Entfaltung durch die Alphabetisierung breiter Schichten und durch die Entwicklung des Russischen zur Verkehrssprache in der Sowjetunion.

Als westslaw. Sprache auf dem Territorium der DDR erlebt das seit dem 16. Jh. belegte Sorbische (früher auch Wendisch genannt) nach einem jahrhundertelangen Germanisierungsprozeß einen neuen Auftrieb. War das Sorbische seit dem 16. Jh. vor allem durch religiöse Übersetzungsliteratur fixiert und bewahrt worden, so entfaltet sich heute eine breite Tätigkeit auf allen Gebieten der sorbischen Kultur und Literatur.

1.2.3.8. Der baltische Zweig

Der baltische Sprachzweig (Satemsprachen) umfaßt das Altpreußische, das durch einige schriftliche Bezeugungen aus dem 14.–16. Jh. (z. B. 1545 Übersetzung eines kurzen und 1561 eines längeren Lutherischen Katechismus) belegt, aber schon im 17. Jh. ausgestorben ist. Ferner gehören dazu das Litauische und das Lettische. Obwohl das Litauische die mit am spätesten belegte ie. Sprache ist (ab 16. Jh.), hat es im Laut- und Formenbestand viele archaische Züge der spätlit. Grundsprache bewahrt, so daß es für die hist.-vgl. Forschung von eminenter Bedeutung ist (z. B. die Bewahrung des musikalischen Wortakzentes, die Bewahrung einer reichen Nominalflexion mit dem Dual). Auch das Lettische ist erst seit dem 16. Jh. belegt. Beide Sprachen werden heute in der Litauischen bzw. Lettischen SSR gesprochen (Grundlegende Literatur in Auswahl: STANG [1966], SENN [1966], LANSZWEERT [1984]).

1.2.3.9. Der italische Zweig

Unter den zahlreichen Sprachen der Apenninhalbinsel des 1. Jahrtausends v. u. Z. wurden die von Norden gekommenen italischen Sprachen (Kentum-sprachen) durch die folgenden repräsentiert: die latino-faliskische Gruppe und die oskisch-umbrische Gruppe; unsicher ist die Zugehörigkeit des Venetischen. Abgesehen von den griechischen Kolonisierungen sind außer dem späteren Latein jedoch alle anderen italischen Sprachen wie auch zahlreiche nichtie. Idiome, der Latinisierung durch die sich ausbreitende Römerherrschaft, die ihren Ausgangspunkt von der Stadt Rom

nahm, zum Opfer gefallen. Belege für die anderen italischen Sprachen existieren in (teils sehr frühen) Inschriften (z. B. faliskische Inschriften und die Iguvinischen Tafeln in Umbrisch), in Glossenwörtern, Orts- und Personennamen. Sie vermitteln ein nur lückenhaftes Bild von diesen Sprachen, dennoch ist eine beachtliche Reihe von sprachlichen Übereinstimmungen zwischen diesen Idiomen herausgearbeitet worden. (Einzelheiten dazu vgl. bei VETTER [1953], kurze Darstellung bei COWGILL [1986, 34ff.].)

Einzig das Latein gelangte durch die expansive Politik Roms allmählich zur weitestgehenden Geltung auf der Halbinsel und wurde mit der Weiterentwicklung des Römischen Imperiums von den Legionen und Beamten als Vulgärlatein nach Nordafrika, auf den Balkan, nach Vorderasien und in das nördliche und westliche Europa getragen. In verschiedenen, aber nicht in allen von Rom unterworfenen Ländern (so z. B. nicht im kulturell einflußreichen hellenistischen Griechenland) entwickelten sich (unter dem Einfluß der dortigen Substratsprachen) später die rom. Sprachen, die aber wegen des auch nach dem Untergang des Weströmischen Reiches herrschenden Lateins relativ spät belegt sind (vgl. dazu das Schema in 1.1.). Weitgehend unabhängig vom sich ausbreitenden Vulgärlatein, der Umgangssprache, entwickelte sich die lat. Schriftsprache. Man unterscheidet für sie verschiedene Perioden, von denen die altlateinische (oder archaische) Periode (3.–1. Jh. v. u. Z.) durch so bekannte Namen wie die der Komödiendichter Plautus und Terenz oder durch Livius Andronicus, den Übersetzer der Odyssee, ausgezeichnet, und die klassische Periode (1. Jh. v. u. Z. bis zum Tode des Augustus 14 u. Z.) allgemein die bekanntesten und für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft auch die wichtigsten sind. Die letztgenannte Periode, die sog. Goldene Latinität, verbindet sich mit Schriftsteller- und Dichternamen wie Cicero, Caesar, Sallust, Livius, Lukrez, Virgil („Vater des Abendlandes“, Dichter der Äneis), Horaz, Ovid u. a. Das literarische Latein dieser Periode zeichnet sich durch kunstvollen Satzbau und durch klare Formensprache aus. Spätere Perioden bevorzugen zunehmend archaisierende Elemente oder stehen unter wachsendem Einfluß der Volkssprache; der „klassische“ Satzbau und die Formenklarheit verflachen, Vulgarismen und Einfluß der christlichen Literatur (Tertullian, Augustin u. a.) nehmen zu. Aus der alten Schriftsprache kommt das spätere Gelehrtenlatein und das Kirchenlatein, die sowohl Elemente des klassischen als auch des Vulgärlateins in sich aufgenommen haben und über das Mittelalter letztlich bis heute, wenn auch in zunehmend beschränkter Geltung, gebraucht werden. – Auf der Grundlage des natürlich auch in Italien dialektal differenzierten Vulgärlateins entwickelte sich das Italienische, durch politische und administrative Einflüsse stark zerklüftet, in unterschiedlicher Weise. Seit dem 13. Jh. wurde schließlich die Florentiner Mundart Ausgangsbasis der

späteren ital. Hochsprache. (Standardwerke für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft sind LEUMANN/HOFMANN/SZANTYR 1963/1977², 1965 und SOMMER/PFISTER 1977⁴.)

1.2.3.10. Der germanische Zweig

Dieser in zahlreiche Sprachen und Dialekte gegliederte Zweig (mit die ersten Erwähnungen der Germanen stammen von den Römern, von Caesar und von Tacitus, Einzelheiten bei KRÜGER 1983⁴, 37ff.) hat eine umstrittene Binnengliederung (vgl. MARKEY 1976, СРАВ. ГРАММ. РЕПМ. ЯЗЫКОВ I). Archäologisch wird das Germanentum heute mit der sog. Jastorfkultur in Verbindung gebracht (vgl. KRÜGER 1983⁴, 86ff.). Germanische Stämme drangen auf frühen Wanderungen und Fahrten bis nach Island, Grönland und Amerika im Westen, bis auf die Krim und nach Nordafrika vor.

Eine sehr frühe Gliederung des Germanischen (Kentumsprache) spricht auf Grund lautlicher Isoglossen für eine nördliche und eine südliche Gruppe. Hierbei zeigen das Nordgermanische und das Gotische („Nordgruppe“) die Entwicklung germ. $+y\ddot{u} > /ggw/$ und $+i\ddot{i} > /ddj/$ bzw. $/ggj/$; vgl. germ. $+tri\ddot{u}a-$ „treu“ $>$ got. *triggwa*, an. *tryggva*; germ. $+t\ddot{u}ai\ddot{i}ō$ „zweier“ (Gen.) $>$ got. *twaddjē*, an. *tveggja*; dagegen zeigen die südlich gelagerten westgerm. Dialekte germ. $+uu > /ww/$ und $+i\ddot{i} > /jj/$; vgl. ahd. *triuiwi* „treu“ und *zweiō* „zweier“. – Gewöhnlich wird das Germanische aber in eine nördliche, östliche und westliche Gruppe gegliedert. Hierbei gehören zum Nordgermanischen Schwedisch, Dänisch und Gutnisch (auch als ostnordische Untergruppe bezeichnet) und das Norwegische, Färöische und Isländische (Westnordisch). – Die ostgermanische Gruppe wird weitestgehend vom Gotischen (Untergliederung in Ost- und Westgotisch) als der einzigen ostgerm. Sprache mit früh bezeugter Literatur repräsentiert (Bibelübersetzung des Westgotenbischofs Wulfila [311–383], wovon fragmentarische ostgot. Abschriften aus dem 5. und 6. Jh. existieren). Das Gotische weist damit zugleich die früheste germ. Literatur größeren Umfangs überhaupt auf. Es ging im Laufe geschichtlicher Ereignisse unter (das Ostgotische in Italien im 6. Jh., das Westgotische in Spanien und Frankreich im 8. Jh.). – Die got. Sprache der Bibelübersetzung Wulfilas ist als ältestes literarisches Denkmal für die Germanistik und für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von unschätzbarem Wert. – Auf der Krim hatte sich aber das sog. Krimgotische, ein got. Dialekt, wohl noch bis zum 17./18. Jh. in Resten erhalten. Dies belegt eine kleine got. Wortsammlung aus dem 16. Jh., die der flämische Diplomat O. G. de Busbecq als kaiserlicher Gesandter in Istanbul durch eine Mittelsperson aufgezeichnet und in den 80er Jahren des 16. Jh. brieflich bekannt gemacht hatte. Andere ostgerm. Idiome, das Vandalische, das Herulische, Rugische, Gepidische, Burgun-

dische, Bastarnische und Skirische, sind sämtlich im Laufe von Völkerwanderungen und kriegesischen Ereignissen ohne nennenswerte sprachliche Hinterlassenschaft untergegangen, so etwa das Vandalische in Nordafrika, nachdem ein Teil dieser Volksgruppe, im 5. Jh. u. Z. von Südspanien kommend, um Karthago ein selbständiges Reich gegründet hatte, aber 533 vom byzantinischen Kaiser Justinian besiegt und vertrieben worden war.

Die westgermanischen Sprachen sind Englisch, Deutsch, Niederländisch und Friesisch. Für das Westgermanische gibt es weitere Binnengliederungen. So unterscheidet man eine nordseegerm. Gruppe als Grundlage für das Angelsächsische, das Friesische und das Altniedersächsische und eine elbgermanische Gruppe als Grundlage für das Alemannisch-Schwäbische, das Bairische und das Langobardische. Die Langobarden gelangten nach Oberitalien, wo ihre Sprache ausstarb. – Zwischen der nordseegerm. und der elbgerman. Gruppe stand das Rhein-Weser-Germanische mit den fränkischen Dialekten als Kern, wovon das Altniederfränkische (keine 2. Lautverschiebung!) später die Grundlage für das Mittelniederländische und schließlich für das Neuniederländische bildete. – Zuweilen wird hierbei auch zwischen mitteldt. (fränkischen und thüringischen) und oberdt. (alemanisch-schwäbischen und bairischen) Dialekten unterschieden.

Als wichtiger Zeuge für schriftliche Überlieferungen wurde bereits das Gotische genannt. Seine Sprache wird an Altertümlichkeit teilweise noch vom Runennordischen übertroffen, dem dialektal noch kaum differenzierten nordgerm. Idiom, das noch nicht nennenswert vom hypothetisch postulierten Germanischen abweicht und von dem es Inschriften in Skandinavien etwa seit dem 3. Jh. u. Z. gibt, z. B. die bekannte Inschrift auf dem Horn zu Gallehus (Dänemark) aus dem 4. Jh. (vgl. 2.3.4.). – Aus dem Runennordischen entwickelte sich in der Wikingerzeit (700–1500) das Altnordische, in dessen Schoß es zur allmählichen Spaltung in West- und Ostnordisch kommt. Für die Literatur- und Sprachwissenschaft ist das Westnordische von Island von ganz besonderer Bedeutung. Island, das zur „Landnahme“ um das 9. Jh. von Skandinaviern besiedelt wurde, danach auch in enge Beziehungen mit Irland und Schottland trat, entwickelte besonders im 13. Jh. auf der Grundlage des Altisländischen eine sehr reiche Literatur (die Eddadichtung, die Skaldendichtung und die Sagas), die gründliche Einblicke in diese an. Sprache gewährt. Bereits im 14. Jh. erfolgt ein rascher Verfall der isl. Literatur. 1584 erscheint aber schon die erste isl. Bibelübersetzung nach Luthers Verdeutschung. Vom 16. Jh. an entwickelt sich allmählich das Neuisländische. – Die skandinavischen Sprachen Dänisch, Norwegisch und Schwedisch stehen heute in relativ engem Kontakt und haben so viele Gemeinsamkeiten, daß sich tiefgreifende

Unterschiede zwischen ihnen, die eine Kommunikation unmöglich machen würden, nicht ausgeprägt haben.

Das Altenglische bildete sich vom 6. bis 11. Jh. als Produkt des von den Angeln, Sachsen und Jüten im 5. Jh. nach Britannien importierten, dialektal differenzierten Angelsächsischen und des Einflusses keltischer, lateinischer und später zunehmend skandinavischer Elemente (Eroberung Angliens durch skandinavische Heerscharen 867) heraus. Es entwickelte eine reiche Literatur (Heil- und Zauberdichtung), besonders das Heldenepos Beowulf, Teile eines Walthergedichtes, des Waldere, usw.). Hinzu kam eine reiche christliche Dichtung. Eine altengl. Literatursprache entwickelte sich auf der Grundlage des westsächsischen Dialekts um das 10. und 11. Jh. Die normannische Eroberung (1066) setzte dieser Entwicklung ein Ende, indem Französisch als starker Konkurrent hinzukam. – Die heutige neuengl. Hochsprache ist keine Weiterentwicklung des altengl. Westsächsischen, sondern beruht auf der Londoner Mundart (ähnlich wie das heutige Französisch auf der Sprache der Île de France um Paris). Sie ist zwischen dem süd- und mittellengl. Sprachgebiet gelagert.

Das ahd. Schrifttum präsentiert sich im Grunde als eine Anzahl von Klosterdialekten; überregionale Varianten einer Literatursprache existieren noch nicht. Die oberdt. Dialekte waren aber schon weitgehend die Sprache der mittelhochdeutschen Literatur, und es entwickelte sich hier im Zuge einer gewissen Vereinheitlichung eine Dichtersprache, die Grobmundartliches vermied und nach überregionaler Geltung strebte. Dies wurde mit dem Verfall des Rittertums nicht fortgesetzt; vielmehr bildeten sich verschiedene Zentren der geschriebenen Sprache heraus, von denen das Bairische und das Ostmitteldeutsche die wichtigsten wurden. Daneben fungierte – wie auch anderswo – das Latein als Schrift- und Kanzleisprache und als Sprache der Kirche. Im Zuge der politischen und ökonomischen Verlagerung der Machtzentren in das mitteldeutsche Gebiet und im Zuge der Reformation, die vom ostmitteldt. Gebiet ausging, vor allem durch die Bibelübersetzung Luthers, durch die schnelle Verbreitung des Buchdrucks und die propagandistischen Aktivitäten der Lutheraner, wurde das Ostmitteldeutsche zur Grundlage einer überregionalen Sprache, die im 17. und 18. Jh. durch Sprachgesellschaften und Wörterbücher weiter verbreitet wurde. Die klassische deutsche Dichtung verfestigte diesen Prozeß, der zur einheitlichen Hochsprache führte, ohne daß die Dialekte und regionalen Mundarten dabei in gleichem Maße verfielen. (Literatur zur germanischen Sprachwissenschaft [in Auswahl]: Справ. грамм. герм. языков I–IV, КРАHE/MEID 1967–1969⁷, RAMAT 1981, HUTTERER 1987²).

1.2.3.11. Der keltische Zweig

Die keltischen Stämme hatten im 1. Jahrtausend v. u. Z. einen unerhörten Expansionsdrang. Sie besiedelten die heutigen süddeutschen, österreichischen, böhmischen und mährischen Gebiete (sog. Hallstatt- und Latènekultur) und breiteten sich über ganz Westeuropa (Frankreich, Belgien, Nordspanien) und Norditalien aus; einige von ihnen, die biblischen Galater, zogen bis nach Kleinasien, wo sie untergingen. Andere wiederum siedelten auf dem Balkangebiet. Den sog. Festlandkelten, den Galliern (heutiges Frankreich) und den Keltiberern (nördliche iberische Halbinsel) (vgl. K. H. SCHMIDT 1977a), war ein gleiches Schicksal wie den Galatern beschieden; vom Römischen Imperium vereinnahmt, gaben sie in einem langen Prozeß des Nebeneinanders von kelt. Dialekten mit dem Latein ihre Sprache schließlich ganz auf. Als Folge davon sind nur geringe sprachliche Reste des Festlandkeltischen erhalten geblieben (Inschriften, Namen und Lehnwörter in lat. Texten), die in keinem Verhältnis zur einstigen Verbreitung dieser Sprache stehen. Die übrigen Kelten in Europa traten, ohne jegliche inschriftliche Spuren hinterlassen zu haben, von der Bühne der (Vor-)Geschichte ab, so daß die einst in Mittel- und Südosteuropa ansässigen Kelten eigentlich nur Gegenstand der Archäologie sind; im Gegensatz zu den o. g. „Festlandkelten“, mit denen man (auch) einen linguistischen Begriff verbindet.

Das Bretonische in Nordwestfrankreich ist keine festlandkelt. Sprache, sondern stammt von Britanniern, die im 5./6. Jh. an die französische Küste zurückgewandert waren.

Die sog. inselkeltischen Sprachen gehen auf keltische Besiedlungen Britanniens, Irlands und der anliegenden Inseln zurück. Hier, in Britannien, konnten sich verschiedene Idiome gegen das Latein und gegen das sich später entwickelnde (Alt-)Englische bis heute erhalten. Unser linguistisches Wissen um die kelt. Sprachen (Kentumsprachen) stammt also weitgehend von den inselkelt. Sprachen. Man kann die inselkelt. Idiome sprachlich in die *p*-keltischen (ie. $+k^w > p$) und in die *q*-keltischen (ie. $+k^w > q$) gliedern.²³ Zu den ersten gehört die britannische Gruppe mit Kymrisch (oder Walisisch), Kornisch (im 18. Jh. ausgestorben) und Bretonisch; zur zweiten Gruppe, der sog. goidelischen (oder gaelischen), gehören Irisch (Staatsprache in Irland neben dem Englischen), Manx (auf der Isle of Man; vor einigen Jahrzehnten ausgestorben) und Gaelisch-Schottisch. Das Gaelisch-Schottische ging aus irischen Einwanderungen im 5. Jh. nach Schottland hervor, wo sich das Irische mit einheimischen Dialekten der Pikten²⁴ vermischte.

Das Altirische zeigt in den ältesten Ogam-Inschriften (um 400 u. Z.) einen noch recht archaischen, anderen alten ie. Idiomen nahestehenden sprachlichen Zustand, während das Altirische der darauffolgenden Jahr-

hunderte ungewöhnlich starke Veränderungen vor allem im phonetisch-phonologischen Bereich aufweist. Altirisch ist für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von besonderem Interesse.

Von den hier genannten Sprachen, die zeigen, daß der Prozeß ihres Rückganges bis in die heutige Zeit andauert, ist heute das in Wales beheimatete Kymrisch die am meisten gesprochene Sprache. Unter den kelt. Idiomen hat das Irische, d. h. das Altirische (5.–11. Jh.), eine reiche Literatur entwickelt, auf die sich auch die sprachwissenschaftliche Forschung weitgehend stützt. Nachdem das Irische besonders durch das Englische in den vergangenen Jahrhunderten im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen und politischen Unterdrückung des Landes stark zurückgegangen war, sind jetzt in der Republik Irland Bestrebungen im Gange, das Neuirische als Kommunikationsmittel wieder stärker zur Geltung zu bringen.

(Wichtige Literatur zum Keltischen: PEDERSEN [1909 und 1913], THURNEYSEN [1966] und PISANI/POKORNY [1953].)

1.3. Zu einigen theoretischen Fragestellungen des historischen Sprachvergleichs bei genetisch verwandten Sprachen

1.3.1. Die Grundannahmen der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und ihre Verfahren müssen sich in theoretische Aussagen und methodische Prinzipien der allgemeinen Sprachtheorie einordnen lassen, wenn ihre Feststellungen auf wissenschaftliche Verallgemeinerbarkeit und methodologische Relevanz Anspruch erheben wollen. Das betrifft einmal die Untersuchung und Interpretation der zeitlichen und räumlichen Veränderungen von Sprachen sowie ihrer einstigen und gegenwärtigen Beziehungen zueinander, einschließlich der Fragen des Verhältnisses von Synchronie und Diachronie. Zum andern betrifft es die Frage der Methodenadäquatheit bei der Untersuchung des überwältigend vielfältigen und zahlreichen Sprachenmaterials, mit dem die hist.-vgl. Sprachwissenschaft konfrontiert ist.

1.3.2. Da es die genetische Sprachforschung jeweils nur mit einer begrenzten Anzahl von genetisch verwandten Sprachen zu tun hat, muß klar sein, welche Kriterien und Verfahren es zur Feststellung dieser Verwandtschaft gibt. Man kann den Ähnlichkeitsvergleichen in den Anfängen der genetischen Sprachforschung nicht zubilligen, daß sie Hypothesen im Sinne heutiger wissenschaftstheoretischer Ansprüche waren. Es waren oft nur richtige Vermutungen über genetische Zusammenhänge. Viele solcher Vergleiche wurden im Laufe der Zeit verifiziert, andere erwiesen sich als falsch. Erst mit der Zeit entwickelte sich in der Komparativistik durch die Erkenntnis

von regelmäßigen Lautentsprechungen zwischen Sprachen auch die Auffassung von Lautgesetzen (vgl. 3.4.). Ihnen kam man durch empirischen Wort- und Morphemvergleich zwischen den Sprachen auf die Spur. Der allerdings beruhte oft auf schwierigen Textanalysen und auf mehr oder weniger zuverlässigen Grammatiken und Wörterbüchern (soweit diese vorhanden waren). Dabei sind auch die einzelnen Schriftsysteme ein mehr oder weniger sicherer Garant für eine adäquate phonetische und phonologische Analyse von Texten (vgl. 1.4.). Die Aufstellung beispielsweise der Lautkorrespondenz lat. /s-/ (im Anlaut) = germ. (dt.) /s-/ = gr. /h(ʰ)/ *sex, sechs, ἕξ*, erfolgte damit einmal durch Generalisierung von gleichgelagerten Fällen im Phonembereich, die zu entsprechenden Hypothesenbildungen, den Lautgesetzen (in unserem Fall dem ie. Ansatz von +s-, das die o. g. einzelsprachlichen Resultate ergab), führten, und zum andern natürlich durch den Vergleich der Inhalte der Wörter resp. Morpheme (ausführlich dazu KATIČIĆ 1966). Dabei kann zu der Frage, wann eine Lautkorrespondenz bzw. ein Lautgesetz als gesichert gelten kann, auch heute noch nicht viel mehr gesagt werden, als daß „the more frequently a phonemic correspondence recurs, the surer it is established in comparative linguistics“ (KATIČIĆ 1970, 71).

Lautkorrespondenzen zwischen Sprachen und die aus ihnen formulierbaren Lautgesetze stehen wiederum in einem hypothesenbildenden Zusammenhang mit der Annahme von regelmäßigem, nicht chaotischem einzelsprachlichem Lautwandel, ohne den erstere nicht denkbar wären. Wenn die 1. germanische Lautverschiebung, eines der wichtigsten Charakteristika des Germanischen gegenüber dem Indoeuropäischen, z. B. ie. +d > germ. +t (ie. +*dékṃ* „zehn“ > got. *taihun*) oder ie. +g'/g > germ. +k (ie. +*g'nō-* „(er)kennen“ > got. *kunnan*) usw. lautgesetzlich ist, so muß sie (a) für alle gleichgelagerten Fälle gelten bzw. müssen (b) die Ausnahmen begrenzt und definierbar sein (z. B. Fremdwörter, die die Lautverschiebung nicht mitmachten, oder das Vernersche Gesetz). Da sich aber die Lautgesetze nicht überall durchsetzen, trat als „störender“ Faktor der sprachlichen Veränderungen die sog. Analogie hinzu, mit der man diejenigen Fälle zu erklären versuchte, die sich lautgesetzlich nicht fassen ließen (weiter vgl. 3.4.). Damit wäre, wie BORETZKY (1977, 25f.) feststellt, der Gesetzescharakter der Lautgesetze in Frage gestellt, obgleich die Komparativistik bis heute nicht ohne sie auskommt. Ihr theoretischer Status ist also umstritten, ihr praktischer nicht.

Der „regelmäßige“ einzelsprachliche Lautwandel, der, wie die 2. hochdt. Lautverschiebung zeigt, dialektal begrenzt sein kann, ist in der Argumentation wiederum die Voraussetzung für die Rekonstruktion von Grundsprachen. Nur wenn dt. *zehn*, got. *taihun*, lat. *decem* und ai. *dásan* dass. den anlautenden Konsonanten regelmäßig „behandelt“ haben, sind bei Kenntnis der ent-

sprechenden Lautgesetze dt. zehn über die 1. und 2. Lautverschiebung, got. *taihun* über die 1. Lautverschiebung und lat. *decem* und ai. *dásan* über die einzelsprachlichen Lautgesetze der Beibehaltung der Artikulationsart (ie. $+d = \text{ai. und lat. } /d/$) auf eine gemeinsame Vorform $+dék\eta$ zurückführbar. Diese Tatsache, die als Reflex der ursprünglichen relativen Einheitlichkeit (der Elemente) der betreffenden Sprachen betrachtet werden muß, hebt sich deutlich von den strukturellen Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten zwischen Sprachen ab, die Gegenstand typologischer Untersuchungen sind. Mit Recht kann man daher, wie BARTSCH/VENNEMANN (1982, 36) es tun, bei genetisch verwandten Erscheinungen von Bewahrung gemeinsamen sprachlichen Erbes und bei strukturellen Übereinstimmungen von (limitierten) Universalien in den Sprachen sprechen.²⁵

In der Frage der Überprüfbarkeit der rekonstruierten Daten unterscheiden sich auch die heutigen Untersuchungsprozeduren der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und ihre Aussagen indessen nicht prinzipiell von dem o. g. Zustand zu Beginn des 19. Jh. Die Resultate sind nicht testbar und empirisch nicht verifizierbar. Sie sind nur stützbar mit Hilfe zahlreichen Materials, das die hist.-vgl. Sprachwissenschaft in verschiedenen Sprachfamilien bisher gesammelt hat und das eindeutig darauf hinweist, daß die Verfahren und die Annahme von Lautgesetzen kein Spezialfall der Indoeuropäistik sind, sondern für alle genetisch definierbaren Sprachgruppen gelten (vgl. weiter 3.4.). Die Annahmen der rekonstruierenden Sprachvergleichung sind weiterhin stützbar durch Fälle, wo in verschiedenen Sprachfamilien durch altertümliche Überlieferungen ein Sprachzustand nachweisbar ist, der dem grundsprachlicher Rekonstruktionen in gewissem Sinne nahekommt. Das ist z. B. der Fall beim sog. Runennordischen, das inschriftlich schon aus dem 3. Jh. u. Z. bezeugt ist und einen archaischen, dialektal kaum geteilten Zustand des hypothetisch angesetzten Nordgermanischen darstellt (vgl. ein Beispiel in 2.3.4.). Vergleichbares läßt sich auch vom Verhältnis des Altkirchenslawischen zum Urslawischen sagen. Dennoch bleibt als Tatsache bestehen, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft mit überprüfbaren und durch das Experiment nachvollziehbaren Methoden, wie sie in den meisten Naturwissenschaften Verwendung finden, nicht arbeiten kann. Sie ist in diesem Sinne keine „exakte“ Disziplin, sondern ihre Aussagen sind, wie auch die verschiedener anderer gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen (z. B. Vor- und Frühgeschichte) vielfach hypothetischen Charakters.²⁶

1.3.3. Es gibt (noch) keine allgemeine Theorie des Sprachwandels. Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft befindet sich daher generell in der Lage, verallgemeinerbare Aussagen aus ihren empirischen Erfahrungen im Sinne der

Erweiterung und Präzisierung vorhandener Teilhypothesen zu treffen. Hieraus und aus einem gewissen Methoden- und Theorientraditionalismus, der allerdings größtenteils überwunden ist, resultiert, daß es bis heute nicht zu einem optimalen dialektischen Wechselverhältnis von linguistischer Theorie und Praxis gekommen ist. Diese Feststellung gilt auch für theoretische Arbeiten auf dem Gebiet des historischen Sprachvergleichs (vgl. JOB 1982, 47). Doch bedeutet das weder, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft atheoretisch arbeitet, noch daß der o. g. Zustand dem persönlichen Verschulden der Forscher anzulasten ist. Vielmehr spiegelt sich hierin im wesentlichen die objektiv bedingte hochgradige Kompliziertheit des Untersuchungsobjekts in Fächern wie z. B. der Indoeuropäistik oder der Finno-Ugristik wider, wo die Schwierigkeiten einmal in der Fülle und Vielschichtigkeit des Materials (man vgl. dazu 1.2.) und zum andern in der außerordentlichen Komplexheit und Sprödigkeit der Untersuchungsgegenstände liegen, was insgesamt einer modernen theoretischen Anforderungen angemessenen Durchdringung des Stoffes eher hinderlich als förderlich ist.²⁷

Zum andern ist *prima vista* auch nicht ohne weiteres zu entscheiden, in welchem Maße und mit welchen Konsequenzen moderne grammatiktheoretische Verfahren im Bereich der historischen Sprachvergleiche anwendbar sind (vgl. dazu im folgenden).

Aus dieser Sachlage ergeben sich Unsicherheiten für die Interpretation und Argumentation innerhalb und außerhalb der hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Als bekanntes Beispiel sei auf den theoretisch nicht geklärten Status der Lautgesetze hingewiesen (vgl. 3.4.), obgleich es – wie schon gesagt – ganz eindeutig ist, daß kein Komparativist in der Lage ist, ohne sie zu arbeiten (KATIČIĆ 1973, 35ff.). Als ein aktuelles Beispiel von Unsicherheiten im o. g. Rahmen kann auch das Verhältnis von hist.-vgl. (genetischer) und typologischer Sprachwissenschaft angesehen werden. Das zeigt sich z. B. an gegensätzlichen Auffassungen über den grundsprachlichen Konsonantismus des Indoeuropäischen, wo einerseits aus typologischen Erwägungen die lange tradierten Auffassungen durch neue Hypothesen stark modifiziert wurden und somit zu konkurrierenden voreinzelsprachlichen Ansätzen geführt haben und andererseits viele Komparativisten die typologischen Argumente für nicht stichhaltig genug halten, um das tradierte Schema durch ein neues zu ersetzen (vgl. weiter 1.5.7.). Die Aufzählung solcher gegensätzlicher Meinungen ließe sich fortsetzen. Sie bedeuten mehr als der auch anderswo anzutreffende Hypothesenpluralismus in der Linguistik, denn sie charakterisieren geradezu das Bild, das die heutige Indoeuropäistik bietet.

1.3.4. Das Verhältnis von hist.-vgl. Sprachwissenschaft und neueren grammatiktheoretischen Verfahren ist unterschiedlich entwickelt. Die in der

hist.-vgl. Sprachwissenschaft seit dem letzten Drittel des 19. Jh. entstandene junggrammatische Richtung herrschte bis tief ins 20. Jh. hinein. Mit dem Aufkommen des Strukturalismus seit de Saussure und der von ihm ausgehenden strikten Trennung von Synchronie und Diachronie, wobei letztere in den vergangenen Jahrzehnten in die Randzonen des linguistischen Interesses gedrängt worden war, kamen andere Fragestellungen zur Geltung, denen sich die hist.-vgl. Sprachwissenschaft vielfach verschloß, ja, denen sie sich wegen ihres spezifischen Untersuchungsgegenstandes und ihrer Aufgabenstellungen größtenteils zu Recht verschließen zu müssen glaubte. Die strikte Trennung von Diachronie und Synchronie erwies sich in der Linguistik und besonders natürlich für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft als nicht haltbar, und sie wird heute zugunsten einer dialektischen Betrachtung von Historischem und Synchronem überwunden.

Die Haltung der hist.-vgl. Sprachwissenschaft, stellvertretend sei hier die Indoeuropäistik genannt, war gegenüber strukturalistischen Auffassungen jedoch nie monolithisch. Dies bewies weniger der von der traditionellen Indoeuropäistik lange Zeit kaum beachtete Versuch SAUSSURE's (1879), das ie. Vokalsystem neu zu gliedern, womit Saussure später zum „Vater der Laryngalthorie“ wurde (vgl. 3.5.), sondern es zeigt sich in einer zunehmenden Tendenz, auf verschiedenen Gebieten der hist.-vgl. Sprachwissenschaft neue linguistische Verfahren einzuführen. Hauptanwendungsgebiete sind die hist.-vgl. Phonologie, die Morphonologie und die hist.-vgl. Morphologie, wie dies besonders in den Arbeiten von KURYLOWICZ (1956, 1964, 1968 u. a.) und bei anderen Forschern zum Tragen kam. In der produktiven Auseinandersetzung mit neueren Analyse- und Beschreibungsverfahren wurde besonders der Systemgedanke in seiner Anwendbarkeit auf diachronische Untersuchungen thematisiert und damit auch die Methode der sog. inneren Rekonstruktion (vgl. 3.3.) in immer stärkerem Maße in die Untersuchungen einbezogen. Die Übertragung neuer Analyseparameter aus dem Bereich heutiger Sprachen auf voreinzelsprachliche Zustände charakterisiert eine Reihe von Untersuchungen der jüngeren Vergangenheit und – zunehmend – der Gegenwart. Mit ihnen wurde die Priorität der Deskription gegenüber der historischen Analyse, eine Teilsynthese aus der Auseinandersetzung zwischen Deskriptivismus und historischer Sprachwissenschaft (die jedoch implizit bereits in früheren Etappen der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und besonders in den Anfängen der inneren Rekonstruktion mit maßgebend war), auch für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft als verbindlich übernommen, so von SZEMERÉNYI (1982, 6f.), PALMER (1972, 25f.) u. a., denn sie „ranks higher or has precedence, for the simple reason that any attempt to understand past phases of a language presupposes thorough familiarity with language in operation“ (SZEMERÉNYI a. a. O.). Im Rahmen syste-

matischer Beschreibungszusammenhänge sah auch HOENIGSWALD (1960⁴) seinen Versuch, Strukturen und Typen des Laut- und Formenwandels zu erfassen. Freilich blieb dabei nicht viel von einer Gesamtbetrachtung des Systems übrig, aber seine Arbeit war eine wichtige Auseinandersetzung der hist.-vgl. Sprachwissenschaft mit neuen theoretisch-methodischen Auffassungen, deren Abkunft aus dem Bereich der deskriptiven Linguistik unübersehbar ist.

Kritisch wurden von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft die asemantischen Tendenzen des taxonomischen Strukturalismus aufgenommen (vgl. NEHRING 1962 und auch HAUGEN 1951).

Unter dem Einfluß der neuen Verfahren und im Rahmen der inneren Rekonstruktion, die durch systematisch einzelsprachliche Kontrolle des Materials vielfach zu präziseren sprachhistorischen Erkenntnissen gelangt als lediglich die sog. äußere Rekonstruktion, verlagerte sich die Interpretation von Sprachveränderungen teilweise merklich auf die Suche nach innersprachlichen Ursachen (vgl. auch STERNEMANN 1966).

Die neueren Grammatiktheorien sind für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft von unterschiedlichem, insgesamt aber bei weitem noch nicht voll ausgelotetem Wert. Während oberflächenstrukturelle Beschreibungsverfahren in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft nicht mehr wegzudenken sind, war/ist die Untersuchung der Tiefenstruktur im Rahmen der generativen Grammatik für die spezifisch gelagerten Fragen des historischen Sprachvergleichs zweifelhaft und wenig gefragt. Damit hatte sich STRUNK (1976) überwiegend kritisch auseinandergesetzt (dort auch die entsprechende Literatur). Zu optimistisch, die enormen einzelsprachlichen Materialschwierigkeiten, mit denen es der historische Sprachvergleich zu tun hat, zu wenig berücksichtigend, sind demgegenüber die Forderungen von SCHMITT/BRANDT (1973). Mit einigen grundsätzlichen Fragen der unterschiedlichen theoretischen Auffassungen von Sprachwandel aus der Sicht der junggrammatisch orientierten hist.-vgl. Sprachwissenschaft und der generativen Grammatik hat sich BECHERT (1973) kurz auseinandergesetzt. Zwei Problemfälle seien herausgegriffen, um die Wichtigkeit der Fragen, um die es hier geht, anzudeuten. Einmal handelt es sich darum, ob der Sprachwandel als Ergebnis der Performanz, der parole, oder als Ergebnis einer veränderten Kompetenz aufzufassen ist. In diesem Zusammenhang deuten neuere soziolinguistische Forschungen darauf hin, daß die junggrammatische Auffassung, dem Lautwandel liege eine potentielle Variationsbreite bei der Aussprache der einzelnen Laute zugrunde, die sich durch den unbewußten Wandel der Erinnerungsbilder und des Bewegungsgefühls allmählich verändere und so zu lautlichen Veränderungen führe (so PAUL 1898³, 46ff.), in dieser Weise nicht mehr haltbar ist. – Eine andere Kardinalfrage ist, inwieweit Sprachwandel im Sinne der generativen

Grammatik überwiegend oder ausschließlich sprachimmanent (als Regelwandel) beschreibbar ist. Danach wäre der Übergang von vulgärlat. /*ū*/ zu altfrz. /*ü*/ „die Hinzufügung einer Regel in der phonologischen Komponente der Grammatik“ (BECHERT 1973, 45). Seitens der hist.-vgl. Sprachwissenschaft wird hierbei als zugrunde liegender Faktor aber auch Substrateinfluß vermutet (vgl. 2.3.7.), der im generativen Beschreibungsmodell natürlich keinen Platz findet. Für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft sind derartige Fragen, die letztlich das Zusammenwirken von externen und internen Faktoren der Sprachentwicklung betreffen (vgl. u. a. VACHEK 1975), aber von hoher Relevanz (auch wenn bzw. weil sie noch nicht restlos geklärt sind). Sie müßten generativen Beschreibungen in jedem Fall als notwendige Komponente des Anliegens der Komparativistik zuzuordnen sein, wenn die generative Grammatik Anspruch auf Erklärungsadäquatheit im Sinne der hist.-vgl. Sprachwissenschaft erheben will.

Das Untersuchungsspektrum der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und ihre Frage- und Aufgabenstellungen sind also wesentlich breiter, als sie generative Sprachbeschreibungen beibringen können. Generative Beschreibungen sind wohl auf historische Fragestellungen anwendbar, aber ihr Interpretationsbereich ist für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft begrenzt.

Insbesondere waren es die in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft so vernachlässigten syntaktischen Fragen, die – über einen Titel des Aufsatzes von WATKINS (1963) hinaus – zu der Fragestellung des Autors führten, daß es keine prinzipiellen Hindernisse für die „application of generative grammar to historical syntax“ gäbe (ebd., 3). Watkins, der natürlich weiß, daß man auch mit generativen Verfahren keine realen Sätze der Grundsprache erzeugen, sondern nur Satzstrukturen rekonstruieren kann, sieht den Ansatzpunkt in syntaktischen Grundmustern des Indoeuropäischen, aus denen sekundäre Muster ableitbar seien. Hierbei geht es vor allem um die Stellung des Verbs im ie. Hauptsatz, wobei eine Grundstruktur Subjekt – Objekt – Prädikat (also Endstellung des Verbs) angesetzt wird (weiter vgl. 3.7.). Wenngleich es hierzu in letzter Zeit eine Anzahl von Untersuchungen gibt, sind syntaktische Forschungen immer noch ein Desiderat der hist.-vgl. Sprachwissenschaft (sowohl in der Indoeuropäistik als auch in anderen genetischen Disziplinen).

Auch valenztheoretische und kasusgrammatische Verfahren werden auf hist.-vgl. Gebiet gelegentlich angewendet. Ein interessanter Versuch zur syntaktischen und semantischen Beschreibung von Verben und ihrem Struktur- und Bedeutungswandel wurde von KRISCH (1984) unternommen. – Man kann insgesamt feststellen, daß es der historischen Sprachvergleichung aufgegeben ist, weitergehend zu erproben, wie sich neue grammatiktheoretische Verfahren nutzbar anwenden lassen (so auch BLÜMEL 1973, 93ff.), um bishe-

rige Ergebnisse zu präzisieren (vgl. zur syntaktischen Forschungsproblematik schon DRESSLER 1971).

1.3.5. Untersuchungsobjekt der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft sind, wie schon in 1.1. angedeutet, genetisch verwandte Sprachen. Die sich daraus ergebende Schlußfolgerung, daß die Indoeuropäistik die ie. Sprachen, die Uralistik die ural. Sprachen und die Bantuistik die Bantusprachen als Untersuchungsobjekt haben, ist so allgemein wie präzisierungsbedürftig. Einmal sind Sprachen Untersuchungsobjekt für Einzelphilologien, z. B. Englisch für die Anglistik, Ungarisch für die Hungarologie usw. Andererseits aber wurden und werden Einzelsprachen auch von übergreifenden Gebieten, so von der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft philologisch mitbearbeitet. Das geschah z. B. bei der Hethitologie besonders in ihren Anfängen seitens der Indoeuropäisten, desgleichen auch in der Mykenologie. Die einzelnen Bantusprachen werden ausschließlich von der Bantuistik, wo es (noch) nicht wie bei den ie. Sprachen zu einem weitgehenden Differenzierungsprozeß von Einzelphilologie und Komparativistik gekommen ist, bearbeitet. Einzelsprachliche und sprachvergleichende Forschung sind nicht selten noch eng nebeneinander gelagert (vgl. SCHMITT/BRANDT 1973, 105). Weiterhin wird historisch-vergleichend auch in der Areallinguistik gearbeitet, wenn sprachliche Konvergenz- und Sprachbunderscheinungen zwischen Sprachen untersucht werden (vgl. Teil II).

Die Tatsache, daß genetisch verwandte Sprachen Untersuchungsobjekt verschiedener linguistischer Disziplinen und Philologien sein können, erfordert eine Bestimmung spezifischer Untersuchungsgegenstände. In unserem Fall soll das für die genetische Sprachwissenschaft am Beispiel der Indoeuropäistik geschehen. Man unterscheidet dabei am zweckmäßigsten zwischen linguistischen und interdisziplinären Untersuchungsgegenständen. Linguistischer Untersuchungsgegenstand der Indoeuropäistik sind im Kern die genetisch verwandten Erscheinungen in den ie. Sprachen bzw. in den Sprachzweigen sowie deren historische Erklärung im Rahmen hypothesenhafter Aussagen.

Eine solche Gegenstandsbestimmung schlosse die Untersuchung nicht genetisch bestimmbarer Züge dieser Sprachen, also areale, zufällige und typologische Erscheinungen, theoretisch aus.²⁸ Nun erfordert der Ausschluß der zuletzt genannten Erscheinungen aber zuerst ihre Identifizierung. Engl. *father* ist ein germ. und ein ie. Wort und mit lat. *pater* urverwandt; engl. *paternity* „Vaterschaft“ dagegen ist ein Lehnwort direkt aus dem Latein. Da diese Dinge, im Gegensatz zum hier angeführten Beispiel, oft nicht so einfach auf der Hand liegen, sondern gleichfalls nur Ergebnis hist.-vgl. Untersuchungen sein können, bleibt ihre Beobachtung schon aus diesem

Grunde zumindest in den Randzonen des linguistischen Untersuchungsgegenstandes der Indoeuropäistik (und anderer genetischer Linguistiken). „Historisch-vergleichend“ und „genetisch“ sind damit keine identischen, aber eng korrelierende Begriffe. Ja, areale und typologische Fragestellungen können unter gewissen Umständen zu Problemstellungen von hoher Relevanz für die genetische Linguistik werden. Das trifft etwa auf die unterschiedlichen Hypothesen über Grundsprachen (vgl. 2.3.4.) und deren Entstehung oder auf sprachgeographische Fragestellungen und Substratprobleme zu (vgl. 2.3.7.).

Da Sprachen in ihrer Entwicklung einmal Fortsetzer ererbter Gemeinsamkeiten wie auch im interferenziellen Sinne Kontaktpartner mit anderen Sprachen sind, da sich also neben divergenten Prozessen der Sprachentwicklung auch konvergente Prozesse in der Entwicklung von Sprachen (vorübergehend) abspielen, ist bei hist.-vgl. Untersuchungen immer wieder mit zwei Faktoren, dem Erbgut (und seiner genetischen Erklärung) und dem Lehngrut (und seiner interferenziellen Erklärung) zu rechnen.²⁹ Diese Tatsache ist, obgleich konvergente Prozesse ihrem Wesen nach Untersuchungsgegenstand der Areallinguistik sind, nicht aus der genetischen Sprachforschung zu eliminieren. Es handelt sich dabei um Berührungszonen am gleichen Untersuchungsgegenstand von genetischer und arealer Sprachwissenschaft.

Erbgut und Lehngrut sind als Faktoren der Sprachentwicklung keine starren Größen, sondern zeigen relative Aspekte im Verhältnis zueinander. So konnten Entlehnungen schon sehr früh in den Bestand von Grundsprachen aufgenommen, dort integriert und von diesen an die sog. Tochtersprachen weitergegeben werden. Hierbei ist es dann lediglich eine Frage der Chronologie und des Untersuchungsstandpunktes, ob solche Fälle als ererbt oder als entlehnt betrachtet werden. Oft liegen beide Vorgänge vor. Ein Beispiel dafür ist die Etymologie von dt. *Sack*. Galt das Wort noch im 17. Jh. (bei G. CRUCIGER, *Harmonia linguarum quatuor cardinalium*. Frankfurt/M. 1616) als ein Beweis für die Herkunft der Sprachen aus dem Hebräischen, so gilt heute, daß es aus assyr. *sakku*, hebr. *sak* über gr. *σάκος* und lat. *saccus* „Sack“ schon so früh ins Germanische („etwa schon zu Cäsars Zeit“, KLUGE/MITZKA 1957, 618) entlehnt wurde, daß es in allen germ. Sprachen belegt ist. Es könnte aus dieser Sicht also als ein germ. Wort gelten, wenn nicht sein Lautstand darauf hinwiese, daß es nach der 1. Lautverschiebung ins Germanische gelangt ist. – Das in vielen ie. Sprachen verbreitete Wort für „Rind“ (ai. *gáus*, gr. *βοῦς*, lat. *bōs* usw.) wird bei POKORNY (1959–1969, 482) als ie. Wurzel **g^hou-* notiert. Falls die verbreitete Annahme zutrifft, daß es sich hierbei nicht um eine – schallnachahmende – Bildung in der ie. Grundsprache, sondern um eine Entlehnung aus dem vorderasiati-

schen Bereich (sumerisch *gu* bzw. *gud*) handelt, haben wir es mit einem frühen Lehnwort zu tun, das zugleich als ie. Erbwort in den Einzelsprachen gelten kann.³⁰

Die Indoeuropäistik und andere genetische Disziplinen haben in hohem Grade integrativen Charakter. Das gilt nicht nur für linguistische Fragestellungen. Da hier historische und vorhistorische Sprachzustände untersucht werden, haben diese Disziplinen es auch mit den Trägern dieser Sprachzustände, mit deren sozialer Struktur und (materiellen) Kultur, mit ihrer Herkunft, mit anthropologischen, ethnologischen und archäologischen Fragen zu tun. Natürlich gehören diese Fragen nicht mehr zum weiteren oder engeren Bereich des linguistischen Untersuchungsgegenstandes. Nichtsdestoweniger sind diese Forschungskomplexe in einem weiteren Rahmen ebenfalls als Untersuchungsgegenstände der genetischen Sprachwissenschaft anzusehen, wie das die Geschichte der Indoeuropäistik und anderer vergleichbarer Fächer auch zeigt, wo sie aus der Forschung überhaupt nicht eliminierbar sind. Allerdings haben sie interdisziplinären Charakter, und gerade in der Gegenwart gewinnen sie durch engeres Zusammenwirken der Fächer an Gewicht (vgl. u. a. GAMKRELIDZE/IVANOV 1984). Ihre Nichterwähnung in den meisten Lehrbüchern (Grammatiken z. B. der Indoeuropäistik) geschieht aus rein praktischen Gründen und weil diese Lehrbücher sich meist auf die linguistischen Untersuchungsgegenstände beschränken, was völlig legitim ist.

Aus dem Dargelegten folgert, daß es die Indoeuropäistik als linguistische Disziplin primär mit linguistischen Untersuchungsgegenständen zu tun hat. Man kann sie in eine Kernzone und in Randzonen gliedern, doch bleibt eine solche Einteilung weitgehend theoretisch. Zwar ist die Indoeuropäistik und sind auch die anderen genetischen Disziplinen zuerst darauf bedacht zu erkennen, was in den Einzelsprachen Erbgut und damit auf nicht „erborgtem“ Wege direkt aus voreinzelsprachlichen Stadien entwickelt ist und wie der Gang der Entwicklung war, doch können sie ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand trotz alledem nicht nur im Kern, „rein“ von allen tangierenden Fragen, verfolgen, weil jede Sprache in ihrer historischen Entwicklung internen und externen Entwicklungsbedingungen folgt, Kontaktpartner anderer Sprachen war und ist und sich damit die spezifischen (ie.) Züge einer Sprache gleichsam nur aus ihrem Gesamthabitus herauschälen lassen. Das läuft gewissermaßen auf eine interne Konfrontierung mit der Frage hinaus, was der Komparativist als „ursprünglich“ und was er als sekundäre Entwicklung, also auch als Entlehnung, ansieht. Das Latein, das Albanische und das Hethitische haben ganz unterschiedliche Fremdwortbereiche aufgenommen, und ihre Grammatik weicht in ganz unterschiedlicher Weise von dem Bild ab, das man sich über die ie. Grund-

sprache machen kann. Dennoch sind sie als ie. Sprachen nur als Ganzheit zu charakterisieren, und es ergibt sich der indoeuropäische Anteil einer jeden von ihnen einzig aus der Untersuchung des Gesamtzusammenhanges.

Darüber hinaus haben die Indoeuropäistik und andere genetische Disziplinen interdisziplinäre Untersuchungsgegenstände.

1.3.6. Mit der Bestimmung von Untersuchungsobjekt und Untersuchungsgegenstand stehen auch die einzelnen Aufgabenstellungen, hier wieder vornehmlich am Beispiel der Indoeuropäistik dargestellt, in wesentlichem Zusammenhang (vgl. im einzelnen Kap. 2). Wenn als erste Aufgabe die Untersuchung und Klassifikation der genetischen Verwandtschaftsverhältnisse von Sprachen genannt wird, so hat das seine Begründung darin, daß das Erkennen und Bestimmen genetischer Zusammenhänge den ersten, der Rekonstruktion von Grundsprachen in jedem Fall vorausgehenden Schritt darstellt. Die erste Etappe bei der Erforschung genetischer Beziehungen zwischen Sprachen kann also weder logisch noch historisch die Rekonstruktion von Grundsprachen sein (was allerdings häufig als die erste und vordringlichste Aufgabe ausgegeben wird), weil dieser erste Schritt – zumindest bis zu einem gewissen Grade – die Sammlung, Korrelierung und Systematisierung vergleichbarer Erscheinungen entsprechend dem jeweiligen Forschungsstand der Wissenschaft sein muß (vgl. GREENBERG 1957, 35; SEEBOLD 1973, 28ff.). Erst auf einer solchen Materialbasis, die natürlich entsprechend den jeweiligen genetischen Disziplinen sehr unterschiedlich aussieht, kann als weitere Aufgabe (Etappe) die Rekonstruktion erfolgen.

Dieser Etappenverlauf findet auch wissenschaftshistorisch seine Bestätigung. Bei der Entwicklung der Indoeuropäistik und der Finno-Ugristik zu Beginn des 19. Jh. entstanden – abgesehen von vorwissenschaftlichen oder phantastischen Vorstellungen über „Ursprachen“ – zuerst nur Hypothesen über die genetische Zusammengehörigkeit von Sprachen, die durch konfrontierende Gegenüberstellung genetisch vergleichbarer Erscheinungen aus den Einzelsprachen gewonnen worden waren. Diese Etappe stellen etwa die Arbeiten von BOPP (1816) und GYARMATHI (1799) dar. Danach erst entwickelte sich die grundsprachliche Rekonstruktion in der Indoeuropäistik durch A. SCHLEICHER (1861) und, übertragen auf die Finno-Ugristik, durch J. BUDENZ (1873–1881 und 1884–1894). Es ist also sinnvoll, zwischen der hypothetischen Annahme von Grundsprachen und (Graden) der wissenschaftlichen Rekonstruktion von Grundsprachen zu unterscheiden. Mit dieser hat sich die Indoeuropäistik, wo der genetische Sprachvergleich am weitesten fortgeschritten ist, schon seit über einem Jahrhundert befaßt, da

hier verschiedene sprachliche und außersprachliche Umstände begünstigend gewirkt haben. Besonders bei Sprachen mit geringfügiger schriftlicher Überlieferung oder ohne eine solche (vgl. 1.4.) können die Aufgaben der hist.-vgl. Sprachwissenschaft aber (stark) erschwert sein. Das ist vergleichsweise der Fall in der Finno-Ugristik, die daher unter abweichenden Voraussetzungen gegenüber der Indoeuropäistik arbeiten muß (Einzelheiten bei DÉCSY 1965, 2ff. und 152ff.), und offenbart sich noch stärker beispielsweise in der Bantunistik, wo vorerst weitgehend die Erfassung und Aufarbeitung des einzel-sprachlichen Materials im Vordergrund steht, weniger sprachgeographische und hist.-vgl. Untersuchungen.

Es hatte sich gezeigt, daß dem Vergleich genetisch verwandter Sprachen eine historische Dimension involviert (vgl. u. a. BENVENISTE 1977, 113ff.). Insofern die Vergleichung auf der hypothetischen Annahme grundsprachlicher Zustände beruht, ist dies nicht nur ein linguistisches Kalkül, sondern auch ein heuristisches Moment und ein inhärentes Merkmal jeder genetischen Sprachvergleichung, die ohne derartige Annahmen nicht zu plausiblen Erklärungen gelangen kann. Diese Feststellung trifft schon für die o. g. frühen Phasen der genetischen Sprachwissenschaft, so für die Indoeuropäistik bei BOPP (1816) oder für die Finno-Ugristik bei GYARMATHI (1799) zu.³¹ In diesem Zusammenhang kam es auch zu einer Umbewertung der alten Ursprachen-idee, des Hebräischen. Der in den weiter zurückliegenden Jahrhunderten herrschende Gedanke der Monogenese der Sprachen aus dem Hebräischen wurde zuerst zugunsten einer indoeuropäischen und dann verschiedener anderer Ur- bzw. Grundsprachen aufgegeben (vgl. auch JOB 1982, 48). Da diese Grundsprachen aber immer nur für eine relativ geringe Zahl verwandter Sprachen galten, mußte zunehmend deutlicher mit einer Vielzahl von Grundsprachen gerechnet werden, wobei zuweilen unklar blieb, ob man in ihnen Fortsetzer aus der Zeit der Sprachentstehung sah oder nicht.

Im Gegensatz zu JOB (ebd., 49), der bei den aufgefundenen Ähnlichkeiten zwischen Sprachen, den Homomorphien, rein quantitativ von statistischer Signifikanz ausgeht, die genetische Beziehungen zwischen Sprachen erst plausibel mache, scheint der Gedanke an genetische Verwandtschaft und an eine gemeinsame Grundsprache eher eine Art logischer Schlußfolgerung aus den empirischen Daten (gewesen) zu sein, weil erstens der Gedanke an Ur- bzw. Grundsprachen für die damalige Zeit nichts Neues war (das Hebräische hatte diese Rolle jahrhundertlang gespielt, ohne daß diese jedoch wissenschaftlich bewiesen werden konnte) und weil zweitens gerade auch dort Homomorphien angetroffen wurden, wo man ihre Beweiskraft schon bei wenigen Fällen am deutlichsten fühlte: weniger in der Lexik, als vielmehr in der Morphologie. Darauf hatte sich schon FR. V. SCHLEGEL (1808) ausdrücklich berufen. Zudem kann nicht übersehen werden, daß den Pionie-

ren der genetischen Sprachwissenschaft (besonders Jones 1786 und Schlegel) durchaus nur ein beschränktes Corpus von Homomorphien für ihre Annahmen zur Verfügung stand (vgl. auch BORETZKY 1977, 20f.; vgl. auch 2.2.).

Die auf der Grundsprachenhypothese aufbauende Rekonstruktion macht(e) die historischen Dimensionen der genetischen Sprachwissenschaft explizit. Vergleichung korrelierbarer, da genetisch verwandter Elemente, ihre historische Interpretation und ihre Integration in grundsprachliche Modelle sind damit dialektisch verbundene, notwendige und progrediente Aspekte und Aufgabenstellungen der genetischen Sprachwissenschaft. Sie gelten unabhängig von der Frage, ob genetisch verwandte Sprachen, wie z. B. die indoeuropäischen, die uralischen oder die australischen, über eine gute, weniger gute oder über gar keine einzelsprachlichen Überlieferungen früherer Sprachzustände verfügen (vgl. M. HAAS 1969, 13ff.; vgl. auch 1.4.). – Es ist an der Zeit zu betonen, daß Rekonstruktionen nicht um ihrer selbst willen geschehen. Sieht man von der unmittelbaren Sinngebung ab, Aufschlüsse über das Aussehen vorhistorischer Sprachzustände zu erhalten, so sind solche Erkenntnisse von theoretischer Relevanz für die allgemeine und typologische Sprachwissenschaft, indem sie Aussagen zum Struktur- und Typwandel beisteuern können. Hat sich z. B. die Flexion im Indoeuropäischen aus vorflexivischen Stadien entwickelt, wie schon seit Beginn der Indoeuropäistik von F. Bopp behauptet und auch danach immer wieder nachzuweisen versucht wurde (vgl. 2.3.5.), so ist das auch von theoretischem Belang für die historische Linguistik und für die Typologie. Andererseits haben Rekonstrukte die Funktion eines *tertium comparationis* für die hist.-vgl. Erklärung einzelsprachlicher Veränderungen. Die historische Grammatik der Einzelsprachen muß, wenn sie über belegte Sprachperioden hinausgeht, auf Asteriskformen zurückgreifen, um gewisse lexikalische und grammatische Erscheinungen zu erklären. So galt die Verschiebung der ie. *Tenues* zu stimmhaften Spiranten im Germanischen als Ausnahme der 1. Lautverschiebung, bis der Däne K. Verner die Bedingungen (des nach ihm benannten Vernerschen Gesetzes) entdeckte: Stand der ie. Wortakzent nicht auf der unmittelbar vorausgehenden Silbe, so entwickelten sich ie. *+p* nicht zu germ. *+f*, sondern zu *+b*, ie. *+t* nicht zu germ. *+þ*, sondern zu *ð* usw. Einem ie. *+upári* „über“ (gr. ὑπέρ, ai. *upári*) entsprach damit nicht germ. *++ufar*, sondern ein urnord. *uðar*, ahd. *ubar* usw. Nur von diesen rekonstruierten Voraussetzungen her ist es möglich, die unterschiedlichen Entwicklungen der 1. Lautverschiebung zu verstehen und einzelsprachlich zu erklären.

Im Zusammenhang mit der Rekonstruktion von Grundsprachen und der Funktion grundsprachlicher Daten als *tertium comparationis* zur Erklärung einzelsprachlicher Erscheinungen sind zwei Zielrichtungen der histo-

rischen Sprachbetrachtung zu unterscheiden. Die rekonstruierende Aufgabenstellung gelangt – idealiter – von der Vielheit einzelsprachlicher Daten retrospektiv zu einer grundsprachlichen Einheit. Sie untersucht und fixiert dabei stets vorangehende Sprachstufen. Die Untersuchung und – intendierte – Erklärung einzelsprachlicher Erscheinungen aus grundsprachlichen Vorformen geht der Frage der Sprachentwicklung nach. Sie untersucht die historischen Prozesse prospektiv. Die Sprachwissenschaft kann ihren Gegenstand also aufgabenabhängig in diesen beiden, schon von de Saussure genannten Richtungen verfolgen.

Selbstverständlich veränderte sich mit der Entwicklung der Forschung auch das Rekonstrukt und damit das *tertium comparationis* als voreinzelsprachlicher Ansatz. Die rekonstruierten (Teil-)Systeme reflektieren also einerseits nur den jeweiligen Forschungsstand, und sie reflektieren damit auch alle jenesprachtheoretischen Implikationen, die bei der Aufstellung rekonstruierter Modelle eine Rolle spielen. Hierzu gehört z. B., in welchem Maße sich der Komparativist von herrschenden Theorien beeinflussen läßt (vgl. 1.5.). Da es konkurrierende theoretische Auffassungen gibt, können auch konkurrierende Hypothesen von grundsprachlichen Rekonstrukten existieren. Zu grundsprachlichen Einheiten gelangt man also nicht nur durch bloße „Aufhebung“ der einzelsprachlichen Besonderheiten und durch die Erstellung chronologisch früher anzusetzender Formen (Diasprache), wovon in 2.3.1. die Rede sein wird, sondern an diesem Prozeß sind alle diejenigen Vorstellungen über Sprachbau und Sprachwandel, über typologische Evidenzen von Rekonstrukten und über ihre Systematik beteiligt, die zeitgenössischer Besitz der Linguistik und persönlich vertretene Auffassung des Komparativisten sind. Die Rekonstruktion in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft weist somit in nicht unbeträchtlichem Maße auch subjektive Elemente auf. Das instruktivste Beispiel sind in der Gegenwart die unterschiedlichen Stellungnahmen zum sog. Brugmannschen Modell des rekonstruierten Indoeuropäischen bzw. zu alternativen Modellen. Die hierbei anstehenden Fragen werden eingehender in Abschn. 2.3.4. behandelt, aber es kann schon jetzt festgestellt werden, daß die „Entwicklung“ solcher Modelle von den o. g. Bedingungen mit abhängt, eine Tatsache, die sich anschaulich an der „Entwicklung“ einer Äsopschen Fabel demonstrieren läßt, die zum erstenmal von A. Schleicher, danach von H. Hirt und dann in laryngalistischer Version von M. Peters „ins Indoeuropäische übersetzt“ wurde.³²

Erst nachdem einige Klarheit über die genetischen Beziehungen und über das Aussehen der Grundsprache(n) gewonnen ist, kann ernsthaft daran gegangen werden, die 3. Aufgabenstellung der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft anzugehen, die (vor)historische Entwicklung der Einzelsprachen bzw. der Sprachzweige mit aufzuhellen und zu erklären (vgl. 2.4.).

Insofern einzelsprachliche Erscheinungen in Verbindung mit grundsprachlichen Modellen gebracht werden, kommt es zwischen Sprachen und Sprachzweigen auch zu einer Charakterisierung ihres spezifischen Status als indoeuropäische oder uralische, resp. als germ., slaw. oder als finn.-ugr. oder samojedische Sprache, und es werden auch die vorhistorischen Schicksale der Einzelsprachen auf dem Hintergrund ihres grundsprachlichen Ausgangspunktes deutlicher.

FINK (1905, 1910, 1923³) und andere vertraten den Standpunkt, daß es das Ziel der Sprachwissenschaft sei, „die mehr oder weniger einheitliche Redeweise jedes Volkes aus seiner geistigen Eigenart zu erklären, darzulegen, wie jede bestimmte Art des Sprechens durch die Kombination von geistigen Eigentümlichkeiten geschaffen wird, die in ihrer Gesamtheit jedes Volk der Erde von jedem anderen scharf unterscheiden“ (FINK 1923³, 4). Die Verfolgung dieses Konzepts, die Suche nach der „sprachvolkgebundenen“ inneren Sprachform, kann einmal aus prinzipiellen Gründen, der Ablehnung dieses im Grund subjektivistischen Konzepts, nicht Gegenstand der genetischen Sprachwissenschaft sein. Zum andern setzte die Erforschung dieses Aspektes ein umfangreicheres Korpus als nur die Sprachen einer Sprachfamilie voraus, weshalb diese Frage, wenn überhaupt, in die allgemeine Sprachwissenschaft gehört. Schließlich vertreten wir die Auffassung, daß es für die Finksche Zielstellung keine adäquaten Methoden der Korrelation von geistigen Eigenschaften von Sprachgemeinschaften und sprachlichem Ausdruck (als innerer Sprachform) gibt, ohne von den zahlreichen historischen, gesellschaftlichen und sozialen Aspekten abzusehen, die bei der Entwicklung der Sprachen eine Rolle spielen. — Die Ergebnisse der Erforschung der „inneren Sprachform“ haben nicht den Grad an Explizitheit, wie ihn die Forschungen in der Indoeuropäistik und auch in anderen genetischen Disziplinen erlangt haben.

1.3.7. Bisher standen Fragen des lautlich-formalen Vergleichs im Vordergrund der Ausführungen. Das hatte seinen Grund darin, daß die Arbeit mit Lautgesetzen in verhältnismäßig eindeutiger Weise zu führen ist. Es ist aber eine von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft nie ernsthaft bestrittene Tatsache, daß der Vergleich und insbesondere die Rekonstruktion — so unvollkommen diese auch sein mag — es bei Homomorphismen mit zeichenhaften Einheiten und nicht mit Lauten bzw. Phonemen zu tun hat, so daß die Vergleichbarkeit der Inhaltsseite der sprachlichen Zeichen eine zentrale Rolle in der historischen Komparativistik spielt (vgl. auch KATIČIĆ 1966). Grundsätzlich ist dabei von der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens auszugehen. Da die Zuordnung von Lautfolgen (in Morphemen bzw. Wörtern) und Bedeutungen auch für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft

als nicht (mehr) motiviert gelten muß, d. h. vergleichbare lexikalische und/oder grammatische Bedeutungen in genetisch nicht verwandten Sprachen durch unterschiedliche, nicht korrelierbare Lautfolgen repräsentiert werden (vgl. „zwei“ = lat. *duo*, ungar. *kettő*, *két*, Swahili *-wili*, *mbili*; „schlafen“ = lat. *dormire*, ungar. *aludni*, Swahili *usingizi* usw.), ist die Tatsache, daß jeweils eine Anzahl von Sprachen eine nicht zufällige Menge von lautlich-formalen und auch semantisch vergleichbaren Lautfolgen in Morphemen und Wörtern bzw. in Kombinationen von Morphemen oder Wörtern aufweist, der eigentliche Kern der linguistischen Erklärungsbedürftigkeit (vgl. GREENBERG 1957, 35f., SEEBOLD 1973, 25f.). Es sind damit die Morphem- und Wortebene, die letztlich das Zentrum des genetischen Sprachvergleichs bilden, also gewisse oberflächenstrukturnahe, mittlere Bereiche der Grammatik, nicht tiefenstrukturelle, da diese zu untypisch sind und in den Sprachen weitgehende Übereinstimmungen zeigen (vgl. auch COWGILL 1986, 12).

Natürlich hat es der Vergleich auch hierbei nicht mit isolierten Erscheinungen zu tun. Sowohl im lexikalischen als auch im grammatischen Bereich gilt Bedeutungsfeldern und Sachgruppen (vgl. DELAMARRE 1984, MEID 1987), dem paradigmatischen und syntagmatischen Aspekt, Fragen der Wortbildung und Tendenzen und Richtungen des Bedeutungswandels das besondere Augenmerk, weil die Rekonstruktion darauf bedacht ist, zur Aufstellung von (Teil-)Systemen zu gelangen.

Indem nun Wörter bzw. Kombinationen von Wörtern weitgehend rekurrente und analysierbare Folgen von lexikalischen und grammatischen Morphemen bilden, die im Laufe der Sprachentwicklung in unterschiedlichem Maße Veränderungen erfahren können, und weil die hist.-vgl. Sprachwissenschaft auf den Vergleich und die Rekonstruktion von Teilsystemen bedacht ist, macht sich grundsätzlich die analytische Behandlung und Vergleichung des Materials notwendig. Diese Analyse recurriert auf die Morpheme als die kleinsten bedeutungstragenden lexikalischen und grammatischen Einheiten und macht diese gewissermaßen zum Bezugspunkt der sprachvergleichenden Operationen (vgl. GREENBERG 1957, 37f.). Dabei können lexikalische und grammatische Morpheme und suprasegmentale Eigenschaften von Morphemgruppen von unterschiedlicher Relevanz für den Vergleich sein. Sie sind in hohem Maße relevant, wenn mehrere syntagmatisch gleichgeordnete Morpheme vergleichend festgestellt werden können, vgl. gr. ἔφερον (ε-φερ-ο-ν) Impf. „ich trug“ und ai. *ābharam* (a-bhar-a-m) dass. oder das reduplizierende Präsens gr. τίθημι (τι-θη-μι), ai. *dádhāmi* (da-dhā-mi) Präs. „ich stelle/lege“ für die ie. Sprachen. Dasselbe gilt für den regelmäßigen Wechsel auf der paradigmatischen Ebene (vgl. schon 1.1.). Wenn innerhalb von Flexionsparadigmen der gleiche Ablaut auftritt und/

oder gleiche Akzentverhältnisse herrschen, so besteht kaum Zweifel an der voreinzelsprachlichen Herkunft dieser Erscheinungen, vgl.:

got. *wait* „ich weiß“³³ = gr. (F)οἶδα dass. = ai. *véd-a* dass. got. *waist* „du weißt“ = gr. (F)οἶσθα dass. = ai. *vét-tha* dass.

got. *wait* „er weiß“ = gr. (F)οἶδε dass. = *véd-a* dass. got. *vit-um*³⁴ „wir wissen“ = gr. (F)ἴδμεν³⁴ dass. = ai. *vid-má* dass. usw.

Interessant sind auch jene Fälle, wo Syntagmen, z. B. dichterische Redewendungen aus voreinzelsprachlicher Zeit, aus mehreren Wörtern bestehend, vergleichend erschlossen werden können (vgl. 3.8.).

1.3.8. Ein Feld, auf dem man es mit besonderen Schwierigkeiten zu tun hat, ist die hist.-vgl. Semantik. In ihrem Mittelpunkt steht der Bedeutungswandel, aber bekanntlich ist gerade er wesentlich schwieriger in allgemeine Regularitäten zu bringen als der Lautwandel. Daher kumulieren die Probleme hier bei der semantischen Rekonstruktion. Es gibt trotz mannigfacher Ansätze bis heute keine allgemeine Theorie des Bedeutungswandels, die die Masse der anstehenden Fragen hinreichend erklären könnte. Darin eingeschlossen ist die Tatsache, daß es keinen regelmäßigen Zusammenhang zwischen lautlichen und semantischen Veränderungen in verwandten Sprachen gibt (vgl. SERÉBRENNIKOW 3, 27), so daß man nach BENVENISTE (1977, 319) „als Richtschnur nur eine bestimmte Wahrscheinlichkeit (hat), die sich auf den ‚gesunden Menschenverstand‘ gründet, auf das persönliche Urteil des Linguisten und auf die Parallelfälle, die er zu zitieren vermag. Das Problem besteht immer darin, auf allen Ebenen der Analyse, innerhalb derselben Sprache oder während der verschiedenen Etappen einer vergleichenden Rekonstruktion, zu entscheiden, ob zwei formal identische oder vergleichbare Morpheme durch ihre Bedeutung identifiziert werden können.“

Vielfach verbergen sich hinter dem Bedeutungswandel also erhebliche Schwierigkeiten für die Rekonstruktion. Dafür ein Beispiel. Für die ie. Wurzel ⁺*nem-* notiert POKORNY (1959–1969, 763) „‘zuteilen, nehmen’ (von der Vorstellung der hingestreckten Hand); von ‘zuteilen’ aus ‘anordnen, rechnen, zählen (Geldwesen)’; *nomos* ‘Wohnsitz’“. Dt. *nehmen* und gr. νέμω „austeilen, verteilen, sich aneignen, besitzen, beherrschen, bebauen, weiden, abweiden, verzehren“ (FRISK 1960–1972; 2, 302) gaben wegen ihrer verschiedenen Bedeutungen der Forschung beträchtliche Probleme auf und waren Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Einerseits sah man in den gr. Bedeutungen das Charakteristische im Begriff des Gesetzmäßigen (vgl. νέμεσις u. a. „Ahndung, Vergeltung“, so Benveniste), andererseits interpretierte Laroche νέμω als „faire le geste de se pencher en tendant la main“ (Einzelheiten bei FRISK, ebd. 303). KLUGE/MITZKA (1957¹⁷, 505) notieren für „nehmen“ lediglich: „Zur Bed.-Verschiedenheit vergleiche man etwa

an. *fā* 'nehmen, bekommen' und 'verschaffen, geben'. Es ist verständlich, daß hiermit eine klare voreinzelsprachliche Bedeutungsnotierung noch nicht in Sicht ist.

In anderen Fällen ist der Bedeutungswandel durchsichtiger. Für ie. ⁺*kaul-o-* notiert POKORNY (a. a. O., 537) „hohl, Hohlstengel. Röhrenknochen“, vgl. gr. *καυλός* „Stengel, Stiel, Stamm der Pflanze“ und lit. *káulas* „Knochen“. Zweifellos ist – von welcher Grundbedeutung auch immer – die Bedeutungsübertragung über das tertium comparationis „hohl“ geschehen (so auch KRONASSER 1968², 119).

Langes Beharren grundlegender Bedeutungen trifft man bei gewissen Verwandtschaftsnamen. Ie. ⁺*mātér* „Mutter“ hat sich trotz verschiedener Ableitungen und damit verbundener Sekundärbedeutungen in den ie. Sprachen allermeist als „Mutter“ erhalten, vgl. ia. *mātār-*, gr. *μητήρ*, arm. *mair*, lat. *mater*, ahd. *muoter*, air. *māthir*, lett. *môte*, aksl. *матѣ*, toch. A *mācar*, toch. B *macer*. Wenn alb. *motrë* „Schwester“ bedeutet, so läßt sich der Übergang von der ursprünglichen Hauptbedeutung über die Bedeutung „die ältere, Mutterstelle vertretende Schwester“ erklären (POKORNY 1959–69, 700f.). – Obwohl alle romanischen Sprachen bei den jeweiligen Entsprechungen von lat. *filius* „Sohn“ lautliche Veränderungen zeigen, bedeuten die einzelsprachlichen Wörter doch alle das gleiche.

Wissenschaftsgeschichtlich stand in den verschiedenen Perioden der hist.-vgl. Sprachwissenschaft die semantische Komponente kaum weniger auffällig im Blickfeld des Interesses der Komparativisten als die lautlich-formale. So spielte besonders im letzten Drittel des 19. Jh., in der Zeit des „Kampfes um die Lautgesetze“, die lautliche Seite in der Indoeuropäistik zwar eine dominierende Rolle; es ging u. a. darum, die bislang entdeckten Lautgesetze zu verfeinern und zu ergänzen und ihre „Ausnahmslosigkeit“ nachzuweisen (vgl. 3.4.). Das hatte aber nicht zur Folge, daß den Fragen des Bedeutungswandels keine Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre. H. Paul, der Theoretiker der junggrammatischen Richtung, befaßt sich eingehend damit (1898³), und seiner Arbeit folgten weitere Untersuchungen. Ein beachtenswertes Werk mit zahlreichen Hinweisen auf ie. Problemfälle verfaßte KRONASSER (1968²). Doch bleibt die inhaltliche Seite der verglichenen Erscheinungen bis heute ein bedeutendes Desiderat. Hinzu kommt, daß in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft auf sehr unterschiedliche Weise Bedeutungsuntersuchungen betrieben wurden/werden. Die Bedeutung kann, um nur zwei extreme Fälle zu nennen, einmal, wie BENVENISTE (1977, 320ff.) es tut, im Rahmen der sich aus den einzelsprachlichen Distributionen und den Typen ihrer lexikalischen bzw. morphematischen Verbindungen ergebenden invarianten Bedeutung untersucht und diese Gebrauchsweisen als die „Grundbedeutung“ erschlossen werden. Daß mit diesem aufwendigen

Verfahren vorläufig eher eng begrenzte Ziele erreichbar sind, als daß man das ie. etymologische Lexikon grundlegend auf einen adäquaten Stand der semantischen Rekonstruktion bringen könnte, zeigt augenfällig das verdienstvolle „Indogermanische etymologische Wörterbuch“ von J. POKORNY (1959–1969), dessen semantische Notierungen oft das Bild schwer überschaubarer Polysemien und auch Synonymien und damit die Möglichkeit unterschiedlichster Hypothesenbildungen bieten. So haben viele ie. Wurzeln oder Stämme bei Pokorny eine Fülle von schwer abgrenzbaren Bedeutungszonen, z. B. ie. **uegʰ-* „bewegen, ziehen, fahren u. dgl.“ (ebd., 1118). Dieses Wort wurde vielleicht ursprünglich nur im Zusammenhang mit Tieren als Agens für das bewegte Objekt verwendet; später auf jeden Fall semantisch erweitert, vgl. aisl. *vega* „bewegen, schwingen, heben, wiegen“ usw. – KRONASSER (1968², 118) kommentiert das Verfahren der semantischen Rekonstruktion bei Pokorny mit viel Verständnis für die Sachlage: „... man (muß) sich gegenwärtig halten, daß ... die wesenhaften Bedeutungsbeziehungen nur in sehr geringem Umfang berücksichtigt sind; ... schuld daran ist der Umstand, daß die wesenhaften Bedeutungsbeziehungen meist nicht mehr feststellbar sind. So ist es sicherlich viel dankenswerter gewesen, die sog. Wurzeln mit allgemein orientierenden Bedeutungen zu versehen als mit ganz unsicher rekonstruierten oder gar keinen. Dennoch dürfte aber nicht vergessen werden, daß semasiologische Arbeiten ihr Material nicht unbesehen den genannten Wörterbüchern entnehmen sollten.“ Die Tatsache also, daß es schwer ist, die einzelsprachlich voneinander abweichenden Bedeutungen auf voreinzelsprachliche Haupt- und Nebenbedeutungen zurückzuführen, ohne daß dafür das Zeugnis fortlaufend schriftlicher Überlieferungen zur Verfügung steht, birgt semantische Einzeluntersuchungen als Wechsel auf die Zukunft, wobei neue semasiologische Analyseverfahren, valenztheoretische, stilistische und onomasiologische Untersuchungen mit den bisher erbrachten Ergebnissen Hand in Hand arbeiten müssen.

Über die hier angedeuteten Schwierigkeiten darf jedoch nicht übersehen werden, daß die Ergebnisse der ie. Etymologie in einer Reihe bedeutender Wörterbücher niedergelegt sind. Das Standardwörterbuch ist bis heute immer noch das schon erwähnte von Pokorny; ein wichtiges Werk stellt auch BUČK (1949) dar. Ein – nicht unumstrittenes – etymologisches Wörterverzeichnis gibt DELAMARRE (1984); für erste Recherchen, vom Neuhochdeutschen ausgehend, kann man die Publikation von KÖBLER (1980) zur Hand nehmen. Jedoch ist für die beiden letztgenannten Werke unbedingt die weitergehende Standardliteratur einzusehen.

Seit A. FICKS „Vergleichendem Wörterbuch der indogermanischen Sprachen“ (1871²) zeigt sich in den verschiedenen etymologischen Werken und in zahllosen Einzelbeiträgen eine Tendenz zur extensiven und intensiven

Durcharbeitung des Materials. Man hat heute für viele Sachbereiche ein mehr oder weniger deutliches Bild vom voreinzelsprachlichen Morphem- bzw. Lexembestand, und die Wörterbücher reflektieren diesen Zustand, indem sie verstärkt auf die Darstellung von Sachgruppen orientieren (z. B. BENVENISTE 1969, DELAMARRE 1984, MEID 1987). Sehr deutlich vertretene Sachgruppen sind z. B. die ie. Verwandtschaftsnahmen, die das Bild einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft vermitteln, oder die Namen für Körperteile, die zum Kern des Grundwortschatzes gehören (weitere Sachgruppen bei DELAMARRE 1984). Für die finn.-ugr. bzw. ural. Sprachen liegen folgende etymologische Werke vor: COLLINDER (1977²) und RÉDEI (1986, 1. Lief.).

1.4. Überlieferungsfragen und Fragen der Materiallage in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

1.4.1. Wie kaum eine andere linguistische Disziplin ist die hist.-vgl. Sprachwissenschaft auf schriftliche Überlieferungen, auf Texte, Glossen und Namen aus früheren Sprachperioden angewiesen. Während die Typologie ihre Untersuchungen vielfach unabhängig vom Zeitfaktor durchführen kann, indem sie die Gültigkeit gewisser typologischer Kriterien für jede natürliche Sprache behauptet, orientiert sich die genetische Sprachforschung hinsichtlich ihrer Aufgabenstellungen (vgl. 2.2. ff.) soweit wie möglich an der Vergleichung alter Sprachzustände. Dies ergibt sich aus dem Hypothesenansatz von Grundsprachen als historischer Erklärungsinstanz für die genetisch vergleichbaren Daten zwischen Sprachen. Da, wie schon unter 1.1. festgestellt wurde, sogar der Grundwortschatz im Laufe der Zeit ständiger Veränderung ausgesetzt ist, wären demzufolge die genetisch vergleichbaren und erklärbaren Elemente (die Homomorphien) um so zahlreicher und auffälliger, je tiefer sich der Vergleich zwischen Sprachen in zurückliegende Perioden verlegen läßt. In der Tat bewahrheitet sich diese Schlußfolgerung im allgemeinen und läßt sich dort, wo eine gewisse historische Tiefe sprachlich faßbar ist, in der Regel nachweisen. Diese Erfahrungstatsache gilt unbeschadet des Umstandes, daß die durch schriftliche Überlieferungen belegten Perioden, gemessen an der jahrhunderttausendlangen Entwicklung der Sprachen (kürzere Zeiten gibt DÉCSY 1977–1981), selbst in den günstig gelagerten Fällen, z. B. im Chinesischen, in einigen semitischen Sprachen und in verschiedenen indoeuropäischen Sprachen, so kurz sind, daß eigentlich nur eine sehr schmale Spanne an Sprachentwicklung an ihnen ablesbar ist (mehr darüber bei SEIDEL 1980, 21 und MEIER 1979, 37). Setzt man – alles ist stark hypothetisch – mit DÉCSY (1977–1981) den Beginn der Sprach-

fähigkeit erst vor ca. 100 000 Jahren an („Human-Syndrom der Sprechfähigkeit“, sog. Urlautsymbolik; zur komplexen Problematik vgl. auch WIND 1983), so machen alte sprachliche Überlieferungen (ca. 1500 v. u. Z.) 3,5 % überschaubarer Sprachgeschichte aus (z. B. Hethitisch); rechnet man wie MEIER (1979, 33) mit Sprachfähigkeit schon vor ca. 500 000 Jahren, so gelangt man zu einem Ansatz von 0,7 % überschaubarer Sprachgeschichte. Es ist verständlich, daß aus derartigen Befunden keine Sprachursprungstheorien abzuleiten sind.

In den meisten Sprachen der Welt aber verfügen wir über keinerlei historische Überlieferungen, so daß sich der Vergleich einer weitgehend schwierigeren, aber nicht unbedingt ausweglosen Situation gegenübergestellt sieht. Ist das Material historisch nicht belegter Sprachen von der Art, daß noch hinreichende lexikalische – und morphologische – Vergleichseinheiten vorhanden sind, die auch phonetisch-phonologische Korrespondenzbildungen erlauben, ergibt sich für den Sprachvergleich methodisch im Prinzip keine andere Lage als in den „etablierten“ Komparativistiken. Dies wäre etwa der Fall, wollte man nur die heutigen nordgermanischen Sprachen (Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Isländisch) vergleichen; man denke in diesem Zusammenhang an Bloomfields Vergleich der zentralen Algonkinsprachen Amerikas (BLOOMFIELD 1925–1927, vgl. auch 3.4.), wo die Forschungslage indessen durchaus komplizierter war als im Falle der nordgermanischen Sprachen (vgl. auch M. HAAS 1969). – Sind die genetisch vergleichbaren Elemente nur (noch) schwach vertreten und in ihrer phonetisch-phonologischen Masse stark geschrumpft bzw. anderweitig verändert, muß sich der Sprachvergleich mit modifizierten Vergleichsverfahren behelfen. Das geschieht heutzutage vielfach durch lexikostatistische Untersuchungen am aktuellen Bestand des Grundwortschatzes, wobei von der Annahme ausgegangen wird, daß dieser im Laufe der Zeit stetig abnimmt und damit zeitlich meßbar ist (ausführlich dazu in 3.9.).

Auch die Gewichtigkeit der Aufgabenstellungen und die Vergleichskriterien können sich damit verschieben (vgl. BENVENISTE 1977, 119f.). So spielen bei zahlreichen Sprachen auch heute noch Klassifikationsfragen eine weitaus größere Rolle als in der Indoeuropäistik, die auf diesem Gebiet eigentlich nur noch „Feinarbeit“ leistet. Das gilt etwa für die Bantuistik, obwohl sprachvergleichende Arbeiten hierzu schon aus dem letzten Drittel des 19. Jh. stammen (vgl. GUTHRIE 1948, 9f.). Die genetische Klassifikation der Sprachen ist insgesamt als noch nicht völlig gelöst zu betrachten, und manche Aussage ist bisher noch strittig. Noch mehr trifft dies natürlich für die Rekonstruktion von Grundsprachen zu, eine Aufgabenstellung, die heutzutage wieder stark im Mittelpunkt des linguistischen Interesses steht.

Besonders in unserem Jahrhundert (aber keineswegs ausschließlich in

diesem!) sind viele schriftlose Sprachen mit Hilfe schon vorhandener Schriftsysteme verschriftet worden. Beachtliche Leistungen auf diesem Gebiet hat die Sowjetunion im Rahmen der Leninschen Nationalitätenpolitik erbracht, wo vielen Völkern und Volksgruppen ihres Territoriums erstmalig schriftlicher Zugang zu ihrer Muttersprache, meist mit Hilfe des (teilweise modifizierten) kyrillischen Alphabets, verschafft wurde. – Zahlreiche Indianersprachen wurden in Amerika über das lat. Alphabet fixiert, desgleichen afrikanische Sprachen.

1.4.2. Es ist instruktiv, einen kurzen Überblick über die Überlieferungslage in einigen Sprachfamilien und Sprachen zu geben. Zur allgemein günstigen Materiallage in den ie. Sprachen vgl. 1.2. Durchaus ungünstiger ist sie für die finnougri-schen Sprachen, wo das Ungarische mit der sog. Leichensprache um 1200 u. Z. das älteste Textdenkmal aufweist. Die darauffolgenden Jahrhunderte zeigen eine stetige Zunahme der ungar. Literatur (vgl. Décsy 1965, 9ff.). – Das erste sicher datierbare finnischsprachige Buch ist im 16. Jh. in Stockholm erschienen; estnische Texte sind ebenfalls erst aus dem 16. Jh. erhalten, vorher liegen Namen und estnisches Sprachmaterial nur in lat. Urkunden vor. Als erstes livisches Schriftgut kann eine – nicht mehr erhaltene – lutherische Messe aus dem 16. Jh. angesehen werden, doch erst im 19. Jh. setzt der Druck livischer Bücher ein. Das mit dem Finnischen nahe verwandte Karelische zeigt als erste Textquelle die sog. Nowgoroder Birkenrinden-Urkunde 292 neben russ.-karelischen Glossaren aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Weitere Texte erschienen erst im 19. Jh. – Außer in russ. Urkunden des 15. und 16. Jh. und versprengten Ausdrücken und Wortsammlungen aus dem 18. Jh. erschien das erste wogulische Buch erst 1868 (Evangelienübertragung aus dem Russischen). Das Ostjakische wird außer in Wörterverzeichnissen aus früherer Zeit ebenfalls erst im 19. Jh. durch einen religiösen Übersetzungstext repräsentiert. Im Syrjänischen existiert altsyrjänisches Schrifttum schon seit dem 15. Jh. (Fibel des Bischofs Stephan von Perm als Abschrift) als Grundlage für die spätere syrjänische Schriftsprache nebst anderem Schriftgut in der sog. Aburschrift, aber auch in kyrillischer Schrift (Übersetzungsliteratur aus dem Kirchenslawischen). Das Wepsische war bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts schriftlos, danach wurde ein Schriftsystem eingeführt, dem die lat. Schrift zugrunde liegt. Auch das Wotische verfügt über kein nennenswertes altes Schrifttum; erst im 19. Jh. entstanden mundartliche Textsammlungen und Grammatiken. Das mundartlich differenzierte Lappische weist Schrifttum seit dem 17. Jh. auf. Auch das Mordwinische erhielt erst nach der Oktoberrevolution eine eigene Schrift; vorher war es in Wörterbuchverzeichnissen und in einigen religiösen und grammatischen Zeugnissen vertreten. – In den

restlichen finn.-ugr. Sprachen ist die Situation nicht grundsätzlich anders. Die im Vergleich zu den ie. Sprachen spät und in ihren Anfängen oft spärliche Überlieferung der finn.-ugr. Sprachen hat die hist.-vgl. Forschung nicht unerheblich behindert. – Nicht wenige finn.-ugr. Sprachen wurden also erst nach der Oktoberrevolution verschriftet. Zugleich setzte auch eine verstärkte Erforschung der auf dem Territorium der UdSSR gesprochenen Sprachen ein, und die Sprachen erhielten so die Möglichkeit, eine schriftsprachliche Literatur zu entwickeln.

Wenn man von den großen Schwierigkeiten bei der Klassifizierung der semit.-hamit. Sprachfamilie absieht und die vorhandene Gliederung mit Vorbehalt erst einmal beläßt, sind unter den semit. Sprachen vom Ostsemitischen das Akkadische, vom Nordwestsemitischen das Altkanaanäische, das Phönizisch-Punische und das Althebräische und im Hamitischen das Altägyptische als sehr alte Schriftzeugnisse der Menschheit erhalten. Wir besitzen altägyptische Quellen seit der Mitte des 4. Jahrtausends, und die akkadischen Quellen beginnen schon (wenn auch erst spärlich) im 3. Jahrtausend und mit einer reichen Literatur im 2. Jahrtausend zu fließen. Andere semit. Sprachen folgen danach, so das Althebräische, dessen ältestes Zeugnis, das Lied der Deborah im Alten Testament (Buch der Richter, Kap. 5), noch vor dem 1. Jahrtausend entstanden ist (die übrigen Teile des Alten Testaments sind später entstanden). Zahlreiche andere Sprachen, besonders solche des hamit. Zweiges, sind erst in jüngerer Zeit schriftlich belegt bzw. noch schriftlos (vgl. auch GREENBERG 1953).

Sehr unterschiedlich ist die Bezeugung durch alte Überlieferungen auch bei den sin.-tibet. Sprachen, der zweitgrößten Sprachfamilie der Erde. Während altchin. Überlieferungen schon aus dem 2. Jahrtausend v. u. Z. stammen und eine reiche (religiöse Übersetzungs-)Literatur seit den letzten Jahrhunderten des 1. Jahrtausends u. Z. auch im Alttibetischen belegt ist, gibt es zahlreiche Sprachen und Dialekte ohne schriftliche Überlieferungen (vgl. MEIER 1979, 128ff.). Arm an älteren Schriftzeugnissen ist auch die umfangreiche Familie der Bantusprachen in Afrika. Unter den zahlreichen Idiomen ist es das Swahili, das in Norddialekten eine ältere, in arabischer Schrift überlieferte literarische Tradition (kaum seit dem 12. Jh., sondern im wesentlichen später!³⁵) hat, wobei sich ältere Züge der Sprache (Altswahili) ablesen lassen (ENGELMANN 1966). – Ohne ältere schriftsprachliche Zeugnisse sind die zahlreichen australischen Sprachen und Dialekte, so daß ihr heutiger Zustand, soweit diese Sprachen nicht schon ausgestorben sind, die klassifizierende Sprachforschung vor gewisse Probleme stellt. – Dasselbe gilt für viele Indianersprachen, besonders in Südamerika. Das im Andengebiet sehr verbreitete Kechua, ursprünglich die Sprache der Inkas von Cuzeo, wurde jedoch schon recht früh von den spanischen Missionaren

zur *lingua franca* weiterentwickelt und war bereits im 16. Jh. Lehr- und Forschungsgegenstand an der Universität in Lima. – Die besonders in den ie. und in einer Reihe von semit.-hamit. Sprachen günstige Lage im Hinblick auf alte Texte, die den Blick für die Situation in den meisten anderen Sprachen eher trübt als schärft, ist also, gemessen an den Sprachen der Welt, als eine Art Glücksfall, nicht als der Normalfall zu betrachten, dem sich die hist.-vgl. Sprachwissenschaft gegenübergestellt sieht. „Glücksfälle“ dieser Art erklären sich aus dem Zusammenwirken von verschiedenen historischen (politischen, ökonomischen und kulturellen) Faktoren. Sie sind in der Regel dort anzutreffen, wo Völker eine besondere Rolle in der Geschichte gespielt haben (z. B. China, Indien, Persien, Sumer – Babylon, Assur, Ägypten, das Hethiterreich, Israel, Griechenland, Rom).

1.4.3. Viele verschriftete Sprachen haben ihre Schriftsysteme von anderen Sprachen übernommen und mehr oder weniger gut der eigenen Sprache angepaßt. So ist das ägyptische Schriftsystem, das auf Hieroglyphen basierte, letztendlich über die Vermittlung des Phönizischen, der Ursprung nicht nur für die griechische Buchstaben- oder Graphem-Schrift, sondern in der Übernahme durch die Römer auch der lateinischen, ferner der kyrillischen und der früh ausgestorbenen gotischen Schrift. Auch die Brāhmī-Schrift in Indien, die wiederum Ausgangspunkt der indischen Schriften, also auch der Devanāgarī-Schrift, war, stammt wohl aus einer semitischen Quelle. In einer nordwestindischen Variante der Brāhmī-Schrift sind auch die tocharischen Texte aufgezeichnet.

Für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft spielen einmal die besonderen Umstände der schriftlichen Überlieferung und zum anderen archäologische Entdeckungen, z. B. Grabungsfunde, eine bedeutende Rolle. So verdankt die Archäologie es nur dem Zufall, daß beispielsweise bei der Zerstörung der mykenischen Kultur auf Kreta und auf dem griechischen Festland (um 1200 v. u. Z.) die dort gelagerten, aber nur getrockneten, da in der Regel nicht lange archivierten Tontafeln durch den Brand der Paläste dauerhaft gehärtet und so der Nachwelt überliefert wurden. Schriftliche Zeugnisse auf Holz, Papyrus und anderem leicht vergänglichen Material waren den zerstörenden Einflüssen der Zeitläufe weit mehr ausgesetzt. Eine bedeutende Rolle bei der Bewahrung des alten Schrifttums haben Institutionen wie Klosterbibliotheken und Palastarchive gespielt. Waren die genannten Faktoren günstig; konnte es zu ergiebigen Textüberlieferungen kommen, die auch für die Linguistik von höchstem Belang sind. So wurden bei Grabungen in alten Höhlen(-klöstern) in Ost-Turkestan Textfragmente in Buchform, auf Birkenrinde und auf chinesischen Rollen gefunden, die in toch. Sprachen abgefaßt waren (vgl. 1.2.). – In Magazinen zerstörter Paläste und anderer

Gebäude fand man östlich von Ankara Tontafeln, auf denen das Keilschrift-hethitische zutage gefördert wurde. Solche Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

1.4.4. Da jedes Arbeiten mit Sprachen älterer Perioden nur auf schriftlichen Überlieferungen basieren kann, sind vorerst einige Bemerkungen zum Text und zu den Möglichkeiten seiner Verschriftung im Hinblick auf die Belange der hist.-vgl. Sprachwissenschaft nützlich. MEILLET (1954, 15) spricht vom Surrogatcharakter des schriftlichen Textes gegenüber der gesprochenen Sprache. Diese Feststellung scheint auf den ersten Blick trivial, sie ist nichtsdestoweniger wichtig, denn es gilt, sich Klarheit über die Art der Zufälligkeiten und Begrenztheiten von schriftlichen Texten und den daraus sich ergebenden Konsequenzen für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft zu verschaffen. Deutlich markiert sich die Problematik der durch (alte) Texte vermittelten Sprachen darin, daß Sprachen nicht selten durch Schriftsysteme fixiert worden sind, die ihrer phonologischen und morphologischen Struktur nur in unvollkommener Weise entsprachen.^{36 37} Die gegenwärtige Situation ist dabei mit der alter Texte aber nur begrenzt vergleichbar, weil viele heutige Sprachen durch Schriftsysteme wiedergegeben werden; die alphabetischer (phonetischer) Natur sind, deren Graphemcharakter also dem phonologischen System der einzelnen Sprachen, wenn auch keineswegs vollkommen, so doch oftmals in der Tendenz weitgehend angepaßt ist. Anders ist es bei alten Texten dann, wenn deren Schriftsysteme Ideogrammen, Logogrammen oder Silbenschriften nahestanden und die Schreiber sich dabei eines Konglomerats von verschiedenen Arten der schriftlichen Wiedergabe von Sprache (z. B. von Logogrammen, Silbenzeichen und Lautzeichen) bedienten, dessen phonetische und phonologische Deutung für den Forscher manche Frage offenläßt.

Ein wichtiger Grund für die Unvollkommenheit mancher alten Schriftsysteme liegt in der Tatsache, daß Sprachen, wie schon angedeutet, ihre Schrift aus etablierten Schriftsystemen anderer Sprachen übernommen und die Graphie zuweilen nur in unvollkommener Weise an die eigene phonologische und morphologische Struktur adaptiert haben. Sind Sprachen z. B. durch die Verwendung von Logogrammen, also Begriffszeichen, die unabhängig von einzelsprachlicher Lautung in vielen Sprachen „verständlich“ sind, fixiert, so bleibt ihre phonetische Lautung und damit auch die phonologische und die morphologische Gestalt verborgen, was dem Sprachforscher erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Das geschieht z. B. im Hethitischen (vgl. 1.2.), das sich zum einen syllabischer Zeichen und einiger weniger vokalischer Lautzeichen bedient, die den phonologischen Qualitäten des Hethitischen aber nur unvollkommen gerecht werden. Daneben verwendet es auch

„Ideogramme“ (eigentlich Logogramme), die, durch andere Sprachen vermittelt, ursprünglich aus dem Sumerischen (als einer der Quellsprachen für antike Schriftsysteme) stammen und deren heth. Lautung naturgemäß aus diesen Zeichen selbst nicht hervorgeht. Ist DINGIR „Gott“ nur „zufällig“ auch in syllabischer Schreibung belegt (heth. *šiu-na-dass.*), und haben wir daher Kenntnis von seiner Lautung, so hat eine Reihe von anderen Ideogrammen das Geheimnis ihrer heth. Lautung noch immer nicht preisgegeben, z. B. bei den für den Sprachvergleich wichtigen Wörtern SAL „Frau“, LÚ „Mann“, DUMU „Kind“, „Sohn“, DUMU.SAL „Mädchen“, KU.BABBAR „Silber“ usw. Soweit sog. phonetische Komplemente in syllabischer Form oder als Lautzeichen noch am Ende des Ideogramms geschrieben wurden, lassen sich wenigstens Ansätze eines Endungs- oder Stamm-morphems des verborgenen heth. Wortes erkennen, z. B. DUMU-(l)atar „Nachkommenschaft“, das in diesem Fall als ein von DUMU abgeleiteter heteroklitischer r/n-Stamm aufzufassen ist.

Daß durch ungünstige Graphiesysteme die Erforschung alter Sprachen erheblich beeinträchtigt werden kann, ist also eine oftmals belegte Tatsache (vgl. auch LEHMANN 1969, 60ff.). Ein besonders illustratives Beispiel für inadäquate Verschriftung bietet das schon erwähnte myk. Griechisch der Linear-B-Texte (vgl. 1.2.). Diese von den allermeisten Forschern heutzutage als Frühgriechisch angesehene Sprache³⁸ ist durch ein Schriftsystem wiedergegeben worden, das im Konsonantenbereich außer bei Dentalen nicht zwischen den Tenues (/p/, /k/), Mediae (/b/, /g/) und Aspiraten (/ph/, /kh/, /bh/, /gh/) unterscheidet, das die Sonorlaute /r/ und /l/ graphisch nicht trennt, das Doppelkonsonanten nicht anzeigt und das geschlossene Silben im In- und Auslaut des Wortes (Typ: C V C (C)) meist unter Verlust des/der auslautenden Konsonanten bzw. des Sonorlautes wiedergibt (sog. defizitäre Schreibung), vgl. *pa-te* für πάντες „alle“ bzw. für πατήρ „Vater“. Mehrfache Konsonanten beim Wort- und Silbenbeginn werden hingegen syllabisch wiedergegeben (sog. Pleneschreibung). Bei Vokalen werden u. a. Quantitäten nicht angezeigt. Diese durch die Graphie nicht berücksichtigten phonologischen und morphologischen Besonderheiten müßte aber – nicht zuletzt nach dem Zeugnis des späteren Griechisch – auch das myk. Griechisch in teilweise noch altertümlicherer Art besessen haben, so daß sich nicht nur erhebliche Probleme für die Lesung myk. Wörter, sondern auch für die hist.-vgl. Forschung ergeben. Es lassen sich zuweilen nur durch das Zeugnis des späteren Griechisch Stützhypothesen für die Entschlüsselung finden! Man vgl. folgende Beispiele, die aus HILLER/PANAGL (1986², S. 76f.) entnommen sind: myk. *teo* = gr. θεός „Gott“ (<t> für gr. θ = ie. *dh-?, Unterdrückung des wortauslautenden Konsonanten), myk. *a-ko-ro* = gr. ἀγρός „Acker“ (Pleneschreibung für silbenanlautendes /-gr-/, Unterdrückung des wortauslautenden

Konsonanten), myk. *a-pi* = gr. ἀμφί „um, herum“ (Unterdrückung des silbenauslautenden /-m-/; <-p-> für /-ph-/ = gr. φ = ie. ⁺bh), myk. *ekara* = gr. ἐσχάρα „Herd“ (Unterdrückung von /-s-/ im Silbenauslaut, <k> für /kh-/ = gr. χ), myk. *sugota* = gr. σὺβώτης „Schweinehirt“ (Schreibung des Labio-velars /-q-/; der sich später im Griechischen zu β entwickelt, <o> für /-ō-/; Unterdrückung des wortauslautenden Konsonanten) usw. Man vergleiche auch in diesem Zusammenhang die von MAYRHOFER (in DEGER-JALKOTZY 1978, 196ff.) mustergültig dargelegte Etymologie von myk. *e-ke-ta* = gr. ἐπέταξ (Pindar), ἐπέτης „Begleiter“. Hierbei ist <e-> = gr. ἑ - (mit Aspiration des /e-/ von ⁺se- in der ie. Wurzel ⁺seq^u- „folgen“); <-k-> entspricht ie. ⁺q^u und späterem gr. π; <-e-> und <-t-> sind erhalten; <-a-> entspricht gr. -ᾱ (η); der abschließende Konsonant wird graphisch wieder unterdrückt. – Es ist leicht verständlich, daß aus dieser ungünstigen Graphie von Linear B auch Zweifel an der 1952 von VENTRIS durchgeführten Entzifferung entstanden sind. Allerdings stellt das myk. Griechisch im Rahmen der Überlieferung ie. Sprachen ein negatives Extrem dar.³⁹

Oftmals liegen die Überlieferungen in alten Texten auch wesentlich günstiger, so in der schon erwähnten ind. Devanāgarī-Schrift, in der die meisten Sanskrittexte aufgezeichnet sind (vgl. ZOGRAP 1982, 135ff.) und die auf die sog. Brāhmī-Schrift (schon vor der Zeitenwende belegt) zurückgeht. Diese wiederum ist nicht etwa eine Nachfolgerin der bisher noch nicht enträtselten Indus-Schrift (3. Jahrtausend v. u. Z.), sondern sie stammt wahrscheinlich aus einem westsemit. Schriftsystem und hat eine syllabische Grundstruktur; den einfachen Konsonantenzeichen inhäriert grundsätzlich der Vokal /a/ (z. B. <ka>, <kha>, <ga>, <gha> usw.), was eventuell auf den Keilschriftbereich zurückzuführen ist. Obgleich also die ind. Schriftsysteme im Grunde Silbenschriften darstellen, ist die Devanāgarī-Schrift durch ein vervollkommenes System von diakritischen Zeichen „in bewunderungswürdiger Weise den Sprachlauten angepaßt; die Anordnung der Schriftzeichen erfolgt nach rein lautlichen (in unserer heutigen Diktion: phonologischen, Anm. R. St.) Gesichtspunkten . . . und erweist sich deutlich als das Werk wohlgeschulter Grammatiker“ (THUMB/HAUSCHILD 1959³, 192). – Wie man sieht, ist die graphische Situation schon in den ie. Sprachen recht unterschiedlich.

Zahlreiche unserer heutigen Schriftsysteme, die auf die lat. Lautschrift zurückgehen, entsprechen phonologischen Anforderungen in ganz anderer Weise als die oben dargestellten ungünstigen Graphien. Diese Feststellung besagt aber nicht, daß Graphemschriften, auch die unserer heutigen Sprachen, einen optimalen Grad an phonologischer Adäquatheit besäßen. Das engl. Schriftsystem liefert diesbezüglich ein bekanntes Gegenbeispiel. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß mit der Entwicklung zur Graphemschrift bessere

Möglichkeiten für die Wiedergabe der phonologischen und phonetischen Besonderheiten von Sprachen gegeben sind als etwa durch syllabische Systeme.

Das Problem bei der Arbeit mit schriftlichen Überlieferungen besteht für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft auch bei Graphemschriften darin, daß es kaum Systeme mit einer 1:1-Entsprechung von Graphem und Phonem gibt. Das „Normale“ sind vielmehr Abweichungen der einen oder anderen Seite oder beider Seiten. Sind die Abweichungen z. B. auf der Graphemebene „regelmäßig“, z. B. bei den regelmäßigen Konsonantenzeichen der Devanāgarī-Schrift, die das silbenbildende /a/ eliminieren, wenn der Konsonant allein gebraucht wird (z. B. $\text{Ṛ} = /pa/$, $\text{Ṛ} = /p/$), so ergibt sich eine verhältnismäßig einfache Zuordnung von komplexen Graphemen zu Phonemen. Vielfach liegen aber unregelmäßige Verhältnisse vor, so wenn unterschiedliche Grapheme für gleiche Phoneme verwendet werden (vgl. dt. die Lerche – die Lärche = <ä>), oder wenn gleiche Grapheme für unterschiedliche Phoneme benutzt werden, z. B. beim phonologisch unterschiedlichen <th> im Englischen, vgl. engl. *thin* = /θin/ „dünn“ und *there* = /ðea/ „dort“. Im übrigen zeigen sich in den meisten Sprachen die einen oder anderen Abweichungen von der idealen 1:1-Entsprechung (vgl. auch NERIUS – SCHARNHORST 1980, 35f.). So zeigt die Schrift im Latein keine vokalischen Längen und Kürzen an. Lat. <u> kann also einen kurzen oder langen Vokal darstellen und damit auch unterschiedlicher etymologischer Herkunft sein: lat. *murus* = /mūrus/ „Mauer“ aus altlat. *moiros* und lat. *lupus* = /lūpus/ „Wolf“ (aus ie. **luqʷos* neben ie. **u/qʷos*). Dasselbe findet man im Altenglischen. Hier macht LEHMANN (1969, 68) darauf aufmerksam, daß in metrisch gebundenen Texten die Metrik oftmals Aufschlüsse über die vokalischen Quantitäten geben kann. Großenteils bestehen in den Sprachen Mischformen aus den o. g. Möglichkeiten (HARWEG 1966, 37ff.). Die 1:1-Entsprechung findet Harweg in den europäischen Sprachen gar nicht.

Komplexer gestalten sich die Verhältnisse, wenn in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft zwei oder mehrere Sprachen – selbst bei gleichen Schriftsystemen – verglichen werden. Entsprechend der Erfahrung ist mit unterschiedlich gelagerten Inkongruenzen zwischen Graphemebene und Phonemebene zu rechnen, aber auch, was die phonetische Realisation der Phoneme betrifft. Daher wird heute von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft anerkannt, daß neben dem phonologischen Status der Laute auch ihre phonetischen Eigenschaften untersucht werden müssen. Die Lautwertbestimmung ist also – in der traditionellen Form der „Lautlehre“ – kein Relikt aus junggrammatischer Zeit, sondern sie dient dazu, das phonetische Substrat daraufhin zu erforschen, wie Lautveränderungen aus dieser Sicht zu interpretieren sind und plausibel

gemacht werden können. So läßt die Tatsache, daß ie. $+ö$ und $+ä$ im Germanischen und im Baltischen zu $/-a-/$ zusammenfielen, auf offenes $/-o-/$ in diesem Bereich schon in voreinzelsprachlicher Zeit schließen, falls nicht andere Ursachen dafür maßgeblich waren.

Diese Beispiele zeigen, daß natürlich auch Lautwerte älterer Sprachzustände oder nicht mehr belegter voreinzelsprachlicher Perioden empirisch nicht testbar sind. Sie bleiben letztendlich Hypothesen (JOB 1982, 49f.), können jedoch in ihrem hypothetischen Charakter durch Stützhypothesen plausibel gemacht werden. HARWEG (1966, 40) nennt eine Reihe solcher Plausibilisierungshypothesen für die Untersuchung alter Texte, vgl. u. a. die folgenden: Angaben zeitgenössischer Grammatiker (soweit vorhanden und nicht irreführend),⁴⁰ vergleichende Grapheminterpretationen (wobei man davon ausgeht, daß z. B. das lat. Graphem $\langle p \rangle$ in Sprache A den gleichen Lautwert habe wie in Sprache B)⁴¹, die Berücksichtigung der Lautgesetze der historischen Grammatik⁴², Interpretation von Lehnwortgleichungen⁴³. – Obwohl also auch Stützhypothesen nicht über ihren Charakter hinauskommen und oftmals eher vage sind, können sie doch den Plausibilisierungsgrad einer Annahme über den phonetisch-phonologischen Status von Graphemen erhöhen, zumal wenn sie gebündelt auftreten. Ohne hier auf weitere Einzelheiten einzugehen, kann gesagt werden, daß die graphemischen Verhältnisse von Sprache zu Sprache differieren und die hist.-vgl. Sprachwissenschaft daher grundsätzlich gehalten ist, bei der Untersuchung von Texten eng mit der einzelsprachlichen Philologie zusammenzuarbeiten. Ebenso ist es für den Linguisten natürlich unumgänglich, ein gewisses Grundwissen über theoretische und praktische Fragestellungen der Schrift einschließlich ihrer historischen Aspekte zu haben, worauf NERIUS/SCHARNHORST (1980, 16ff.) nachdrücklich hinweisen.

Schriftsysteme sind vielfach traditionell, und Normierungen können diesen Zustand gewissermaßen fossilisieren. Die Schreibung kann daher auf ältere phonetisch-phonologische und morphologische Sprachzustände hinweisen, während die aktuelle Sprache schon anderen Gegebenheiten folgt. Wieder sei hierfür besonders das Englische genannt. Ein extremer Fall lag jedoch im Irischen vor, wo in der bis 1945 gültigen Orthographie große Diskrepanzen zur Aussprache herrschten: $\langle \text{míniughadh} \rangle$ „Erklärung“ = $/mi:nú:/$, $\langle \text{foluigheacht} \rangle$ „Nachkommenschaft“ = $/foli:xt/usw.$ Nach 1945 wurde die Orthographie reformiert und der neuirischen Aussprache angenähert.

1.4.5. Ein äußeres Kriterium von Texten ist ihre jeweilige Begrenztheit. Dabei betrifft der Terminus „Begrenztheit“ sowohl solche immensen Textkorpora, wie wir sie aus der uns überlieferten altindischen oder altgriechischen Literatur kennen (sog. Großkorpussprachen), als auch Sprachen mit

einem relativ begrenzten Textkorpus, wie es z. B. im Gotischen vorliegt, das neben Teilen der Bibelübersetzung nur noch einige andere kürzere Sprachdenkmäler (einschließlich der späteren Aufzeichnungen aus dem Krimgotischen) aufweist, und schließlich trifft er „begrenzt“ natürlich auch für fragmentarisch belegte „Restsprachen“ zu, wie z. B. das Phrygische, eine ie. Sprache aus Kleinasien und dem Balkangebiet, oder für das nur in Glossen und Eigennamen belegte ie. Illyrische und Mazedonische (letzteres die Sprache Alexanders des Großen). Diese Aufzählung ließe sich in mannigfaltiger Abstufung wiederholen. Es zeigt sich, daß die Umstände der Überlieferung sehr verschieden und von zahlreichen außersprachlichen Gegebenheiten abhängig sein können. Bei Null auf unserer Skala ständen sodann die ausgestorbenen und durch keinerlei Texte überlieferten, daher verschollenen Sprachen, mit denen man in erheblichem Maße rechnen muß und worauf als indirektes Zeugnis (sog. fehlende Zwischenglieder) u. a. eine Reihe von genetisch nicht anschließbaren Sprachen hinweist, z. B. das Sumerische oder das Baskische. Hier ist damit zu rechnen, daß uns die verwandten Glieder dieser Idiome unbekannt geblieben sind (bzw. es auch bleiben werden) und damit eine genetische Klassifikation nicht möglich ist.

Überlieferungsfragen sind nicht nur Fragen des Umfangs der uns vorliegenden Texte. Ganz wesentlich sind auch die Art der Texte, die Textsorten und die Mannigfaltigkeit textlicher Genres sowie deren inhaltliche Gestaltungsweise. Texte können sehr einförmig sein. So erweisen sich die o. g. Linear-B-Texte nicht nur wegen der Schwierigkeiten der Graphie, sondern auch auf Grund ihrer inhaltlichen Einförmigkeit (meist sind es administrative Texte, Wirtschaftslisten und Verzeichnisse) für den Linguisten als weniger ergiebig, als man es auf den ersten Blick erwarten würde. Insbesondere sind dabei auch syntaktische Erscheinungen sehr restriktiv, z. B. Nebensätze, so daß darüber für das myk. Griechisch nur geringe Aussagen möglich sind. MEILLET (1930³, 74) urteilt über die Ergiebigkeit von altgr. Inschriftentexten, daß eine Seite eines literarischen gr. Textes u. U. mehr für die Forschung erbringt als ein ganzer Band eintöniger Inschriftentexte. Ganz anders wiederum verhält es sich z. B. mit den hethitischen Texten, die in mannigfaltigen Genres belegt sind (als historische Urkunden und Annalen, als staats- und privatrechtliche Texte, als Instruktionen und Verwaltungstexte, als Rituale, Gebete und Gelübde, als Omina und mythologische Texte usw.). Zwar herrscht auch hier in verschiedenen Texten, z. B. in Orakeln oder in Beschwörungsritualen, eine erhebliche sprachliche Einförmigkeit durch Idiomatisierung des religiösen Formulars vor, und diese Texte spiegeln kaum die aktuelle Sprache wider, doch weisen andere Genres eine reichere Textgestaltung auf, die für lexikalische, morphologische und syntaktische Untersuchungen gleichermaßen ergiebige Quellen

darstellt. Umfang, Mannigfaltigkeit textlicher Genres und inhaltliche Gestaltung sind bei überlieferten Textkorpora also wichtige Größen; sie, sowie die Art der Textüberlieferung und der Grad ihrer philologischen Durcharbeitung sind entscheidende Faktoren für die Effizienz hist.-vergl. Untersuchungen.

Texte repräsentieren nicht den Sprachzustand ihrer Zeit schlechthin, sondern sie bedienen sich in Abhängigkeit vom mitzuteilenden Inhalt, von ihrer Adressatenorientiertheit und ihrer kommunikativen Zweckerorientiertheit ausgewählter Mittel aus dem Gesamtarsenal, über das eine Sprache verfügt; die Auswahl der Mittel orientiert sich an Sprachnormen und zeigt den Sprachusus. Texte können also, je nach den – recht unterschiedlichen – Situationen, in denen und für die sie geschaffen (worden) sind, mehr die gesprochene Sprache und damit rezente Züge in der Sprachentwicklung oder Sonderidiome (z. B. Kultsprache) widerspiegeln und durch künstlerische Stilisierung einer traditionellen Sprachform nahestehen und damit altertümliche, fossilisierte Züge der Sprache bewahren. So war z. B. die „sehr konservative Sprache“ des indischen *R̥gveda* (THUMB/HAUSCHILD 1958³, 91) ein vielfach künstlich erhaltenes, archaisierendes Kunstprodukt entsprechend dem gehobenen Rahmen dieser Dichtungen, die lange vor ihrer Aufzeichnung entstanden waren und mündlich tradiert wurden. Insofern sind die ved. Texte für den Komparativisten eine willkommene Quelle für hist.-vergl. Untersuchungen. Wenn in solchem Falle tradierte Texte später verschriftet wurden, muß dies also nicht bedeuten, daß ihre Sprachform noch der aktuellen Sprache angehörte (vgl. auch MEILLET 1954, 15). Texte veralten also sprachlich durch die Weiterentwicklung der gesprochenen Sprache und bedürfen dann zu ihrer späteren Verständlichkeit exegetischer Kommentare. Dies hatte philologische Bemühungen und die Entstehung von grammatischen Abhandlungen zur Folge, wie es z. B. in Griechenland bei der Interpretation der homerischen Epen notwendig wurde. Dionysios Thrax (1. Jh. v. u. Z.) ist der Verfasser der ersten Grammatik in der Antike (und damit in Europa überhaupt). Sie entstand grundsätzlich aus dem Bemühen um alte griechische Literatur (weiter bei ARENS 1969, 1; 21), nicht aber im Zusammenhang mit den jahrhundertealten sprachphilosophischen Auseinandersetzungen um die Herkunft der Wörter (φύσει θεσει).

1.4.6. Die Schriftsprache selbst kann zu einem tradierenden Faktor der Sprachentwicklung werden. Die Beispiele dafür sind zahlreich, deswegen genügen hier nur knappe Hinweise. Die lat. Schriftsprache (Literatursprache) hat sich in der Zeit zwischen Plautus' volkstümlichen Komödien (Ende des 3. und Anfang des 2. Jh. v. u. Z.) und den Schriften des Hl.

Augustinus (354–430) kaum bedeutend verändert, sondern blieb, abgesehen von text- und stilbedingten Variationen, im Prinzip das gleiche Latein, obwohl die gesprochene Sprache, das Vulgärlatein, inzwischen deutliche Veränderungen und Abweichungen von der Schriftsprache aufwies. – Im indischen Sprachraum existierten während der Periode der Entstehung zahlreicher Sanskrittexte (vgl. 1.2.) bereits mittelind. Sprachen und Dialekte!

Texte können von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft also nicht unbesehen hingenommen und verwertet werden. Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft ist bei der Auswertung von Texten in hohem Maße von der philologischen Untersuchung, von textkritischen und textliterarischen Bewertungen abhängig, und Meillets Feststellung bleibt aktuell, daß der Linguist ohne Kenntnis der einzelphilologischen Daten keine eigenen Schlußfolgerungen ziehen sollte (vgl. MEILLET 1954, 18).

Wenn die hist.-vgl. Sprachwissenschaft bestrebt ist, die ältesten erreichbaren Texte für ihre Untersuchungen heranzuziehen, da in ihnen die genetisch erklärbaren Erscheinungen in der Regel am zahlreichsten vertreten sind, so stützt sie sich dabei auf die allgemeine und besonders für den lexikalischen Bereich statistisch nachgewiesene Tatsache des allmählichen Abbaus der ererbten Erscheinungen infolge von Sprachwandel und des Ersatzes durch andere Elemente (vgl. auch 3.9.). Genetisch verwandte Sprachen ohne schriftliche Bezeugung können sich demzufolge bis zur Unkenntlichkeit verändert haben. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß man durch Vergleichung lediglich der heutigen rom. Sprachen weder das lat. Kasussystem noch verschiedene Tempora des Lateinischen rekonstruieren könnte, da die rom. Sprachen erhebliche strukturelle Veränderungen erfahren haben. Dasselbe gilt für neuind. Sprachen. Illustrativ ist auch der Hinweis von SZEMERÉNYI (1980², 7), daß bei einem synchronen Vergleich von dt. *Haus*, *Maus*, *Laus* und engl. *house*, *mouse*, *louse* sich als sog. Grundformen *+haus*, *+maus* und *+laus* ergeben würden, nicht aber die durch historische Vergleichung gesicherten richtigen Formen *+hūs*, *+mūs*, *+lūs*. – Altlateinische Inschriften zeigen, daß dem /ū/ und /i/ des klassischen Lateins (*mūrus* „Mauer“, *dicere* „sagen“, in der lat. Graphie nicht als vokalische Längen gekennzeichnet!) älteres /oi/ und /ei/ (*moiros*, *deicere*) vorausgehen, wodurch die Etymologiefindung (*dicere* < *deicere* = gr. δεικνῶμι „zeige“, got. *ga-teihan* „anzeigen, verkünden“, ai. *dīdeṣṭi* „zeigt, weist“ usw.) wesentlich plausibler und deutlicher wird, als es durch die klassische lat. Form der Fall ist. Derartige Fälle, die sich beliebig vermehren ließen, gehören in das Gebiet der sog. inneren Rekonstruktion (vgl. 3.3.).

Es ist also methodisch zwingend, der diffundierenden einzelsprachlichen Entwicklung genetisch verwandter Sprachen durch die Ausnutzung älterer

Sprachperioden beizukommen. Das gilt grundsätzlich für zeitlich abgestufte Texte einer Sprache, jedoch waltet diese Regel nicht durchgehend auch für ältere (resp. jüngere) Texte verschiedener Sprachen. Hier stellt sie in gewissem Sinne eine Idealisierung der wirklichen Sachverhalte dar. Es lassen sich keine starren, vorgefaßten Hypothesen entsprechend den Proportionen zwischen dem Alter von Texten und der Altertümlichkeit der durch sie repräsentierten Sprache aufstellen. Die ältesten Texte einer Sprache A müssen nicht in jedem Fall auch den ältesten Sprachzustand einer ganzen Sprachgruppe dokumentieren und umgekehrt. Das hat zwei Gründe. Erstens verändern sich Sprachen nicht gleichmäßig, sondern dies geschieht nach unseren Erfahrungen mit unterschiedlichem Entwicklungstempo („Diffusionsgeschwindigkeit“ nach KANNEGIESSER 1972, 222) und auch unterschiedlich im Hinblick darauf, was sich in den Sprachen verändert („Diffusionsintensität“, ebd.). Damit können im Hinblick auf den postulierten grundsprachlichen Ausgang alte Züge, die in (den Texten der) Sprache A längst nicht mehr vertreten sind, in (den Texten der) Sprache B aufbewahrt sein. So haben sich z. B. im Altirischen schon vor dem 8. Jh. u. Z. zahlreiche phonetische, prosodische, phonologische und morphologische Veränderungen vollzogen, für die es in den anderen ie. Sprachen kaum eine Parallele gibt.⁴⁴ – Das Litauische ist erst seit dem 16. Jh. u. Z. belegt, und es ist damit zugleich die mit am jüngsten belegte ie. Sprache. Trotzdem weisen die lit. Texte (wie auch das heutige Litauische) zahlreiche sprachliche Archaismen auf und machen dieses Idiom deswegen außerordentlich wertvoll für die Indoeuropäistik.

Zweitens muß man bei Texten im weiteren Sinne nach der „Herkunft“ ihrer Sprache fragen. So frappierten die heth. Texte die Fachwelt nicht nur deswegen, weil sie eine ie. Sprache erkennen ließen, sondern weil diese Sprache zugleich einen Zustand zeigte, den man derart alten Texten nicht zugetraut hätte (vgl. 1.2.). Das Hethitische erwies sich in seiner Morphologie als recht „modern“. Daraus ergaben sich zwei mögliche Erklärungen: 1. rasche Aufgabe der ererbten Kategorien und demzufolge Innovationen oder 2. Abspaltung des Hethitischen von den anderen ie. Dialekten zu einer Zeit, da die aus dem Altindischen und Altgriechischen vertrauten Erscheinungen in der Grundsprache noch nicht voll ausgebaut waren. Im ersten Fall würden die heth. Texte eine Sprache mit starker Diffusionsgeschwindigkeit und -intensität repräsentieren; im zweiten Fall spiegelten sie einen archaischen Zustand wider (Einzelheiten bei STERNEMANN 1981). – Texte können bei Hypothesenpluralismus also auch zu unterschiedlichen Auffassungen über das Alter der von ihm repräsentierten Sprache und damit zu unterschiedlichen Auffassungen über einen Sprachzustand führen. Ihr absolutes Alter ist somit kein zwangsläufiges Indiz für sprachliche Altertümlichkeit.

Daß das Alter von Texten nicht Garant für einen altertümlichen Sprachzustand ist, hatte schon der Begründer der vergleichenden ie. Sprachwissenschaft F. Bopp klar formuliert: „Um das größere oder geringere Alter einer Form darzuthun, ist es daher nicht hinreichend, das Alter des Denkmals anzugeben, worin sie vorkommt; sondern die ältesten Formen einer Sprache sind immer diejenigen, welche am besten zu ihrem folgerechten Entwicklungsgang und zu ihrem Verhältnis zu alten Schwestersprachen stimmen“ (Bopp, Nachdruck 1972, 105). Bopps Äußerung weist also auf eine wichtige Beziehung im Verhältnis von Texten und den von ihnen repräsentierten sprachlichen Zeugnissen hin. Es zeigt sich, daß die linguistische Interpretation von Texten – abgesehen von den unerläßlichen textkritischen und philologischen Voraussetzungen – über Hypothesen über den vorausgesetzten Sprachzustand verläuft. Diese repräsentieren in der Regel den jeweils aktuellen theoretischen Stand der Linguistik. Die derart reflektierende Untersuchung kann dabei zu verschiedenen Zeiten zu unterschiedlichen Auffassungen über die Sprache alter Texte gelangen. So zeigt die Geschichte der Erforschung der Homerischen Epen eben auch ganz unterschiedliche Einstellungen zur Sprache Homers, was SCHWYZER (1959³, 101ff.) folgendermaßen sieht: „Die Beurteilung der homerischen Sprache hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts stark verschoben. Man sah in ihr erstens noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts das altertümlichste Griechisch, eine Art Urgriechisch und Vorstufe des Ionischen und Attischen. Die Bodenfunde haben jedoch Dialekte mit Altertümlichkeiten kennen gelehrt, die bei 'Homer' durchaus fehlen . . .“ Außerdem führte „der Aufschwung der grammatischen Studien im 19. Jahrhundert, der für vieles, was man früher als *licentia poetica* klassifiziert hatte, eine sprachgeschichtliche Erklärung ermöglichte, . . . dazu, dichterische Freiheiten grundsätzlich zu leugnen. Um 1900 gab man, ohne die sichern sprachgeschichtlichen Kenntnisse aufzugeben, dem Einfluß des Metrums in weitem Umfang sein Recht zurück.“

1.4.7. Es sollen diese Bemerkungen den Wert alter Überlieferungen natürlich nicht herunterspielen, sondern nur relativieren, denn zweifellos schafft das Fehlen älterer Überlieferungen in vielen Sprachen der Welt für die genetische Sprachforschung eine kompliziertere Situation, als sie in der Indoeuropäistik besteht. Die Indoeuropäistik ist durch den Vergleich alter und altertümlicher Idiome zu einer erstaunlichen Fülle morphologischer und lexikalischer Übereinstimmungen gelangt und konnte dadurch die Rekonstruktion erfolgreich vorantreiben. Der Status des hier Erreichten wird aber erst richtig deutlich, wenn man einen Blick auf andere sprachliche Areale wirft, wo die Situation mit der in der Indoeuropäistik nicht annähernd identisch ist. Beim Vergleich z. B. australischer oder austronesischer Spra-

chen befindet man sich nach BENVENISTES richtiger Bemerkung (1977, 120) oft in der Lage, in der man wäre, wollte man das Indoeuropäische anhand der Zeugnisse des heutigen Irischen, Albanischen und Bengali rekonstruieren, von Sprachen also, die durch beträchtliche Eigenentwicklungen (auch durch Substrateinflüsse) vom Standpunkt des Indoeuropäischen aus sehr unterschiedliche Prozesse durchgemacht haben und die nur noch in sehr begrenztem Maße genetische Reflexe untereinander aufweisen. Die Identifizierung der genetisch erklärbaren lexikalischen und grammatischen Übereinstimmungen ist in vielen (aber nicht in allen!) heutzutage nur synchron vergleichbaren Sprachen also deswegen erschwert, weil (a) genetisch Vergleichbares in erheblich geringerem Maße anzutreffen ist als in früheren Sprachperioden, und weil (b) durch das Interferenzgeschehen, mit dem in den langen Zeiträumen gerechnet werden muß, weitgehende Entlehnungen, Lehnprägungen und strukturelle Umformungen das ursprüngliche Bild stark verändert haben, wobei (c) auch die genetischen Primärdaten durch phonologischen und morphologischen Wandel, der u. U. zu typologischen Veränderungen führt, nur schwer identifizierbar sein können. Hinzu kommen die vielfältigen philologischen Unvollkommenheiten durch unzureichende Kenntnis von Sprachen oder durch überholte, die sprachlichen Gegebenheiten nur ungenau oder falsch wiedergebende Grammatiken.

Wie groß die Schwierigkeiten sind, zeigt u. a. die Tatsache, daß die Erforschung der Sprachen Afrikas von Anfang an immer eine Kombination von typologisierendem und genetischem Sprachvergleich war – und bei der Sachlage auch sein mußte, weil die genetischen Daten unzureichend und vage waren, so daß man sich auch an typologische Kriterien hielt. Dabei war die Einteilung selbst in große Sprachfamilien lange Zeit unklar und ist es teilweise auch heute noch. Nach WERNER (1915) und TUCKER (1940) war in Afrika mit drei großen Sprachfamilien (den Sudansprachen, den Bantusprachen und dem Hamitischen) zu rechnen, wozu sekundär noch das Semitische und die schwer zu klassifizierenden Buschmann- und Hottentotten-Sprachen kamen. Nach GREENBERG (1953, 278ff.) gibt es insgesamt sechzehn selbständige Sprachfamilien in Afrika, doch ist auch das noch nicht das letzte Wort. – Noch teilweise ungeklärt ist die Gliederung der australischen Sprachen. Sie teilten sich nach W. SCHMIDT (1919) in zwei große Familien, die südliche und die nördliche, ein, wobei auch hier typologische – und areale – Kriterien ausschlaggebend waren. Zwischen den von WURM (1972) konstatierten 26 Sprachfamilien Australiens gibt es aber statistisch relevante lexikalische Beziehungen (mit ca. 25–16 % erhaltenen Einheiten), die die Ansetzung einer einzigen grundsprachlichen Einheit, eines sog. stock resp. Phylum, nahelegen. Damit wäre mit einer gesamt-australischen Spracheinheit in früherer Zeit fest zu rechnen.

Die hier an wenigen Beispielen skizzierte Sachlage berechtigt zu der Frage, ob die Aufgabenstellung der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und die „klassischen“ Methoden und Vergleichsverfahren der Indoeuropäistik auf Areale wie die hier dargestellten noch anwendbar sind. Die Antwort darauf war in der Linguistik verständlicherweise nicht einhellig, jedoch hat ein berufener Linguist (GREENBERG 1953) wiederholt betont, daß die Aufgaben der Sprachvergleichung (Untersuchung der genetischen Beziehungen, Klassifikation und Rekonstruktion) auch bei den bislang schriftlosen Sprachen bzw. bei Sprachen ohne schriftliche Überlieferungen grundsätzlich die gleichen sind wie in den etablierten Disziplinen. Ferner betont GREENBERG die Untersuchung der einzelsprachlichen Entwicklungsprozesse, soweit dies möglich ist. Es besteht weder theoretisch noch methodologisch Anlaß, von den in der etablierten Komparativistik aufgestellten und erprobten Hypothesen nur deswegen abzuweichen, weil ungünstigere Umstände modifizierte Verfahren bedingen. Daraus folgt auch, daß die genetische Klassifikation von Sprachen, in den etablierten Disziplinen in groben Zügen abgeschlossen, weiterhin eine wesentliche Aufgabe der Komparativistik bei den noch schlechter klassifizierten Sprachen ist. Was hat die Komparativistik bei Sprachen ohne schriftliche Überlieferungen besonders zu beachten? Außer zufälligen Übereinstimmungen und Fällen von Lautsymbolismus sollten auch offenkundige typologische Übereinstimmungen nicht in den Vergleich aufgenommen werden; letztere müssen aber als Stützhypothesen für genetische Untersuchungen dienen. Gegenstand der hist.-vgl. Untersuchung blieben damit Entlehnungen und genetisch interpretierbare Homomorphien. In Anbetracht der starken Interferenz und der damit verbundenen Lehnbeziehungen ist zu untersuchen, wie Lehnbeziehungen von Homomorphien zu unterscheiden sind. Ist das möglich, besteht die Aufgabe darin, die Anzahl der homomorphen Elemente quantitativ zu erfassen (Quantitätskriterium). Nach GREENBERG (1953) wäre mit hoher Sicherheit bei ca. 20 % lexikalischer Übereinstimmungen eine genetische Erklärung bereits gegeben. Jedoch wird man mit derartigen Prozentangaben vorsichtig umgehen müssen, wenn historische Erklärungen sowohl für genetisch bedingte Homomorphien als auch für – nicht erkannte – starke Entlehnung ausstehen. Wenn mehrere Sprachen die gleichen übereinstimmenden Elemente aufweisen, kann schon eine niedrigere Anzahl von Übereinstimmungen signifikant sein.

Für die Untersuchung genetischer Beziehungen im lexikalischen Bereich wurden in letzter Zeit besonders lexikostatistische Verfahren angewendet (ERHART 1979, 23, TISCHLER 1973; Einzelheiten vgl. 3.9.). Ihr Ziel war einmal die quantitative Ermittlung von lexikalischen Übereinstimmungen zwischen – genetisch verwandten – Sprachen und zum andern die

auf der glottochronologischen Hypothese aufbauende Ermittlung der Zeiträume nach der grundsprachlichen Trennung in Einzelsprachen. Sprachen mit höheren lexikalischen Vergleichsraten stehen nach Auffassung der Glottochronologie in engerem Zusammenhang und haben niedrigere Trennungszeiten als Sprachen mit niedrigen Raten. Da die Berechnungen von 100 % erhaltener Cognata bis gegen deren Nullbezeugung von verschiedenen Forschern sehr tolerant gefaßt wurden (teilweise bis zu nur noch 5–1 % erhaltener Einheiten, vgl. ERHART 1979, 23 mit weiterer Literatur), und da sich damit auch recht unterschiedliche Möglichkeiten abgestufter „genetischer“ Beziehungen zwischen Sprachen herstellen lassen, sind auch die Binnengliederungen zwischen den Sprachen unterschiedlich – und umstritten! Sie gehen vielfach über die in der „klassischen“ genetischen Sprachvergleichung angesetzte größte Einheit, die Sprachfamilie (vgl. 1.1.), hinaus und gruppieren genetische Sprachareale höherer, d. i. lockerer Ordnung, sog. stocks und Phyla. Die von GUDSCHINSKY (1956, 207) aufgestellte Gliederung lautete: Language (Einzelsprache, als mit sich selbst identische Einheit), Sprachfamilie (Prototyp: Indoeuropäisch mit zahlreichen grammatischen und lexikalischen Übereinstimmungen), stock (engl. Terminus, dt. Äquivalent „Stamm“ 36–12 % lexikalische Einheiten), microphylum (12–4 % lexikalische Einheiten), mesophylum (4–1 % lexikalische Einheiten), macrophylum (– 1 % lexikalische Einheiten)! Andere differenzieren die Binnengliederung anders; fest steht jedoch, daß mit derartigen Quantifizierungen hochproblematische Bereiche der Komparativistik angesprochen sind, denn mit sinkender Vergleichsrate sinkt auch die Wahrscheinlichkeit eines deutlichen genetischen Nachweises und steigt die Möglichkeit anderer, interferenzieller Erklärungsweisen (kritisch dazu u. a. auch TISCHLER 1973, 19)!

Der Begriff der Sprachfamilie im traditionellen Sinn repräsentiert damit nicht nur weitgehende genetische Beziehungen zwischen Sprachen überhaupt, sondern diese Beziehungen sind auch ohne glottochronologische und lexikostatistische Methoden aufdeckbar, weil die Signifikanz der Homomorphien so deutlich ist, daß auf statistische Berechnungen nicht zurückgegriffen werden muß. Das gilt also für die historisch verglichenen ie. Sprachen. Es ist aber interessant und zeigt die Dialektik der hier besprochenen Aspekte, daß eine synchrone Untersuchung heutiger ie. Sprachen lexikostatistisch eher die Ansetzung eines stock als einer Sprachfamilie ergeben würde. Zudem bieten die heutigen ie. Sprachen auch in strukturell-typologischer Hinsicht ein differenzierteres Bild, als man es bei der Vergleichung der älteren Sprachstufen gewinnt. Hier zeigen sich deutlich die Schwierigkeiten, vor die sich die hist.-vgl. Sprachwissenschaft durch den Sprachwandel besonders bei der Untersuchung rezenter Sprachstadien gestellt sieht.

Es ist nicht uninteressant, daß der lexikostatistische Vergleich zwischen ie. und ural. Sprachen Ergebnisse vom Range eines Phylum erbringt (E-HART 1979, 25 mit weit. Literatur). Dies würde mit gewissen Hypothesen einer einstigen indoeuropäisch-uralischen Spracheinheit durchaus korrespondieren (vgl. 2.3.8.). Die ie. und ural. Sprachen gehören aber unterschiedlichen Sprachtypen an! Derartige Berechnungen, man mag ihnen mit mehr oder weniger Skepsis begegnen, zeigen etwas methodisch Interessantes: Die Differenz aus den unterschiedlichen Forschungsansätzen bei der Untersuchung der ie. Sprachen ergibt sich u. a. durch die unterschiedlichen historischen Dimensionen des Sprachvergleichs. Mit zunehmender Vergrößerung des Untersuchungsgebietes (in Richtung auf Phyla) wird der Vergleich auch immer abstrakter, weniger historisch. Dasselbe gilt für den Vergleich von Sprachen ohne historisch belegte Überlieferungen. Damit wird einerseits deutlich, wie gravierend der Einfluß der Materiallage auf die Ergebnisse der hist.-vgl. Sprachwissenschaft sein kann; andererseits zeigt sich, wie schwierig auch heute noch die Ansetzung chronologisch tiefergehender Einheiten als die von Sprachfamilien ist.

1.5. Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und Fragen der Typologie

1.5.1. Allgemeines

Die von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft untersuchten Beziehungen zwischen genetisch verwandten Sprachen sind nicht der einzige Gesichtspunkt, nach dem Sprachen verglichen werden können. In zahlreichen Sprachen, ganz unabhängig von ihrer genetischen Zugehörigkeit, lassen sich gleichartige Merkmale und Eigenzüge ihrer Struktur, in anderen sogar tiefergreifende strukturelle Unterschiede erkennen. Das betrifft auch bestimmte Entwicklungstendenzen der Sprachen. Derartiges ist also prinzipiell nicht aus der genetischen Verwandtschaft der Sprachen erklärbar. Zwar können sich genetische Verwandtschaft und typologische Gleichartigkeit decken (so gehören die genetisch eng verwandten ostslaw. Sprachen Russisch, Belorussisch und Ukrainisch auch typologisch eng zueinander); sie müssen es aber nicht (z. B. sind Latein und Takelma, eine Indianersprache, genetisch nicht verwandt, aber typologisch gleichartig). Strukturelle Merkmale zu untersuchen ist vor allem das Gebiet der Typologie, die hinsichtlich ihrer Ziele und Methoden eine verhältnismäßig komplexe sprachvergleichende Disziplin ist (vgl. SERÉBRENNIKOW 2, 430ff., 3, 178ff.). Sie hat seit ihrem Entstehen zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedene grundsätzliche Fragen im Zusammenhang mit der strukturellen

Organisation der Sprachen aufgeworfen und bemüht sich bis heute um deren Beantwortung. Ging die Typologie zunächst von allgemeinen Gesichtspunkten der morphologischen Form, den sog. monovalenten morphologischen Sprachtypen aus, so werden heutzutage vor allem wesentliche Beziehungen zwischen Form und Inhalt und zwischen den Formelementen selbst beachtet. Dabei vergleicht die Typologie die Sprachen allerdings nicht in der gesamten Komplexität ihrer Merkmale, sondern sie hebt relevante strukturelle Merkmale, morphologische, phonologische oder syntaktisch-semantische, als typologisch wesentlich hervor und untersucht sie vergleichend (vgl. IN-REICHEN 1979, 12ff.). Welche Merkmale in den Sprachen als typologisch relevant gelten und wie viele für eine Klassifizierung anstehen, ist eine der wichtigsten Fragen der Typologie und deren Untersuchung zugleich eine ihrer vordringlichen Aufgabenstellungen (vgl. SERÉBRENNIKOW 3, 192ff.). Die Fragen nach den relevanten Merkmalen ist deshalb nicht leicht zu beantworten, weil die Herausarbeitung typologischer Merkmale nicht auf dem Wege nur einzelsprachlicher, nur empirisch gewonnener Einsichten erfolgt, sondern großenteils aus sprachtheoretischen Reflexionen gespeist wird. Hierbei sind die Typologie einerseits und die Allgemeine Sprachwissenschaft und die Sprachtheorie(n) andererseits zunehmend in wechselseitige wissenschaftlich-theoretische Beziehungen gelangt. Richtig, wenn auch zu allgemein, ist daher Greenbergs Sicht: „We seek to establish typologies which involve characteristics of fundamental importance in language and which are useful for a variety of reasons . . .“ (GREENBERG 1960, 179).

Bei ihren Untersuchungen bemüht sich die Typologie allerdings zunehmend, nicht isolierte Erscheinungen, z. B. das Merkmal „monosyllabisch“ (Einsilbigkeit der Wörter) oder „analytisch“ bzw. „synthetisch“, „präfigierend“ bzw. „suffigierend“ usw., aufzustellen, sondern sie will derartige Merkmale in korrelative Beziehungen zu anderen Erscheinungen in diesen Sprachen bringen und dabei vor allem implikative Verhältnisse (wenn a, dann [in der Regel auch] b) auflisten und diese nach Möglichkeit auch in ihren Zusammenhängen erklären. Als ein markantes Beispiel aus der neueren typologischen Diskussion sei hierfür auf die Fragen der Wortfolgeregularitäten im unmarkierten Aussagesatz hingewiesen, die zugleich eine grundsätzliche Topikalisierungsfrage (Thema-Rhema-Gliederung⁴⁵) darstellen. Ihre jeweiligen Varianten stehen mit morphologischen und syntaktischen Struktureigenschaften der Sprachen in Beziehung (vgl. VENNEMANN 1974).

Die Typologie untersucht den Gültigkeitsbereich sprachlicher Merkmale im Gesamtkorpus der Sprachen der Welt (allgemeine Typologie). Gelten diese Merkmale für sämtliche Sprachen, dann kommt es zur Feststellung von sog. Universalien; ist ihr Gültigkeitsbereich auf jeweils eine Anzahl (Gruppe) von Sprachen begrenzt, dann kommt es zur Feststellung von sog.

partiellen oder Quasiuniversalien, dem eigentlichen Gegenstand der klassifizierenden Typologie.⁴⁶

Typologische Merkmale und die (im folgenden zu besprechenden) typologischen Klassifizierungen von Sprachen werden prinzipiell unter panchronischen Gesichtspunkten behandelt (vgl. GRAUR 1974, 365; JAKOBSON 1962, 524; SERÉBRENNIKOW 3, 179f.). Das bedeutet, daß die Typologie von der Voraussetzung ausgeht, daß die besagten Merkmale Ausdruck allgemeiner Struktureigenschaften der Sprachen (z. B. Wortfolgebesonderheiten, Regularitäten der Intonation, phonologische Struktureigentümlichkeiten, morphologische Besonderheiten des Wortes u. a. m.) sind. Die typologische Taxonomierung träfe damit sowohl für die heute anzutreffenden als auch für alte (ausgestorbene bzw. verschollene) und für künftig sich noch entwickelnde Sprachen zu. Eine solche Auffassung schließt natürlich nicht aus, daß Sprachen sich typologisch – nach gewissen Tendenzen der Sprachentwicklung – verändern können (typologischer Wandel). Die von der Typologie panchronisch aufgestellten typologischen Merkmale sind also von dem Fakt zu trennen, daß Sprachen sich typologisch verändern, d. h. gewisse typologische Merkmale ablegen und andere annehmen können. Demgegenüber schließt die genetische Klassifikation prinzipiell historische Gesichtspunkte in ihr theoretisches Kalkül mit ein (vgl. BENVENISTE 1977, 114f.) und arbeitet an einem stets nur begrenztem Korpus von Sprachen. Genetischer und typologischer Sprachvergleich verhalten sich also hinsichtlich der Frage des Historischen gleichsam oppositiv als merkmalfalt : merkmallös. Als tertium comparationis fungieren in der genetischen Sprachwissenschaft grundsprachliche Modelle und in der Typologie (ausgewählte) typologische Merkmale bzw. Merkmalbündelungen (vgl. zu dieser Problematik INEICHEN 1979, 10f.).

Die bisherigen Darlegungen erfordern für unsere Zwecke vorerst eine Klärung, warum typologische Fragestellungen nicht aus dem Bereich der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft zu eliminieren sind. Als eine später zu beantwortende Frage steht dann das Verhältnis von genetischem und typologischem Sprachvergleich an. Grundsätzlich ergeben sich Beziehungen zwischen beiden sprachvergleichenden Disziplinen aus der Tatsache, daß – wie BENVENISTE (1977, 122) formulierte – die von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft hergestellten grundsprachlichen Erscheinungen sprachliche Strukturen repräsentieren, denen stets bestimmte typologische Merkmale inhärent sind. So zeigen die älteren Idiome der ie. Sprachen im Gegensatz zu manchen heutigen eine ganz auffällige flexivische Struktur, was in der klassifizierenden Typologie als ein wichtiges Merkmal erachtet wurde. Nach BENVENISTE (ebd.) können typologische Übereinstimmungen zwischen genetisch verwandten Sprachen sogar auffälliger sein als die materiellen.

Aus dem Gesagten folgt, daß jeder Rekonstruktion typologische Merkmale eigen sind, mit anderen Worten, daß auch hypothetisch ange-setzte Grundsprachen der Typologisierung auf der Grundlage ihrer rekon-struierten sprachlichen Struktur zugänglich sind (vgl. INEICHEN 1979, 38). Dabei spielt es grundsätzlich keine Rolle, daß grundsprachliche Rekonstrukte die einstige sprachliche Wirklichkeit nicht unmittelbar widerspiegeln können und in ihrer jeweiligen Gestalt nicht als – einstiges – Kommunika-tionsmittel betrachtet werden dürfen (vgl. 2.3.1.). Da indessen an jede Rekonstruktion ganz bestimmte – linguistische – Anforderungen zu stellen sind, dürfen bzw. sollten Rekonstrukte auch typologischen Erkenntnissen, soweit diese als gesichert gelten, nicht widersprechen. Hier liegt der positive Ansatz der Typologie im Hinblick auf die hist.-vgl. Sprachwissen-schaft, jedoch ergeben sich aus gewissen Inkompatibilitäten von typolo-gischem und hist.-vgl. Ansatz auch kontroverse Auffassungen von teilweise weitreichenden Konsequenzen z. B. in der Indoeuropäistik (weiter vgl. 1.5.7.).

Schon am Anfang der vergleichenden Sprachwissenschaft, zu Beginn des 19. Jh., waren sowohl der genetische als auch der typologische Aspekt von Forschern wie Fr. v. Schlegel, W. v. Humboldt und Fr. Bopp in engeren wechselseitigen Betracht gezogen worden, als es später in der Indoeuropäistik der Fall sein sollte.⁴⁷ Das war keinesfalls allein einer noch nicht voll diffe-renzierten Phase der entstehenden Indoeuropäistik resp. Typologie zuzu-schreiben (vgl. für BOPP bei STERNEMANN 1984), sondern reflektierte auch das Wissen dieser Forscher um das Nebeneinander von genetischen und typologischen Merkmalen in den Sprachen und um die objektiv gegebenen genetischen und typologischen Beziehungen, die zwischen Sprachen herr-schen.

Bei der Sprachklassifizierung handelt es sich einmal um grundlegende, aber auch umstrittene morphologische Kriterien, die in der traditionellen Typologie zur Aufstellung von sehr allgemeinen, monovalenten Sprachtypen schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts führten. Diese natürlich aus mehreren einzelnen Merkmalen organisierten Sprachtypen (vgl. u. a. SKALIČKA 1966, KUZNECOV 1956, SERÉBRENNIKOW 2, 432) basieren im Prinzip auf der morphologischen Struktur des Wortes und damit auch auf der Syntagmatik von Morphemen und Wortgruppen. Der eigentliche Begründer dieser klassifizierenden Typologie war Fr. v. Schlegel. Im Laufe der Entwicklung erlebte diese Klassifizierung zwar mancherlei Veränderun-gen und Anfechtungen (Einzelheiten bei HORNE 1966; INEICHEN 1979, 55ff.; ARENS 1969, 1, 164ff. und passim; SERÉBRENNIKOW 2, 438ff.), dennoch haben sich bei vielen Sprachforschern bis heute in der Hauptsache vier Grundtypen (nebst einigen Untertypen) in der Diskussion erhalten, die

letztlich auf einen Klassifikationsvorschlag W. v. Humboldts zurückgehen. Es handelt sich dabei um den isolierenden, den agglutinierenden, den flektierenden und den polysynthetischen (inkorporierenden) Sprachtyp. Es läßt sich natürlich nach den Gründen für grundlegende Strukturbesonderheiten und Übereinstimmungen innerhalb der Sprachen der Welt fragen, doch ist eine bündige Antwort darauf, wie schon Sapir⁴⁸ feststellte, bis heute kaum zu geben.

In den verschiedenen Sprachtypen wurden zuweilen auch unterschiedliche Entwicklungsstufen der Sprachbildung überhaupt gesehen. Diese heutzutage von verschiedenen Forschern als problematisch angesehene These, die zudem auch sprachwertend interpretiert wurde, hatte in Marrs Lehre (учение о стадияльности), die auf eine solche chronologische Entwicklungsabfolge einzelner Sprachtypen, ausgehend vom monosyllabischen amorphen Typ (Beispiel: Altchinesisch) über den agglutinativen (Beispiel: Türkisch) zum höchst entwickelten flektierenden Typ (Beispiel: Russisch), zurückgeht (vgl. MARR 1923, 37), eine der nachdrücklichsten Ausprägungen in diesem Jahrhundert gefunden.⁴⁹

1.5.2. *Die morphologische Klassifikation der Sprachen nach den vier Haupttypen*

Zu den Sprachen des flektierenden Typs gehören nach Auffassung der Typologie die indoeuropäischen und die semitischen. – Die ural. Sprachen, die Turksprachen, die Bantusprachen in Afrika, die nichtie. Sprachen des indischen Subkontinents und viele andere werden zu den agglutinierenden Sprachen gezählt. Zu diesem Sprachtyp dürfte überhaupt die Mehrzahl aller Sprachen der Welt gehören. – Das Altchinesische ist ein Beispiel einer sog. wurzelisolierenden (monosyllabischen) Sprache. Der oft anzutreffende Hinweis auf das Chinesische als isolierende Sprache schlechthin vernachlässigt jedoch die Tatsache, daß sich in der ca. 4000jährigen Entwicklung bis zum heutigen Chinesisch auch schon agglutinierende Elemente und damit Ansätze einer Morphologie sowie Mehrsilbigkeit der Wörter zeigen (vgl. weiter unten). Das Vietnamesische ist ebenfalls eine isolierende Sprache. Stark isolierende Züge hat auch das Khmer, die Staatssprache Kambodschas. – Eine Reihe von amerikanischen Indianersprachen sowie verschiedene paläoasiatische Sprachen werden zum sog. polysynthetischen (inkorporierenden) Typ gerechnet. Zum besseren Verständnis des Mitgeteilten und der hier anstehenden Gesamtproblematik sei auf die wichtigsten morphologischen Strukturmerkmale dieser Typen näher eingegangen.⁵⁰

1.5.2.1. Der isolierende Sprachtyp

Er ist durch Unveränderlichkeit der Wörter gekennzeichnet. Besonders bedeutsam für diesen Typ sind die sog. wurzelisolierenden Sprachen, wofür das Altchinesische ein anschauliches Beispiel darstellt. Hier sind die Wörter bis auf ganz wenige Ausnahmen durchgehend monosyllabisch, wobei sie praktisch mit einsilbigen Morphemen identisch sind, einem Formativ, das in der linguistischen Literatur auch als Wurzel bezeichnet wird. Eine besondere morphologische Hervorhebung des Wortes gegenüber dem Morphem bzw. der Wurzel ist damit nicht gegeben (Einzelheiten bei KADEN 1983). Außer dem gänzlichen Fehlen einer Morphologie der Wortveränderung (zur Kennzeichnung der syntaktischen Funktionen und Beziehungen im Satz) gibt es auch keine Morphologie der Wortbildung. Indessen kann man dennoch schon mit einer gewissen Wortartendifferenzierung im Altchinesischen rechnen. Dies geschieht einmal im Hinblick auf die lexikalische Semantik des Wortes (so fungiert *wáng* „König“ nur als Substantiv), und schon im 5. Jh. v. u. Z. sind im Altchinesischen deutlich einige Adjektive und Adverbien erkennbar. Vor allem aber vollzieht sich die Wortartendifferenzierung und die Kennzeichnung der syntaktischen Funktion der Wörter durch ihre Stellung im Satz (Distribution), wobei die strengen Wortstellungsregularitäten im Chinesischen dem Prinzip der sog. S-P-O-Sprachen (Subjekt-Prädikat-Objekt) folgen:

<i>wǒ</i>	<i>bù</i>	<i>hē</i>	<i>chá</i>
„ich“	nicht	trink(en) ⁵¹	Tee.

Nach dem „Verb“ fungiert *wo* als „Objekt“:

<i>tā</i>	<i>ài</i>	<i>wǒ</i>
(Er/sie	lieb(en) ⁵¹	„ich“) = „Er/sie liebt mich.“

Wir betrachten für den wurzelisolierenden Typ weiter folgenden altchin. Satz:

<i>xué</i>	<i>ér</i>	<i>shí</i>	<i>xí</i>	<i>zhì</i>
(Lern(en) ⁵¹	und	zur rechten Zeit	wiederhol(en) ⁵¹	es,
<i>bù</i>	<i>yì</i>	<i>yuè</i>	<i>hū</i>	
nicht	auch	Freude?	(Indikator für den Fragesatz)	

(„Macht es nicht auch Freude, zu lernen und zur rechten Zeit zu wiederholen?“)
(Aus Konfuzius, „Gespräche“)

Infolge des Fehlens jeglicher Morphologie haben die Wörter – isoliert betrachtet – gewissermaßen nur eine begriffliche lexikalische Bedeutung, jedoch keine morphologische im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zu konkreten, formal gekennzeichneten Wortklassen. Die Frage also, ob es im Altchinese-

sischen morphologisch ausgeprägte Wortarten gibt, ist damit zu verneinen. Dementsprechend verwickelt ist, das Verhältnis von systemhaftem und parolehaftem Status vieler Wörter. Ein und dasselbe Wurzelwort kann im Altchinesischen je nach seiner Position im Satz – aus der Sicht unserer Sprachen – verschiedene Wortarten repräsentieren und unterschiedliche Funktionen ausfüllen. Vgl. dazu die (vom Standpunkt europäischer Sprachen) unterschiedliche Funktion des Wortes *wǒ*. Es ist vor dem „Verb“ *hē* „essen/trinken“ Subjekt (sinngemäß zu übersetzen mit „ich“); nach dem „Verb“ *ài* „lieb(en)“ ist es Objekt (= „mich“).

Natürlich hängt die Beantwortung der Frage, inwieweit es Ansätze zu morphologisch ausgeprägten Wortarten in isolierenden Sprachen gibt, grundsätzlich vom strukturellen Status der jeweiligen Sprache ab. Ist für das Altchinesische also auf keinen Fall damit zu rechnen, so zeigen sich Wortartenansätze in den sog. stammisolierenden Sprachen, z. B. im Malaisischen, wo es geringe lexikalische Affixe, aber ebenfalls keine Morphologie der Wortveränderung gibt. Auch das heutige Chinesisch ist schon seit mittelchin. Zeit (6. Jh. u. Z.) keine rein wurzelisolierende Sprache mehr, sondern zeigt Ansätze zu einer agglutinierenden Morphologie. Es ist daher als isolierend-agglutinatив zu bezeichnen.

Da bei den Sprachen hinsichtlich ihrer morphologischen Klassifikation also vielfach mit Mischtypen zu rechnen ist, läßt sich schon jetzt sagen, daß ein Hauptakzent der Kritik an der morphologischen Klassifikation (1.5.3.) auf der Tatsache beruht, daß in den Sprachen kaum reine Typen anzutreffen sind.

1.5.2.2. Der agglutinierende Sprachtyp

Er zeigt eine reichhaltige Formenbildung mittels Affigierung von Morphemen, wobei es zu Wortbildung und zu Wortveränderung (Kategorienbildung) kommt. Als wesentliches Kriterium gilt hierbei, daß ein Affix (Morphem) jeweils nur eine grammatische Bedeutung trägt (anders als beim flektierenden Sprachtyp). Damit im Zusammenhang steht, daß es zu keiner semantischen Fusion (Polysemie) der grammatischen Elemente kommt, vgl.: türk. *ev* = „Haus“, *evin* (Gen.) = „des Hauses“, *evler* (Pl.) = „Häuser“, *evlerim* (Poss. Pron. „mein“) = „meine Häuser“, *evlerimin* = „meiner Häuser“ (Pl., Poss. Pron., Gen.) usw. Es können auf diese Weise auffällig lange morphematische Ketten entstehen, wo zwischen den einzelnen Morphemen in einer Reihe von Sprachen noch die sog. Vokalharmonie, die qualitative Angleichung der Suffixvokale an den Stamm- bzw. Wurzelvokal, herrscht (so in finn.-ugr. Sprachen oder in den Turksprachen), vgl. ungar. *kert* „Garten“, *kert-ek* „die Gärten“, *kert-ben* „im Garten“, *kert-ek-ben* „in den Gärten“, *ház* „das Haus“, *ház-ak* „die Häuser“, *ház-ak-*

ban „in den Häusern“. Die Affigierung tritt, wie das Beispiel des Türkischen und Ungarischen zeigt, vielfach als Suffigierung auf. Es ist jedoch nicht so, daß Sprachen dieses Typs ihre Morphologie nur durch Suffigierung realisieren, denn es gibt auch Sprachen mit präfigierender Agglutination. Ein Beispiel dafür bietet das Swahili, die bekannteste und wichtigste Bantusprache, wo u. a. die Tempus- und Personenmorpheme, die Pluralmorpheme oder die sog. Klassenmorpheme vor dem Wortstamm erscheinen, vgl. dafür das Verbum: *ninasoma* „ich lese“ (= *ni-* „ich“, *-na-* Morphem für das Präsens, *soma* „les(en)“), *unasoma* „du liest“ (*u-* „du“ usw.), *nitasoma* „ich werde lesen“ (*-ta-* Morphem für das Futur usw.), *utasoma* „du wirst lesen“ usw.; für das Nomen vgl.: *kisu* „das/ein Messer“, *visu* „(die) Messer“ (Pl.) (Einzelheiten vgl. u. a. bei PERROTT 1982²⁴, 35). Auch hier können ungewöhnlich lange Morphemketten entstehen, die aus der Sicht mancher ie. Sprachen Satzfunktion haben und die insofern vergleichbar sind mit den sog. Komplexwörtern der polysynthetischen Sprachen (s. unten); vgl. für das Swahili: *watasipokuja* „wenn/falls sie nicht kommen werden . . .“ (dabei ist- (*ku*)ja „kommen“, *-po-* Konditionalpräfix, *-si-* Negationspräfix, *-ta-* Futurpräfix, *wa-* Präfix der 3. Pers. Pl. Dergleichen Erscheinungen gibt es auch im Ungarischen (als Suffigierung).

Großenteils präfigierend und suffigierend ist das Indonesische, besonders im Bereich der Wortbildung (Einzelheiten bei ALEVA 1970, 571f.; KWEE 1981⁵, 30ff. und bei KRAUSE 1984² passim).

Im Zusammenhang mit dem monofunktionalen Status der Affixe, d. h. mit ihrer Kongruenz von Form und Bedeutung, steht auch das weitgehende Fehlen von grammatischer Allomorphie in agglutinierenden Sprachen. Ein Affix steht durchgehend für eine grammatische Funktion, vgl. z. B. oben das Genitivmorphem *-in* im Türkischen. Dasselbe zeigt sich beim türk. Pluralsuffix *-ler*, das, abgesehen von seinem durch die Vokalharmonie bedingten Wechsel (*-lar*), einziges Pluralsuffix ist: *evler* „(die) Häuser“, *atlar* „(die) Pferde“. Hinsichtlich der Monofunktionalität und des Fehlens einer Allomorphie unterscheiden sich die agglutinierenden Sprachen besonders von den flektierenden, wo mehrere – polyfunktionale – Morpheme in Abhängigkeit vom Stammorphem wechseln können (Allomorphie), vgl. im Deutschen für den Nom. (Pl.: *Schuh* – *Schuhe*, *Hut* – *Hüte*, *Kind* – *Kinder*, *Wald* – *Wälder*, *Name* – *Namen*, (*der*) *Sprecher* – (*die*) *Sprecher* (Ø-Morphem) usw. Allerdings gibt es auch in agglutinierenden Sprachen gelegentlich verschiedene grammatische Morpheme, so beim Pluralsuffix im Ungarischen, das in der sog. Possessivdeklinaton (*házam* = „mein Haus“) nicht auf *-k* lautet, sondern auf *-i*: *házam* „mein Haus“ – *házaím* „meine Häuser“ (gegenüber *házak* „die Häuser“).

1.5.2.3. Der flektierende Sprachtyp

Er zeigt Formenveränderung sowohl durch die Flexion als auch bei der Wortbildung. Die morphologische Veränderung manifestiert sich in diesen Sprachen meist durch Suffixe, aber auch durch Präfixe und Infixe, vgl. für die Suffigierung: lat. *orator* „Sprecher“ zu *orare* „sprechen“, russ. учитель „Lehrer“ zu учить „lehren“, „unterrichten“; lat. *amicus* (Nom. Sg.) „Freund“, russ. комната (Nom. Sg.) „Zimmer“ gegenüber *amici* (Gen. Sg.) „des Freundes“, комнаты „des Zimmers“.

Es ist interessant, daß offenbar ganz allgemein die Häufigkeit der Affigierung in Sprachen mit Morphologie in der folgenden Rangfolge besteht: Suffigierung (als überwiegendes Prinzip bei agglutinierenden und flektierenden Sprachen), dann Präfigierung und schließlich Infigierung.

Bei den flektierenden Sprachen kommt als weiteres morphologisches Moment die sog. innere Flexion, Veränderungen im Innern der Morpheme, hinzu. Verantwortlich dafür ist in ie. Sprachen vor allem der Ablaut, der sowohl in den lexikalischen als auch in den suffixalen Morphemen auftritt (*binden* – das *Band*, der *Bund* – lat. *tego* „decke“, *toga* „Obergewand des Mannes“ mit Wechsel im lexikalischen Morphem), griech. φίλος (Nom. Sg.) „Freund“ gegenüber φίλε (Vok.) „Freund“ (mit Wechsel in der Endung, eigentlich im sog. Themavokal).

Der Ablaut kann bekanntlich morphologische Funktion haben. Insbesondere in den germ. Sprachen gibt es zahlreiche vokalische Veränderungen im Wortinnern mit morphologischem Charakter. Außer mit dem Ablaut, der aus der ie. Grundsprache übernommen wurde (engl. *drink* – *drank* – *drunk*, dt. *werde* – *ward* – *wurden*), hat man es in den germ. Sprachen noch mit verschiedenen Arten der sog. Brechung⁵² (Ausdruck von J.Grimm) und mit dem Umlaut zu tun, also insgesamt mit drei Erscheinungen von unterschiedlicher chronologischer Tiefe; vgl. für die Brechung ahd. *joh* „Joch“, aus ie. **jugum* (lat. *jugum*) und für den Umlaut dt. *Gast* – *Gäste*, engl. *foot* – *feet* usw.

Demgegenüber bleiben die Stammorpheme in den agglutinierenden Sprachen weitgehend unverändert.

Das wesentliche Moment der Flexion besteht aber in folgendem: Im Gegensatz zu den morphologisch und semantisch deutlich unterscheidbaren affixalen Morphemen in agglutinierenden Sprachen sind die Morpheme in den flektierenden Sprachen in erheblichem Maße – semantisch – fusioniert (der Begriff der Fusion wurde von SAPIR (1921) eingeführt, (vgl. weiter unten). Dabei kann (a) ein Flexionsmorphem mehrere Bedeutungen kumulieren (Polysemie): *amica* = (Nom., Sg., Fem.) „Freundin“, *amicus* (Nom. Sg. Masc.) „Freund“, *amici* (Gen. Sg. Mask.) „des Freundes“, und (b) kann eine grammatische Bedeutung durch mehrere Morpheme signalisiert

werden, vgl. schon oben. Diese grammatische Redundanz muß jedoch nicht in jedem Falle auftreten, sie liegt vielmehr ganz unterschiedlich vor, vgl.: dt. *die Gäste* (dreifache Signalisierung des Plurals) gegenüber russ. *гости* (einfache Signalisierung); im Fall des artikellosen Gebrauchs von *Messer* im Plural liegt ein Ø-Morphem vor (bzw. bei Artikelgebrauch einfache Signalisierung: *die Messer*).

Das agglutinierende und flektierende Prinzip sei an folgendem Beispiel noch einmal verdeutlicht:

	Türkisch (agglutinierend)		Russisch (flektierend)
(Sg.) ⁵³ Nom.	<i>ev</i> „Haus“ (Ø-Morphem im Nom.Sg.)	дом	„Haus“ (Ø-Morphem, Nom., Sg., Mask.)
(Sg.) Gen.	<i>ev-in</i> (Gen.-morphem)	дома	(Morphem f. Gen., Sg., Mask./Neutr.)
(Sg.) Dat.	<i>ev-e</i> (Dat.-morphem)	дому	(Morphem f. Dat., Sg., Mask./Neutr.)
(Sg.) Akk.	<i>ev-i</i> (Akk.-morphem)	дом	(Ø-Morphem, Akk., Sg., Mask.)
(Sg.) Instr.	—	домом	(Morphem f. Instr., Sg., Mask./Neutr.)
(Sg.) Lok.	<i>ev-de</i> (Lok.-morphem)	(в) доме	(Morphem f. Präpositiv, Sg., Mask./Neutr.)
(Sg.) Abl.	<i>ev-den</i> (Abl.-morphem)	—	—
Pl., Nom.	<i>ev-ler</i> „Häuser“ (Pl.-morphem, Ø-Morphem für Nom.)	дома́	„Häuser“ (Morphem f. Nom., Pl., Mask./Neutr.)
Pl., Gen.	<i>ev-ler-in</i> (Pl.-morphem) (Gen.-morphem)	домо́в	(Morphem f. Gen., Pl., Mask.)
Pl., Dat.	<i>ev-ler-e</i> (Pl.-morphem) (Dat.-morphem)	домáм	(Morphem f. Dat., Pl., genusindifferent)
Pl., Akk.	<i>ev-ler-i</i> (Pl.-morphem) (Akk.-morphem)	домá	(Morphem f. Akk., Pl., Mask./Neutr.)
Pl., Istr.	—	домáми	(Morphem f. Instr. Pl., genusindifferent)
Pl., Lok.	<i>ev-ler-de</i> (Pl.-morphem) (Lok.-morphem)	(в) домáх	(Morphem f. Präpositiv, Pl., genusindifferent)
Pl., Abl.	<i>ev-ler-den</i> (Pl.-morphem) (Abl.-morphem)	—	—

1.5.2.4. Der polysynthetische (inkorporierende) Sprachtyp

Die Möglichkeit, über die sog. inkorporierenden oder polysynthetischen Sprachen hinreichend zutreffende Aussagen zu machen, ist nicht deswegen eingeschränkt, weil diese Sprachen besonders „exotisch“ und schwierig, sondern weil sie teilweise noch zu wenig bekannt sind. Das gilt trotz aller bisher erreichten Fortschritte auf diesem Gebiet auch für typologische Aussagen über diese Sprachen, zumal, wenn diese verallgemeinernden Charakter haben. Zweifellos gehen aber auch die Ansichten der Linguisten über diese Sprachen, besonders über das Problem der Inkorporation, auseinander (vgl. SKALIČKA 1968). Unter diesen Umständen ist es angebracht, sich bei der Vorstellung dieses Sprachtyps vornehmlich auf eine solche Sprache zu stützen, die dem Autor aus der linguistischen Literatur annähernd bekannt ist, auch wenn dadurch der Verallgemeinerungsgrad der Aussagen begrenzt wird.

Zu den Sprachen des hier zu besprechenden Typs werden u. a. das Ainu (die Sprache der Ureinwohner auf der japanischen Insel Hokkaido, auf Sachalin und den Kurilen), das Tschuktschische (in den ostsibirischen Gebieten der UdSSR) und eine Reihe von Indianersprachen gezählt. Die folgenden Darlegungen orientieren sich aus den o. g. Gründen weitgehend, aber nicht ausschließlich, am Fox⁵⁴, einer zum Zweig der relativ gut erforschten Algonkin-Sprachen gehörenden Indianersprache, die heutzutage in den USA, in den Staaten Iowa und Oklahoma, gesprochen wird (in Iowa von noch ca. 1200 Sprechern).

Das Hauptmerkmal der polysynthetischen Sprachen besteht darin, daß sie eine Anzahl von unselbständigen bzw. selbständigen Morphemen (Wörtern) zu sog. Komplexwörtern (auch: Satzwörtern) fusionieren, einer Struktur, die in der Regel nur in dieser ihrer polysynthetischen Form verwend- und verstehbar ist, nicht aber in ihren – durch den Linguisten – analysierbaren Einzelmorphemen. Die strukturellen Ähnlichkeiten zur Wortkomposition in Sprachen wie dem Deutschen (Wortbildungslehre) liegen auf der Hand (vgl. SKALIČKA 1968, 275f.), wenngleich die Unterschiede auch nicht übersehen werden dürfen, die darin bestehen, daß die Bestandteile des dt. Kompositums auch selbständigen Charakter haben können. Die Verbindung der verschiedenen Morpheme geschieht durch Aneinanderreihung, also in agglutinierender Weise. Hierbei kommt es oft zu einer Art Rahmenbildung derart, daß unselbständige Morpheme, aber auch selbständige Wörter (im Sinne unserer Objekte, Attribute und Adverbien) durch Personalpronomen am Anfang (bzw. am Ende) des Komplexes und durch eine verbale Form am Ende (bzw. am Anfang) „inkorporiert“ werden, was diesen Sprachen auch ihren Namen gegeben hat. Ein bekanntes Beispiel aus dem Nahuatl, einer Indianersprache in Zentralmexiko (Azte-

kisch), ist: *ninakakwa* = „ich esse Fleisch“. Hierbei bedeutet *ni* = „ich“, *naka* = „Fleisch“ und *kwa* = „ess(en)“. Die einzelnen, zu einem Komplexwort verbundenen Elemente werden in der Regel präfigierend oder suffigierend an ein verbales Morphem agglutiniert, wobei keine zusätzlichen Wortbildungsmorpheme verwendet werden (vgl. dagegen: *Amtsvorsteher*). Der Umfang der Polysynthese (Inkorporation) kann dabei so umfassend sein, daß er in Konfrontation mit den uns geläufigen ie. Sprachen (und damit auch in der Übersetzung) oftmals erweiterten Sätzen (auch Satzgefügen!) gleicht, vgl. für das Fox: *neeewa* – „er sieht ihn“ (deutlicher frz. *il le voit*, mit allerdings entgegengesetzter Wortfolge), wobei *ne-* „seh(en)“, *-ee-* „ihn“, *-wa* Personalmorphem für die 3. Pers. ist; *nekiišweepiwišeni* = „ich habe aufgehört, mit dem Essen anzufangen“. Dabei ist *-wišeni* = „essen“ wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß das dt. Korrelat „essen“ (gleich allen anderen Infinitiven) den sprachlichen Sachverhalt nicht vereindeutigt, da es im Fox u. a. keinen Infinitiv als morphologische Form gibt. Richtig wäre also die Wiedergabe durch die Stammform dt. *ess-*, was auch zugleich zum Ausdruck bringt, daß *wišeni* allein, wie auch dt. *ess-*, keine sprachliche (sondern allenfalls eine linguistische) Realität zukommt. Das Morphem *ne-* ist in diesem Falle Kennzeichen für die 1. Pers. in der Einzahl, und die „Präverbien“ *-kiiš-* (= Bedeutung der Termination eines Geschehens) und *-weepi-* (= Bedeutung der Ingression eines Geschehens) modifizieren die verbale Bedeutung in der o. g. Weise. Annähernd Vergleichbares kann sich, wie sich bereits zeigte, auch in agglutinativen Sprachen vollziehen.

Die polysynthetischen Komplexe (Komplexwörter) sind also, worauf GRAUR (1974, 358) hinweist, strukturell und funktional nicht ohne weiteres mit Komposita in unseren Sprachen gleichzusetzen. Ebensovichtig ist aber der Hinweis auf die strukturelle Ähnlichkeit beider Erscheinungen, wobei es sich bei der Komposition um Wortbildung (mit morphologischen Mitteln) und bei der Polysynthese (Inkorporation) um Komplexwortbildung als eine syntaktische Erscheinung handelt (vgl. SKALIČKA 1968, 276), die Satzwert haben kann. Hervorgehoben sei auch besonders, daß diese Sprachen im polysynthetischen Syntagma, also zumindest oberflächenstrukturell, oft zu Eigenarten bei der – selektiven – Versprachlichung der objektiven Realität gelangen, die mit den entsprechenden Strukturen in den uns vertrauten europäischen Sprachen nur entfernte Ähnlichkeiten aufweisen. Dennoch stellen auch jene Sprachen natürlich vollgültige Kommunikationsmittel der jeweiligen Sprachgemeinschaft dar.

Nach dieser grundsätzlichen Charakterisierung solcher Sprachen, die sich in ihrer Struktur beträchtlich vor allem von den flektierenden Sprachen abheben, seien nunmehr einige wichtige Einzelheiten zur weiteren Erläuterung besonders am Fox besprochen. Wichtig in diesem Zusammenhang ist vor al-

lem das folgende: Eine Vielzahl von "Morphemen" hat im Fox keine selbständige, autosemantische Existenz. Sie sind daher auch nicht Bestandteile des Lexikons. Das trifft im Fall des o. g. Komplexwortes *nekišweepiwišeni* für *ne-* zu, für das es allerdings – analog zu frz. *je* (*je mange*) gegenüber frz. *moi* „ich“ – in selbständiger Form das pronominale Lexem *niina* „ich“ gibt (ebenso *ke-* „du“ neben selbständigem *kiina* „du“ und *-wa* als Morphem der 3. Pers. „er/sie“ neben selbständigem *wiina* „er/sie“ [belebt]). Denselben unselbständigen Morphemstatus haben auch *-kiš-* und *-weepi-*. Sie sind also keinesfalls selbständige Adverbien wie etwa die dt. Adverbien, sondern sie lassen sich allenfalls mit gewissen unselbständigen Präverbien vergleichen. Die Anzahl derartiger gebundener, nicht lexikalisierbarer Elemente ist im Fox und in anderen polysynthetischen Sprachen außerordentlich hoch. Ebenfalls unselbständig sind, wie bereits erwähnt, verbale Formen wie *-wišeni-* „ess(en)“ (intransitiv), dessen sprachliche Realität nur in syntaktischen Verbindungen wie *newišeni* „ich esse“, *kewišeni* „du ißt“, *wišeniwa* „er ißt“ (vgl. hier auch frz. die notwendige Verbindung bei *je mange* „ich esse“ gegenüber **mange* „[ich] esse“) oder in Komplexwörtern wie *nekišwišeni* „ich habe aufgehört zu essen“, *neweepiwišeni* „ich fange an zu essen“, *kiikišweepiwišeni* „du wirst aufhören, mit dem Essen anzufangen“ usw.

Jedoch haben auch nicht alle verbalen Morpheme in Verbindung mit einem Personenkennzeichen eine selbständige Existenz. So ist das Verbalmorphem *-ose-* „geh(en)“ als *osewa* „er geht“ keine sprachmögliche Form und damit keine autosemantische Größe. Diese Form existiert nur in Morphemverbindungen wie z. B. *kiiosewa* „er geht (im Kreis) herum“ (*ki-* < *kiwi* hier Morphem „[im Kreis] herum“), *weeposewa* „er fängt an zu gehen“ usw. Neben den „Komplexwörtern“ gibt es im Fox aber auch selbständige, autosemantische Wörter, so Substantive als Dingbezeichnungen für Belebtes und Unbelebtes. Sie werden nicht inkorporiert, vgl.: *neeewa*, *neniwa* „der Mann sieht ihn“ (wörtl.: *ne-* „seh(en)“; *-ee-* „ihn“; *-wa* Pron. für die 3. Pers. „er/sie“; *-wa* ist in diesem Fall – aus der Sicht unserer Sprachen – kataphorisches Subjektpronomen im Hinblick auf das folgende selbständige Substantiv *neniwa* „(der) Mann“ mit *-a* als Zeichen für Belebtes); *netawa aseni* = „er sieht den/einen Stein“. Dabei ist *ne(t)* = „seh(en)“, *-a* = Morphem für „es“ (dt.: Akk.) wiederum kataphorisches Pron. für das folgende, *-wa* als Pron. für die 3. Pers. „er/sie“, isoliert gebrauchtes *aseni* = „Stein“ (mit *-i* als Zeichen für unbelebte Dinge) in der Funktion unseres Akkusativs. Jedoch gilt die Nichtinkorporierbarkeit selbständiger Wörter in polysynthetischen Sprachen keineswegs durchweg. Andere Sprachen dieses Typs (vgl. schon das o. g. Beispiel aus dem Nahuatl) inkorporieren auch selbständige Wörter (Substantive) (vgl. GRAUR 1974, 357f.). Dabei kann es zu

morphologischen Reduzierungen des Substantivs im Komplexwort kommen, vgl. aus dem Tschuktschischen: *t-y-kaa-nmy-rkyn* „ich töte ein Rentier“. Dabei bedeutet *-nmy-* „töt(en)“, *-rkyn* ist Morphem für die Gegenwart des Geschehens, *t-* bedeutet die 1. Pers., *-y-* ist ein Verbindungsvokal und *-kaa-* ist die reduzierte Form von isoliertem *koran(g)y* „Rentier“. Es gibt also zwischen einzelnen polysynthetischen Sprachen offensichtlich Stufen der Inkorporierbarkeit, wobei das Fox in dieser Hinsicht auf einer relativ niedrigen Stufe steht.

Auch im Fox können (mor)phonologische Reduzierungen auftreten: Der verbale Modifikator *kii(wi)-* „herum, im Kreis herum“ verbindet sich in seiner reduzierten Form mit (dem nicht isoliert auftretenden) Verbalmorphem *-ose-* „lauf(en)“ zu *kiiosewa* = „er läuft im Kreis herum“. In *kiiwišisiwa* „er jagt im Kreis herum“ erscheint die Vollform des Modifikators.

Es zeigt sich also, daß in inkorporierenden Sprachen Morpheme zu polysynthetischen Komplexen verwachsen. Obgleich auf der Formseite der Sprache hierbei Veränderungen (insbesondere bei der Inkorporierung selbständiger Elemente) eintreten können, bleibt das agglutinative Prinzip der Form-Bedeutungs-Übereinstimmung der einzelnen Elemente in der Regel durchsichtig. Hierin stehen die inkorporierenden Sprachen den agglutinierenden durchaus nahe, und darin unterscheiden sich beide Sprachtypen vom Prinzip des flektierenden Sprachtyps. Der Polyfunktionalität von Flexionsmorphemen (s. o.) stehen offenbar weitgehend monofunktionale Morpheme nicht nur in den agglutinierenden, sondern auch in den inkorporierenden Sprachen gegenüber.⁵⁵

Bestandteile des Wörterbuches wären (abgesehen von der Frage, ob dieses bereits besteht) demzufolge einmal die selbständigen Wörter, die es entgegen früherer Auffassung in diesen Sprachen durchaus gibt (so auch GRAUR 1974, 358), im Fox z. B. die selbständigen Pronomen (s. o.) und Substantive, z. B. *asenī* „Stein“ (mit Suffix *-i* für unbelebte Dinge), *neniwa* „Mann“ (mit Suffix *-a* für belebte Dinge). Zum andern wären aber auch regelhafte Syntagmen, d. h. Komplexwörter, deren Zustandekommen sich nicht aus dem aktuellen Sprechakt ergibt, Bestandteile des Lexikons (im Fox z. B. *kiiwipomene* „Ich werde zusammen mit dir essen“). Hierbei wird für die lexikographischen Belange des Fox die 3. Pers. Sg. dieser Ausdrücke verwendet, doch eher als eine linguistische Übereinkunft, da der Muttersprachler als „Grundform“ den sog. Imperativ (Typ: *wiisenino* „du sollst essen, iß“ [intransitiv]) ansieht. Inwieweit auch spontan im Sprechakt bildbare Komplexwörter lexikologische Realität haben (können) und wo die Grenze zwischen den lexikalisierbaren und den nicht lexikalisierbaren Einheiten zu ziehen ist, kann hier nicht entschieden werden (Typ für die letzteren im Fox: *kikišweepiwiseni* „du wirst aufhören mit dem Essen anzufan-

gen“). Dies alles bestätigt die Auffassung SKALIČKAS (1968, 276), daß es in polysynthetischen (inkorporierenden) Sprachen keine klaren Grenzen zwischen Wort (als morphologisch selbständiger Einheit) und polysynthetischem Komplex gibt.

Weitgehend anders ist bekanntlich die Situation in flektierenden und agglutinierenden Sprachen, wo morphologische und prosodische Mittel zur Markierung des Wortes und der Wortbildung zur Verfügung stehen. Wortbildung als explizite Derivation mittels morphologischer Elemente (spezifischer Affixe) und lexikalisch-semantischer Überführung des Ausgangswortes in eine neue Wortart (Typ: *eat* – *eater*) gibt es aus den o. g. Gründen im Fox nicht. Dieser Tatbestand ist aber nicht distinktiv für polysynthetische Sprachen, da es ihn auch in isolierenden Sprachen gibt. Es gibt im Fox aber nebensatzartige Syntagmen, in denen ein verbales Morphem eine polysynthetische Verbindung eingehen kann, die als Nomen agentis zu übersetzen ist: *eeWiiseniti* = „der Essende“, „eater“. Hierbei ist *ee* = „eine(r)“, *Wiiseni* = „ess(en)“ und *-ti* Relativpartikel, wodurch das Syntagma als „einer, der ißt“ zu verstehen ist. Damit steht es der semantischen Tiefenstruktur näher als engl. *eater*, dt. *Esser*, die gleichfalls in dieser Weise zu paraphrasieren sind: *eater*, *Esser* = „einer, der ißt“. Die Unselbständigkeit vieler Morpheme auch in polysynthetischen Sprachen, ihre sprachliche Realisierbarkeit nur in polysynthetischen Verbindungen, ist kein Kalkül der Linguisten, sondern sie ist sprachwirklich und reflektiert spezifische typologische Züge dieser Sprachen. Dies zeigt sich deutlich darin, daß diese Elemente isoliert für den Muttersprachler weder verstehbar noch bildbar und damit auch kein Mittel der Kommunikation sind. Ihre sprachliche Realität und ihre kommunikative Potenz besteht also nur innerhalb entsprechender komplexer Syntagmen.

1.5.3. Kritik an den Idealtypen. Typologischer Wandel: Das moderne Chinesisch

Die hier beschriebenen morphologischen Sprachtypen stellen fraglos monovalente klassifikatorische Idealisierungen der sprachlichen Wirklichkeit dar, denn in der Regel lassen sich die Sprachen nicht reibungslos in den einen oder anderen der hier genannten Typen einordnen (vgl. GRAUR 1974, 358; BENVENISTE 1977, 126f.). So tolerieren Sprachen eines bestimmten Typs oft auch andersgeartete typologische Erscheinungen, zeigen Übergänge und Zwischenstufen. Bekannt sind gewisse agglutinierende Elemente bei der Nominalflexion des Deutschen. Dem Nom. Pl. *Bücher* entspricht der Dat. Pl. *Büchern*, ohne daß das Deutsche dadurch zu einer agglutinierenden Sprache würde. Ebenso bekannt sind gewisse inkorporierende Züge im

Französischen, ohne daß das Französische dadurch in den Rang einer inkorporierenden Sprache gelangte: *Je te le donne*, wörtl. *Ich dir es gebe* = „Ich gebe es dir“, wobei die in den obliquen Kasus verwendeten Pronomina durch das Subjekt und das Prädikat umklammert werden. Viel gravierender als solche Einzelheiten aber sind diejenigen Fälle, wo Sprachen tatsächlich Anteil an mehreren Typen haben. BENVENISTE (1977, 127f.) weist hierbei besonders auf die Sudansprachen und auf amerikanische Indianersprachen hin. Gerade diese Tatsache hat – neben der Kritik an dem ausschließlich morphologisch orientierten Vorgehen bei der Gruppierung – zu einer besonders in unserem Jahrhundert zunehmenden Differenzierung der typologischen Merkmale und damit auch zur Relativierung der traditionellen Klassifikationstypen beigetragen. Heutige Typologen sind denn auch zu erheblichen Auffassungsunterschieden bei der typologischen Klassifizierung gelangt. Auffällige typologische Misch- bzw. Übergangsformen von Sprachen können für historische Fragestellungen der Typologie von Belang sein. Die Erscheinung des typologischen Wandels zeigt sich deutlich bei den isolierenden Sprachen, denn es gibt hier hinreichend Zeugnisse für das Entstehen einer agglutinierenden Morphologie. Ebenfalls (z. B. im Finnischen oder Estnischen) belegbar ist die Entwicklung flektierender Züge in agglutinierenden Sprachen.

Das Chinesische, dessen ca. 3500 jährige belegte Sprachgeschichte eine der längsten überhaupt ist, ist ein anschauliches Beispiel für die Entwicklung einer wurzelisolierenden Sprache zu einer isolierenden Sprache mit einigen deutlich agglutinativen Zügen, und es ist damit ein historisch belegbares Beispiel für einen gewissen Wandel des Sprachtyps. Das moderne Chinesisch ist durch zunehmende Herausbildung einer suffixalen und präfixalen Morphologie insbesondere im Bereich der Wortbildung, aber auch bei der Bildung von Wortformen gekennzeichnet. Diese Entwicklung vollzieht sich bereits seit mittelchin. Zeit (3./4. Jh u. Z.), und sie wird im 20. Jh. durch Übernahme zahlreicher, auf der Basis chin. Schriftzeichen in Japan gebildeter Wortbildungssuffixe verstärkt (-*xíng* „-mäßig“, „-förmig“; -*huà* „-ierung“ usw.). Ältere Suffixe als Indikatoren für Substantive sind -*zi* (*zhuōzi* „Tisch“), -*ér* (*háier* „Kind“), *tóu* (*mùtóu* „Holz“); ältere Präfixe als Indikatoren für Personenbezeichnungen sind *ā-* (*āgē* „der große Bruder“), *lǎo-* (*lǎoshī* „Lehrer“). Sämtliche Affixe sind monovalent und entsprechen damit dem Prinzip der Agglutination, nicht dem der Flexion. Indessen sind noch keinerlei morphologische Paradigmen ausgebildet, und grundsätzlich herrscht das gleiche Prinzip einer strengen Distribution von S – P – O, vgl. *Lǎoshī jiāo wǒ hànyǔ*. (wörtlich: *Lehrer lehr(en)* „ich“ *Chinesisch*) = „Der Lehrer lehrt mich Chinesisch.“

Seit dem Altchinesischen werden auch die Tonhöhen (Toneme) zur

Wortartendifferenzierung verwendet: *guān* (Kopfbedeckung) = „Hut“, „Mütze“ usw., *guān* „etwas (eine Kopfbedeckung) auf den Kopf setzen“. Zunehmend werden sog. Hilfsörter zur näheren Kennzeichnung im nominalen und verbalen Bereich verwendet:

<i>Tā lái le.</i>		<i>Tā lái de hěn zǎo.</i>	
(Er komm(en) le) =		(Er komm(en) de sehr früh) =	
„Er ist gekommen.“		„Er ist sehr früh gekommen.“	

Ein besonders markantes, in der allgemeinen linguistischen Literatur viel zu wenig gewürdigtes Merkmal des modernen Chinesischen ist die starke **Kompositionsfähigkeit**, wobei zwei- und mehrsilbige Komposita aus überwiegend monosyllabischen Wurzeln, allerdings ohne jegliche Kompositionsfugenlaute, entstehen, vgl. *diànyǐngyuàn* „Kino“ (wörtlich: *diàn* = „Elektro-“, „Elektrizität“, *yǐng* „Schatten“, *yuàn* „Hof“, -er = Suffix für Substantive. Dabei sind *yuàn* und -er zu *-yuàn* verschmolzen). Die Ursache für die starke Komposition ist – wie allgemein – ein zunehmender Bedarf an neuen Bezeichnungseinheiten; die sprachlichen Bedingungen ergeben sich teilweise aus der relativ engen Begrenztheit des chin. Silbeninventars, wo sich – trotz der zusätzlichen semantischen Differenzierbarkeit durch die Toneme – die Komposition als das wichtigste Mittel zur Bereicherung des Wortschatzes erweist. Wenn SKALIČKA (1968, 276) das heutige Chinesisch jedoch in einer Reihe mit Sprachen wie dem Nahuatl als polysynthetisch bezeichnet, so ist dagegen einzuwenden, daß die Kompositionskomplexe des Chinesischen funktionell als Wörter (und damit als Wortbildung), die polysynthetischen Satzwörter hingegen als Sätze anzusehen sind. Vgl. nach dem bisher Gesagten folgenden neuchinesischen Satz:

Zuótiān wǎnshang „Yǔzhòu“ diànyǐngyuàn
 gestern Abend am „Kosmos“ Kino (wörtlich s. o.)
fàngyǐngle yí bù
 vorführ(en) ein Stück
 (-le als Suffix bzw. Hilfswort für vollendete Handlung)
fēicháng yǒuqùde qùshìpiān.
 sehr interessant(en) Spielfilm.

Der Satz zeigt neben einigen einsilbigen Wurzelwörtern eine Fülle von mehrsilbigen Wörtern als charakteristisches Kennzeichen des modernen Chinesischen. Daneben treten (-)le und (-)shang als Hilfsörter zur näheren Bestimmung ihrer Bezugswörter auf. Der Vergleich mit dem o. g. altchin. Satz zeigt deutlich die strukturellen Unterschiede zwischen beiden Sprachperioden im Chinesischen.

Auch die strukturellen Merkmale einer anderen asiatischen Sprache, des

Khmer, der Staatssprache **Kampuchea**s, die zum **Mon-Khmer-Palaung-Zweig** gehört und die ebenfalls eine alte Schrift- und Literatursprache ist, ist nach den Worten **Gorgoniew**s ein typisches Beispiel für die Lage in der morphologischen Typologie. **GORGONIEW** (1961, 57f.) bemerkt, daß das **Khmer** zwar überwiegend isolierende Züge aufweist, indem die syntaktischen Beziehungen der Wörter durch Wortstellung und durch verschiedene Hilfselemente (служебные элементы) außerhalb des Wortes hergestellt werden. Er betont aber, daß die ansonsten üblichen Bezeichnungen wie „amorph“ oder „wurzelhaft“ durchaus nicht die Spezifik des grammatischen Baus des **Khmer** wiedergeben, und er fährt fort, daß, wenn das Wort im **Khmer** auch in dem Sinne unveränderlich ist, daß die morpho-syntaktischen Beziehungen zwischen den Wörtern durch außerhalb des Wortes liegende Mittel wiedergegeben werden, das Wort dennoch eine ganz bestimmte innere Struktur, sei es ein- oder mehrsilbig, besitzt.⁵⁶

1.5.4. *Andere typologische Klassifizierungsversuche*

Oft werden typologische Übergangs- bzw. Mischformen von Sprachen als Beweis gegen die Existenzberechtigung der oben behandelten morphologischen Typologie ins Feld geführt (z. B. von **Meillet**). Anhand solcher Sprachen wie des modernen **Chinesischen** und weil die Sprachen sich adäquater nach mehrdimensionalen Gesichtspunkten klassifizieren lassen, wird der oben besprochenen monovalenten Typologie eine gewisse Insuffizienz angelastet. Ein solcher Einwand ist – für sich genommen – zwar nicht gegenstandslos, aber dennoch übertrieben, da sich bei jeder natürlichen Klassifikation Übergänge zwischen und Mischungen von Elementen einer Klasse A mit Elementen einer Klasse B bzw. anderer Klassen (C, D) ergeben. **Kuznetsov** (1956, 17f.) und andere Forscher hatten recht, sich gegen die Ablehnung typologischer Klassifikationen auszusprechen. Eine exhaustive Klassifizierung der Sprachen ist wissenschaftstheoretisch auch gar nicht anzunehmen, da es sich hierbei um Klassifikationsmerkmale handelt, die abstrahierte immanente Struktureigentümlichkeiten der Sprachen widerspiegeln und die daher nicht nur Resultat einer rein künstlichen Klassifikation⁵⁷ mit dem Anspruch auf erschöpfende Aufgliederung aller in Frage kommenden Elemente sind (z. B. der Klassifikation einer Menge von Individuen [Sprachen] nach dem Anfangsbuchstaben ihrer [Familien-]Namen; vgl. **Klaus/Buhr** 1969, 577). Dabei macht die monovalente morphologische Klassifikation – eben gerade wegen ihrer Unvollkommenheit – ungewollt das Wesentliche dieser typologischen Eigenheiten transparent – den vielfachen Übergangs- bzw. Mischcharakter der Sprachen.

Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß die traditionelle morpho-

logische Klassifikation den Anforderungen der Linguistik nach differenzierter Taxonomierung nicht gerecht geworden ist und die Nachteile die Vorteile überwiegen. Die entscheidende Frage, die sich aus der Geschichte der Typologie bis zu Greenberg, Skalička und Uspenskij ergibt, war also stets die, wie statt der hier vorgestellten viergliedrigen monovalenten Klassifikation veränderte Modelle bessere Chancen für adäquate typologische Klassifikationen bieten. Diese Frage wurde im Hinblick auf (a) die Differenzierbarkeit und Kombinierbarkeit der gegebenen Kriterien und (b) im Hinblick auf die Hinzuziehung weiterer Kriterien zu beantworten versucht. Die Geschichte der klassifizierenden Typologie ist damit eine Geschichte fortschreitend differenzierter und komplexer Merkmalsfindungen (Merkmalskombinationen) zur mehrdimensionalen strukturellen Taxonomierung der Sprachen. SAPIR (1921, 129f.) hat dieses Problem klar formuliert, wenn er ausführte: „Various classifications have been suggested, and they all contain elements of value. Yet none proves satisfactory. . . . The difficulties have been of various kinds. First and foremost, it has been difficult to choose a point of view. On what basis we shall classify? . . . Secondly, it is dangerous to generalize from a small number of selected languages. . . . Thirdly, the strong craving for a simple formula has been the undoing of linguists . . .“ Sapiers Feststellungen bedeuten einmal, daß jegliche Klassifikation zugleich eine gewisse Abstraktion aus einer Menge von objektiv existierenden Merkmalen darstellt. Damit weist dieser Umstand auch auf eine gewisse Relativität typologischer Taxonomierungen, auf ihre begrenzte Gültigkeit und Veränderbarkeit hin, was sich natürlich aus der Veränderung der typologischen Kriterien als metasprachlicher Konstrukte für den Sprachvergleich ergibt. Insofern darf nicht übersehen werden, daß solchen metasprachlichen Konstrukten natürlich auch Elemente künstlicher Klassifikation innewohnen, sie so infolge linguistischer Selektion nicht schlechthin eine natürliche Klassifikation darstellen. Indessen reduzieren sich derartige Konstrukte eben nicht auf künstliche Klassifikation, sondern sie wollen die objektiv existierende strukturelle Komplexität der Sprachen zunehmend tiefgründiger erfassen. Inwieweit dies bisher gelungen ist, kann hier nicht grundsätzlich abgehandelt werden.

Wenn also der Status der klassischen morphologischen Typologie seit geraumer Zeit mit Recht umstritten ist, die klassifizierende Typologie aber auch heute noch ihre Anhänger findet, so letztlich deshalb, weil die hier verwendeten morphologischen Klassifikationsmerkmale – für sich genommen – bedeutsame Struktureigentümlichkeiten von Sprachen wiedergeben („characteristics of fundamental importance . . .“, GREENBERG 1960, 179). Dabei wurden die vier Typen schon früh Veränderungen unterzogen. In diesem Zusammenhang sei zuerst FINCK (1910) genannt, der vor-

nehmlich durch Differenzierung zu drei morphologischen Haupttypen (isolierend, flektierend, kombinierend) mit insgesamt acht Subtypen gelangte. Diese acht Typen sind: wurzelisolierend, einverleibend, anreihend, unterordnend, stammisolierend, wurzelflektierend, stammflektierend, gruppenflektierend. Von besonderem Interesse dürfte hierbei die Aufgliederung des flektierenden Haupttyps in den wurzelflektierenden (Beispiel: Arabisch), den stammflektierenden (Beispiel: Altgriechisch) und in den gruppenflektierenden Subtyp (Beispiel: Georgisch) sein.

Aber erst von SAPIR, der als Kenner nicht nur europäischer, sondern auch afrikanischer, indianischer und asiatischer Sprachen der Frage der morphologischen Klassifikation (der ja letztlich ein an den flektierenden Sprachen orientierter Ausgangspunkt involvierte) sehr viel weitsichtiger gegenüberstand als manche seiner Vorgänger, wurde die typologische Klassifikation in dem bekannten Werk 'Language' (1921, Kap. VI) zu einer weitaus differenzierteren Merkmalsbeschreibung geführt, als es bisher der Fall gewesen war. Nach GREENBERG (1960, 180), der Sapirs Klassifikation einer eingehenden kritischen Würdigung unterzog, bildete diese bis dahin den einzigen substantiellen Versuch nach dem 19. Jahrhundert, der die morphologische Typologie, wenn auch in veränderter Form, fortsetzte. Nach BENVENISTE (1977, 127ff.) ist dieser Klassifikationsversuch auf Grund des Merkmalsreichtums wesentlich geeigneter und flexibel genug, die strukturelle Vielfalt der Sprachen adäquater zu erfassen als alle bisherigen Klassifizierungsversuche auf diesem Gebiet.

Sapir stellte drei „Dimensionen“ von Zeichenbeziehungen auf („depending on the interrelation of three sets of distinctions: grammatical concepts, grammatical processes, and firmness of affixation“, vgl. auch HORNE 1966, 27). Alle diese „Dimensionen“ haben wieder Untergliederungen: 1. die grammatischen Begriffe (grammatical concepts) untergliedert Sapir in (a) rein bedeutungsmäßige Begriffe (engl. *farm*), (b) ableitende Begriffe (engl. *farmer*), (c) konkret-beziehungsmäßige Begriffe (z. B. Numerus- und Kasusmorpheme: engl. *farmers*, dt. *Schuhe*), (d) reine Beziehungsbegriffe in der Form abstrakter syntaktisch-semantischer Anordnungsweisen der Sprache (*John loves Mary – Mary loves John*). – Sapir betrachtet (1a) und (1d) als die grundlegenden, in jeder Sprache vorhandenen „grammatical conceptions“, (1b) und (1c) existieren in den Sprachen in unterschiedlicher Weise, kombiniert oder allein. – 2. Die Technik des grammatischen Zusammenhaltes der Morpheme (grammatical process) wird untergliedert in (a) isolierend (Wort ist gleich Wurzel, z. B. Altchinesisch), (b) fusionierend (besonders in ie. Sprachen), (c) in Juxtaposition bzw. agglutinierend (besonders in den traditionell als agglutinierend bezeichneten Sprachen, z. B. Ungarisch oder Türkisch) und (d) in symbolisch (innere

Veränderungen der Morpheme: engl. *foot*: *feet*, Ablauterscheinungen z. B. in ie. Sprachen). – 3. Der Grad der Synthese (firmness of affixation) wird untergliedert in analytisch, synthetisch und polysynthetisch – Begriffe, die eher eine Tendenz in den Sprachen bezeichnen als starre Kategorien.

Sapir rückt also mit seinem Vorgehen von einer bisher vorwiegend monovalenten, linearen Klassifizierung ab und gelangt zu einem sehr weiten, nach Merkmalskonstellationen gruppierten System von Möglichkeiten, das er in Matrizenform anhand von 21 Sprachen präsentiert (ebd., 150f.). Folgerichtig spielen die flektierenden ie. Sprachen hierbei nicht mehr die dominierende Rolle. Zweifellos reflektiert die Klassifizierung Sapirs mehr die strukturelle Komplexität der Sprachen als vorangegangene Klassifizierungen. Sie überwindet zugleich einen gewissen „Europazentrismus“, der seinen Ausdruck unterschwellig stets in der besonderen Stellung der flektierenden Sprachen als Ausgangs- und Kontrapunkt der Klassifikation gehabt hatte. Seine Klassifikation ist zugleich dynamischer als alle vorangegangenen Versuche. Indessen bleibt auch sein System letztlich dem Bereich der Morphologie verhaftet. Zudem verliert es einen – wenn auch zweifelhaften – Vorzug bisheriger Systeme: eine gewisse Einfachheit und Übersichtlichkeit.

Auf andere Versuche typologischer Klassifikation kann hier nur noch kurz eingegangen werden. So klassifizierte GREENBERG (1960) – ebenfalls grundsätzlich auf der Basis von Kriterien der Wortgestaltung (Morphologie) – eine Reihe von Sprachen nach zehn Merkmalen (Einzelheiten vgl. auch bei HORNE 1966, 33ff.). Wesentlich ist, daß Greenberg dabei quantifizierend vorgeht, indem er – abweichend von der bisher geläufigen Praxis – diese Merkmale (z. B. die Komponierbarkeit von Wurzeln zu Wörtern [Typ: *overcoat*], die Präfigierbarkeit [*pre-judge*], die Suffigierbarkeit [*sleep-s*] oder die Isolierbarkeit [„absence of any inflectional morpheme in a word“, GREENBERG 1960, 187 usw.] im Hinblick auf ihre Realisierungshäufigkeit in vergleichbaren Texten der von ihm festgelegten repräsentativen Sprachen (aus unterschiedlichen morphologischen Typen) untersuchte. Dieses Verfahren strebt damit keine neue Klassifizierung der Sprachen, sondern Sichtbarmachung von Tendenzen der Wortveränderung und Wortbildung (bzw. ihr Nichtvorhandensein) an. Durch das quantifizierende Verfahren werden den Sprachen für alle zehn Merkmale Koeffizienten zugeordnet, wobei sich nach Greenbergs Auffassung in den betreffenden Sprachen signifikante Besonderheiten darstellen sollen. Statt Klassen mit den o. g. zahlreichen Abweichungen und Übergängen liegen somit nun fließende, durch Koeffizienten symbolisierte Übergänge von Sprache zu Sprache vor. So erhalten z. B. Sanskrit, Englisch und Swahili hinsichtlich des Merkmals Präfigierbarkeit die Indices .16 (Sanskrit), .04 (Englisch) und 1.16 (Swahili) (man beachte S. 82 die präfigierende Struktur des Swahili!) und hinsichtlich

der Suffigierbarkeit die Indices 1.18, .64 und .41 (man beachte die entwickelte Suffigierung im Sanskrit!).

Es ist hier nicht der Ort für eine Kritik des Greenbergschen Verfahrens (vgl. dazu u. a. MARTINET 1962). Jedoch sind Konsequenzen dieses Verfahrens anzumerken, die das Verhältnis von Typologie und hist.-vgl. Sprachwissenschaft betreffen. Greenbergs quantifizierendem Verfahren impliziert, daß z. B. Eigenarten nur weniger Sprachen, bzw. nur schwach entwickelte Erscheinungen als nicht signifikant aus der Betrachtung ausgeschlossen werden (können), wenn die Werte als zu gering anzusehen sind. Da dies zudem auch von der Wahl der untersuchten Sprachen abhängt, ist auch das Greenbergsche Verfahren weit davon entfernt, objektiv den typologischen Status (einer Reihe) von Sprachen festzustellen. Greenberg schloß beispielsweise die Infigierung aus o. g. Gründen aus. Was jedoch aus typologischen Erwägungen wegläßbar ist, kann in der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft durchaus von Interesse sein. So ist die Infigierung für die hist.-vgl. Morphologie der ie. Sprachen, insbesondere in der Wurzeltheorie, eine wichtige Erscheinung, z. B. bei infigierten verbalen Präsensstämmen (Typ: ai. *yunákti* „er verbindet“ von der Wurzel *yuj-* verbinden). Solche Unvereinbarkeiten zwischen typologischen und hist.-vgl. Belangen resultieren nicht nur aus den unterschiedlichen Gegenstandsbereichen von Typologie und genetischer Sprachwissenschaft, sondern aus der spezifischen Konstellation der (quantifizierenden) Typologie und der von ihr benutzten Merkmale.

Anders wiederum gliedert SKALIČKA (1968, 276) die Sprachtypen. Er unterscheidet 1. den flektierenden Typ (Beispiel: Lateinisch, Griechisch), 2. den agglutinierenden (Beispiel: Ungarisch), 3. den isolierenden (Beispiel: Englisch, Französisch), 4. den introflektierenden (Beispiel: Arabisch) und 5. den polysynthetischen (Beispiele: Chinesisch, Yoruba, Nahuatl, „in gewissem Sinne auch Deutsch, Ungarisch u. a.“). Es zeigt sich, daß Skalička die Typenbezeichnungen zwar teilweise anders verwendet, als es in den oben beschriebenen Darlegungen geschehen ist (vgl. etwa die Einordnung des Chinesischen und des Englischen und Französischen), indessen gelangt er zu keiner grundsätzlich neuen Klassifikation.

Trotz dieser Versuche ist es bisher zu keiner allgemein akzeptierten Lösung in der Frage der Sprachenklassifizierung gekommen, und es hat daher das Interesse der gegenwärtigen Typologie an der Aufstellung allgemeiner Klassifizierungsversuche nachgelassen (wenngleich dies auch weiterhin als eine wichtige Aufgabe der Typologie gilt, vgl. Ineichen 1979, 35). Statt dessen ist die heutige Typologie von einer Reihe von anderen Frage- und Aufgabenstellungen gekennzeichnet. Neben der stärkeren Hinwendung zu theoretischen Fragen sind es nach SERÉBRENNIKOW (2, 444f.) besonders charaktero-

logische Untersuchungen enger, auch genetisch zusammengehöriger Sprachgruppen bzw. einzelner sprachlicher Teilsysteme und Kategorien dieser Sprachen, und ist es die Erforschung sprachlicher Universalien, die die Typologie interessiert.⁵⁹

1.5.5. Zum Verhältnis von typologischer und genetischer Klassifikation

Aus den bisherigen Ausführungen ist deutlich geworden, daß typologische und genetische Klassifikation unterschiedliche Eigenschaften von Sprachen widerspiegeln und sich nicht decken (so auch GRAUR 1974, 365f.). Bei der traditionellen morphologischen Klassifizierung zeigte sich, daß zahlreiche Sprachfamilien zu jeweils ein und demselben Sprachtypus zu rechnen sind. Verwickelter sind die Verhältnisse bei den neueren Klassifikationsmodellen. Der Grund für die Inkongruenzen liegt natürlich darin, daß typologische und genetische Kriterien unterschiedliche Gegenstandsbereiche am Objekt Sprache erfassen und damit zu unterschiedlichen Taxonomierungen und zu unterschiedlichen Erklärungsweisen gelangen. Im einzelnen läßt sich dafür auf folgendes hinweisen:

1.5.5.1. Beim heutigen Erkenntnisstand gibt es mehr genetisch klassifizierte Sprachfamilien und Sprachgruppen (abgesehen von den genetisch bisher nicht klassifizierbaren Sprachen) als es typologische Klassen gibt. Da die typologische Gleichheit als die allgemeinste, panchronisch zu definierende gilt, erweisen sich genetische Sprachgruppen als spezielle Erscheinungen, die von typologischen Erscheinungen gewissermaßen überlagert werden (vgl. JAKOBSON 1962a, 236; SERÉBRENNIKOW 3, 179). Erst neuerdings ist die hist.-vgl. Sprachwissenschaft auf dem Wege, über die bisher bekannten Sprachfamilien hinausgehende umfangreichere genetische Zusammenhänge aufzudecken und die genetischen Gruppen zu reduzieren (vgl. dazu 2.3.8.).

1.5.5.2. Zwischen genetisch verwandten Sprachen, z. B. Englisch und Deutsch oder Bulgarisch und Russisch, kann es auf Grund unterschiedlicher Sprachentwicklung zu unterschiedlichen strukturellen Veränderungen kommen. Strukturell-typologische Veränderungen, in unserem Fall der weitgehende Verfall der Flexion im Englischen und der Verfall der Nominalflexion im Bulgarischen (gegenüber jeweils dem Deutschen und Russischen) durchkreuzen gewissermaßen genetische Beziehungen, so daß es zu unterschiedlichen typologischen (Sub-)Klassifizierungen kommt, die meist als analytischer Sprachbau gegenüber dem synthetischen Sprachbau bezeichnet werden.⁵⁹ Strukturell typologische Veränderungen können die

genetische Verwandtschaft von Sprachen aber nicht aufheben (und auch nicht sekundär begründen), da, bzw. solange diese auf materiellen Beziehungen zwischen Sprachen und die typologische Affinität auf formalen (strukturellen) Beziehungen beruht.

1.5.5.3. Ein paralleles Verhältnis von genetischer und typologischer Klassifikation ist auch deshalb nicht denkbar, weil der Wechsel typologischer Modelle und der hierbei involvierte Klassifikationspluralismus zu unterschiedlichen Hervorhebungen einzelner Seiten der Sprachstruktur führt(e). So wechselte die typologische Bewertung des Chinesischen nach Maßgabe der als grundlegend betrachteten typologischen Kriterien, vgl. bei Humboldt „isolierend“, bei Bopp „monosyllabisch, ohne Grammatik“, bei Schleicher „monosyllabisch“, bei Fink „isolierend“, bei Sapir „simple pure-relational“. Eine diesbzügliche Übersicht gibt HORNE (1966, 40f.).⁶⁰

1.5.6. *Die Universalienproblematik*

In jüngerer Zeit werden typologische Merkmale stark unter dem Aspekt der Universalienproblematik, also hinsichtlich der Frage nach allgemeinen, allen oder einer großen Gruppe von Sprachen inhärenten Merkmalen ihrer strukturellen Organisation diskutiert.⁶¹ Diese in der Sprachwissenschaft keineswegs neue Fragestellung wurde durch die Universalien Diskussion seit den 60er Jahren in den USA (vgl. GREENBERG 1963, 1966², 1976⁵, BACH/HARMS 1968) und in der Sowjetunion (vgl. SERÉBRENNIKOW 2, 452ff. mit wissenschaftshistorischem Exkurs) neu belebt und hat sich zu einer erst-rangigen Fragestellung in der Linguistik entwickelt. Wichtig ist in diesem Zusammenhang besonders, daß es heutzutage „eine recht ausgeprägte Tendenz zur Verwendung typologischer Universalien für das Studium der Sprachgeschichte“ gibt (SERÉBRENNIKOW 3, 71f.). Die letztgenannte Entwicklung findet einmal ihre Erklärung darin, daß es sich auch bei der Rekonstruktion und der historischen Vergleichung von Sprachen und bei der Interpretation sprachlicher Entwicklungsprozesse eben nicht nur um Fragen der Veränderung der materiellen Form, also um Fragen der phonetisch-phonologischen und morphologischen Ausprägung von genetisch zusammengehörigen Morphemen (Wurzeln, Stämmen, Endungen usw.) handelt, sondern daß damit zugleich auch isomorphe und allomorphe Erscheinungen (Strukturen) und allgemeine Tendenzen des Sprachwandels gegeben sind. So war es für die Indoeuropäistik nicht nur eine Frage, welche lautliche Gestalt beispielsweise ein voreinzelsprachlicher Aorist, der sich aus dem Vergleich verschiedener alter ie. Idiome (besonders des Altindischen, Griechischen und Altslawischen) ergibt, hat, sondern der Aorist war damit

zugleich auch charakterisierender Bestandteil eines sehr differenzierten Verbalsystems des Indoeuropäischen (etwa im Sinne von P. Hartmann, vgl. dazu 1.5.8.). Andererseits ist die Tendenz zahlreicher ie. Sprachen zur Entwicklung eines analytischen Sprachbaus, die zum Umbau von großen Teilen des alten synthetischen Systems geführt hat, überhaupt nicht auf diese Sprachen beschränkt (vgl. TAULI 1958, 56ff.), d. h., es handelt sich nicht um eine genetisch, sondern um eine typologisch zu definierende Erscheinung in der allgemeinen Sprachentwicklung.

Bei den Universalien handelt es sich aber keineswegs, wie der Name suggerieren kann, stets um allen Sprachen in panchronischer Geltung notwendigerweise zukommende Kriterien. Das Universalienproblem ist vielmehr außerordentlich vielschichtig und strittig und in vielerlei Hinsicht auch noch nicht geklärt. Hier kann daher seine erschöpfende Beschreibung nicht stattfinden (weiterführende Literatur s. bei ARENS 1969, 2, 703ff.; SERÉ-BRENNIKOW 2, 454ff.; USPENSKIJ 1962; SKALIČKA 1966; INEICHEN 1979; GREENBERG 1963, 1966², 1976⁵, 1978). Man hat es in der Tat mit allgemeinsten Merkmalen, Erscheinungen, die allen Sprachen als Charakteristikum der Klasse „menschliche Sprache“ als grundlegendem gesellschaftlichem Kommunikationssystem zukommen, zu tun. So haben alle Sprachen z. B. Lautcharakter und Zeichencharakter und ein – wie auch immer – strukturiertes Phonemsystem, da sprachliche Zeichen auf dem bedeutungsdifferenzierenden Charakter der Phoneme und diese wiederum auf lautlichen Substraten beruhen. Universelle Merkmale sind somit auch die Linearität, die Diskrettheit und die Bilateralität des sprachlichen Zeichens. Allen Sprachen gemeinsam ist ein bestimmtes Corpus von Lexemen (teilweise identisch mit einzelnen Morphemen), deren annähernde Vergleichbarkeit die zweisprachigen Wörterbücher bezeugen. Desgleichen zählen – wie auch immer organisierte und strukturierte – Syntagmen und Sätze aus den schon genannten Gründen zu den universellen Erscheinungen der Sprache. Auch verfügen Sprachen über – allerdings sehr unterschiedlich geartete – Möglichkeiten zur Wiedergabe von zeitlichen Verhältnissen (oft sehr verallgemeinernd als Temporalität bezeichnet), von modalen Verhältnissen (Modalität), Numeralität, Personalität, über Möglichkeiten zum Ausdruck von kausalen, lokalen u. a. Verhältnissen und über vieles mehr. Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen. Sie ist in sich sehr heterogen und im einzelnen auch von unterschiedlichem linguistischem Rang für die Komparativistik.

Die hier genannten Erscheinungen lassen sich – ausgehend von empirischen Beobachtungen – auf deduktivem Wege formulieren, da sie für das Kommunikationsmittel Sprache unter weltweit vergleichbaren anthropologischen Bedingungen notwendig voraussetzbare und damit allgemeinste Merkmale der menschlichen Sprache abgeben, isomorphe

Eigenschaften also, die jeder konkreten Einzelsprache in irgendeiner Weise eigen sind. Ihr Vorhandensein ist für die typologische Komparativistik, die unter den Sprachen Gruppen mit relevanten allomorphen Eigenschaften und relevante strukturelle Unterschiede zwischen den Sprachen untersucht, aber faktisch irrelevant, da solche Isomorphismen keine Unterschiede zwischen Sprachen konstituieren und sich somit keine klassifizierenden Aussagen machen lassen (vgl. PANFILOW 1969, 5), sondern allenfalls allgemeinsprachwissenschaftliche im Sinne der Universalienlinguistik (vgl. SERÉBRENNIKOW 3, 185ff.). Typologisch relevant sind dagegen die nur in einer Gruppe von Sprachen vorhandenen strukturellen Merkmale, die sog. partiellen oder Quasiuniversalien. Da auch die Typologie als eine sprachvergleichende Disziplin mit dem Begriff der Verschiedenheit arbeitet und diese feststellt, kann mit Recht ihre Zuständigkeit für universelle Erscheinungen in den Sprachen bestritten werden (vgl. u. a. SERÉBRENNIKOW 2, 453ff.). Dasselbe gilt auch für gewisse Ansätze der Typologie in der generativen Transformationsgrammatik (Einzelheiten dazu bei INEICHEN 1979, 121f.). – Oft werden auch nur die allgemeinen Merkmale der Sprachen – abgrenzend – als Universalien bezeichnet (SKALIČKA 1966, 22).

Daneben gibt es also eine Anzahl von eingeschränkt verallgemeinerbaren strukturellen Merkmalen, die nur Gruppen von Sprachen eigen sind (Allomorphien) und deren Auftreten daher nicht deduktiv für alle Sprachen vorausgesetzt werden kann. Sie ergeben sich nur empirisch, vielfach implikativ oder statistisch, d. h., sie gelten nur unter gewissen, definierbaren Bedingungen. Allomorphe strukturelle Merkmale dienen natürlich zur Aufstellung von typologischen Klassen. Sie können einen mehr oder weniger großen Teil von Sprachen umfassen. So läßt sich nachweisen, daß nur ganz wenige Sprachen keine Nasale haben. Diese aber nur empirisch feststellbare Tatsache birgt damit eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß auch in noch nicht untersuchten Sprachen Nasale zu erwarten sind. Solche Quasiuniversalien (Merkmale) haben damit auch Konsequenzen für die Rekonstruktion phonologischer Systeme, weil mit ihnen in gewissem Maße auch bei Grundsprachen zu rechnen ist. Sie können auf ihr Vorhandensein oder Fehlen in den Sprachen (Gruppen von Sprachen) aber dennoch nur induktiv, auf empirischem Wege, ausgemacht werden, und dies sind Fragen, an denen die heutige Typologie besonders arbeitet und deren Ergebnisse auch für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft relevant werden (können).

Bezeichnend für das Verhältnis von allgemeinen Universalien und ihrer konkreten Realisierung in den Sprachen ist folgendes: Es war festgestellt worden, daß Temporalität als ein allgemeines Universale betrachtet werden kann. Anders verhält es sich mit den Tempora, dem morphologischen

Ausdruck der Temporalität. So verfügt nur ein Teil der Sprachen überhaupt über morphologische Mittel zum Ausdruck von Tempora, so u. a. die ie. Sprachen, das Japanische, die finn.-ugr. Sprachen. Tempora sind aber keine notwendige Folge in Sprachen mit entwickelter Morphologie, sondern nur eine mögliche, denn semitische Sprachen wie das Arabische oder das Alt-hebräische zeigen, daß es statt Tempora die Kategorien der Vollendung eines Geschehens (Perfektum, unabhängig von der Zeitstufe) und der Nichtvollendung (Imperfektum) gibt. Sprachen mit nur geringfügig oder gar nicht entwickelter Morphologie kennen die Kategorie des Tempus auf Grund ihrer typologischen Struktur natürlich nicht, sondern drücken zeitliche Verhältnisse auf andere Weise aus. Morphologielosigkeit von Sprachen bedingt also das Fehlen von grammatischen Kategorien wie der hier erwähnten, umgekehrt aber bedingt das Vorhandensein von Morphologie nicht notwendigerweise die Existenz von Tempora oder anderen grammatischen Kategorien.

Eine auch für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft bedeutsame Rolle spielen die sog. implikativen Universalien. Die Implikation besteht darin, daß zwei sprachliche Erscheinungen in einem Verhältnis derart stehen, daß bei einer Erscheinung x in einer Sprache A in der Regel in dieser Sprache auch eine Erscheinung y gegeben ist. So bedingt z. B. das Vorhandensein von *Mediae aspiratae* (Typ: /dh/) auch *Tenuis aspiratae* (Typ: /th/), weiter dazu 1.5.7. In der Morphologie ergibt sich eine Implikation im Verhältnis von Dual und Plural. Das Vorhandensein des Duals in einer Sprache bedingt das Vorhandensein des Plurals, aber nicht umgekehrt (vgl. hierzu zahlreiche heutige Sprachen).⁶² Wäre nun die Rekonstruktion eines voreinzelsprachlichen Plurals aus irgendwelchen Gründen ungewiß, so könnte gegebenenfalls das Vorhandensein eines Duals auf einen Plural schließen lassen. Die Frage indessen, ob die ie. Grundsprache einen Dual gehabt hat oder nicht, läßt sich nur mit den Mitteln der äußeren Rekonstruktion, nicht mit typologischer Evidenz beantworten, da es das o. g. implikative Universale in der umgekehrten Richtung nicht gibt. Dies zeigt, daß nicht jede hist.-vgl. Fragestellung auch ein typologisches Pendant hat.

In neuerer Zeit hat sich besonders Greenberg große Verdienste um die Aufstellung von typologischen Merkmalen durch eine Reihe umfassender Publikationen erworben (vgl. GREENBERG 1963 und 1966², 1966, 1976⁵, 1978), wobei er und andere zur Feststellung solcher Merkmale auch quantifizierende (statistische) Methoden der Häufigkeitsbeschreibung in Texten verwenden (z. B. GREENBERG 1966²). Wir werden auf die Frage der Quantifizierung von typologischen Merkmalen noch zurückkommen.

1.5.7. *Universalien (typologische Merkmale) als Korrektiv für historisch-vergleichende Untersuchungen (Rekonstruktionen)*

Für die Anwendung typologischer Merkmale in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft, insbesondere bei der Rekonstruktion, hat sich vor allem JAKOBSON (1962, 526ff.) eingesetzt und dies am Beispiel gravierender Fragestellungen des Indoeuropäischen bekräftigt (vgl. auch IVANOV 1958). Nach Jakobson und anderen ist ein rekonstruierter Zustand (Rekonstrukt), der in Hinblick auf die Erkenntnisse der Typologie atypisch ist, fragwürdig. Als Beispiel führt Jakobson u. a. die von der Indoeuropäistik angesetzte grundsprachliche Artikulationsreihe der nichtaspirierten und aspirierten Verschlusslaute an; Typ: $+d$, $+t$, $+dh$. Nach landläufiger, von Kuryłowicz begründeter Auffassung waren nur die Mediae, die Tenuis und die Mediae aspiratae grundsprachlich, nicht aber die Tenuis aspiratae (Typ: $+th$), da sie nur selten und zudem nur im Altindischen und vielleicht teilweise im Armenischen belegt sind, vgl. ai. *pánthās* „Weg“ (Einzelheiten vgl. 3.5.). In anderen ie. Sprachen waren sie mit den einfachen Tenuis zusammengefallen (vgl. gr. *πάτος* „Pfad“ und *πόντος* „Meer“, lat. *pons* [*Gen. pontis*] „Weg“, aksl. *пѣтъ* „Weg“), bzw. sie ergaben Affrikaten (so gr. *οἶσθα* zu ai. *véttha* „du weißt“). Zudem wurden die aspirierten Tenuis in ihrer Entstehungsweise auch laryngalistisch erklärt, was bei einigen Forschern ihre ie. Herkunft und auch die der Mediae aspiratae als phonologische Reihe verdächtig und zweifelhaft machte (Einzelheiten bei SZEMERÉNYI 1980², 136ff.). Nach der Auffassung von Jakobson und anderen gibt es aber in den Sprachen keine nur dreigliedrige Reihe von Klusilen in der o. g. Art („... no language adds to the pair $/t/-/d/$ a voiced aspirate $/d^h/$ without having its voiceless counterpart $/t^h/$, while $/t/$, $/d/$, and $/t^h/$ frequently occur without the comparatively rare $/d^h/$...“ JAKOBSON 1962, 528). Das Vorhandensein aspirierter Medien setzt also gewissermaßen das Vorhandensein aspirierter Tenuis voraus. Derartige Erwägungen haben in letzter Zeit das Unbehagen gegen die „Dreierreihe“ so weit verstärkt, daß es von verschiedenen Seiten zu Neuordnungen des grundsprachlichen Okklusivsystems kam.⁶³ Sie liefen einmal auf die Wiederansetzung einer viergliedrigen Reihe ($+d$, $+t$, $+dh$, $+th$) in traditioneller Erklärungsweise hinaus (so SZEMERÉNYI 1980², 135ff.), oder sie gelangten zu vollständigen Neuansätzen des grundsprachlichen Systems, so vor allem bei Gamkrelidze und Ivanov.

Das bedeutet nach diesen und im Prinzip auch nach anderen Autoren, entsprechend der typologischen Häufigkeit nichtglottalisierter Laute gegenüber glottalisierten, die defektive ie. Reihe der Mediae ($+b$, $+d$, $+g$) als markierte glottalisierte Tenuis ($+p$, $+t$, $+k$) anzusetzen⁶⁴ und für die Mediae aspiratae ($+bh$, $+dh$, $+gh$) den phonologischen Status der Aspiration aufzugeben

und allophon behauchte Medien ($+bh/b$, $+dh/d$, $+gh/g$) anzusetzen. Für die Tenues und Tenues aspiratae wird gleichfalls eine Reihe $+ph/p$, $+th/t$, $+kh/k$ angesetzt (vgl. ausführlich zuletzt GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, 1, 15f. Zu wissenschaftsgeschichtlichen Einzelheiten dazu vgl. MAYRHOFFER 1983, 147ff.).

Das System

$+(p')$	$+bh/b$	$+ph/p$
$+t'$	$+dh/d$	$+th/t$
$+k'$	$+gh/g$	$+kh/k$

verlangt zwar keine zusätzlichen Neuinterpretationen für die bisherige Etymologie⁶⁵, dennoch fanden diese Vorschläge bei den Indoeuropäisten bisher nur ein zurückhaltendes Echo, obgleich man sich bisher außerstande sah, prinzipielle Einwände gegen das System zu erheben. Von HAIDER (1985) stammt eine der wenigen, bisher grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit den typologischen Voraussetzungen der o. g. neuen Ansätze. Zugleich bringt Haider neue Lösungsvorschläge. Haiders Einwände gegen die Typologie plädieren im Grunde für einen vorsichtigen Gebrauch typologischer Aussagen, wenn sie – wie im vorliegenden Falle – implikative Aussagen sind (Media asp. $\supset$ Tenues asp.), die auf Grund ihrer stochastischen Natur durchaus Ausnahmen zulassen (vgl. auch 3.5.).

Es zeigt sich, daß typologische Argumente die Diskussion in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft beleben und (a) zu Erkenntnisalternativen führen und daß sie (b) korrektive Möglichkeiten aufzeigen können. Dabei können sie besonders für die Rekonstruktion zu rektifizierten Lösungen in jenen Fällen führen, wo die Rekonstruktion sich nicht im Konsens mit den Erkenntnissen der typologischen und allgemeinen Sprachwissenschaft befindet. Sie können damit zu Verifizierungen oder zu Falsifizierungen bislang geläufiger Anschauungen führen („Kontrollinstanz“ nach K. H. SCHMIDT, 1980, 94). Typologische Merkmale sind also für die Theorie- und Hypothesenbildung der hist.-vgl. Sprachwissenschaft nicht selten von erheblichem heuristischem Wert, indem sie Hinweise auf das geben, was in der strukturellen Entwicklung auch genetisch verwandter Sprachen möglich ist, bzw., womit für frühe, der empirischen Betrachtungsweise nicht mehr zugänglichen Stadien gerechnet werden kann und womit nicht. Sie haben aber letztlich für die mit spezifischen Methoden arbeitende hist.-vgl. Sprachwissenschaft keine zwingende Beweiskraft im Einzelfall, wenn die Ergebnisse des Sprachvergleichs spezifische Lösungen nahelegen. Für den o. g. Fall ist die Diskussion noch nicht abgeschlossen.

Die enger gewordenen Beziehungen von historisch-vergleichender und typologischer Sprachwissenschaft, durch die besonders die Indoeuropäistik

einen Teil der Isolierung, in die sie geraten war, überwunden hat, macht trotz aller noch offenen und strittigen Probleme deutlich, daß es sich hierbei nicht um einen zeitgenössischen Trend, sondern um eine Kernfrage der historischen Komparativistik handelt. Sie muß darauf bedacht sein, daß ihre Ergebnisse auch im Rahmen der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Typologie weitgehend abgesichert und widerspruchsfrei sind (vgl. 1.3.). Daß dabei keine Verquickung der Aufgaben- und Gegenstandsbereiche beider Disziplinen droht, ergibt sich schon daraus, daß die Aufgaben in der historisch-vergleichenden (genetischen) Sprachwissenschaft nur mittels ihrer spezifischen Verfahren und Methoden zu lösen sind, über die die Typologie nicht verfügt.

1.5.8. *Zur Typologie des Indoeuropäischen nach P. Hartmann*¹

Die bisherigen Ausführungen bezogen sich auf den Vergleich beliebiger (potentiell: sämtlicher) Sprachen (allgemeine Typologie). Daneben hat sich die Praxis durchgesetzt, jeweils eine, meist nach genetischen oder arealen Gesichtspunkten begrenzte Anzahl von Sprachen (z. B. germanische, slawische oder bestimmte germ. bzw. bestimmte slaw. Sprachen) typologisch zu charakterisieren (limitierte Typologie). Es ist leicht verständlich, daß derartige Untersuchungen, ausgeführt nur an einer begrenzten Menge von Sprachen, mit einer weitaus größeren Anzahl von Merkmalen operieren können und dabei Teilsysteme, grammatisch-lexikalische Felder, morphologische Kategorien weit detaillierter zu beschreiben und zu charakterisieren imstande sind, als es der allgemeinen Typologie möglich ist. Hinzu kommt als ein wichtiges distinktives Kriterium solcher Untersuchungen, daß sie vergleichbare sprachliche Funktionen und Bedeutungen auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen suchen. – Für uns ist in diesem Zusammenhang ein Versuch bedeutsam, auch rekonstruierte Grundsprachen typologisch zu charakterisieren. Ein solcher Versuch für das Indoeuropäische auf dem Hintergrund der indoeuropäischen Einzelsprachen liegt von HARTMANN (1956) vor. Hartmann ging von der Anerkennung des Indogermanischen als einer genetisch zu erfassenden Größe aus („bedeutungsmäßig gleichgerichtete Erscheinungen“ der grammatischen Formen in einer „typologischen Charakteristik“, ebd., 15), wobei er nicht eine isolierte Merkmalsuche, sondern die Charakterisierung wichtiger Teilsysteme des Indoeuropäischen, seines flexivischen Formenbaus, im Hinblick auf seine spezifische „innere“ Gestaltung anstrebte. Natürlich gilt ihm das Indoeuropäische typologisch als eine flektierende Sprache, doch bedeutet ihm das nichts Besonderes, da es einmal zu allgemein und „noch kein typisch idg. Merkmal (ist), wenn auch zuweilen das Idg. als die flektierende Sprache $\kappa\alpha\tau' \acute{\epsilon}\xi\omicron\chi\eta\nu$ angesehen wird. ... Ver-

änderungen des Wort-Endes findet man sehr stark auch im Eskimoischen, in finno-ugrischen Sprachen, im Japanischen, Hebräischen usw.“ (ebd., 24). Vielmehr ist es Hartmanns Anliegen, eine wenn auch nicht umfassende, so doch die flexivischen Bereiche detailliert beschreibende Charakteristik der „Ähnlichkeiten der idg. Sprachen in gewissen (Formungs-)Tendenzen“ (ebd., 14) zu geben, dergestalt, daß nicht nur schlechthin die sprachlichen Formen verglichen, sondern spezifische morphologische Gestaltungsprinzipien herausgearbeitet werden („...so braucht das verwendete Schallmaterial nicht mehr schallgleich zu sein, sondern bedeutungsgleich: bei mehreren Dativ- oder Instrumentalsuffixen z. B. ist es wichtig, daß sie Dativ- oder Instrumentalgestalt haben; daraus kann man dann auf eine Tendenz zur Dativ- oder Instrumentalkennzeichnung schließen. . . . Mehrere solcher bedeutungsmäßig gleichgerichteten Erscheinungen sind dann Folgen einer entsprechenden Tendenz und konstituieren einen sprachlichen Zug . . .“, ebd., 14f.). Die inhaltsreiche und interessante Darlegung vermag indessen das „Wesen“ des Indoeuropäischen nicht zu verdeutlichen, da es isoliert von der Charakteristik anderer Sprachen (Grundsprachen) behandelt wurde (abgesehen von der Problematik der Rekonstruktion an und für sich).

1.5.9. Das Verhältnis von genetischer Verwandtschaft und typologischer Struktur

In diesem Zusammenhang ist auf die Frage einzugehen, wie das Verhältnis von genetischer Verwandtschaft und typologischer Struktur beschaffen ist. Die Frage ist nicht minder schwierig als wichtig. Nach verschiedentlicher Auffassung „ist die genetische Verwandtschaft ein Sonderfall der typologischen. Die genetische Verwandtschaft impliziert die typologische“ (INEICHEN 1979, 38). Ihr neigt im allgemeinen auch BENVENISTE (1977, 125ff.) zu, jedoch verschleiert diese Auffassung mehr, als sie aussagt. Aber es liegt auch ihr die Anerkennung der Tatsache zugrunde, daß genetisch beschreibbare Sprachenverhältnisse gewisse typologische Manifestationen haben. Demzufolge läge es nahe, Sprachen derselben Sprachfamilie (eine Reihe von) gleiche(n) typologische(n) Merkmale(n) zuzubilligen, z. B. den indoeuropäischen Sprachen die Merkmale „flektierend“, „synthetisch“ und „analytisch“, ebenso den semitischen, dagegen den Turk- und Bantusprachen den Typ ‘agglutinierend’, ebenso den Dravidasprachen in Indien, ohne daß bisher auch nur annähernd plausible Gründe nennbar wären, warum genetisch andersartige und oft völlig fernstehende Sprachen (Sprachfamilien) gleiche (oder ungleiche) Typen darstellen oder Merkmalbündel haben. Genetisch verwandte Sprachgruppen erwiesen sich somit als begrenzbare, nach spezifischen Methoden untersuchbare und definierbare „Spezialfälle“ innerhalb

typologischer Areale. Dies wird natürlich vor allem bei den vier monovalenten morphologischen Haupttypen (1.5.2.–1.5.2.4.) transparent; weniger zeigt es sich indessen bei anderen Klassifikationen! – Das umgekehrte Verhältnis, die Definition von mehreren Sprachtypen als Sonderfälle innerhalb einer Sprachfamilie⁶⁶ ist aus unserer heutigen Sicht ebenfalls, d. h. im Rahmen historisch veränderter Strukturen (z. B. synthetischer → analytischer Bau; wurzelisolierender → isolierend-agglutinierender Typ, agglutinier. → agglut.-flekt. Typ), feststellbar. SERÉBRENNIKOW (3, 178) hat die möglichen genetischen und typologischen Beziehungen zwischen Sprachen zwar anschaulich charakterisiert: (a) genetisch und typologisch zusammengehörig (skandinavische Sprachen), (b) genetische zusammengehörig und typologisch andersartig (Englisch und Russisch), (c) genetisch nicht zusammengehörig, typologische zusammengehörig (Latein und Takelma), (d) genetisch und typologisch nicht zusammengehörig (Chinesisch und Griechisch). Die Zusammenstellung läßt aber leicht erkennen, daß auf der Seite der typologischen Klassifizierung die Entscheidung weitgehend abhängig ist von der Art der Merkmale. Die unter (b) aufgeführte Gleichung geht nicht vom Merkmal „flektierend“, sondern von Merkmalen wie „analytisch“ und „synthetisch“ aus, um Englisch und Russisch einander gegenüberzustellen! Es muß also nachdrücklich noch einmal wiederholt werden, daß typologische Beschaffenheit genetische Verwandtschaft von Sprachen weder aufheben noch (sekundär) begründen kann, da die auf der Grundsprachenhypothese basierende genetische Verwandtschaft nicht identisch ist mit den panchronischen Strukturbesonderheiten der Typologie.

Unsere Ausführungen stellen aber den Sachverhalt noch relativ vereinfacht dar. Zweifellos kann man zwischen den vier morphologischen Haupttypen und verschiedenen Sprachfamilien gewisse allgemeine Korrelationen herstellen. Jedoch zeigt sich schon bei einem Vergleich der typologischen Merkmale Sapirs mit Sprachen aus unterschiedlichen Sprachfamilien, daß eine solche pauschale Zuordnung nicht aufrecht zu halten ist. In Sapirs polyvalenten typologischen Gruppen treten indoeuropäische Sprachen an unterschiedlichen Stellen auf und stehen neben Sprachen anderer genetischer Zugehörigkeit (so bei Sapirs Gruppe „Complex mixed-relational“, die – wenngleich weiter untergliedert – ie. Sprachen, semit. Sprachen und Indianersprachen umfaßt, wobei diese lediglich durch weiter spezifizierende Merkmale voneinander getrennt sind, vgl. SAPIR 1921, 150f.)⁶⁷. Es zeigt sich ganz deutlich eine Abhängigkeit der genetischen und typologischen Korrelation von der Art des typologischen Modells. Indem dieses sich in der Linguistik ändert, verändert sich natürlich auch die Zuordnung der Sprachen. Die monovalente Klassifikation nach vier Hauptgruppen erwies sich auf Grund ihrer sehr allgemein formulierten Züge als sehr tolerant gegenüber gene-

tischen Gruppen. Sie lief daher Gefahr, den Blick für die Komplexheit der typologischen Klassifizierungsmöglichkeiten zu trüben. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß manche Linguisten bei dem oben beschriebenen Verhältnis von genetischer Verwandtschaft und typologischen Merkmalen meist nur die allgemeinen Kriterien der traditionellen morphologischen Klassifikation im Auge haben.

Typologische Kriterien anderer Art führen also zu anderen Korrelationen. Dies zeigt sich deutlich im Hinblick auf den synthetischen und analytischen Bau der Sprachen (im Bereich des Indoeuropäischen), genauer: besonders der heutigen ie. Sprachen. Hier herrschen so tiefgreifende Unterschiede, daß man die Korrelation „indoeuropäisch“ = „flektierend“ in dieser allgemeinen Weise längst als ungenügend empfindet. Eine zusätzliche typologische Differenzierung bietet sich in der Zuordnung zum analytischen und synthetischen Bau der Sprachen an. Es genügt hierfür ein Blick auf die morphologischen Verhältnisse des stark analytischen Englischen und auf das weitgehend synthetische Russische, um sich die Differenzen zu verdeutlichen und die Konsequenzen für die typologische Merkmalsbestimmung abzuleiten. Sogar im Rahmen noch engerer genetischer Gruppen, z. B. innerhalb des slawischen Sprachzweiges, zeigen sich erhebliche strukturelle Unterschiede, so bei der weitgehend synthetischen Nominalflexion des Russischen (sechs Kasus) gegenüber dem Bulgarischen, das ähnlich wie das heutige Englische und Französische über kein Kasussystem mehr verfügt (vgl. schon 1.5.5.). Nun hat die Unterscheidung von analytischem und synthetischem Sprachbau anerkannt typologischen Charakter, und damit relativiert sich schon das Verhältnis von genetischer und typologischer Verwandtschaft, wie es oben anhand der vier Haupttypen der morphologischen Klassifikation dargestellt wurde.

Es war schon angedeutet worden, daß die Korrelation von – monovalentem – Sprachtyp und Sprachfamilie eigentlich nur für genetisch eng zusammengehörige Gruppen von Sprachen zutrifft, die die traditionelle Komparativistik eben Sprachfamilie nennt. Die heutige weltweit betriebene Sprachvergleichen hat es aber, wie bereits mehrfach betont, vielfach mit größeren Spracharealen, den sog. stocks oder Phyla, zu tun, deren genetischer Status viel lockerer und weniger deutlich abgegrenzt ist und deren genetisch fixierbare (lexikalische und morphologische) Elemente weitaus geringer belegt sind, so daß zur Klassifikation auch typologische Kriterien herangezogen werden. Sind, wie in dem hypothetisch angesetzten ie.-ural. Phylum, zwei unterschiedliche Sprachtypen vertreten, so ist dieses Faktum erklärungsbedürftig, wenn die Hypothese Gewicht haben soll.

Es ist ebenfalls auch nicht möglich, die genetische Verwandtschaft von Sprachen anhand von typologischen Merkmalen widerspruchsfrei zu be-

schreiben. Das macht der berühmt gewordene, jedoch mißglückte Versuch TRUBETZKOYS (1939) deutlich, der die genetische Zusammengehörigkeit der ie. Sprachen mittels einer Anzahl von sechs typologischen Merkmalen zu bestimmen suchte: 1. Es besteht, so Trubetzkoy, in den indoeuropäischen Sprachen keinerlei Vokalharmonie. 2. Der Konsonantismus des Anlautes ist nicht ärmer als der des Inlauts und des Auslauts. 3. Das Wort muß nicht unbedingt mit der Wurzel beginnen. 4. Die Formenbildung geschieht nicht nur durch Affixe, sondern auch durch vokalische Alternationen innerhalb der Stammorpheme. 5. Außer den vokalischen spielen auch noch freie konsonantische Alternationen eine morphologische Rolle. 6. Das Subjekt eines transitiven Verbums erfährt dieselbe Behandlung wie das Subjekt eines intransitiven Verbums. Zwar seien, so meinte Trubetzkoy, die einzelnen Merkmale auch bei anderen Sprachen anzutreffen, doch sollte ihr kombiniertes Auftreten singulär und damit von klassifikatorisch-typologischer Signifikanz in Hinblick nur auf die ie. Sprachen sein. Dabei wurde die Fülle auch anderer, formal-materieller Übereinstimmungen in dieser Sprachfamilie von Trubetzkoy zwar nicht übersehen, aber nicht als primär im Sinne einer erschöpfenden Charakterisierung betrachtet. Auch bei P. Hartmann war die materielle Übereinstimmung aus methodischen Gründen kein entscheidendes Kriterium für seine Typologie (vgl. 1.5.8.), doch war dieser Gesichtspunkt bei Trubetzkoy aus prinzipiellen theoretischen Erwägungen in Frage gestellt, da der Begriff des Indoeuropäischen für ihn kein grundsätzlich genetischer mehr, sondern ein areallinguistisch-typologischer war und die Zugehörigkeit zum Indoeuropäischen damit eine Frage des Vorhandenseins bzw. Ablegens eines oder mehrerer der o. g. sechs Gesichtspunkte.

Der von der überwiegenden Mehrheit der Linguisten genetisch aufgefaßte und in der bisherigen Komparativistik bewährte Begriff der Sprachverwandtschaft führte in seiner historischen Interpretation bei Trubetzkoy zur Anwendung ahistorischer Merkmale für die ie. Sprachen. Stellte seine Annahme damit den wesentlichen historischen Erklärungsmodus der genetischen Sprachwissenschaft, die Grundsprache, in Frage, so offenbarte sein areallinguistisch-typologischer Ansatz gleichfalls unvereinbare Konsequenzen im Hinblick auf sein eigenes Vorgehen. Es zeigte sich nämlich, daß – wie BENVENISTE (1977) nachwies – alle sechs o. g. Kriterien auch in dem genetisch völlig andersartigen Tekelma, einer von Sapir beschriebenen Indianersprache aus Oregon, anzutreffen waren. Da zur Erklärung dieses Faktums weder genetische noch areale Gründe beizubringen sind, reduziert sich Trubetzkoy's Erklärung des Indoeuropäischen letztlich auf eine typologische Klassifikation.⁶⁸ Auch hier offenbart sich der schon eingangs erwähnte Fakt, daß derartige Merkmale – in diesem Fall auch in einer bestimmten Bündelung vorliegend – offenbar allgemeinerer Natur sind als genetische

Kriterien, die mit materiellen Explikaten (Homomorphien) operieren. Selbst wenn Homomorphe weniger deutlich in Erscheinung treten als die typologischen Strukturen (dies gilt natürlich nicht für die indoeuropäischen, die finno-ugrischen, die semitischen und andere relativ gut durchforschte Sprachfamilien, es kann aber, z. B. für große Phyla, bedeutungsvoll sein), sind sie für genetische Klassifikationen relevant. Indem sich zeigte, daß genetische Zusammengehörigkeit von Sprachen eine Größe *sui generis* ist, offenbarte sich zugleich der grundsätzliche theoretisch-methodologische Mangel des Trubetzkoy'schen Ansatzes. Er besteht darin, daß genetische und typologische Kriterien der Sprachbeschreibung und der Klassifikation weder identifizierbar noch hinsichtlich ihrer Geltungsbereiche kongruent sind (Einzelheiten bei BENVENISTE 1977, 113ff., SERÉBRENNIKOW 3, 178ff.).

1.5.10. „Universalien“ des Sprachwandels

Eine zunehmend diskutierte Frage ist die nach allgemeinen Trends des Sprachwandels. Schon SAPIR (1921, 157ff.) und neuerdings HOENIGSWALD (1974), BYNON (1981), BORETZKY (1977) u. a. haben diese Frage zum Gegenstand umfänglicher Ausführungen gemacht und weisen auf die Vorläufigkeit unserer Erkenntnisse gerade auf diesem Gebiet hin, dessen Erforschung erst in den Anfängen steht, obwohl schon im 19. Jh. hierzu zahlreiche empirische Untersuchungen getätigt wurden. Allerdings war und ist der Grad der Verallgemeinerung einzelner Erscheinungen im Hinblick auf ihren universellen Charakter sehr unterschiedlich, weil mit der Konstatierung sprachlicher Veränderungen unterschiedliche Ziele verfolgt werden. Faktisch kann der Sprachwandel natürlich innersprachliche und außersprachliche Gründe haben (VACHEK 1975). Dabei können mehrere Veränderungen in ein und derselben Richtung verlaufen, einander bedingen, ohne jedoch zu einer totalen Dominanz in der eingeschlagenen Richtung führen zu müssen. Veränderungen können einander durchkreuzen und dennoch dominante Züge aufweisen. Man spricht in der Linguistik in diesem Zusammenhang auch von Tendenzen, drifts, trends. SAPIR (1921, 165) formuliert, daß drifts eine bestimmte Richtung haben. Die Aktualität dieser Frage zeigt sich schon darin, daß sie nicht nur in ihren allgemeinen Zügen Gegenstand der Typologie sind, sondern daß sich heutzutage ein verhältnismäßig junger Zweig der Linguistik, die sog. Sprachveränderungstheorie, speziell mit ihnen befaßt.

Es war schon gesagt worden, daß derartige Fragestellungen in der Linguistik nicht neu sind. Schon die historische Semasiologie hatte sich mit dem Bedeutungswandel befaßt und (auch unter psychologischen Aspekten) besonders seit dem letzten Drittel des 19. Jh. eine Reihe von allgemeinen Beobachtungen dazu argestellt (vgl. u. a. HOENIGSWALD 1974, 115, KRO-

NASSER 1968², SCHIPPAN 1975², 16ff. u. a. m.). Insbesondere wurde auf Erscheinungen wie die Bedeutungsverengung, die Bedeutungserweiterung, -verbesserung, -verschlechterung, auf die Bildung von Metaphern, auf die Metonymie u. a. als allgemeine Erscheinungen in den Sprachen hingewiesen. Auf dem Gebiet der phonetisch-phonologischen und der morphologischen Veränderungen gibt es mannigfache Belege für allgemeine Trends des Sprachwandels. So konstatierte MEILLET (1954, 73ff.) typische Veränderungen im phonetischen Bereich, z. B. die Palatalisierung und die Spirantisierung von Klusilen, so bei /k-/ , wenn der Laut vor palatalen Vokalen /-i/-e/ oder sog. Halbvokalen /-j/ steht: lat. *cinere(m)* „Asche“ ergab im Französischen *cendre* (/sā:drə/), ebenso lat. *centum* „hundert“ ergab frz. *cent* (/sā/) usw. Meillet entdeckte damit natürlich nichts Neues, indessen er fährt fort: „Ähnliche Veränderungen trifft man überall, in den verschiedensten Sprachfamilien . . .“ Betont wird hierbei nicht nur das Allgemeine, sondern auch zugleich die Richtung dieses Lautwandels (Verschlußlaut → Spirant). – Nach LÜDTKE (1970) und anderen läuft die Richtung des phonologischen Wandels allgemein, aber nicht durchgängig auf eine Verkürzung bestehender morphologischer Strukturen (Lexeme, Morpheme) durch phonetisch-phonologische Prozesse hinaus. Längungen von Lexemen oder Morphemen lassen sich aus anderen als phonetisch-phonologischen Ursachen erklären, z. B. aus sekundärer Zusammensetzung, Affigierung oder aus der Tendenz zur phonologischen Differenzierung. HOENIGSWALD (1974, 123) weist ebenfalls darauf hin, daß Verkürzung phonologischer Reihen häufiger auftritt als Spaltung. Auch hier dürfte es sich um einen – empirisch nachweisbaren – allgemeinen Trend des Sprachwandels handeln.

Assimilatorische Tendenzen in den Sprachen (in den indoeuropäischen Sprachen meist als regressive Assimilation auftretend) gehören ebenso zu den generellen Erscheinungen des Sprachwandels wie die von der Glottochronologie beobachtete Tatsache des allmählichen Verfalls (und Ersatzes) des Grundwortschatzes in den Sprachen (vgl. dazu 3.9.).

Durch den Sprachwandel kann es zwischen genetisch (eng) verwandten Sprachen zu typologischen Differenzierungen kommen. Dies ist beim Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachbau in verschiedenen Sprachzweigen des Indoeuropäischen der Fall, s. oben.

Es leuchtet ein, daß derartige Trends für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft deswegen von großer Bedeutung sind, weil auf ihrem Hintergrund die spezifischen, in genetisch zusammengehörigen Sprachen sich realisierenden Veränderungen in den allgemeinen Sprachwandel integrierbar sind und damit auch unter typologischen Gesichtspunkten plausibel gemacht werden können. Es steht also außer Zweifel, daß Sprachen sich typologisch verändern (vgl. INEICHEN 1979, 149ff.). Der typologische Wandel ist eingebettet

in den allgemeinen Wandel von Sprachen, der sich in allen Bereichen vollzieht. Dabei manifestieren sich im einzelsprachlichen Wandel allgemeine Entwicklungstendenzen der Sprachen.

Beim Sprachwandel soll für unsere Zwecke rein pragmatisch unterschieden werden zwischen den vielfältigen, in sämtlichen Sprachen auftretenden Erscheinungen des Wandels auf phonetisch-phonologischer, lexikalischer und grammatischer Ebene in den Einzelsprachen oder in Gruppen enger verwandter Sprachen (das ist der Gegenstand der historischen und der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, vgl. auch K. H. SCHMIDT [1980, 91f.]) und denjenigen – damit verbundenen – Tendenzen des Sprachwandels, die in allen, bzw. in einer Vielzahl von Sprachen auftreten können, also bis zu einem gewissen Grad verallgemeinerbar sind und zu typologischen Veränderungen der Sprachen führen (können). Die Ausführungen dieses Abschnittes nehmen in kurzer Form hier nur zu den letztgenannten Erscheinungen Stellung.

1.5.10.1. Typologische Veränderungen zeigen sich in den Sprachen in vielfältiger Weise. Sie sind z. T. historisch verfolgbar, teilweise sind sie auch Gegenstand linguistischer Hypothesenbildung. Die folgenden Ausführungen gelten vor allem dem Wandel vom wurzelisolierenden Sprachtyp zum isolierend-agglutinativen und – innerhalb des flektierenden Typs – dem Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachbau und vom analytischen zum synthetischen. Ein allerdings schwieriges Problem besteht in der Erklärung des flektierenden Sprachtyps aus vermuteten agglutinativen Stadien. Es ist hauptsächlich mit glottogonischen Hypothesen über das vorgeschichtliche Entstehen der ie. Grundsprache verknüpft (vgl. 2.3.5., ausführlich zum Wissenschaftsgeschichtlichen bei JESPERSEN 1925, Kap. XIX K. H. SCHMIDT 1980).⁶⁹

1.5.10.2. Die Entwicklung von isolierend-agglutinierenden Sprachen aus einem reinen wurzelisolierenden Zustand ist, wie das Beispiel des Chinesischen zeigt, eine historisch belegte Tatsache. Hier dokumentiert sich mit dem typologischen Wandel das ansatzweise Entstehen einer agglutinierenden Morphologie suffixalen und präfixalen Charakters aus ehemals selbständigen Elementen sowie das Entstehen von morphologisch geprägten Wortarten (-differenzierungen). Derartige Veränderungen sind in den Sprachen häufig vor sich gegangen.

1.5.10.3. Verbreitet sind Entwicklungen vom synthetischen Bau der Sprachen zum analytischen, vgl. zum synthetischen Typ lat. *amavi*, zum analytischen Typ dt. *ich habe geliebt*. Eine umfangreiche Aufzählung solcher

Fälle liegt bei TAULI (1958, 56ff.) vor; zahlreiche linguistische Abhandlungen und Lehrbücher widmen sich der Darstellung und/oder der Erklärung dieses Phänomens (u. a. JESPERSEN 1925, 319; SAPIR 1921). Da auch der umgekehrte Prozeß, die Entwicklung vom analytischen zum synthetischen Sprachbau stattfindet, in den ie. Sprachen diese Entwicklungsrichtung indessen weniger auffällig ist, und da der weitgehend synthetische Bau des Indoeuropäischen und der alten ie. Einzelsprachen feststeht, haftet vor allem dem Begriff des Analytismus die Bedeutung einer sekundären Entwicklung an. In der Tat läßt sich dieser Befund vielfach historisch verfolgen, wenngleich auch in sehr unterschiedlicher Ausprägung. Bekannte Fälle sind das schon genannte Englische und das Französische oder das Neupersische; in anderen Sprachen, wie z. B. dem heutigen Deutschen, gibt es neben analytischen auch (noch) in nicht unbeträchtlichem Maße synthetische Bildungsweisen (ADMONI 1972³, 19, „flexivisch-analytisch“). Noch synthetischer ist das Russische.

Prinzipiell besteht eine Tendenz zum Analytismus in den meisten ie. Sprachen schon seit der Zeit ihrer frühesten Belegung. Ihre einzelsprachliche Ausprägung im Laufe der Zeit ist hingegen unterschiedlich stark, aber auffällig. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die linguistisch ungeklärte Frage, welche Elemente insgesamt in den Sprachen – schon – zu den analytischen zu rechnen sind (vgl. INEICHEN 1979, 64). Ihr kann hier nicht nachgegangen werden, sondern es können nur einige grundlegende Züge skizziert werden. Die Erscheinung des Analytismus tritt bei denjenigen ie. Sprachen stark hervor, wo die Flexion im Wortauslaut weitgehend verfallen oder bis auf Reste geschwunden ist. Das gilt u. a. für solche Sprachen, wo ein historisch belegter allmählicher Verlust der Wortauslautflexion zugunsten immer stärker werdender periphrastischer (umschreibender) Ausdrucksmittel zu erkennen ist, Typ: frz. *plus intéressant*, engl. *more interesting*, gegenüber dt. *interessanter* (im Englischen daneben aber auch noch der alte synthetische Typ *old, older, oldest*). Bemerkenswert ist, daß der Flexionsverfall im Nominal- und Verbalsystem in den Sprachen in unterschiedlicher Weise stattfinden kann. Zwar zeigt sich starker Analytismus in beiden Systemen im Englischen; starker Flexionsverfall und Analytismus liegt aber vornehmlich im Nominalsystem des Französischen und Italienischen vor. Auch im Neubulgarischen, das ein entwickeltes Verbalsystem hat, zeigt sich der Analytismus vornehmlich im Nominalsystem.

Für das Englische und einige rom. Sprachen diene folgender Vergleich alter und neuer Formen: ae. *ic helpe* „ich helfe“, þǔ *hīlpst* „du hilfst“, *hē hīlp* „er hilft“, *we helpaþ* „wir helfen“ usw. gegenüber ne. *I help, you help, he helps, we help* usw.; beim Nomen: Nom. Sg. *sē daez* „der Tag“, Gen. *þaes daezes* „des Tages“, Dat. *þaem daeze* „dem Tage“ usw. gegenüber ne.

the day, of the day, to the day usw. Vgl. für das synthetische Latein im Hinblick auf die rom. Sprachen: Nom. Sg. masc. *homo* „(der) Mensch“, Gen. *hominis*, Dat. *homini*, Akk. *hominem* usw. gegenüber frz. Nom. Sg. *l'homme* „der Mensch“, *de l'homme, à l'homme, l'homme*; ital. *l'uomo* dass., *dell'uomo, all'uomo, l'uomo* (*dell'* ist Zusammenziehung von *di + il*, *all'* von *a + il*).

Erscheinungen von Flexionsverfall und die Tendenz zum Analytismus sind auch in semit. Sprachen anzutreffen. Gegenüber dem Altarabischen, dem Ugaritischen, dem Althebräischen und anderen alten semit. Idiomen haben das heutige Hebräische und das heutige Arabische das alte Drei-Kasussystem (Nom. -u, Gen. -i, Akk. -a) weitgehend aufgegeben. So werden die syntaktischen Funktionen der alten Kasus im heutigen Hebräischen durch die Stellung des Nomens und durch seine syntaktische Abhängigkeit von anderen Wörtern im Satz geregelt. Morphologischer Schwund und der Wechsel von synthetischen zu analytischen Strukturen läßt sich in kaukasischen Sprachen, im Baskischen oder im Malayalam, einer Dravidasprache im Südwesten Indiens, belegen (TAULI 1958, 69f.). Für das Rade, eine austro-nesische Sprache, konstatiert Tauli, daß es monosyllabisch geworden sei. INEICHEN (1979, 62) will jedoch die Unterscheidung synthetisch oder analytisch auf Flexionssprachen beschränkt wissen. – Durch Flexionsverfall können unveränderbare („amorphe“) Wörter entstehen, wie sie aus isolierenden Sprachen weitgehend bekannt sind (nach SKALIČKA 1968, 276, „isolierend“). Fälschlicherweise wird daher das Englische, das gewisse Züge solcher amorphen Wortstrukturen aufweist ([*the*] *fish* – [*to*] *fish*, [*to*] *walk* – [*the*] *walk*), zuweilen pauschal mit Sprachen wie dem Chinesischen zusammengebracht, ohne daß es dazu eine hinreichende Begründung gibt. Anlaß sind vergleichbare strukturelle Züge, die Sprachen mit starkem Analytismus und Sprachen des isolierenden Sprachtyps gemeinsam aufweisen: die Markierung von funktionalen und semantischen Beziehungen der Wörter im Satz durch nichtmorphologische Mittel.

1.5.10.4. In den Sprachen zeigen sich auch entgegengesetzte Entwicklungsprozesse, die Herausbildung synthetischer Formen aus analytischen Vorläufern. Von den zahlreichen Arten der Entstehung synthetischer Bildungsweisen agglutinativen resp. flexivischen Charakters – ihrer Auflistung hat sich ebenfalls TAULI (1958, 82ff.) angenommen – sei hier nur kurz die Entstehung synthetischer Tempora aus analytischen Bildungen herausgegriffen (Einzelheiten u. a. bei JESPERSEN 1925, 360ff.). Sie sind neben anderen synthetischen Prozessen in den Sprachen so auffällig vertreten, daß es nicht schwerfällt, dafür Beispiele zu finden. Einer der bekanntesten und überzeugendsten Fälle sind die synthetisch gebildeten Tempora in den rom. Sprachen, so u. a. das Futur, das, wie auch andere

Tempora, auf analytischen Bildungen des späteren Latein beruht und dessen Entwicklung für uns historisch verfolgbar ist: lat. *amare habeo* → frz. *j'aimerai*, ital. *amerò*, span. *amaré* „ich werde lieben“ usw. Der spätlat. Typ *amare habeo*, *cantare habeo* usw. (ursprünglich neccessitiv „ich habe zu lieben, singen/ muß lieben, singen“) taucht schon bei Cicero auf und nimmt in spätlat. Zeit bei Tertullian zu, wobei diese Konstruktion im Laufe der Zeit das alte synthetisch gebildete lat. Futur (*amabo* „ich werde lieben“, *cantabo* „ich werde singen“) ablöst, um dann selbst zum grammatikalisierten Zukunftsausdruck zusammenzuwachsen (Einzelheiten bei LEUMANN/HOFMANN/SZANTYR 1965, 314 und bei WACKERNAGEL 1926, 196). – Vergleichbares findet sich beim sog. periphrastischen Futur im Sanskrit, wo eine Zusammenbildung aus ehemaliger Juxtaposition eines Nomen agentis auf *-tar* + des Präsens von *as-* „sein“ vorliegt: *kartāsmi* „ich werde tun“, *hantāsmi* „ich werde töten“ usw. Andere ie. Sprachen bezeugen vergleichbare Vorgänge (auch für andere Tempora); dergleichen Prozesse verliefen auch in Sprachen anderer Sprachfamilien (Einzelheiten bei TAULI 1958, 110ff.).

Jedoch ist festzuhalten, daß – zumindest in den ie. Einzelsprachen – die Tendenz zum Analytismus in verschiedenen Sprachen von durchgreifender Wirkung auf den gesamten Sprachbau (gewesen) ist als Tendenzen zum Synthetismus. Darin liegt auch die Ursache dafür, daß dem Analytismus mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht wird als synthetischen Tendenzen in ie. Sprachen. – Letztlich ist auch die Entstehung der ie. Flexion – zumindest größtenteils – nicht anders als ein in vorhistorischer Zeit abgelaufener Prozeß der Herausbildung synthetischer Formen durch die Fusionierung ursprünglich selbständiger Elemente zu flexivischen Morphemen denkbar.

Wenn somit, synchron betrachtet, Sprachen gleicher genetischer Gruppen unterschiedliche strukturelle Züge aufweisen können, z. B. Englisch als weitgehend analytische und flexionslose Sprache gegenüber Deutsch als synthetisch-analytischer Sprache oder Bulgarisch als Sprache ohne nominale Flexion gegenüber Russisch mit ausgeprägter nominaler Flexion, so zeigt der historische Vergleich, daß derartige Entwicklungen im Hinblick auf frühere Sprachstadien sekundär sind, denn sowohl das Altenglische wie auch das Altbulgarische und Altrussische waren voll flektierende Idiome. Der historische Vergleich bestätigt in solchen Fällen also nicht die Konstanz struktureller Merkmale, sondern nur die genetische Zusammengehörigkeit der Sprachen.

1.5.11. Weitere morphologisch-syntaktische Tendenzen des Sprachwandels

Es war schon darauf hingewiesen worden, daß Sprachwandel nicht nur im Rahmen grundlegenden typologischen Wandels zu sehen ist. Die sprachlichen Veränderungen finden in den Sprachen unter spezifischen Bedingungen

statt. Nur in ihnen und durch sie können mit der Zeit Trends von allgemeiner typologischer Relevanz zur Geltung kommen. Im folgenden soll kurz auf die Filiation von einzelsprachlicher Realisierung und allgemeiner bzw. universeller Tendenz in der Sprachentwicklung anhand einiger Beispiele eingegangen werden.

In einem größeren Zusammenhang hatte solche Trends schon SAPIR (1921, 174ff.) formuliert und beschrieben. Er wies auf drei allgemeine Tendenzen der morphologisch-syntaktischen Umstrukturierung von Sprachen mit Morphologie hin: 1. auf die Tendenz zur Einebnung des Subjekt-Objekt-Gegensatzes durch den Rückgang der Morphologie, 2. auf die Tendenz zur festen Wortstellung im Satz, 3. auf die Tendenz zum unveränderbaren Wort („invariable word“). Daß diese Erscheinungen untereinander in Beziehung stehen und ihnen teilweise der Charakter von implikativen Verhältnissen beigemessen wird, ist auf den ersten Blick deutlich. So ließe sich 2. als Folge von 1. auffassen (so z. B. INEICHEN 1979, 157f.). Indessen gesteht Ineichen (ebd.) für gewisse, nicht näher beschriebene Fälle auch eine entgegengesetzte Interpretation zu, und es ist bei der insgesamt stark hypothetischen Sachlage – sie kann nur durch konkrete historische Untersuchungen in den Einzelsprachen einer Klärung nähergebracht werden – in der Tat das Nächstliegende, die Beantwortung dieser Frage zurückzustellen. Andererseits wiederum wäre 3. die Folge von 1., wobei sich in den Sprachen eine Strukturveränderung von agglutinatив → flektierend → isolierend ergäbe (vgl. auch 1.5.1.). Natürlich hat besonders die letzte Feststellung überwiegend hypothetischen Wert und Modellcharakter, denn derartig umfassende strukturelle Veränderungen sind uns aus historisch belegten Sprachperioden nicht bekannt. Belegbar sind allenfalls Strukturveränderungen auf „kleineren Strecken“, z. B. die schon beschriebene Entwicklung vom synthetischen zum analytischen Sprachbau oder die Entstehung von Anfängen einer Morphologie bei ehemals isolierenden (amorphen) Sprachen. – Umfassendere Entwicklungen und Veränderungen der Sprachstruktur hätten sich – insoweit die o. g. Hypothese zutreffend ist – ohnehin schon tief in vorhistorischen Zeiten abgespielt; sie stellen demzufolge überwiegend einen Gegenstand glottogonischer Hypothesenbildung dar (vgl. 2.3.5.).

Die empirisch belegbaren Veränderungen laufen nicht im Sinne einer ausschließlichsorientierten, idealen Entwicklung ab. Annäherungen an andere Strukturen und damit Mischungsbereiche sind ein häufiger Befund in den Sprachen (und damit ein Indiz für die typologische Problemlage auch auf der Ebene von Merkmalen im Bereich der Sprachveränderungen) als eindeutige Idealbefunde. Man denke nur daran, daß Sprachen oft analytische und synthetische Züge nebeneinander zeigen. Derartige Tatsachen bedeuten indessen für die von der Typologie erstellten (implikativen)

Universalien, daß ihnen ebenfalls nicht der Charakter von Aussagen zukommen kann, die von der Historizität des konkreten Untersuchungsobjekts abstrahieren können. Die historischen Dimensionen von Sprachzuständen, mit denen es typologische Aussagen zu tun haben, schlagen sich auch darin nieder, daß die metasprachlichen Formulierungen der Typologen im Hinblick auf die einzelsprachlich unterschiedliche Sachlage oft vage sind, und auch dieser Umstand dokumentiert die Relativität der von der Typologie postulierten Sachverhalte, die seitens der Sprachen in der Regel nur eine Annäherung an das linguistische Kalkül erfahren, selten eine Identifikation.

1.5.11.1. Verhältnismäßig übersichtlich bestimmbar und in letzter Zeit häufig Gegenstand von Untersuchungen sind gewisse Wortstellungseigenschaften in den Sprachen. Wir betrachten daraufhin einige Probleme aus der neueren Wortfolgetypologie. Mit dem Verfall der nominalen Flexion scheinen syntaktische Prozesse der Wortdistribution verbunden zu sein, die von weitreichender (typologischer) Bedeutung sind. Hierbei handelt es sich zum einen um Stellungsvarianten von Subjekt, Prädikat und Objekt im Aussagesatz⁷⁰, die theoretisch folgende Möglichkeiten umfassen: S – P – O, S – O – P, P – S – O, P – O – S, O – S – P und O – P – S. Hier soll es, da sämtliche Varianten nicht zu besprechen sind, nur um die sog. Subjekt-Objekt-Prädikat- bzw. Subjekt-Prädikat-Objekt-Sprachen gehen, insbesondere um das Verhältnis von O und P (– O – P- bzw. – P – O-Sprachen). Zum anderen soll es um die Frage gehen, welche Konsequenzen die Folge S – O – P bzw. S – P – O für die Stellung anderer, modifizierender Elemente im Satz hat.

Verschiedenen Forschern ging es (früher) in erster Linie um den morphologischen Status des Wortes, d. h. darum, ob der Flexionsverfall im nominalen Bereich die Ursache für bestimmte Entwicklungen von Wortstellungseigentümlichkeiten in den Sprachen war. Für das letzte hatte schon JESPERSEN (1925, 346f.) plädiert: „... da die vereinfachung des grammatischen baues, die abschaffung der kasusendungen usf. immer hand in hand mit der entwicklung einer festen wortordnung gehen, muß ein verhältnis von ursache und wirkung zwischen beiden phänomenen bestehen. Welches ist nun das prius, die ursache? Meiner ansicht nach unzweifelhaft die feste wortordnung, so daß die grammatische vereinfachung zum posterius wird, die wirkung darstellt.“ Jespersen polemisiert dann gegen die entgegengesetzte Auffassung, da sie eine Phase der nur begrenzten Kommunizierbarkeit der Sprache in Kauf nähme, die zwischen Flexionsverlust und noch nicht entwickelter syntaktisch geregelter Wortstellung läge. Er relativiert diese allzu vereinfachte und schematische Argumentation und damit auch seinen

Standpunkt jedoch umgehend, wenn er – zutreffender – feststellt, daß „die tatsachen ... in wirklichkeit selbstverständlich viel verwickelter (sind, da) die veränderungen der einen art ... mit veränderungen der anderen so vermengt (sind), daß es schwierig, wenn nicht unmöglich ist, in einem einzel-falle zu entscheiden, was das prius, was das posterius ist. Wir sind nicht imstande, unseren finger auf eine stelle zu legen und zu sagen: hier ist das schluß-*m* oder -*n* abgefallen, weil es jetzt als akkusativzeichen überflüssig geworden ist, denn der akkusativ wird unveränderlich dem verbum nachgestellt – oder aus einem anderen derartigen grunde“ (ebd., 347).

Tatsächlich abstrahieren beide Alternativen, für sich genommen, von den konkreten sprachlichen Gegebenheiten. So muß es bei Flexionsverfall nicht notwendig zur festen Wortfolge im Satz kommen. Der Verfall der Deklination z. B. in den Balkansprachen hat keine feste Wortfolge bewirkt. Wir lassen die Beantwortung dieser Frage also vorerst auf sich beruhen, bleiben aber bei den in letzter Zeit oft behandelten Beziehungen zwischen Flexion und Wortfolge zur Bezeichnung syntaktischer Funktionen von Wörtern im Satz. Dazu haben sich neuerdings, aufbauend auf Arbeiten der Prager Linguistik zur funktionalen Satzperspektive (Thema-Rhema-Gliederung) und besonders auf Erkenntnissen Greenbergs über implikative Beziehungen zwischen Wortstellungsregularitäten und Wortflexion, vor allem LEHMANN (u. a. 1974) und VENNEMANN (u. a. 1974) und BARTSCH/VENNEMANN (u. a. 1982) geäußert. Schon GREENBERG (1963, 1966², 1976⁵) hatte anhand von zahlreichen implikativen Universalien zu Wortfolgeregularitäten im allgemeinen Stellung genommen. Sein erstes Universale stellt fest, daß in Aussagesätzen mit nominalem Subjekt und Objekt „the dominant order is almost one in which the subject precedes the object“ (1976⁵, 77). Das läßt drei Realisationen, nämlich P – S – O, S – P – O und S – O – P zu.

Greenberg interessierten aber vor allem die implikativen Verhältnisse zwischen der Stellung von S, P und O und der Stellung anderer Elemente im Satz. So lautet u. a. sein viertes Universale: „With overwhelmingly greater than chance frequency, languages with normal S O V order are postpositional“ (ebd., 79). Sein zweites Universale lautet: „In languages with prepositions, the genitive almost always follows the governing noun, while in languages with postpositions it almost always precedes“ (ebd., 78).

LEHMANN (1974, 14ff.) sah die implikativen Beziehungen innerhalb der unterschiedlichen Wortfolge in S – O – P resp. S – P – O ebenfalls, jedoch interessierte er sich vornehmlich für die Wortstellung in der ie. Grundsprache (ebd., 30ff.). Hier postulierte er für den unmarkierten Satz die Folge S – O – P.

VENNEMANN (1974, 287ff.) sieht die Wortstellung S – O – P des Indoeuropäischen⁷¹ durch die zunehmende Unfähigkeit der Einzelsprachen,

morphologisch zwischen (topikalem) Subjekt und dem folgenden (fokalen) Objekt zu differenzieren, durch einen bereits früh angelegten Übergang zur S – P – O-Wortstellung in Frage gestellt. Sprachen ohne nennenswerte Wortmorphologie oder mit einer Morphologie, die dennoch nicht den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt hinreichend verdeutlichen kann (Chinesisch, Englisch, Französisch, Deutsch u. a.), mit anderen Worten, Sprachen, deren topikale und fokale nominale Satzteile durch morphologische Merkmale nicht ambiguitätslos unterscheidbar sind, tendieren dazu, die o. g. Satzglieder durch das Prädikat voneinander zu trennen. Hierdurch erklärt sich auch die Unmöglichkeit, durch engl. *John loves Dolly*, in *John* ein fokales Objekt auszudrücken. *John* ist in diesem Falle stets Subjekt; seine Veränderung ergibt sich durch eine Veränderung der ganzen Satzstruktur: *It is John, whom Dolly loves*. – Umgekehrt wäre zu erwarten, daß Sprachen mit einer differenzierungsfähigen Morphologie zum Typ S – O – P tendieren, bzw. diesen Typ in einem auffälligen Maße tolerieren.

In der Tat lassen sich solche S – O – P-Sprachen auch hinreichend nennen. Für die heutigen Sprachen trifft das u. a. für das Hindi und für das Japanische zu; für alte ie. Sprachen seien vor allem das Hethitische, aber auch das Altindische genannt. Entsprechend der o. g. Regularität sollte also zumindest ein Glied der nominalen Größen im Satz morphologisch markiert sein. Im Hindi ist das der sog. Akkusativ, vgl.: *Mā Peter ko pyār karatī hai* „Die Mutter liebt **Peter**“, *Chitā manushyan ko mārātā hai* „Der Tiger tötet **den Menschen**“, *Manushya chite ko mārātā hai* „Der Mensch tötet **den Tiger**“. – Oft übersehen und nicht genannt werden hierbei aber diejenigen Fälle, wo die funktionalen Rollen der Lexeme für Subjekt und Objekt schon durch die Verbsemantik determiniert sind. Sie müssen dann nicht mehr morphologisch markiert werden. Das zeigt sich u. a. wiederum im Hindi, vgl. *Peter kitāb* (sog. Akk.) *padhatā hai* „Peter liest **ein Buch**“, *Main kitāb padhatā hun* „Ich lese **ein Buch**“ usw. Solche Strukturen verzichten damit wie auch S – P – O-Sprachen auf eine explizite morphologische Markierung eines ihrer nominalen Glieder und differenzieren funktional-semantisch.

Es wurde schon das Greenbergsche implikative Universale genannt, daß S – O – P-Sprachen in der Regel eine Morphologie haben. Da die S – O-Beziehungen hier durch morphologische Mittel verdeutlicht werden können, spielen in solchen Sprachen Wortstellungsregularitäten nicht die gleiche Rolle wie in manchen S – P – O-Sprachen, z. B. Hindi: *Manushyan ko* (sog. Akk.) *chitā mārātā hai*, „**Den Menschen** tötet der Tiger“. Damit ergeben sich in diesen Sprachen variable Wortstellungen mit nur statistisch erfaßbaren Dominanten von Subjekt und Objekt, weswegen schon Lehmann und, ihm folgend, andere das Hauptgewicht auf die Stellung von P im Satz legten ([S] – O – P versus [S] – P – O). Danach würden Sprachen mit

Endstellung von P die Verhältnisse von S und O verhältnismäßig variabel gestalten, z. B. das Hethitische, vgl. dazu im folgenden und in 3.7.

1.5.11.2. Man sieht, daß unser Universale vieles offen läßt, doch dürfte die Vorkommenshäufigkeit dieser Regel signifikant sein. Damit ist zugleich eine Hypothese als Erklärungsbasis gegeben. Es wird aber auch deutlich, was solchen implikativen „Universalien“ anhaftet: sie geben eben in der Regel nur Tendenzen an, auch statistisch auslegbare Gegebenheiten in einer Reihe von Sprachen, und sie ignorieren damit zugleich die Abweichungen von der allgemeinen Regel, die nicht signifikant sind. Im Gegensatz dazu ist sich die genetische Sprachwissenschaft spätestens seit Meillet bewußt, daß gerade Anomalien (besonders in der Morphologie) Archaismen darstellen können, die unbedingt in die historisch-vergleichende Interpretation des Untersuchungsgegenstandes gehören (vgl. 1.1. und 1.4.). Das Verhältnis von Vorkommenshäufigkeit und Ausnahme wird uns im weiteren noch einmal beschäftigen.

Wie schon ausgeführt, hatte auch Vennemann, aufbauend auf Greenberg, die hier genannten Tendenzen einer grundlegenden distributionell-syntaktischen Untersuchung an verschiedenen Sprachen unterzogen. Auch seine Ergebnisse zeigten, was die Inbeziehungsetzung der o. g. Befunde mit Grundstrukturen der Wortstellung betrifft, daß implikative Wortstellungs- bzw. Sprachveränderungsregularitäten zwar nicht absoluten, jedoch so auffälligen Charakters vorliegen, daß sie spezifische Erklärungen und Interpretationen nahelegen, die einer Implikation an und für sich noch nicht zukommen („wenn p , dann q “ besagt noch nichts über den Grund gerade dieser Beziehung im einzelnen, bzw. über die Prozeßabläufe einer Implikation). Vennemanns und anderer Verdienst ist es dabei, an zentralen Erscheinungen der Sprachstruktur und des Sprachwandels auf miteinander verbundene Prozesse aufmerksam gemacht zu haben, die sich im Bereich von Phonologie, Morphologie und Syntax abspielen. Die Feststellung, daß Sprachen mit mangelhaften morphologischen Differenzierungsmöglichkeiten zwischen (topikalem) Subjekt und (fokalem) Objekt ihre Wortstellung in Richtung auf den Typus S – P – O hin entwickeln bzw. entwickelt haben (z. B. das Englische), impliziert die Anerkennung langwährender, auch widerspruchsvollen und im einzelnen noch zu wenig erforschten Wandels von Wortstellungseigenschaften in den Sprachen.

Dieser Wandel wird für das Indoeuropäische in der zwischen der Grundsprache und den ie. Einzelsprachen liegenden Periode gesehen. W. P. LEHMANN hat verschiedentlich (so u. a. 1974, 3ff. und 31ff.) behauptet, daß der ie. einfache, unmarkierte Satz die Wortfolge (S) – O – P gehabt habe, diese aber keinesfalls in ausschließlicher, also konsistenter, sondern nur in

dominanter Weise, so daß sich Strukturveränderungen in der o. g. Richtung vollziehen konnten. Als Zeugen für die syntaktische Rekonstruktion wurden von Lehmann vor allem das Hethitische und das Vedische herangezogen, Sprachen, in denen diese Struktur auffällig ist.

Mit der (S) – O – P- bzw. mit der (S) – P – O-Struktur ist eine Reihe weiterer syntaktischer Eigentümlichkeiten solcher Sprachen auffällig verbunden. (S) – O – P-Sprachen bevorzugen die Vorausstellung des relativen Nebensatzes vor seine Bezugsgröße (vgl. dazu aber auch 3.7.); (S) – P – O-Sprachen lassen den Relativsatz der Bezugsgröße folgen. Damit korrespondiert bei (S) – O – P-Sprachen die Voranstellung des Genitivattributs vor sein Bezugsglied (gegenüber Nachstellung bei (S) – P – O-Sprachen), die Bevorzugung von Postpositionen (statt Präpositionen in (S) – P – O-Sprachen), die bevorzugte Voranstellung des vergleichenden Ausdrucks bei der Komparation vor dem Adjektiv bei (S) – O – P-Sprachen (gegenüber Nachstellung bei (S) – P – O-Sprachen) und eine Reihe von anderen Eigentümlichkeiten, um deren zusammenfassende Darstellung und Erklärung sich besonders VENNEMANN bemüht hat (vgl. u. a. BARTSCH/VENNEMANN 1982, 34ff.). Hier werden zwei Sprachtypen aufgestellt: „konsistent präspezifizierende Sprachen, in denen alle Spezifikatoren (Attribute und Komplemente) ihrem jeweiligen Spezifikat vorangehen, und konsistent postspezifisierende Sprachen, in denen alle Spezifikatoren ihrem jeweiligen Spezifikat folgen“ (ebd., 34f.). Aber auch hierbei handelt es sich vielfach nur „idealtypisch“ um konsistente Züge in den Sprachen; in einer ganzen Reihe von Sprachen dagegen nur um Tendenzen, nicht um Regularitäten mit Ausschließlichkeitscharakter.

Diese Tatsache und die nicht seltene philologische Entscheidungsschwierigkeit, ob (S) – O – P bzw. (S) – P – O in einem unmarkierten oder in einem stilistisch bzw. expressiv markierten Satz auftreten, erschwert exakte Angaben und trägt zur Vagheit typologischer Aussagen bei. LEHMANN (1974, 30) reflektiert dies zu Recht vorrangig für das Altindische und für das Altgriechische, wenn er schreibt: „The documents surviving from the earliest dialects are virtually all in verse or in literary forms of prose. Accordingly many of the individual sentences do not have the unmarked order, with verb final ...“

1.5.11.3. Bei dieser Sachlage liegt es nahe, hierfür vorrangig das Zeugnis des Hethitischen statt des Vedischen zu wählen, weil im Hethitischen einmal hinreichend Prosatexte (Sachtexte verschiedener Genres) vorliegen, die günstigere Bedingungen für derartige Untersuchungen bieten, und weil das Hethitische zum andern eine in hohem Maße (aber nicht ausschließlich!) konsistente (S) – O – P-Sprache ist. Dem Hethitischen fällt damit die

wichtigste Rolle für die in Frage stehende Problematik innerhalb der ie. Sprachen zu. Es bestätigt als (S) – O – P-Sprache (Typ: *nu-šmaš uzuhrin adanzi*, „sie fressen [für sich] das Gras“, FRIEDRICH 1960², 121) auch die hier genannten anderen syntaktischen Merkmale; sie machen diese Sprache geradezu zu einem Musterbeispiel für diesen Strukturtyp. Vgl. für die Voranstellung des Relativsatzes vor seinen Bezugssatz *nu-za UTU^š kuin NAM.RA INA É LUGAL uyaštenun naš* 15.500 NAM.RA *ešta* (wörtlich) „(und) welche Gefangenenschar ich, die Sonne, in das Haus des Königs geführt habe, die betrug 15.500 Gefangene“. Vgl. für den vorangestellten Genitiv *parnaš išhaš* (wörtlich) „des Hauses der Herr“ und für den Gebrauch von Postpositionen HUR.SAG-*i šara* „auf den Berg (hinauf)“, *É-ri andan* „in das Haus“ usw. Mit diesem Sachverhalt aber harmoniert nur teilweise, daß das Hethitische nicht über ein voll differenziertes morphologisches System zur Kennzeichnung der Subjekt-Objekt-Opposition verfügt. Das zeigt sich nicht nur darin, daß – wie auch in anderen ie. Sprachen – eine formale Differenzierung vom Nom. und Akk. im Genus neutrum nicht gegeben ist, wobei das Genus neutrum wegen des Fehlens des Femininums dem Genus commune als einziges Genus gegenübersteht, sondern dies zeigt sich auch in gewissen Ausgleichstendenzen zwischen Nom. und Akk. im Pl. des Genus commune: z. B. *antuhšaš* (Nom. Pl.) „die Menschen“ und *antuhšuš* (Akk. Pl.) „die Menschen“ zeigen im jüngeren Hethitisch Ausgleichstendenzen mit Formen wie *antuhšaš* für Nom. und Akk. Pl. und *antuhšuš* ebenfalls für Nom. und Akk. Pl. (FRIEDRICH/KAMMENHUBER 1975–, 191f.). Obgleich damit durchaus keine optimalen Bedingungen für das Wirken der (S) – O – P-Regel gegeben sind, hält sich die heth. Sprache immerhin bis in ihre jüngste Phase konsequent an die Endstellung von P. Man kann das einmal mit dem ohnehin archaischen Charakter einer Reihe von sprachlichen Erscheinungen des Hethitischen begründen und zum anderen damit, daß die Entwicklung dieser Sprache Ende des 2. Jahrtausends durch ihren Untergang abbrach. Innerhalb der ca. 400jährigen geschichtlichen Überlieferung des Hethitischen gibt es aber keinen Ansatz zur Wortfolgeänderung bei P. Demgegenüber sind die o. g. präspezifizierenden Züge des Hethitischen nicht durchgängig, man vgl. hierzu die auch im Hethitischen beliebte partitive Apposition (*σχήμα καὶ ὅλον καὶ μέρος*) *takku A.ŠA-an ZAG-an kwiški paršija* . . . Wörtlich: „Wenn jemand ein Feld (und zwar) die Grenze zerbricht, . . .“ (vgl. FRIEDRICH 1960², 124), wo das spezifizierende Element sich in Nachstellung befindet. Das Hethitische repräsentiert sich hinsichtlich der Endstellung von P (im Sinne von Lehmann) zwar als ein Idiom mit „indoeuropäischem“ Charakter, aber es zeigt sich, daß diesem Befund keine vollständig konsistente präspezifizierende Struktur entspricht. Derartige Diskrepanzen haben sicherlich dazu beigetragen, die enge Beziehung zwischen

der Position des Prädikats im Satz und prä- bzw. postspezifizierenden Elementen aufzugeben und überwiegend den letzteren seine Aufmerksamkeit zu schenken (vgl. BARTSCH/VENNEMANN 1982, 35), eine Konsequenz, der man sich wegen der gar nicht übersehbaren implikativen Beziehungen zwischen Prädikatstellung und der Stellung spezifizierender Elemente im Satz nur mit Vorbehalt und unter praktischen Gesichtspunkten anschließen kann.

1.5.11.4. Es zeigt sich dabei, was es mit der „Panchronie“ von implikativen typologischen Merkmalen insgesamt auf sich hat: 1. Ihre Geltung ist vielfach approximativer, tendenzieller Natur (und die formulierten Untersuchungsergebnisse sind vielfach statistischer Art). 2. Die Beschreibung implikativer Erscheinungen ist systemorientiert. Sie sieht von der Frage außersprachlicher Einflüsse bei Strukturwandel in den Sprachen (ohne deren Wirkung allerdings in Frage zu stellen) ab. Substrateinflüsse oder areale Einflüsse gehen nicht in das typologische Kalkül ein, weil die Entwicklungen, in unserem Falle die Wortfolgeregularitäten, der Theorie gemäß ohnehin aus inner-sprachlichen Gegebenheiten erklärt werden. Diese Position ist grundsätzlich und damit von prinzipieller Bedeutung. Ihre systemorientierte Haltung, deren Berechtigung hier weder pauschal bestritten noch voll akzeptiert werden kann, wird jedoch nicht von denjenigen geteilt; die auch (unbekannte) Substrateinflüsse für den Sprachwandel mit verantwortlich machen wollen. In unserem Falle scheinen die Argumente der Typologie für innersprachlich veranlagte Veränderungsbedingungen allerdings überzeugender zu sein, da eine weitgehend beobachtbare Tendenz eines implikativen Verhältnisses gegen die Annahme zufälliger, im einzelnen stets besonders gelagerter äußerer Faktoren spricht. 3. Die Formulierung typologischer Merkmale schließt andersgelagerte Erscheinungen, die als peripher, ausnahmegartig anzusehen sind, aus der Betrachtung aus. Dieses für typologische Zwecke zulässige und unerläßliche Verfahren (der Beschreibung dominanter Strukturen) läßt sich jedoch nicht auf die genetische und hist.-vgl. Sprachwissenschaft übertragen, denn der Stellenwert nichtdominanter Erscheinungen ist hier ein anderer als in der Typologie. Bekanntlich können nichtdominante (Relikt)-Erscheinungen unter hist.-vgl. Aspekt wichtige Indizien für die Rekonstruktion oder für areale Fragestellungen (Entlehnung) sein. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an das o. g. *σχῆμα καὶ ὅλον καὶ μέρος*, das zwar gegen den konsistenten präspezifizierenden Charakter des Hethitischen spricht, aber als wahrscheinlich voreinzelsprachliches Erbe nicht nur ein interessantes hist.-vgl. Detail darstellt, sondern auch die Historizität der hier besprochenen Problematik insgesamt beleuchtet, d. h. in unserem Fall die Tatsache, daß in den Sprachen mit der Koexistenz von altertümlichen und innovierten Erscheinungen zu rechnen ist. Geht man beispielsweise davon

aus, daß die starre Endstellung des heth. Prädikats ein sekundärer Ausbau ererbter voreinzelsprachlicher Züge ist, so fällt es nicht schwer, neben dominierenden präspezifizierenden Zügen auch postspezifizierende im Hethitischen zu tolerieren. Gerade derartige Erscheinungen aber interessieren die hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Man vgl. z. B. auch die Rolle, die die sog. Heteroklitika (gr. ὕδωρ-ὕδατος dt. *Wasser*, got. *wato/watins* usw.) und andere heteromorphe Formen in der Indoeuropäistik spielen. Andererseits können verbreitete Erscheinungen (z. B. die durchgehend auf *-mi* auslautende Endung der 1. Pers. Sg. Präs. im Sanskrit *bhārāmi*) sekundäre einzelsprachliche Bildungen und damit von geringem Wert für die rekonstruierende Sprachvergleichung sein.

2. Aufgaben und Ziele der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (vornehmlich am Beispiel der ie. Sprachen)

Das Niveau einer Wissenschaft bestimmt sich daraus, wie weit sie einer Kritik ihrer Grundbegriffe fähig ist.

(Heidegger)

2.1. Kurzer wissenschaftsgeschichtlicher Abriß zur Vorgeschichte der Indoeuropäistik bis zu ihrem Begründer Franz Bopp

Kenntnisse über genetische Beziehungen zwischen verschiedenen Sprachen Europas und später auch des Orients gab es schon Jahrhunderte vor der eigentlichen Etablierung der vergleichenden ie. Sprachwissenschaft durch Franz Bopp zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Aus der Antike sind uns keine diesbezüglichen Äußerungen bekannt. Obwohl die Griechen und besonders die Römer auf ihren Kriegszügen mit zahlreichen Völkern und deren Sprachen in Berührung gekommen waren, wußten die antiken Grammatiker nichts über Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Sprachen zu berichten. Insbesondere die Ideologie der Eroberer gegenüber den „Barbarensprachen“ der von ihnen unterworfenen Völker, sowie die Tatsache, daß Griechisch und Latein *lingua franca* in der damals bekannten Kulturwelt waren, schufen keine gesellschaftlichen Voraussetzungen, sich mit fremden Sprachen eingehender zu befassen. – In der späteren christlichen Zeit begnügte man sich weitgehend mit der biblischen Auffassung vom Hebräischen als der Ursprache⁷² schlechthin; man setzte es vielfach mit der vor der Babylonischen Sprachverwirrung (Altes Testament, Buch Mose 1, 11) gesprochenen Sprache gleich. Hebräisch als Ursprache wurde damit als Ausgangspunkt für zahlreiche andere europäische Sprachen betrachtet, deren Herkunft man in dogmatischer Weise von der biblischen Ursprache herzuleiten suchte. In zahlreichen sog. Sprachenharmonien des 16. und 17. Jh., polyglotten Wortlisten nebeneinandergestellter, ausgewählter hebräischer, griechischer, lateinischer und deutscher Wörter (vgl. Einzelheiten bei ARENS 1969, 1; 76ff.) wurde so nicht induktiver Erkenntnisgewinn über Sprachverwandtschaft angestrebt, sondern deduktiv der theologisch motivierte Beweis für die Richtigkeit des biblischen Dogmas gesucht. Daß hierbei weder hinreichende etymologische Kenntnisse noch praktische

Erfahrungen das Feld bestimmten, versteht sich schon aus der historischen Gesamtlage dieser frühen lexikalischen Spekulationen, doch war dies zugleich Garant für das „Gelingen“ dieser Harmonisierungsversuche. Zudem kam ihnen immerhin zugute, daß neben vielem Widersinnigen verschiedene lexikalische Gleichungen aus Lehnwörtern bestanden, die sich somit als „richtig“ erwiesen (wenn auch nicht im Sinne einer genetischen Verwandtschaft, z. B. hebr. *sak*, gr. *σάκκος*, lat. *saccus*, dt. *Sack*).⁷³ Diesen Sprachenharmonien lag aber bereits der Gedanke von Sprachverwandtschaft einschließlich der Ursachenproblematik zugrunde, wenngleich er auch nicht wissenschaftlich, sondern spekulativ-theologisch expliziert wurde.

Neben diesen theologisch orientierten Wortgleichungen gab es schon im 16. Jh. andere Überlegungen. THEODOR BUCHMANN (1504–1564), genannt Bibliander, stellte interessante Überlegungen zum Sprachwandel an, den er u. a. aus Sprachmischung infolge von kriegerischen Ereignissen und Migrationen der Völker erklärte.

Außerhalb der Sprachenharmonien findet man bereits seit dem 12. Jh. gelegentliche Hinweise auf Sprachverwandtschaft. Sie spielen sich ebenfalls im lexikalischen Bereich ab, dem damals einzig zugänglichen und auffälligen. So wies der Waliser GIRALDUS GAMBRENSIS (1146–1220?) auf Gleichungen wie gr. *ὄνομα*, lat. *nomen*, walis. *enou* oder gr. *δέκα*, lat. *decem*, walis. *dec* hin. – Der spanische Erzbischof RODERICUS XIMENEZ DE RADA (1175–1247) gab in seinem Buch „De rebus Hispaniae“ eine erstaunlich klare sprachliche Schau Europas (wenn man von zeitbedingten Absurditäten absieht), indem er slawische (das sind westslawische), germanische, romanische und keltische Sprachen nennt. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch DANTE ALIGHIERI (1265–1321), der in seiner Schrift „De vulgari eloquentia“ (um 1304) ebenfalls eine Reihe europäischer Sprachen zu Gruppen gliedert. – Wichtig, da erstmalig das Sanskrit ausführlich erwähnend, ist der Italiener FILIPPO SASSETTI (1540–1588), der auf lexikalische und grammatische Ähnlichkeiten zwischen Sanskrit und Italienisch hinwies.⁷³

Von großer Bedeutung aber war JOSEPH JUSTUS SCALIGER (1540–1609). Seine postum (1610) erschienene Schriftensammlung „Opuscula varia“ enthält einen Aufsatz (Diatriba de Europaeorum Linguis), worin vier europäische „Hauptmuttersprachen“ (matrix lingua), die sog. *Θεός*-, die DEUS-, GODT- und die BOGE-Sprache, samt verschiedenen ihrer Nachfolgesprachen aufgelistet werden.⁷⁵ Außerdem bespricht er sieben weitere „Nebenmuttersprachen“. Seine Darstellung gibt – neben zeitbedingten Irrtümern – die vollständigste und klarste Übersicht über die europäischen Sprachen zur damaligen Zeit (Einzelheiten bei ARENS 1969, 1; 74 ff.; BONFANTE 1954, 687 f.; METCALF 1974, 238 f.; AMIROVA 1980, 232). Eigenartigerweise verzichtet er sowohl auf den Hinweis ihrer genetischen Verwandtschaft als auch auf eine Ursprachenhypothese.

Dennoch lag derartigen Versuchen oft die Annahme einer Ursprache zugrunde. Dies erklärt sich aus den seit dem ausgehenden Mittelalter bis ins beginnende 19. Jh. zahlreich vorgenommenen lexikalischen Vergleichen von dt.-gr.-lat. bzw. auch dt.-pers. Material, die zu der Schlußfolgerung nicht nur von Sprachmischungen (zur Erklärung der Divergenzen und der Übereinstimmungen), sondern auch von Urverwandtschaft führten (zum dt.-pers. Sprachvergleich siehe HIERSCHE 1985). Manche dieser Versuche operierten zur Erklärung dieser weitverzweigten sprachlichen Beziehungen auch schon mit der Annahme von Wanderungen der Sprachträger, wobei auch die Hypothese einer Urheimat zur Debatte stand.

FRANCISCUS RAPHELENGHIUS (1539–1597) war einer der ersten, der u. a. auf dt.-pers. Wortgleichungen hinwies und dazu ein sog. Spezimen von 24 Wörtern herausgab, vgl. daraus u. a.:

<i>Berader</i>	–	<i>frater</i>	–	<i>Bruder</i>
<i>Dandam</i>	–	<i>dens</i>	–	<i>Zahn</i>
<i>Ses</i>	–	<i>sex</i>	–	<i>sechs</i>
<i>Star</i>	–	<i>stella</i>	–	<i>Stern</i>
<i>Mus</i>	–	<i>mus</i>	–	<i>Maus</i>
<i>Mader</i>	–	<i>mater</i>	–	<i>Mutter</i>
<i>Nam</i>	–	<i>nomen</i>	–	<i>Name</i>

Der damals berühmte klassische Philologe JUSTUS LIPSIUS (1574–1606) verglich in einem 35 Wortgleichungen enthaltenden Spezimen Persisches und Niederländisches, wobei neben manchem Unrichtigen auch vieles Richtige war, das nicht auf Zufall beruhen konnte. Die sich entwickelnde Persomanie gipfelte in der Feststellung, daß ein Deutscher ganze Verse in Persisch verstehen könne („Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intellegit), was noch ADELUNG (1806, 227) tadelnd vermerkte. MARCUS ZUCRIUS BOXHORN (1612–1653) berichtet über zahlreiche gesammelte Wortgleichungen, und er kommt zur Annahme einer Ursprache, die er die skytische nennt und von der sich sämtliche verglichenen Sprachen (Griechisch, Latein, Deutsch, Persisch) abgeleitet hätten. – Eine der bedeutendsten Abhandlungen zur Ursprachenproblematik stammt von ANDREAS JÄGER (De lingua vetustissima Europae, Scytho-Celtica; Wittenberg 1686). Er setzt die ausgestorbene Ursprache, ebenfalls das „Skytische“, im Kaukasusgebiet an und erklärt die Verbreitung der Tochtersprachen (Persisch, Griechisch, Latein, Slawisch, Keltisch, Gotisch und andere germanische Sprachen) durch Migration der Sprachträger. Das Skytische aber gilt ihm noch als direkter Nachfahre des sog. Japhetischen, des Hebräischen. Zum Sprachwandel verwendet er schon die Metapher eines aufblühenden und absterbenden Organismus, den er in Analogie zu biologischen Organismen und auch zu

Staatsgebilden sieht. („Et his iudicium formari queat de infantia, adolescentia, virilitate, flore ac devergio interrituque omnium linguarum. Quod enim hominum, imperiorum, civitatum, hoc idem linguarum fatum est“ [S. 18].)

Den eigentlichen Durchbruch und die Basis für die daraufhin entstehende Indoeuropäistik leitete jedoch das allmähliche Bekanntwerden des Sanskrit wegen seiner klar erkennbaren genetischen Zusammengehörigkeit mit den meisten europäischen Sprachen ein. Seine Durchschlagskraft war schon deshalb größer als die des Persischen, weil hier wirklich eine alte Sprache in ihrer ursprünglichen flexivischen Vielfalt vorlag (hinzu kam dann noch das ältere Vedisch), wohingegen das Persische vorerst nur in verhältnismäßig rezenten Stadien bekannt war und die Morphologie infolge ihres fortgeschrittenen Verfalls (vgl. 1.5.10.) wenig Anhaltspunkte für den Sprachvergleich bot. Zudem war damals die Quellenlage vor allem des Avestischen (in den Gāthās) und des Altpersischen (in den Keilschriftdokumenten, vgl. 1.2.3.1.) weitaus dürftiger als bei der Sanskritliteratur und kaum bekannt, und es gab nur wenige Kenner der Schriften der Lehre Zarathustras.

Der Name Sasseti wurde schon erwähnt. Eine frühe Grammatik des Sanskrit stammt aus der Feder des Jesuitenpaters JOHANN ERNST HANXLEDEN, der 1699 nach Indien ging und dort 30 Jahre wirkte. Die „Grammatica Granthania seu Samscrdumica“ gelangte nach Rom, wurde aber nie gedruckt. – Es folgen im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte zahlreiche Hinweise auf das Sanskrit, dessen von den Brahmanen gehütetes Geheimnis sich nur allmählich europäischen Gelehrten, Missionaren und Beamten lüftete. Daß die auffälligen Übereinstimmungen mit europäischen Sprachen nicht verborgen bleiben konnten, war naheliegend. Der Engländer HENRY THOMAS COLEBROOKE (1765–1835) begründete dann die europäische Sanskritphilologie. Doch schon 1768 hatte der Jesuitenpater GASTON COEURDOUX aus Indien eine Mitteilung nach Paris gesandt, worin drei große Listen mit über 200 Wortgleichungen, darunter auch Flexionsparadigmen, Pronomina und Zahlwörter, enthalten waren, vgl. u. a.: skt. *vidhāvā* – lat. *vidua* „Witwe“, *nāvā* – *novus* „neu“, *dāntam* – *dens* „Zahn“, *dānam* – *donum* „Geschenk“, *rāja* – *rex* „König“, *devās* – *deus* „Gott“, *pādam* – *pes* (hominis) „Fuß“, *āsti* – *est* „er ist“, *āsi* – *es* „du bist“, *āsmi* – *sum* „ich bin“, *sānti* – *sunt* „sie sind“ u. a. m. (weiter zu Coeurdoux vgl. MAYRHOFER 1983). Da der Bericht aber erst im Jahre 1808 gedruckt wurde, kam nicht ihm, sondern Sir William Jones die Ehre zu, als erster auf die lexikalischen und flexivischen Übereinstimmungen des Sanskrit mit europäischen Sprachen grundsätzlich hingewiesen zu haben. Alle diese Autoren operieren auch mit dem Gedanken der Ursprache, nehmen Migration und auch Sprachmischung als Ursachen für die einzelsprachlichen Veränderungen an. Zu erwähnen sind auch drei Schriften des Jesuiten FR. PAULINUS a SANCTO BARTHOLOMAEO, die zwi-

schen 1790 und 1802 in Rom erschienen und worin er sich nicht nur als Kenner des Sanskrit, sondern auch als Verfechter der Verwandtschaft dieser Sprache mit den europäischen erweist (Einzelheiten vgl. bei L. ROCHER 1961, 321–352). – Der Engländer N. B. HALHED, dem es als einem der ersten Europäer gelang, in Indien Sanskrit zu lernen, äußerte sich 1778 in seiner „Bengalischen Grammatik“ dazu folgendermaßen: „I have been astonished to find this similitude of Sanskrit words with those of Persian and Arabic and even of Latin and Greek, and these not only in technical and metaphorical terms, which the mutation of refined arts and improved manners might have occasionally introduced; but in the main groundwork of language, in monosyllables, in the names of numbers, and the appellations of thus things as could be first discriminated on the immediate dawn of civilisation.“ Es zeigt sich hier schon ein klarer Hinweis auf Wörter des Grundwortschatzes einschließlich morphologischer Aspekte (Wortwurzeln, Numeralia).

Unabhängig davon erschien 1787 eine Rezension des Königsberger Historikers CHRISTIAN JAKOB KRAUS (1753–1807) zum „Allgemeinen vergleichenden Wörterbuch von Pallas“, wo ausdrücklich auf die Wichtigkeit des grammatischen Sprachbaus für die Verwandtschaftsnachweise zwischen Sprachen hingewiesen wird. Dagegen nennt Kraus das „Geschäft der Wortvergleiche mißlich und verführerisch“ und verurteilt damit die jahrhundertealten etymologischen Spekulationen (Einzelheiten bei ARENS 1969, 1; 136ff.).

Von weiterreichender Wirkung als alle bisher genannten Hinweise war jedoch die oben schon erwähnte Bemerkung von Sir WILLIAM JONES (1746–1794); Oberrichter in Fort William in Bengalen, der 1784 die „Asiatische Gesellschaft“ mit Sitz in Kalkutta gründete und neben vielen anderen verdienstvollen Publikationen 1786 einen Vortrag hielt („The Third Anniversary Discourse, on the Hindus, JONES 1786“), worin er unter anderem in nur wenigen Worten feststellte: „The Sanskrit language, whatever be its antiquity, is of a wonderful structure, more perfect than the Greek, more copious than the Latin, . . . yet bearing to both of them a stronger affinity, both in the roots of verbs and in the form of grammar, than could possibly have been produced by accident; so strong indeed, that no philologist could examine them all three, without believing them to have sprung from some common source, which perhaps no longer exists . . .“⁷⁶ So gelangte Jones, ohne daß er diesen Dingen selbst weiter nachgegangen wäre,⁷⁷ mit seinen knappen, aber präzisen, die morphologische Verwandtschaft dieser Sprachen feststellenden Worten,⁷⁸ zu dem entscheidenden Punkt, um den es künftig – im Gegensatz zu den bisher überwiegend lexikalisch orientierten Vergleichen – gehen sollte, zur Grammatik, und er fand Nachfolger. Demgegenüber bedeuteten z. B. die Äußerungen ADELUNGS (1806, 149) über die lexikalischen Übereinstimmungen

des Sanskrit mit zahlreichen, auch nichtie. Sprachen eher einen Rückschritt (Einzelheiten vgl. bei BENFEY 1869).

Es war in Deutschland aber nicht Jones' o. g. Dictum, sondern FRIEDRICH SCHLEGELS Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier“ (1808), das in entscheidendem Maße dafür sorgte, daß sich verschiedene Gelehrte nun intensiv mit dem Sanskrit und der Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft befassen sollten. Schlegel, der Jones' Äußerung kannte, hatte sich in Paris u. a. mit Sanskrit, indischer Kultur, Literatur und Philosophie beschäftigt und die Früchte seiner linguistischen Studien im 1. Teil seines Buches („Von der Sprache“, 3–86) mitgeteilt. Indem er auf die Wichtigkeit der morphologischen Übereinstimmung zwischen genetisch verwandten Sprachen aufmerksam machte, wies er auf das Hauptkriterium beim Sprachvergleich hin, das bis heute Geltung hat. Als Ursprache wird das Sanskrit in Erwägung gezogen oder eine nicht mehr vorhandene Sprache; Hebräisch als Ursprache wird verworfen. Schlegel vergleicht und erhärtet an zahlreichen Beispielen seine Thesen, wobei er die „etymologischen Künsteleien“ traditioneller Observanz ablehnt. Als wesentlichen Faktor einer vergleichenden Sprachwissenschaft sieht er den historischen Aspekt an, der die älteren Sprachstufen in die Untersuchung mit einbezieht, da sie deutlichere Auskunft über ihre Verwandtschaft geben als rezente Sprachformen (vgl. 1.4.). Schließlich geht er auf Fragen der typologischen Klassifizierung ein und teilt die ihm bekannten Sprachen in solche „organischen“ Ursprungs („nicht aus einem bloß physischen Geschrei ... entstanden“), wozu nach seiner Auffassung die flektierenden ie. Sprachen, besonders Sanskrit, gehören, und in solche, die „niederer“, schallnachahmender Herkunft sind und die grammatischen Elemente agglutinieren (sog. mechanische Sprachen). Mit dieser dualistischen Klassifizierung der Sprachen postuliert er auch einen anthropogenetischen Dualismus, was für die Entstehung der „organischen“ Sprachen die „Intuition“ hochbegabter Wesen voraussetzt, nicht hingegen für die Entstehung der „mechanischen“ Sprachen. Schlegel wird damit zum ersten Typologen. Wichtig in unserem Zusammenhang sind jedoch seine Verdienste um den klaren und begründeten Nachweis morphologischer und historischer Sprachforschung. Man muß Schlegel, der in seinem Buch selbst noch keine systematischen Untersuchungen betrieben hatte, dennoch als den Pionier für dreikünftige Forschungsrichtungen ansehen: 1. für die Indienkunde, speziell das Sanskrit in Deutschland (1818 wurde dafür in Bonn der erste Lehrstuhl eingerichtet), 2. für die vergleichende ie. Sprachwissenschaft und 3. für die klassifizierende Sprachtypologie.

Wenngleich die erwähnten Gelehrten auch eine Ursprache als Erklärungsmodus für die lexikalischen und grammatischen Beziehungen zwischen den

Sprachen ansetzen und damit historisches Denken dokumentieren, so stoßen sie dennoch nicht bis zur Rekonstruktion der Ursprache vor, sondern verbleiben lediglich in der Annahme einer solchen. Das historische Denken zu Beginn des 19. Jh. figuriert bei Schlegel, Bopp u. a. meist in der theoretischen Vorwegnahme von historisch zurückliegenden gemeinsprachlichen Epochen, wobei die eine oder andere ie. Sprache als die der Ursprache am nächsten stehende betrachtet wird (Sanskrit bei Bopp, das sog. Thra-kische [Griechisch und Latein] bei Rask).

In der Finno-Ugristik war die Erkenntnis genetischer Beziehungen zwischen finnischen Sprachen und dem Ungarischen indessen schon früher herangereift, so bei P. SAJNOVICS' „*Demonstratio idioma ungarorum et lapponum idem esse*“ (1770), vor allem aber in der Arbeit von SAMUEL GYARMATHI „*Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae originis grammaticae demonstrata*“, Göttingen 1799. Auch hier steht, obwohl Gyarmathi zwischen genetisch ererbten und sekundär erworbenen Elementen unterscheidet, die Ursprachenproblematik noch nicht im Mittelpunkt des Interesses; das sprachvergleichende Vorgehen von Gyarmathi war eher synchron-konfrontierend auf die genetischen Übereinstimmungen bezogen und nicht speziell historisch-vergleichend (vgl. GUYLA 1974, 66).

FRANZ BOPP (1791–1867) ist der erste, der in seinem Frühwerk „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ (Frankfurt/M. 1816) die Schlegelsche Anregung zu systematischem Vergleich der ie. Sprachen aufgreift und in die Tat umsetzt. Er bietet als Frucht seiner vierjährigen Pariser Studien (1812–1816) in dem Buch eine durchgehende Analyse der morphologischen Struktur des Verbs der genannten Sprachen, indem er sich anfangs noch vielfach an den Schlegelschen Begriff der „organischen Entfaltung“ der Wortwurzel zu flexivischen Formen hält. Da jedoch mit diesem romantischen Konzept letztendlich keine adäquate morphematische Analyse zu betreiben war, wandte sich Bopp zunehmend der traditionellen Agglutinationsteorie zu, wo er mittels der Annahme, daß den Verben in irgendwie gearteter Weise noch andere, einst selbständige Wortelemente inhärieren, die ihm erreichbaren Formen analysierte, sie morphologisch zerlegte, um analoge bzw. unterschiedliche Bildungsweisen zu erkennen. Vornehmlich bediente er sich dabei, der alten logizistischen Sprachauffassung folgend, am Anfang des verbum „sein“ (*esse*) mit den beiden ie. Wurzeln *+es-* und *+bheu/bhū*, deren Elemente er in verschiedenen Tempora „wiederfand“. Später sah er in den Endungen der Verben auch alten Pronomina. Vgl. für Bopps Analysemethode: gr. *ἐπαίδευσα* „ich habe erzogen“ (1. Pers. Aorist zu *παιδεύω* „ich erziehe“) < *+ε-παιδευ-σ-α*, ai. *aśrauṣam* (1. Pers. Aor. zur Wurzel *śru-* „hören“) < *a-śrau-ṣ-am* usw. Hier liegt nach

seiner Auffassung im *s*-Aorist das Verbum *esse* in verkürzter Form vor.

Indem Bopp seine anfangs vordergründige Absicht, die Formenanalyse um der Erkennung der Entstehung der Flexion willen zu betreiben, objektiv nicht erreichen konnte, verlagerte sich der Schwerpunkt seiner weiteren Arbeit zunehmend in Richtung auf den genetischen Vergleich der ie. Sprachformen schlechthin. Jedoch war es dabei weder seine Absicht, eine Grundsprache zu rekonstruieren, noch wollte er vordergründig historisch arbeiten, ein Ziel, um das sich besonders J. Grimm bemühte. Bopps Vergleich stellt eher eine Art Konfrontation der analysierten Formen dar, deren Ursprünglichkeit meist nach dem Vorbild des Sanskrit bestimmt wurde. Das altertümliche und flexionsreiche Sanskrit (und noch mehr das später hinzugezogene Vedische) war für ihn Gradmesser für die anderen einzelsprachlichen Entwicklungen und damit *tertium comparationis* im Sinne einer Metasprache (Einzelheiten vgl. bei STERNEMANN 1984). Indem Bopp die Wörter morphologisch analysierte, betrieb er zugleich genetischen Sprachvergleich und drang so immer tiefer in bislang nicht systematisch erschlossene Bereiche des morphematischen Aufbaus der einzelsprachlichen Erscheinungen ein. Dadurch legte er bisher unbekannte Zusammenhänge an jener Stelle der ie. Sprachwissenschaft bloß, die bis heute ihr Zentrum ist – die Morphologie. Zugleich betrieb er damit Sprachvergleich natürlich auch im Sinne einer gedanklichen Identifikation der verglichenen Einheiten, denn Bopp und seine Zeit wußten genau, daß die grundlegenden Übereinstimmungen „bey dem frühesten Ursprung der Sprache (der Grundsprache, Anm. R. St.) gesucht werden“ müssen, „wenn man nicht annehmen will, daß man einer willkürlichen und zufälligen Zusammenstellung von Buchstaben (d. i. Lauten, Anm. R. St.) diese oder jene Bedeutung gegeben habe“ (BOPP 1816, 95). Die historische Dimension in Bopps Vorgehen äußert sich daher nicht in einer systematisch und zielbewußt betriebenen diachronischen Sprachforschung, sondern eher in einem theoretischen Kalkül – inhärentes Merkmal jeder genetischen Sprachvergleichung, die ohne derartige Annahmen nicht zu plausiblen Hypothesenbildungen gelangt. Bopp hatte diesbezüglich schon bei den Pionieren der Finno-Ugristik, insbesondere bei S. Gyarmathi, Vorläufer.

Die Tendenzen zur morphologischen Vergleichung treten besonders deutlich in Bopps Hauptwerk, der „Vergleichende(n) Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen (Altslavischen ab II. Abt.), Gothischen und Deutschen“ (Berlin 1833–1852) hervor. Hier verstärkte auch Bopp seine Absicht zur Auffindung der ursprünglichen genetischen Gemeinsamkeiten in den ie. Sprachen. Das einzelsprachliche Material wird zunehmend daraufhin untersucht, was gemeinsamer Herkunft und damit

„organisch“ ist; einzelsprachliche Neuerungen werden, ähnlich wie bei Grimm, als „unorganisch“ bezeichnet. So ist die feminine *i*-Motion in ai. *jánitar* „Erzeuger“ > *jánitri* „Erzeugerin“ ursprünglich, also „organisch“, wohingegen lat. *genitor* > *genetrix* dass. einen „unorganischen“ Zusatz (/x/) aufweist. – Auf voreinzelsprachliche Rekonstruktion wird prinzipiell, aber nicht ausnahmslos, weiter verzichtet. Nur ganz gelegentlich finden sich Bemerkungen zu Lautstand und Formen vor der „Sprachenwanderung“. Sie bleiben jedoch sporadisch und fußnotenartig. Bopps Verdienst ist es, die ie. Sprachvergleichen als erster systematisch in allen grammatischen Bereichen der ihm erreichbaren ie. Sprachen betrieben und damit das Fundament für eine neue Wissenschaft gelegt zu haben. Durch seine zunehmende Spezialisierung verfestigte er den genetischen Sprachvergleich und erbrachte er immer neue Fakten, die die genetische Verwandtschaft der ie. Sprachen allseitig erhärteten. Bopp gilt zu Recht als der Begründer der vergleichenden ie. Sprachwissenschaft; nicht aber hat er die historisch-vergleichende ie. Sprachwissenschaft in ihrer ganzen Breite der bis heute geltenden Aufgabenstellungen geschaffen!

Noch vor Bopp hatte der Däne RASMUS KRISTIAN RASK (1787–1832), der wie Grimm eine verklärende Liebe und Hochschätzung für die Vergangenheit seines Volkes hegte, neben zahlreichen anderen Arbeiten 1814 eine Preisschrift für die Dänische Akademie fertiggestellt („Undersøgelse om Det gamle Nordiske eller Isländske Sprogs Oprindelse“ – „Untersuchung zum Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache“), die jedoch erst 1818, also zwei Jahre nach Bopps „Conjugationssystem ...“ und ein Jahr vor J. Grimms 1. Band der „Deutschen Grammatik“ (1819) in dänischer Sprache gedruckt wurde. Hierin orientiert er sich, der nicht wie Bopp über gründliche Sanskritkenntnisse verfügte und durch die Aufgabenstellung der Preisschrift weitgehend an das Altnordische gebunden war, besonders am Altgriechischen und Latein als die für ihn ältesten Sprachen (obwohl er von der genetischen Verwandtschaft des Sanskrit und Persischen wußte). Rask untersucht darüber hinaus eine große Zahl europäischer Sprachen auf ihre Verwandtschaft mit der „Gotischen“ (d. i. Germanischen), besonders mit dem Isländischen. Hierbei findet er Verwandtes außer im Altgriechischen und Latein (das er zusammen mit einigen anderen Sprachen als „Thrakisch“ bezeichnet) vornehmlich im Slawischen und Lettischen. Als erster weist er damit auf die große Wichtigkeit baltischer Sprachen für die ie. Sprachvergleichen hin. Wie bei Bopp und späteren das Sanskrit, gelangte bei ihm das „Thrakische“ in den Rang der ältesten, „unverfälschten“ Sprache, wobei Altgriechisch dominierte. Indem sich seine Vergleiche darauf bezogen, mußten sie (anders als das Sanskrit bei Bopp!) den objektiven Gegebenheiten vielfach zuwiderlaufen. So sah er im lat. Gen. *generis* (zu *genus* „Geschlecht“) statt des

Rhotazismus einen sekundären /-r-/ Einschub gegenüber gr. γένους (entstanden aus *γένεσος, Gen. zum Nom. γένος „Geschlecht“), da er ai. *jánasas* (Gen. zum Nom. *jánas* „Geschlecht“) mit seinem analogen Bau nicht wahrnahm. Ebenso galt ihm das Altnordische als ältestes „gotisches“ Idiom, und demzufolge war an. *blindra* (Gen. Pl. zu *blindr* „blind“, ebenfalls Rhotazismus) für ihn älter als got. *blindaizē* bzw. *blindaizō*! Gegenüber dem „Thrakischen“ als Bezugssprache war das Sanskrit zweifellos wegen seiner altertümlichen Struktur der adäquatere Bezugspartner für die sich entwickelnde Indoeuropäistik.

Rasks Verdienste lagen indessen weniger auf dem Gebiet des ie. Sprachvergleichs als in neuen Erkenntnissen in der Lautlehre und Etymologie. Schon im 1. Kap. seines Buches (Om Etymologien overhoved) hatte er nachdrücklich die historische Untersuchung sowohl der lautlichen und morphologischen als auch der semantischen Seite der Wörter betont. Erstere soll Gegenstand sowohl des Wörterbuches als auch der Grammatik sein, und Rask wendet sich, wie auch andere Zeitgenossen, gegen die althergebrachte spekulative Etymologie, die, „der Sirene des Gleichklanges“ folgend, die damalige Etymologie stark in Mißkredit gebracht hatte. Indem die Etymologie auch die lautliche und morphologische Seite untersucht, bedarf sie hinreichend gesicherter Grundsätze und Regeln. Kriterium für die Verifizierung genetisch zusammengehöriger Elemente sind für ihn die Lautkorrespondenzen. („Wenn es in dergleichen Wörtern Übereinstimmungen zwischen zwei Sprachen gibt, und zwar so viele, daß man Regeln für die Buchstabenübergänge von der einen in die andere herausfinden kann, dann gibt es Grundverwandtschaft zwischen diesen Sprachen; besonders wenn die Ähnlichkeiten im Bau und System diesen Sprachen entsprechen“ [1818, 51].) Diesen sog. Übergangsregeln (z. B. zwischen Griechisch und Latein oder zwischen Isländisch und Englisch) begegnet man in der Preisschrift an zahlreichen Stellen. Hierbei kommt Rask dem qualitativen Ablaut auf die Spur, ohne ihn jedoch zu systematisieren (das blieb später Grimm vorbehalten) und ohne beim Vergleich zu voreinzelsprachlichen Asteriskformen zu gelangen. Wichtig waren auch seine Ausführungen zur zweiten (hochdt.) Lautverschiebung (isl. *vikja* – dt. *weichen*, isl. *kopar* – dt. *Kupfer*, isl. *tollr* – dt. *Zoll* usw.), und ganz besondere Beachtung verdienen seine Entdeckungen zur ersten (germanischen) Lautverschiebung, wo er an einer Reihe von überzeugenden Fällen das Prinzip dieses germanischen Lautwandels richtig erkannte, vgl. gr. πατήρ – isl. *faðir* „Vater“, τρεῖς – isl. *þrír* „drei“, lat. *cornu* – isl. *horn* „Horn“, γυνή – isl. *kona* „Frau“ u. a. m. Allerdings verhinderte sein „thrakischer“ Ausgangspunkt eine vollständige Erkenntnis der Dinge, denn es wird u. a. gr. *spiritus asper* zu /s-/ entwickelt (ἄπνος > isl. *svefn* „Schlaf“), was den sprachlichen Realitäten zuwiderlief und bei der Berücksichtigung von ai. *svápnas* dass. kaum geschehen wäre.

Rasks Entdeckung „machte Geschichte“ im Hinblick auf GRIMM, der in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes der „Deutschen Grammatik“ (1822) die Raskschen Erläuterungen ausbaute und vertiefte. Jedoch schon für Rask war die Lautverschiebung der Eckpfeiler für die bewiesene genetische Verwandtschaft zwischen Griechisch, Latein und Germanisch! Dem implizierte die Vorstellung historischer Sprachentwicklung, um die Rask wußte und die von Grimm deutlich ausgesprochen wurde: „Es liegt bei wortforschungen weniger an der gleichheit oder ähnlichkeit allgemein-verwandter consonanten als an der wahrnehmung des historischen stufen-gangs, welcher sich nicht verrücken oder umdrehen lässt. Ein hochd. wort mit *p*, das im got. *b*, im lat. *f* zeigt, ist in diesen drei sprachen urverwandt, jede besitzt es unerborgt; fänden wir aber *f* in einem hochd., *b* in einem got., *p* in einem lat. wort, so wäre die verwandtschaft widersinnig unerachtet abstrakt genau dieselben buchstabenverhältnisse vorliegen. Das griech. τ erfordert ein got. β , das got. *t*, aber kein gr. θ und so beruht überall die identität auf der äusseren verschiedenheit“ (GRIMM 1822², 588).

2.2. Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse von Sprachen. Genetische Klassifikation von Sprachen

Wie schon in 1.1. erwähnt, ist die primäre Aufgabe der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft die Identifizierung und Untersuchung der genetischen Verwandtschaft der Sprachen. Diese Aufgabe sowie die Belegung dieser Verwandtschaft durch Listen von einwandfreien Lexem- und Morphemkorrespondenzen zwischen den Sprachen gilt üblicherweise als die notwendige Voraussetzung für den nächsten Schritt, die Rekonstruktion von Grundsprachen (GREENBERG 1958², 35; HOENIGSWALD 1950, 357; GREENBERG 1953, 265ff.; BENVENISTE 1977, 116). GLEASON (1972, 12f.) sieht allerdings zwischen dem ersten und dem zweiten Schritt noch die Aufgabe, den „most probable genetic tree“ festzustellen, d. h., Gleason will die genetischen Verhältnisse der verwandten Sprachen untereinander ordnen. Das ist fraglos eine notwendige Klärung, doch beginnt sie bereits mit der Erforschung der genetischen Verhältnisse der Sprachen und setzt sich dann allerdings als eine kardinale Aufgabe der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft weiter fort. Ohne sie wäre eine sinnvolle Rekonstruktion gar nicht möglich (vgl. auch 2.3.1.), weil das Bild der rekonstruierten Grundsprache abhängig ist von der Einschätzung der Altertümlichkeit der Sprachen, über die ein Stammbaummodell Hypothesen bilden kann. – Die zuerst innerhalb der Indoeuropäistik und auch in der Finno-Ugristik und Semitistik fruchtbar gewordene hist.-vgl. Forschungsmethode hat trotz verschiedentlich

geäußerter Zweifel und Kritiken (VENDRYES 1921, Kap. V) und trotz der großen Schwierigkeiten, die Klassifizierungsfragen auch jetzt noch entgegenstehen, heutzutage allgemeine Geltung erlangt. So hat sie sich für die zentralen Algonkinsprachen durch die Forschungen Bloomfields oder durch Meinhofs, Guthries u. a. Forschungen für die Bantusprachen als erfolgreich erwiesen (GREENBERG 1953, 265; HOENIGSWALD 1974, 123f.).⁷⁹ Das unterstreicht die Anwendbarkeit der hist.-vgl. Methode, die auf dem universellen Wirken von lautgesetzlichem Wandel basiert, letztlich für alle genetisch verwandten Sprachen (HOCKETT 1948, 117ff.). Darüber hinaus hat die Klärung der genetischen Sprachverhältnisse natürlich auch Bedeutung für die Ur- und Frühgeschichte, für die Kulturgeschichte, für die Ethnologie und Anthropologie und für die Archäologie. – Die Klärung der genetischen Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen läuft in der Endkonsequenz auf die intendierte genetische Klassifizierung aller Sprachen hinaus (SERÉBRENNIKOW 3, 13; BENVENISTE 1977, 113f.). Hierin liegt begründet, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft wie die Typologie und die Areal-linguistik zu den klassifizierenden linguistischen Disziplinen zählt. Dabei ist die genetische Klassifizierung von Sprachen und ihre Einteilung in Sprachzweige und Sprachfamilien nicht identisch mit anthropologischen Kriterien der Sprecher; vielmehr handelt es sich, wie schon eingangs betont, um ein rein linguistisches Vorgehen.

Die Erforschung der genetischen Beziehungen zwischen Sprachen und ihre Klassifizierung gestaltete sich zu einem langwierigen und teilweise widerspruchsvollen Prozeß. Er ist noch nicht abgeschlossen. Hatte man in Europa schon sehr frühzeitig, seit dem klassischen Altertum, um die Verwandtschaft von Griechisch und Latein gewußt und die großen, infolge der engen kulturellen Bindungen und Abhängigkeiten Roms zwischen beiden Sprachen entstandenen arealen lexikalischen Übereinstimmungen teilweise falsch im Sinne einer Herkunft des Latein aus einem westgr. Dialekt interpretiert oder zumindest (bis ins 19. Jh.) besonders enge genetische Beziehungen zwischen diesen beiden Sprachen angenommen, so war es vor allem das aus der Geschichte bekannte Verhältnis zwischen dem Latein und den rom. Sprachen, das die Aufmerksamkeit auf Entwicklungs- und Veränderungsprozesse von Sprachen lenkte und ein gewisses historisches Sprachdenken entwickelte. Seit der Renaissance intensivierte sich die Beschäftigung mit Vergleichen lat. Formen und denen von rom. Sprachen (z. B. den synthetischen Verbalparadigmen mit den habeo-Bildungen im Romanischen oder mit dem Ersatz der synthetischen Kasusformen des Latein durch analytische Bildungen in romanischen Sprachen). Hierbei fungierte erstmals in der Geschichte der Sprachwissenschaft das Latein als Metasprache gegenüber den romanischen Sprachen und gab das Modell

ab, an dem man die Veränderungen in den anderen Sprachen messen konnte (ROBINS 1973, 17ff.).

Sporadische Versuche, Übereinstimmungen zwischen Sprachen auf lexikalischem Gebiet festzuhalten, hatte es, wie schon erwähnt, bereits im 12. und 13. Jh. gegeben. Theologischerseits begnügte man sich lange mit der Feststellung, daß Hebräisch die Ursprache gewesen sei (vgl. 2.1.). Die nicht diesem monogenetischen Ursprachenkonzept verpflichteten lexikalischen Sprachenvergleiche führten schon sehr früh, zumindest seit dem 16. Jh., auch zur Frage nach anderen Ursachen sprachlicher Übereinstimmungen. Hier bot sich, stimuliert auch durch die theologische Ursprachenhypothese, die Vermutung andersgearteter Ursprachen als Ausgangspunkt für die auffälligen Übereinstimmungen an. Man stellte sie sich in Anlehnung an anthropologische Modelle als Muttersprachen gegenüber den späteren Tochtersprachen vor (vgl. 1.1. ff.), obwohl oft kaum mehr als konventionelle Kriterien zu nennen sind, zu welchem Zeitpunkt eine Muttersprache (z. B. Latein) endet und wann ihre Tochtersprachen (die rom. Sprachen) einsetzen (vgl. auch VENDRYES 1921, 249ff.).⁸⁰ Daneben operierte man lange auch mit der Annahme von Sprachmischung als Folge von Völkerwanderung und kriegesischen Eroberungen. Noch ADELUNG (1806) erwog hinsichtlich des Persischen beide Möglichkeiten, entschied sich dann aber für ursprüngliche Verwandtschaft mit den ie. Sprachen.

Es war schon darauf hingewiesen worden (1.3.), daß bei eher deskriptivem Vergleich ähnlicher lexikalischer und morphologischer Erscheinungen und der erst darauf folgenden grundsprachlichen Rekonstruktion gewisse, jedem Sprachvergleich inhärente gemeinsame Abläufe auf der Hand liegen. Der erste Schritt ist oft eine Art synchroner Korrelierung formal und semantisch ähnlicher und daher vergleichbarer Erscheinungen, bevor es zur Rekonstruktion kommt. Er bedeutet die schwierige und schwerwiegende Arbeit der Identifizierung von genetisch verwandten Einheiten auf der Graphem-, der Phonem-, der grammatischen und der lexikalischen Ebene einschließlich der semantischen Probleme (ausführlich KATIČIĆ [1966], vgl. schon 1.1. und 1.3.). Das bedeutet, daß so viel wie möglich phonologische, morphologische und lexikalische Korrespondenzen zu sammeln und interlingual zu ordnen sind, um ein tragfähiges Gerüst für die Hypothese der genetischen Verwandtschaft mit all ihren linguistischen Konsequenzen zu schaffen. Wird dieses Vorgehen mit Geschick und nach Maßgabe – auch der semantischen – Wahrscheinlichkeiten gehandhabt, kann es zur Begründung eines genetischen Sprachvergleichs führen. GREENBERG (1958², 44) hat recht, wenn er ausführt: „The application of the comparative method is a continuous process, and, in principle there is no sharp break between its initial and its more advanced stages. Thus at the very

beginning, under the guise of the apparently synchronic concept of sound resemblance, what is being considered by the experienced observer is the diachronic probability that the compared sounds are independent continuations of the same original sound . . .“

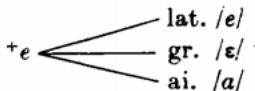
Obwohl nicht der Laut bzw. das Phonem, sondern das Morphem und das Wort die eigentliche Vergleichsbasis und der Bezugspunkt für genetische Untersuchungen sind, so stellt der Laut (Phonem) doch unzweifelhaft diejenige Größe dar, die die entscheidende Rolle bei der Identifizierung von genetisch zusammengehörigen Einheiten spielt. Mit seiner Hilfe, genauer: mit dem Phonemvergleich werden bei der Feststellung von genetischen Sprachbeziehungen folgende Prozeduren durchgeführt: (a) Zerlegung ähnlich erscheinender Morpheme (Wörter) in eine Folge von Lautentsprechungen, (b) Ordnung der einzelnen Lautentsprechungen nach ihrem Vorkommen und ihrer Distribution unter dem Gesichtspunkt ihrer Rekurrenz, (c) Überprüfung der Rekurrenz der untersuchten Fälle (was machbar ist, wenn es sich um Sprachen mit einem hinreichenden Textkorpus handelt, das die Basis für hinreichende Rekurrenzen abgibt). Die Rekurrenz von Lautentsprechungen steht in Beziehung zur Validität der Lautentsprechungsregeln und damit zur Häufigkeit belegbarer Morphem- und Wortkorrelationen zwischen Sprachen. Somit gilt, daß Lautentsprechungen, ihr Auftreten in unterschiedlichen Morphemen bzw. Wörtern, eine Entsprechungsregel und daraus ableitbare Lautgesetze ermöglichen und die verglichenen Erscheinungen damit zum (festen) Bestand genetisch interpretierbaren Sprachmaterials machen. Nicht rekurrente Fälle von Lautentsprechungen sind problematisch und sollten beiseite gelassen werden (HÖNIGSWALD 1950, 357ff.; SEEBOLD 1973, 29ff., GLEASON 1972, 6ff.).

Dem hier beschriebenen Prozeß liegt die Auffassung von regulärem Lautwandel zugrunde (vgl. 3.4.), ohne den (a) nicht sinnvoll und (b) und (c) nicht als Hypothese formulierbar wären. Es lassen sich unter diesem Aspekt weitere Detaillierungen der Lautentsprechungen erreichen: Aus der Distribution der Laute kommt es zur Unterscheidung von sog. spontanem und kombinatorischem Lautwandel. Daraus folgert, daß unter diachronischen Bedingungen ein früher anzusetzender Laut in einem späteren sprachlichen Zustand oder ein grundsprachlicher Laut in den Folgesprachen A und B mehrere – unterschiedliche – Realisierungen haben kann. Der deskriptiv erfaßbare Befund zwischen genetisch verwandten Sprachen führt somit auch hier zur historischen Interpretation der Lautverhältnisse auf der Grundlage von Lautwandel. Vgl. dazu die Beispiele für lat. *genus* „Geschlecht“, gr. γένος, ai. *jánas* dass.:

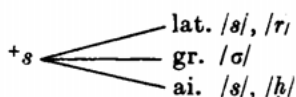
lat. (1) $\begin{matrix} /g/ < \text{gr. } /ɣ/ \\ & \text{ai. } /j/ \end{matrix}$ (2) $\begin{matrix} /e/ < \text{gr. } /ε/ \\ & \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (3) $\begin{matrix} /n/ < \text{gr. } /ν/ \\ & \text{ai. } /n/ \end{matrix}$

(4) $\begin{matrix} \text{gr. } /o/ \\ \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (5) $\begin{matrix} \text{gr. } /σ/ \\ \text{ai. } /h/ \end{matrix}$ und lat. *potis* „Gatte“, gr. πόσις dass., ai. *pátih* „Herr“:lat. (6) $\begin{matrix} \text{gr. } /π/ \\ \text{ai. } /p/ \end{matrix}$ (7) $\begin{matrix} \text{gr. } /o/ \\ \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (8) $\begin{matrix} \text{gr. } /σ/ \\ \text{ai. } /t/ \end{matrix}$ (9) $\begin{matrix} \text{gr. } /ι/ \\ \text{ai. } /i/ \end{matrix}$ (10) $\begin{matrix} \text{gr. } /σ/ \\ \text{ai. } /h/ \end{matrix}$ und lat. *generum*, ai. *jānasām*, der Gen. Pl. von *genus* ‘Geschlecht’:lat. (11) $\begin{matrix} /g/ \\ \text{ai. } /j/ \end{matrix}$ (12) $\begin{matrix} /e/ \\ \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (13) $\begin{matrix} /n/ \\ \text{ai. } /n/ \end{matrix}$ (14) $\begin{matrix} /e/ \\ \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (15) $\begin{matrix} /r/ \\ \text{ai. } /s/ \end{matrix}$ (16) $\begin{matrix} /u/ \\ \text{ai. } /a/ \end{matrix}$ (17) $\begin{matrix} /m/ \\ \text{ai. } /m/ \end{matrix}$

Wir greifen nur zwei Lautentsprechungen zur Verdeutlichung heraus: (2) und (14) zeigen im Lateinischen und Griechischen $/e/$, während das Altindische $/a/$ hat. Andere Fälle, die zahlreich beizubringen sind, zeigen dieselben rekurrenten Entsprechungen: lat. $/e/$: gr. $/ε/$: ai. $/a/$ (lat. *est*, gr. *ἐστί*, ai. *asti* „er ist“; lat. *fero*, gr. *φέρω* ai. *bhārāmi* u. a. m.). Auf Grund des Beweises auch aus anderen Sprachen und innerer Evidenzen des Altindischen (vgl. 3.3.), erweist sich ai. $/a/$ als eine sekundäre Entwicklung. Vor-einzelsprachlich ist also $+e$ anzusetzen:



Die Fälle (5), (10) und (15) zeigen neben $/s/$ auch andere Entsprechungen. In (5) und (10) zeigen Latein und Griechisch auslautendes $/-s/$, wohingegen im Altindischen $/-h/$ (Visarga) erscheint. Da ai. $/-s-/$ in (15) gegenüber lat. $/-r-/$ erscheint, ergibt sich die Annahme, daß in (15) intervokalischer Rhotazismus von $/-s-/ > /-r-/$ im Lateinischen vorliegt (vgl. lat. *genus* „Geschlecht“: *generis* u. a. m.), während auslautendes $/-s/$ in (5) und (10) im Altindischen $/-h/$ ergibt. Auch dieser Befund läßt sich an zahlreichen anderen Beispielen erhärten: lat. *equus*, gr. *ἵππος*, ai. *áśvaḥ* „Pferd“; lat. *fumus*, gr. *θυμός*, ai. *dhūmáh* „Rauch“ u. a. m. – Wir haben es somit bei ie. $+e$ mit einem sog. spontanen (unkonditionierten) Wandel und bei ie. $+s$ teilweise mit kombinatorischem Lautwandel zu tun, da $+s$ in verschiedenen Positionen zu unterschiedlichen Veränderungen führt. Es ist demnach für (5), (10) und (15) ein ie. $+s$ anzusetzen:



Es wurde hier vorweggenommen, daß es sich bei den Wortgleichungen nicht um Entlehnungen, sondern um grundsprachliche, also genetische Übereinstimmungen handelt, die in der historischen Rückverfolgung auf identische Formen zurückgehen. Sie gehören zu demjenigen Teil des Wortschatzes, der als Grundwortschatz bezeichnet wird. Wenn in Sprachen mit langer Trennungsdauer oder infolge intensiver Entlehnungen dieser Wortschatz stark dezimiert ist und auch morphologische Rückschlüsse (a) wegen schwach oder gar nicht entwickelter Morphologie (z. B. in isolierenden Sprachen), (b) wegen struktureller Veränderungen (z. B. vom synthetischen zum analytischen Sprachbau) nur schwer zu ziehen sind und wenn (c) gewisse ererbte morphematische Irregularitäten, die für hohes Alter zeugen (z. B. frz. *bon* – *mieux* „gut – besser“ zu lat. *bonus* – *melior* dass. oder engl. *good* – *better* – *best* im Vergleich zu dt. *gut* – *besser* – [*am*] *besten*), nicht bestehen, dann fällt ein genetischer Sprachvergleich schwer. Solche schon zur Morphologie gehörende Bereiche sind, wie die Morphologie insgesamt, ein wichtiges Indiz bei genetischen Untersuchungen, und gerade deswegen bewährt sich bis heute Fr. Schlegels Feststellung über die prinzipielle Wichtigkeit der Morphologie beim Sprachvergleich. – Rekurrente Lautentsprechungen auf der Grundlage regulären einzelsprachlichen Lautwandels sind die Eckpfeiler jeder Untersuchung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse.

Damit stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen lexikalischer und morphologischer Vergleichbarkeit Sprachen als genetisch verwandt gelten können. JOB (1982, 48ff.) bemerkt unter Berufung auf KATIČIĆ (1970), daß diese Frage einen statistischen Aspekt enthalte (vgl. auch 1.3. und 1.4.). Jedoch läßt sich beim heutigen Stand der vergleichenden Sprachwissenschaft diese Frage theoretisch nicht schlüssig beantworten. Natürlich ist allgemein anerkannt, daß nur seltene lexikalische Korrelate zwischen Sprachen eine genetische Verwandtschaftshypothese weniger stützen als Ballungen z. B. im Bereich des Grundwortschatzes, wie sie zwischen den meisten indoeuropäischen, finno-ugrischen, semitischen oder dravidischen Sprachen auftreten. Aber solche Feststellungen sind trivial. Es darf nicht übersehen werden, daß sich die Verwandtschaftsfrage zwischen Sprachen nicht auf den quantitativen Aspekt reduzieren läßt. So wäre – würde man von allen anderen Kriterien der genetischen Verwandtschaft zwischen dem heutigen Französisch und anderen ie. Sprachen absehen – schon das heteromorphe Paradigma des Verbs „sein“ (*je suis, tu es, il est, nous sommes, vous êtes, ils sont*) ein sehr starkes Indiz für genetische Verwandtschaft, weil dieses Paradigma

nicht nur im Latein, sondern auch in anderen, besonders alten ie. Sprachen belegt ist.

Heutzutage gilt ein Großteil der Sprachen der Erde als einigermaßen genetisch klassifiziert bzw. als genetisch klassifizierbar. Die wesentlichen Unterschiede z. B. zwischen der ie. Sprachfamilie und verschiedenen afrikanischen oder australischen Sprachen bestehen jedoch in der Sicherheit und in der Detailliertheit der Klassifikation. Das liegt darin begründet, daß zahlreiche Sprachen (Nord-)Amerikas, Afrikas, Südasiens und Australiens erst seit ca. 70 Jahren (und darunter) systematisch untersucht werden, daß sie vielfach über keine schriftlichen Überlieferungen verfügen und daß sie teilweise starken interferenziellen Einflüssen, sprachlichen Überlagerungen und Mischungen ausgesetzt waren, so daß ihre genetischen Beziehungen noch oftmals vage bzw. mit anderen Maßstäben zu messen sind, als wir es von den ie. Sprachen her kennen. Neben relativ gut klassifizierten Sprachfamilien (wir sehen hier von mancher umstrittenen Binnenstruktur ab), so den indoeuropäischen, den semitischen, den finno-ugrischen bzw. den uralischen oder den Turksprachen u. a. m. (zu Einzelheiten vgl. MEIER 1979), zeigen sich Klassifizierungsprobleme u. a. bei der Aufstellung einer semit.-hamit. Sprachfamilie, deren hamit. Zweig wegen der sehr problematischen Bezeugungslage der zahlreichen, in verschiedene Unterzweige gegliederten hamit. Sprachen keine vergleichbare Geschlossenheit gegenüber dem semit. Zweig besitzt. Die genetische Auffassung einer semit.-hamit. Sprachfamilie ist daher problematisch (vgl. LOPRIENO 1986, 1–12).

Im Hinblick auf derartige Gegebenheiten ist die Klassifikation für die genetische Sprachforschung auch für die überschaubare Zukunft eine unverzichtbare Aufgabe. Ihr wesentliches Merkmal aber besteht darin, daß die traditionellen Methoden der hist.-vgl. Sprachwissenschaft wegen der andersgearteten Forschungslage nur begrenzt anwendbar sind und damit andere Verfahren, so lexikostatistische (vgl. 3.9.), in den Vordergrund rücken. Mit dieser Variation in der Untersuchungsmethode ist jedoch keine Preisgabe der grundsätzlichen Aufgaben- und Zielstellungen der genetischen Sprachwissenschaft verbunden, die in der genetischen Klassifikation von Sprachen und in der Rekonstruktion von Grundsprachen – wenn auch nur in den Grenzen des Machbaren – besteht.

Um genetische Zusammenhänge zu begründen, bedarf es mehrerer verwandter Sprachen. „Isolierte“ Sprachen wie das Sumerische, Baskische oder Etruskische konstituieren keine Sprachfamilie bzw. Sprachgruppe, sind also *sensu stricto* nicht Gegenstand der genetischen Sprachforschung, sondern der einzelphilologischen, der arealen und der typologischen. Das schließt natürlich nicht aus, daß es gerade deswegen intensive Bemühungen gibt, einen genetischen Anschluß isolierter Sprachen immer wieder zu

suchen. „Isolierte“ Sprachen kann es auch innerhalb einer genetisch definierten Sprachfamilie geben, da Sprachfamilien sich in der Regel nicht durch einzelne, nebeneinandergeordnete, sondern hierarchisch geordnete Sprachen definieren lassen. Geht man also davon aus, daß Sprachfamilien nicht nur „nach unten“ zu größeren Arealen (stocks, Phyla, vgl. 1.4. und 2.3.8.) zusammenfaßbar, sondern auch „nach oben“ weiter in Sprachzweige und diese wieder in Unterzweige untergliederbar sind, so zeigt sich die ganze Komplexität von Beziehungsmöglichkeiten (und auch gelegentlich ihre Fragwürdigkeit) innerhalb genetisch bestimmbarer Areale. In diesem Sinne ist z. B. das Albanische eine isolierte Sprache innerhalb der ie. Sprachen, doch bedeutet das natürlich nicht, daß Albanisch durch seine spezifischen sprachlichen Züge nicht genetisch definierbar und – vom genetischen Standpunkt – nicht mit anderen Sprachzweigen vergleichbar wäre. Anders z. B. bei den slawischen oder germanischen Sprachen, die jeweils als (weiter untergliederbare) Zweige bestimmte – engere – Grade genetischer Verwandtschaft konstituieren. Die slawischen oder germanischen Sprachen bilden – teilweise historisch verfolgbar – damit eine eigene Filiation, was durch spezifischen Lautstand, durch morphologische Besonderheiten und durch lexikalische Beziehungen unter ihnen belegbar ist und zum hypothetischen Ansatz von „Zwischengrundsprachen“, dem Germanischen bzw. dem Urslawischen, geführt hat.

Es gibt also unterschiedliche Ebenen der genetischen Verwandtschaft von Sprachen, und die Untersuchung dieser Beziehungen ist ein wichtiges Forschungsgebiet einzelner vergleichender Disziplinen, der Germanistik oder der Slawistik, der Indoeuropäistik, der Nostratik. Die hier am Beispiel der ie. Sprachen skizzierte Sachlage findet sich im Prinzip auch in anderen Sprachfamilien, z. B. in der finno-ugrischen, resp. der uralischen Sprachfamilie oder in der semitischen, so daß generell davon ausgegangen werden kann, daß genetische Verwandtschaft als eine durch den Linguisten gliederbare Eigenschaft von Sprachen anzusehen ist. Aber die genetische Gliederbarkeit der Sprachen zeigt doch für uns heute so auffällige Unterschiede, daß die üblicherweise auf die ie. Sprachen gerichtete Sicht die wahren Verhältnisse, wie sie global herrschen, verdeckt. Zwischen den durch alte Überlieferungen gut erforschten ie. Sprachen besteht ein fühlbares Verwandtschaftsverhältnis. Alle alten ie. Sprachen haben – mehr oder weniger – an wichtigen morphonologischen und morphologischen Erscheinungen teil, so wenn sowohl in den Wurzel- und Stammorphemen wie auch in den Flexionsmorphemen und in den Wortbildungsmorphemen relative Übereinstimmung zwischen den Sprachen besteht. Um es zu wiederholen: Die Wahrscheinlichkeit genetischer Verwandtschaft wird zur Sicherheit und die Rekonstruktion erleichtert, wenn z. B. in den Sprachen gleiche Ablaut-

verhältnisse herrschen (vgl. ai. *ēmī* – *imāh* „ich gehe“ – „wir gehen“ wie in gr. *εἶμι* – *ἴμεν* dass., gr. *τίθημι* – *τίθεμεν* „ich setze – wir setzen“ wie in ai. *dādhāmī* – *dādhamah* dass., lat. *est* – *sunt* wie in ai. *asti* – *santi*, heth. *ešzi* – *ašanzi*, aksl. *єсть* – *єхѣтъ* got. *ist* – *sind*), wenn gleiche verbale Reduplikation in ai. *dā-dā-mī* gr. *δίδωμι* „ich gebe“ vorliegt, wenn die gleichen Kasusendungen, z. B. im Gen. Pl. von *+g'énos* 'Geschlecht' in ai. *jānas-ām*, gr. *γενῶν* (< *+genes-ōm*), lat. *gener-um*, oder wenn gleiche Wortbildungsweisen vorliegen, vgl. die Komparativbildung bei Adjektiven auf *+ies/-ios*, so in ai. *nāvyaś* zu *nāva-*, lat. *novior* dass., gr. *μέζω* (< *+még-ios*), aksl. *бол'е* (< *+bol-ies*) usw. – Zumindest die alten ie. Sprachen sind auch klar abgrenzbar gegenüber nichtie. Idiomen.

Diese Sachlage ist anders bei Spracharealen, deren genetische Zusammengehörigkeit zwar unbezweifelbar ist, z. B. die Bantusprachen, die aber – bis auf das Swahili ohne schriftliche Überlieferung – die Klassifizierung vor andere Probleme stellen als es bei den ie. Sprachen der Fall ist. Es ermöglicht sich dort nur eine genetisch-typologische Klassifikation, die areal (geographisch) in gewissen Zonen des Bantugebietes sich verändernde – verkettete – Merkmale im phonetisch-phonologischen, morphonologischen und morphologischen Bereich feststellen läßt, womit sich die einzelnen Idiome mit ihrer räumlichen Distanz auch sprachlich voneinander entfernen (Einzelheiten bei GUTHRIE 1948, BENVENISTE 1977, 117f.). Noch schwierigere Probleme gibt es in den großen ost- und südostasiatischen Sprachgebieten. Es hat den Anschein, als ob die optimalen Untersuchungsbedingungen bei einigen wenigen Sprachfamilien der Erde eine Art Idealfall der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft darstellen.

2.3. Grundsprachen – Rekonstruktion von Grundsprachen

One cannot reconstruct ad infinitum
(Kurylowicz)

2.3.1. Problemstellung

Die Untersuchung genetischer Sprachbeziehungen und die (Versuche der) Rekonstruktion von Grundsprachen sind interdependente Aufgaben- und Zielstellungen der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft. Ihre Interdependenz beruht auf der Zwangsläufigkeit, gewisse Übereinstimmungen am plausibelsten durch die Hypothese historisch vorausgehender grundsprachlicher Identitäten zu erklären. (Zu anderen Erklärungsarten vgl. 2.3.6.) Der Hypothese liegt demzufolge die Vorstellung von divergenten Sprachentwicklungen, von Sprachspaltungen und anschließenden Sonderentwicklungen zugrunde, dem (im folgenden zu erläuternden) Stammbaum-

modell Schleichers vergleichbar, das trotz seiner bekannten Einseitigkeiten von den Komparativisten bis heute nicht aufgegeben worden ist.

Die Rekonstruktion grundsprachlicher Erscheinungen auf der phonetischen, phonologischen, der lexikalischen, grammatischen und syntagmatisch-phraseologischen Ebene geschieht am häufigsten, aber nicht ausschließlich, durch die sog. äußere Rekonstruktion, eine Methode, die vergleichbares einzelsprachliches Material mit Hilfe von Lautgesetzen in chronologisch früher anzusetzende, voreinzelsprachliche Erscheinungen umsetzt (vgl. 3.2.). Durch derartige Prozeduren kommt es gewissermaßen zur „Aufhebung“ der einzelsprachlichen Erscheinungen zugunsten rekonstruierter grundsprachlicher Formen, die als Asteriskformen notiert werden, um sie als grundsprachlich zu kennzeichnen und von Einheiten realer Sprachen abzuheben. So lassen sich nhd. *Zahn* (ahd. *zan/zand*), lat. *dens* (Akk. *dentem*), ai. *dán* (Akk. *dántam*), gr. ὀδών (Akk. ὀδόντα) usw. als belegte einzelsprachliche Formen auf ein voreinzelsprachliches, nicht belegtes Konstrukt ^{+(e)}*dont-/dnt-*⁸¹ zurückführen, das in dieser oder jener Weise den einzelsprachlichen Formen in den verglichenen Sprachen zugrunde liegt bzw. aus dem die einzelsprachlichen Formen zu entwickeln sind. Ie. ^{+(e)}*dont/dnt-* gilt damit auch als der ie. Wortstamm für „Zahn“.⁸²

Da die genetische Sprachwissenschaft ganz allgemein mit dem Begriff der Grundsprache arbeitet, ist der Grundsprachenbegriff für die Rekonstruktion ein Zentralbegriff. Ja, die grundsprachliche Rekonstruktion, ihre spezifischen Fragestellungen, ihre Methodik und ihre Grenzen sind nach MAKAEV (1977, 86) gerade heute von höchstem Interesse für die Komparativistik (ebenso GLEASON 1972, 12f.). Jedoch ist damit über den Charakter der Grundsprache, ihre Existenzform, vor allem aber über ihre diachronische und diatopische Gliederung fürs erste noch nichts ausgesagt. Je nach Art und Zahl der rekonstruierbaren, genetisch verwandten Einheiten kann sich im Laufe der Zeit ein Modell der Grundsprache entwickeln. Dabei hängt dieses Modell natürlich vom jeweiligen Forschungsstand der hist.-vgl. Sprachwissenschaft ab, d. h., es hat sich beispielsweise in der Indoeuropäistik im Laufe der Zeit bereits stark gewandelt bzw. zu nebeneinander bestehenden Varianten geführt (vgl. 1.3.).

Weiterhin findet heutzutage die Methode der inneren Rekonstruktion Anwendung. Sie ermittelt aus jüngeren Sprachstufen frühere Erscheinungen, ohne das Mittel des Sprachvergleichs zu bemühen. Damit trägt die innere Rekonstruktion wesentlich zur Absicherung und Systematisierung der Ergebnisse der äußeren Rekonstruktion bei, da sie einzelsprachliche Neuerungen von ererbten Erscheinungen unterscheidet (vgl. 3.3.). Rekonstruktion und Grundsprache verhalten sich damit wie Methode und Zielgegenstand; es folgert daraus aber keineswegs, daß sich aus einer Anzahl von Asterisk-

formen auch zur Wiederherstellung realer (Grund)sprachen gelangen lasse. Die Methoden der äußeren und inneren Rekonstruktion, die allgemeinen Vorstellungen, die über Grundsprachen herrschen, und damit der wissenschaftstheoretische Status der Grundsprache selbst sind heutzutage mehr denn je Probleme von außerordentlicher Komplexität und methodischer Schwierigkeit und bedürfen eingehender Erläuterung. Aus allem ergibt sich für die hist.-vgl. (genetische) Sprachwissenschaft eine Hauptaufgabe: die linguistische Rekonstruktion der Grundsprache⁸³ und in interdisziplinärer Arbeit die Untersuchung von Fragen der (materiellen) Kultur, der Urheimat sowie ethnologischer und anthropologischer Fragen hinsichtlich der vermuteten Sprecher einer Grundsprache. Im folgenden kann eingehender nur über die linguistische Rekonstruktion gesprochen werden.

2.3.2. *Historischer Exkurs*

Rekonstruktion und Grundsprachenbegriff waren in der Geschichte der vergleichenden Sprachwissenschaft lange Zeit nicht miteinander gekoppelt. Sprachforscher und Historiker operierten schon lange vor dem 19. Jh. zuerst mit dem Gedanken an eine Ursprache als allgemeinem Erklärungsmodus für die mehr geahnte als klar erkannte Sprachenverwandtschaft, ohne daß es zu einer irgendwie gearteten wissenschaftlichen Rekonstruktion gekommen wäre. Es konnte vor dem 19. Jh. auch nicht dazu kommen, weil 1. die meist auf lexikalischen Gleichungen beruhenden Übereinstimmungen, die man erkannt hatte, nicht zum Zentrum der Rekonstruktion, der Morphologie, vorstießen, da 2. den Forschern früherer Jahrhunderte die sich auf Lautgesetze stützende hist.-vgl. Methode nicht zugänglich war und weil 3. die Vorstellungen über Grundsprachen in früheren Jahrhunderten ein Konglomerat aus kulturgeschichtlichen, religiösen, anthropologischen und lexikalischen Annahmen waren, so daß von einer im strengen Sinne linguistischen Rekonstruktion nicht die Rede sein konnte. Zudem wurde noch bis zum Anfang des 19. Jh. daran gedacht, die eine oder die andere konkrete ie. Sprache als Ausgangspunkt für die einzelsprachlichen Entwicklungen anzuerkennen. FRIEDRICH SCHLEGEL (1808) erwog noch, Sanskrit als die Ursprache für die übrigen ie. Sprachen anzusehen, ebenso FRANZ BOPP in den ersten Jahren seiner Tätigkeit. Später distanzierte er sich von dieser Auffassung. RASMUS KRISTIAN RASK, der Altindisch in seinen Vergleichen nicht berücksichtigte, hielt – wie schon gesagt – das sog. Thrakische, ein Konglomerat vornehmlich aus Altgriechisch und Latein, für die älteste Ausgangssprache.

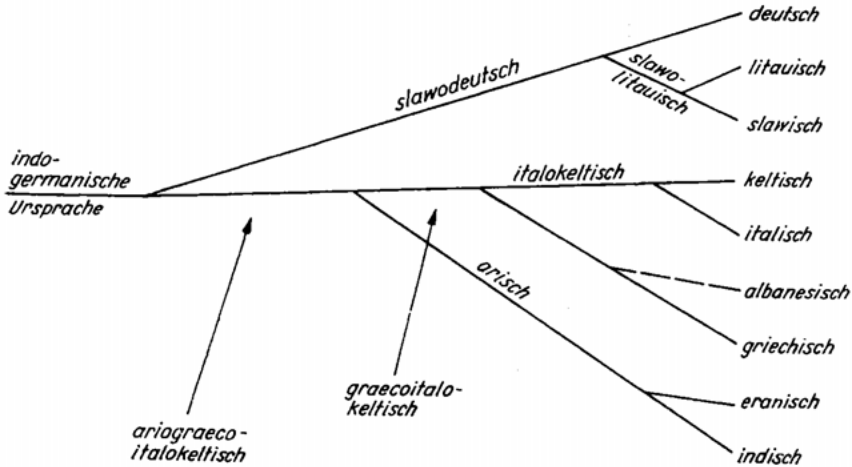
Abgesehen von der schon mehrfach erwähnten theologisch motivierten hebräischen Ursprachenhypothese suchten Gelehrte früherer Jahrhunderte

die Ursprache hier und dort. So vertrat der bereits genannte GIRALDUS GAMBRENSIS die Auffassung, daß sich Griechisch, Latein und Altkymrisch von den Trojanern herleiteten.⁸⁴ In frühbürgerlicher Zeit entstanden national gefärbte Auffassungen vom Deutschen, Niederländischen oder Schwedischen als Ausgangssprache nicht nur des Latein, sondern auch anderer Kultursprachen! So verfaßte J. L. PRASCH (1686) eine „Dissertatio prima de origine germanica linguae latinae“, wo neben dem Lateinischen auch das Spanische, Keltische und andere Sprachen vom Deutschen hergeleitet wurden. Der Niederländer GOROPHUS BECANUS behauptete 1569 in den „Origines Antwerpianae“, daß Niederländisch die Sprache des Paradieses gewesen sei, und TH. RICHARDS („The Origin of Languages and Nations . . .“, London 1764) führte alle Sprachen auf das Keltische zurück. Bei all diesen Ideen handelte es sich um reine Spekulationen aus bruchstückhaften historischen, philologischen und mythologischen Annahmen, die ohne weitere Auswirkung blieben. Sie zeigen jedoch, daß nicht nur theologisch getragene Ursprachenideen⁸⁵ schon seit dem Mittelalter vorhanden waren. Im Zusammenhang mit der Entdeckung des Persischen als ie. Sprache entstand die sog. Skytenhypothese, die u. a. mit Nachdruck von M. Z. BOXHORN (1612 bis 1653) vertreten wurde, vgl. schon 2.1. Die Skytenhypothese reichte letztlich bis an die Schwelle des 19. Jh., und noch JOHANN CHRISTOPH ADELUNG (1806, 279) erwähnt sie.

2.3.3. Die „Ursprache“. Stammbaummodell und Wellentheorie. „Urvolk“ und „Urheimat“

Obwohl der Gedanke an Grundsprachen lange vor der Konstituierung der genetischen Sprachwissenschaft entstanden war, kristallisierte sich der linguistisch relevante Kern der ie. Grundsprache erst im Laufe des 19. Jh. heraus, nachdem man mit wissenschaftlichen Methoden des Sprachvergleichs eine Fülle unwiderlegbaren Materials zur Verfügung erhielt, das man der Grundsprache zuschrieb. A. SCHLEICHER (1861, 4ff.) war derjenige, der daraufhin als erster den Versuch zur Rekonstruktion der ie. Grundsprache mit Hilfe seines berühmt gewordenen Stammbaummodells machte, indem er sich zur Veranschaulichung der Filiation der einzelnen ie. Sprachzweige und Einzelsprachen von der Grundsprache eines (vom Darwinismus beeinflussten) sog. Stammbaums bediente. Die einzelnen Sprachen bzw. Sprachzweige entspringen gleichsam wie Äste einem Baumstamm, verästeln sich weiter und führen nach ihren Abzweigungen ein voneinander losgelöstes Dasein. Der Verfolgung und Darstellung dieser Filiation widmete Schleicher sein „Compendium“. Dabei wird deutlich, daß Schleicher schon unterschiedliche chronologische Zeitstufen für die Trennung der

einzelnen Sprachzweige voraussetzte, die er damals in drei Abteilungen, die „asiatische oder arische“⁸⁶, die „südwestliche europäische“ und die „nord-östliche“, einteilte:



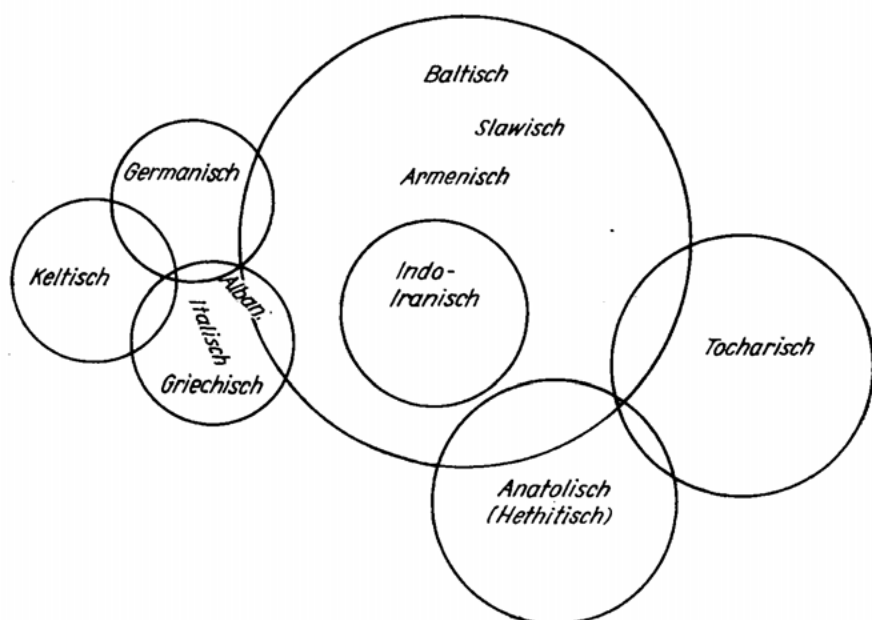
Indem Schleicher die wichtigsten Sprachen der einzelnen Sprachzweige durchmusterte, suchte er überall zu entscheiden, ob eine einzelsprachliche Form daselbst oder in der Grundsprache entstanden war und wie ihr vor-einzelsprachliches Aussehen gewesen sein könnte. Seine älteste diesbezügliche Äußerung findet man schon 1852, Vf. Sie lautet: „Bei den verglichen von sprachformen zweier verwanten sprachen suche ich vor allem die verglichenen formen beide auf ire mutmaßliche grundform, d. i. die gestalt, die sie abgesehen von den späten lautgesetzen haben müssen, zurückzuführen oder noch überhaupt auf eine gleiche stufe der lautverhältnisse zu bringen ...“. In diesen Urformen sah Schleicher die Einheiten der ie. Grundsprache. Seit Schleicher sieht es die Indoeuropäistik als eine zentrale Aufgabe an, weitere Aussagen über die Art und Beschaffenheit der ie. Grundsprache zu machen (vgl. BRUGMANN 1904, 27ff.).

Das Schleichersche Stammbaummodell konnte aber den Beziehungen der ie. Sprachen untereinander und den daraus resultierenden Isoglossen (vgl. 2.3.7.) innerhalb des ie. Sprachgebietes nicht Rechnung tragen, denn es thematisierte weitgehend nur die einheitliche Grundsprache und die historische Filiation der Sprachzweige und Sprachen (vgl. auch RAMAT 1981, 4f.). Doch ist es nicht so, daß Schleicher sprachgeographische Fragestellungen nicht gesehen und akzeptiert hätte. Er wußte genau, daß „gewisse geographisch benachbarte Sprachen als näher verwant“ zu betrachten seien (1871³, 5). Doch war dies eben nicht sein Anliegen im o. g.

Modell. Man tut ihm also Unrecht, wenn man ihm wie LEHMANN (1969, 123f.) unterstellt, daß nach seinem Modell das Englische als eine germanische Sprache ein unabhängiges Dasein von anderen Sprachen, z. B. vom Französischen, hätte führen müssen. Schleichers Modell stellt nicht in Abrede, daß das Englische, wie allgemein bekannt, lexikalisch vom Französischen überlagert worden ist und sogar Entlehnungen aus den neuindischen Sprachen aufweist (vgl. engl. *punch* „Punsch“ über Hindustani *pāc* aus skt. *pañca* „fünf“). Es thematisiert diese Fakten nur nicht. Eine Gefahr des Schleicherschen Modells besteht allerdings darin, daß es (einzel)sprachliche Entwicklungen zu „gradlinig“, d. h. zu vereinfacht, darstellt, wie es sie in der sprachlichen Realität fast nicht gibt. So ist z. B. das Neuhochdeutsche nicht schlechthin eine Weiterentwicklung aus dem Mittelhochdeutschen, denn dieses beruht auf oberdt. Dialekten, wohingegen das Neuhochdeutsche im wesentlichen auf dem Ostmittelfränkischen aufbaut.

Dem Stammbaummodell war denn schon J. SCHMIDT (1872) mit der sog. Wellentheorie entgegengetreten. Sie ging davon aus, daß sprachliche Neuerungen sich von einem Zentrum wellenförmig und nach verschiedenen Seiten hin über Sprachen bzw. Dialekte ausbreiten können. Auf die ie. Sprachen bezogen, konnten Neuerungen auch sprachliche Areale erfassen, die sich im Sinne der Stammbaumtheorie schon getrennt hatten, die aber dennoch untereinander in sprachlichem Austausch durch Entlehnungen standen. Schmidt nahm damit gewisse Auffassungen voraus, die später von den Neolinguisten vertreten werden sollten (vgl. 2.3.6. und 2.3.7.). Damit vermutete Schmidt zugleich, daß die heutige Lagerung der ie. Sprachen ein ungefähres Spiegelbild der ursprünglichen ist, daß die alten ie. Dialekte ihre Lage zueinander also nicht grundsätzlich verändert haben. Das Problem der Innovationen und Archaismen auf Teilgebieten des ie. Sprachraumes, das zu Isoglossen(-bündeln) zwischen Sprachen mit teilweisen Übergängen von Sprache zu Sprache, bzw. von Sprachzweig zu Sprachzweig führte und das ganze ie. Sprachengebiet charakterisiert (Einzelheiten 2.3.7.), stellte Schmidt u. a. am Beispiel der balto-slawischen („slavolettischen“) Sprachbeziehungen mit den germ. einerseits und mit den ind.-iran. Sprachen andererseits dar, wo das Slawische mehr Gemeinsamkeiten mit den ind.-iran. Sprachen als das Litauische habe, indem „die geographisch einander zunächst ligenden sprachen mer mit einander gemein haben als die ferner ligenden, dass also eine continuierliche vermittlung vom indischen durch die eranischen sprachen zum slavischen und von diesem zum litauischen fñhrt, dass das slavische mer arische züge enthñlt als das litauische, das eranische mer slavische züge als das sanskrit“ (SCHMIDT 1872, 15f., Einzelheiten dazu auch bei PORZIG 1954). Schmidt folgerte daraus und aus vergleichbaren Erscheinungen, daß es zwischen – benachbarten – Sprachen „continuierliche

übergänge aus einer sprache in die andere“ gäbe (S. 26) und betrachtete die „in neuerer zeit construierten grundsprachen, die europäische, nordeuropäische, slawodeutsche, südeuropäische, graecoitalische oder italokeltische“ als dem Reiche des Mythos angehörig. Ferner bestritt er zu Recht „die mathematische sicherheit, welche man für die reconstruction der indogermanischen ursprache schon gewonnen zu haben glaubte“ (ebd., 28).⁸⁷ Vgl. zu Schmidt das folgende, von LEHMANN (1969, 124) „überarbeitete“ Modell, das auch später hinzugekommene Sprachen mit einschließt:



Stammbaummodell und Wellentheorie wurden oft als gegensätzliche Auffassungen über die Grundsprache angesehen. Sie symbolisieren aber, wie vielfach festgestellt wurde (PORZIG 1954, 53; SERÉBRENNIKOW 3, 14, u. a.), nur unterschiedliche Aspekte und Zwecke der Darstellung des Gesamtproblems. Der Gegensatz von (vor)historischer Filiation der ie. Sprachen und Dialekt- und Isoglossenbeziehungen zwischen ihnen symbolisiert in Wirklichkeit integrative Gesichtspunkte der gesamten Grundsprachenforschung. Sie ergänzen einander, und ihre Weiterentwicklung führte, gefördert durch die Rolle, die Sprachgeographie und Substrattheorie spielten (vgl. 2.3.7.), zu zunehmenden Bemühungen auf dem Gebiet der Erforschung der diachronischen und diatopischen Gliederung der ie. Sprachen. Darüber informiert besonders die schon erwähnte Arbeit von PORZIG (1954).

Obwohl also beide Modelle spezielle Gesichtspunkte der Grundsprachenforschung thematisieren und eine über ihre ursprünglich für das Indoeuropäische gedachte Konzeption hinausgehende verallgemeinernde Bedeutung auch für andere genetische Sprachgruppen erhielten, vermag keines von beiden, die komplexen Entstehungsbedingungen von Sprachen zu erklären (BORETSKY 1977, 21ff.). Die hierbei mitspielenden (vor)historischen, gesellschaftlichen und ethnischen Faktoren (Wanderungen von Gruppen und Stämmen, die allmähliche Herausbildung von Bevölkerungsteilen zu ethnischen und sprachlichen Gruppen, Eroberungen, Staatengründungen und weitere Expansionen, Sprachmischungen und Sprachspaltungen, Entstehung und Veränderung von politischen Grenzen und Einflußzonen und damit sprachlichen Einflußzonen, hierbei mitwirkende ökonomische und kulturelle Faktoren) lassen sich aus keinem der beiden Modelle ableiten, denn beide sind linguistischer Natur. Zur allseitigen Behandlung dieser Fragen bedarf es also zusätzlicher, interdisziplinärer Untersuchungen.⁸⁸ Die Frage nach der Entstehung von Sprachen (und Dialekten) ist also eine hoch integrative und mit linguistischen Modellen allein nicht zu beantworten. Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft hat sich, wie bei der Diskussion der hier vorgestellten Modelle deutlich wird, einer Fülle auch außersprachlicher Faktoren und Zusammenhänge zu stellen, will sie nicht einseitig und abstrakt bleiben. – Bis heute jedoch hat sich das Stammbaummodell wegen seiner Anschaulichkeit und der in ihm enthaltenen richtigen Aspekte (Abspaltungstendenzen von Sprachen wie in historischer Zeit z. B. beim Niederländischen, Isländischen oder beim Afrikaans) in der Linguistik erhalten und wurde, wenn auch stets kritisiert, so doch nie in toto aufgegeben (vgl. u. a. GLEASON 1972, 12).

Porzig hatte in seinem Werk auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die bei einer unkritischen Übertragung der an historisch belegten Sprachen entstandenen Sprachgeographie auf vorhistorische Verhältnisse entstehen: Die Sprachgeographie untersucht Erscheinungen in Idiomen, deren geographische Verteilung bekannt ist, z. B. Dialekte des frz., dt. oder ital. Sprachgebietes. Für vorhistorische Zeiten liegen diese Verteilungen aber nicht fest, vielmehr will man die einstige räumliche Lage der ie. Sprachen (Dialekte) und ihre Beziehungen zueinander aus den Isoglossenbeziehungen erst erschließen. Das ist eine ganz andere Forschungslage und eine andere Forschungsaufgabe, wobei erschwerend hinzukommt, daß das uns überlieferte Bild von den ie. Sprachen (Dialekten) lückenhaft, d. h. durch eine Vielzahl untergegangener, oder nur in Resten, in Inschriften und Glossen überlieferter Sprachen charakterisiert ist (vgl. 1.2.). Sieht man einmal von der Tatsache ab, daß die Feststellung einzelner Isoglossen noch keine Dialekte ergeben muß, sondern hierzu Bündelungen sprachlicher Besonderheiten gehören,

so haben sich für die Indoeuropäistik schon durch die lückenhafte Überlieferungslage die ursprünglichen Verhältnisse zweifellos verundeutlicht; sie sind aber nicht völlig verdunkelt, wie die Forschung immer wieder zeigt. Dennoch: Die Lücken im Bild der ie. Sprachzweige bleiben somit auch Lücken bei den Versuchen, die ursprüngliche sprachliche Gliederung und die Frage von Archaismus und Innovation innerhalb der ie. Sprachen und innerhalb der zeitlich und räumlich differenzierten ie. Grundsprache vollständig zu erforschen (vgl. auch 2.3.7.).

Schon frühzeitig wurden Versuche angestellt, Aufschlüsse über die sog. Urheimat der Indoeuropäer, über ihre (materielle) Kultur, ihre Sozialstruktur und über ihre ethnische Eigenart sowie über anthropologische Fragen zu erhalten. Vergleichbares betrifft natürlich auch andere genetische Sprachgruppen, so die semitische oder die finno-ugrische. Die besonders in ihren Anfängen oft spekulativen Versuche veranlaßten SCHRADER (1883), einen kritischen Überblick über die damalige Forschungslage zu geben und das Problem der linguistischen Paläontologie, die von den Wörtern auf die Sachen und damit auf frühe (vorhistorische) Kultur- und Lebensumstände und Lebensräume („Urheimaten“) schließt, kritisch zu überprüfen. Schrader datierte mittels dieser „linguistisch-kulturhistorischen“ Methode die ie. Sprachgemeinschaft in die jüngere Steinzeit. Seitdem sind die Versuche, derartige Fragestellungen von verschiedenen, auch anthropologischen (rassistischen) Gesichtspunkten anzugehen, nicht mehr abgerissen.⁸⁹ Vielmehr haben sie sich zu einem umfangreichen (linguistischen) Forschungszweig neben der eigentlichen linguistischen Komparativistik entwickelt.

Die Basis bildet die Überzeugung der Anhänger dieser Richtung, daß die Träger vorhistorischer Sprachen und Dialekte in gesellschaftlichen Verbänden gelebt und auf einem bestimmten ökonomischen und kulturellen Niveau gestanden haben müssen. So müssen sie auch – zumindest zeitweilige – Wohnsitze gehabt haben. Dem ganzen Forschungskomplex liegt damit das plausible Bemühen zugrunde, die vorhistorischen Sprecher ie. Dialekte in (vor)historisch beschreibbare Dimensionen zu bringen. Dabei ist festzuhalten, daß dieser Forschungszweig notwendig in engeren Beziehungen auch zur Sprachgeographie steht (vgl. 2.3.7.), die die – indoeuropäischen – Sprachen auf Isoglossenbeziehungen hin mustert, weil beide, linguistische Paläontologie und Sprachgeographie, bestimmte, nahe verwandte Aspekte am gleichen Objekt untersuchen.

Im Mittelpunkt der linguistischen Paläontologie aber steht die Frage nach der sog. Urheimat und der (materiellen) Kultur der ie. Stämme. Die Anfänge der linguistischen Paläontologie gehen im deutschsprachigen Raum auf A. KUHN (1845) zurück; jedoch lassen sie sich auch noch weiter, letztlich

bis zu J. Grimm, zurückverfolgen (wissenschaftsgeschichtliche Einzelheiten und eine kritische Übersicht geben u. a. KRONASSER 1968a, besond. 506ff., und PORZIG 1954, 15ff.). Aus Wortgleichungen von Kulturwörtern, Pflanzen-, Tierarten u. a. m. versucht(e) man Rückschlüsse auf das Leben und den Lebensraum der ie. Stämme zu gewinnen. So würde z. B. ie. **ouis* „Schaf“, das in verschiedenen ie. Sprachen belegt ist (ai. *ávis*, lat. *ovis*, gr. *οἶς*, aksl. овѣса, air. *óí*, ahd. *ouwi*, lit. *avis* usw.), als zur Umwelt der ie. Stämme gehörig und damit zu den ie. Erbwörtern zählen. Aus mannigfachen derartigen Etymologien wurden im Laufe der Zeit ganze Sachbereiche der (materiellen) Kultur zusammengetragen: Haustiere, Pflanzen, Ackerbau, soziale und familiäre Struktur, Mythologie und Götterglaube, Klima und geographische Zonen usw. (Einzelheiten neuerdings bei GAMKRELIDZE/IVANOV 1984). – Besonders aus Pflanzen- und Tiernamen versuchte man, über deren geographische Verbreitung Rückschlüsse auf die Urheimat der Indoeuropäer zu gewinnen. Die Ergebnisse, zu denen die einzelnen Forscher kamen, waren indessen sehr widersprüchlich, und die linguistische Paläontologie wurde bald zum Streitobjekt nicht nur zwischen Linguisten, sondern auch der Archäologen und Ethnologen, die dieser Richtung die Fähigkeit absprachen, die Probleme linguistisch lösen zu können. Von besonderem Belang für den Streit waren die von verschiedenen Forschern als Indiz für Urheimatfragen beachteten Wörter für „Lachs“ und für „Buche“. Bleiben wir beim letztgenannten Beispiel. Da dieser Baum östlich der Linie Krim – Kiew – Kaliningrad (Königsberg) nicht vorkommt, das Wort in einigen westlich davon beheimateten Sprachen aber belegt ist, schloß man auf eine westliche Heimat der Indoeuropäer. Nur bedeutet das Wort indessen Unterschiedliches: ahd. *buohha*, mhd. *buoche* und lat. *fāgus* „Buche“ gehen in der Bedeutung zusammen. Hierzu gehört wohl auch aus Ortsnamen erschlossenes gall. **bākos*. Im Griechischen aber bedeutet *φγγός* „Speiseeiche“. Kurdisch *būz*, eine Art „Ulme“, und russ. бузина, dial. буз (VASMER 1964, 233) „Holunder“ gehören wohl nicht hierzu (vgl. EILERS/MAYRHOFER 1962). Obwohl schon kurd. *būz* und russ. буз viel zur Unsicherheit des „Buchenarguments“ beigetragen haben, (vgl. auch Thieme 1954, 549 (15)), bleiben auch die restlichen Übereinstimmungen unsicher, da einmal die ursprüngliche Bedeutung von ie. **bhāgós* als „Buche“ nicht voll gesichert ist und es sich zum anderen – wenn man von dieser Grundbedeutung ausgeht – um eine germ.-italisch-(gall.?) Gemeinsamkeit handeln kann, die sich sekundär herausgebildet hat (SCHERER [1968, 293] spricht nur von einer germ.-italischen Gemeinsamkeit).

Dieser Fall symbolisiert die großenteils unzureichende Forschungslage, die auf nur teilweise abgesicherten theoretisch-methodischen Grundlagen beruht. Mit ihnen hatte sich – allzu kritisch – KRONASSER (1968a) ausein-

andergesetzt und der linguistischen Paläontologie ihre wissenschaftliche Berechtigung zur Lösung der Urheimatfrage restlos abgesprochen. In der Tat geht diese Untersuchungsmethode von der hypothetischen Voraussetzung einer verhältnismäßig homogenen Grundsprache (und des sie tragenden Urvolkes) mit einem weitgehend einheitlichen Zeichenbestand (im Sinne lautlich und inhaltlich den „Sachen“ zuzuordnender Wörter) aus, verharmlost also oft die Schwierigkeiten, aus belegten Einzelsprachen erschlossene Bedeutungen den „Sachen“ in voreinzelsprachlicher Zeit zuzuordnen und berücksichtigt in ungenügender Weise auch die Möglichkeit vorhistorischer Entlehnungen von Wörtern. Diese können aus unserer synchronen Sicht als grundsprachliche Erbwörter erscheinen, sind aber in Wirklichkeit nur gemeinie. Lehn- oder Wanderwörter.⁹⁰ Ferner übersieht die linguistische Paläontologie die Möglichkeit, daß Wörter auch beim Wechsel von Territorien durch ihre Sprachträger ihre Bedeutungen verändern und nunmehr andere Gegenstände bezeichnen können (PULGRAM 1968, 463f.). Zudem gibt es hinreichend Fälle, wo die Ergebnisse der linguistischen Paläontologie mit denen der Vor- und Frühgeschichte und der Archäologie nicht harmonieren. Die letztgenannte Tatsache spricht aber vorerst weder zugunsten der einen noch der anderen Seite. So bleibt die entscheidende Frage bis heute für nicht wenige der linguistischen Ansetzungen die, die KRONASSER (1968a, 487) so formulierte: „Berechtigt eine Wortgleichung zu der Behauptung, daß die dazugehörige Sache sicher der Umwelt des idg. Urvolkes angehört hat?“ Daher müßte in einer Reihe von Fällen eben auch der Nachweis erbracht werden, daß es sich nicht um altertümliche Lehnwörter handelt, deren Aussehen und deren Verbreitung in den ie. Sprachen den Anschein eines Erbwortes erwecken. Ein solcher Fall ist u. a. das Wort für „Wein“ (gr. οἶνος, lat. *vinum*, arm. *gini*, heth. *wijan(a)*-), dessen ie. Ursprung wegen semit. Parallelen (ursem. ⁺*wainu*-, assyr. *inu*, arab. *wain* usw.) zweifelhaft, aber nicht ausgeschlossen ist, weil auch der umgekehrte Entlehnungsweg denkbar wäre (aus ie. ⁺**uoino*-?). Aber auch eine dritte Möglichkeit muß ins Kalkül gezogen werden, daß nämlich das Wort im Semitischen und Indoeuropäischen aus einer dritten (kleinasiatischen?) Quelle entlehnt wurde. Sei es, wie es wolle, so beweist auch eine semit. (oder anderweitige) Provenienz dieses Wortes nicht allzu viel für oder gegen sein Wirken als Kulturwort im ie. Bereich, denn die Entlehnung kann – zusammen mit der Sache – in so früher Zeit geschehen sein, daß Wort und Sache als grundsprachlich gelten können, selbst wenn der Fakt, daß das Wort ins Germanische, Slawische und Keltische als lat. Lehnwort gelangt ist, in dem Sinne interpretiert wird, daß es zuerst nur auf einem Teil des territorial weitläufigen ie. Sprachgebietes (der Urheimat?) bekannt wurde.⁹¹ Das Beispiel macht deutlich, wie schwierig und subjektiv das Für und Wider

und damit das Inbeziehungsetzen von Wörtern und Dingen für frühe Perioden ist.

Hinsichtlich der Lösung des Problems der ie. Urheimat hat die linguistische Paläontologie ihr Ziel bis heute nicht erreicht. Jedoch ist hier von Fall zu Fall zu differenzieren, denn etwas anders ist die Lage bei der Erforschung der finn.-ugr. Urheimat, die auf Grund verhältnismäßig eindeutiger Ergebnisse der linguistischen Paläontologie (z. B. gut lokalisierbare Ausdrücke für Tier- und Pflanzennamen) westlich des mittleren und nördlichen Uralgebietes angesetzt wird (Einzelheiten bei DÉCSY 1965, 211ff.). Diese linguistischen Ergebnisse werden von der Archäologie und Ethnologie nur teilweise korrigiert – sie sehen die Urheimat etwas weiter westlich. Dennoch sind die Diskrepanzen in den konkurrierenden Auffassungen hier nicht so stark ausgeprägt wie im Bereich der Indoeuropäistik! Dasselbe betrifft die Frage nach der ural. Urheimat, den Territorien der Träger der noch ungeteilten ural. Grundsprache. Auch hier gehen die sehr aktiven sowjetischen Archäologen davon aus, daß es sich um das Territorium zwischen der Wolga und dem Uralgebiet handelt (vgl. JOKI 1973, 361ff.).

Die Ausgangsgebiete der Indoeuropäer wurden von Nordeuropa über den Balkanraum bis hin nach Asien gesucht, ohne daß es zu einer *opinio communis* darüber gekommen wäre (überblicksmäßig vgl. KILIAN 1983). Die sprachlichen Daten ließen wegen ihrer Widersprüchlichkeit und unterschiedlichen Bewertung eine eindeutige Aussage bis heute nicht zu. Zeitweilig gerieten derartige Fragen, ebenso wie die ethnologischen und anthropologischen, in das Fahrwasser nationalistischer und rassistischer Ideologien.⁹² Dies war besonders in der Zeit des deutschen Faschismus der Fall, als man die Urheimat nur allzu gern in (Nord-)Europa ansiedelte. Aber schon viel früher, zu Beginn des 20. Jh., hatten sich, grob gesagt, eine Europahypothese (H. HIRT 1905) und eine Eurasienhypothese (SCHRADER/NEHRING 1929²) gegenüber gestanden, die über Jahrzehnte Gegenstand kontroverser Diskussionen sein sollten.⁹³ Für eine ausgleichende Hypothese setzte sich SCHERRER (1968, 288ff.) ein, der einen Mangel der Diskussion in der Mehrdeutigkeit des Begriffs Urheimat sah: Ihm zufolge kann der Begriff bedeuten: „1. das Ausbreitungsgebiet der idg. Völker unmittelbar vor der endgültigen Trennung, 2. die Keimzelle des idg. Volkes, 3. (den) Entstehungsort der idg. Sprache“ (1968, 289, vgl. schon 1956). So plädierte er für ein Ausbreitungsgebiet vor der Trennung „von der Nord- und Ostsee ... bis in die innerrussischen Gebiete ...“ und für den „Osten“ als Entstehungsgebiet der ie. Sprache.

Die Anwendung diachronischer und diatopischer Aspekte auf die Urheimatfrage ist sinnvoll und kann hilfreich sein, denn es ist mit historisch veränderlichen Territorien auch für die Sprecher vorhistorischer (ie.) Idiome

zu rechnen, die später als Griechen, Germanen, Slawen usw. in das Licht der Geschichte traten. Auch kommt diese Auffassung archäologischen Intentionen entgegen. Jedoch führte auch diese methodische Bereicherung nicht zu einer allgemein akzeptierten Lösung des Problems. Dennoch sind ein Fortschritt in der Sammlung und Interpretation des Materials und größere Vorsicht bei der Verwendung lexikalischer Gleichungen gar nicht zu übersehen: KRONASSERS grundsätzlich ablehnende Haltung (1968a) gegenüber der linguistischen Paläontologie ist daher unberechtigt. In vieler Hinsicht hat sich das Bild von den voreinzelsprachlichen Trägern ie. Idiome dank den Forschungen dieser Richtung bereichert und sind Gesichtspunkte der materiellen und geistigen Kultur der ie. Stämme deutlicher geworden (vgl. dazu den zusammenfassenden Versuch zur Deutung von Milieu, Organisation und Urheimat bei GAMKRELIDZE/IVANOV [1984, 439–894]).

Wenn die Urheimatfrage bis heute von der linguistischen Paläontologie nicht allseitig und widerspruchsfrei geklärt werden konnten, so steht es um den Beitrag der Ur- und Frühgeschichte, der Archäologie, der Ethnologie und der Anthropologie nicht besser. Weder stimmen deren Ergebnisse – hier kann nur in knappster Form auf einige archäologische Meinungen eingegangen werden – mit denen der linguistischen Paläontologie voll überein, noch sind die archäologischen Hypothesen untereinander widerspruchsfrei. Eher ist das Gegenteil der Fall. Auch wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß diese Forschungsgebiete im Hinblick auf die Urheimatfrage der indoeuropäischen Stämme mit der linguistischen Paläontologie in kontinuierlicher interdisziplinärer Kooperation stünden. Die theoretisch-methodischen Voraussetzungen und andersgeartete wissenschaftliche Gesichtspunkte sind in mancher Hinsicht divergent und ein Hemmschuh. So hat die Linguistik ihre Skepsis gegen die oft großzügig gehandhabte Identifizierung von Bodenfunden mit vorhistorischen Trägern (bestimmter Sprachen) durch die Archäologie im Prinzip bis heute nicht aufgegeben, während die Archäologie den oft hypothetischen Voraussetzungen der linguistischen Paläontologie nicht selten ungläubig gegenübersteht. Die Lage hat BOSCH-GIMPERA (1968, 510f.) deutlich charakterisiert: „Versucht man, die Entstehungsprozesse der indoeuropäischen Völker unter Berücksichtigung der archäologischen, linguistischen und historischen Aspekte zu rekonstruieren . . ., muß man von Theorien absehen, die eine Zeitlang ihre Anhänger hatten: Theorien wie die des Urvolkes, der Urheimat, der Ursprache, Theorien über Gruppierungen, die von Anfang an klar umrissen gewesen sein sollen, oder Unterteilungen von Gruppen nach einem stammbaumähnlichen System oder die Anwendung von Namen historischer Gruppen oder Völker auf die ersten indoeuropäischen Formationen. Man wird sich damit begnügen müssen, nur einen ein-

fachen Rahmen zu bieten und jede Hypothese der Komplexität der Fakten anzupassen, die zwar die Annahme von Beziehungen und Verwandtschaften erlauben, die aber doch darauf hinweisen, daß ein langer Zeitraum des Durcheinanders vorausgesetzt werden muß, in welchem Formationen oft sehr komplexer Natur sichtbar werden. Bei ihrer Zusammensetzung wirken verschiedenartige ethnische Elemente oft gemischten Ursprungs mit, und erst im Laufe von Übergangsperioden werden aus diesen Formationen neue Gebilde, welche sich im weiteren Verlauf zu Völkern kristallisieren, auf die dann eine historische Bezeichnung angewandt werden kann. Diese Kristallisationen bilden gewöhnlich den Abschluß eines langen und komplizierten historischen Prozesses, der durch die prähistorische Archäologie verfolgt werden kann.

Die Linguistik liefert zwar häufig Hinweise zur Lösung bestimmter Teile eines Problems, doch sollte nicht vergessen werden, daß andere ohne Hilfe der Archäologie und der Geschichte nicht gelöst werden können. Wo zwischen den verschiedenen Forschungszweigen – Sprachwissenschaft, Archäologie und Geschichte – Übereinstimmung erzielt werden kann, darf man hoffen, der Lösung des Problems nahe zu sein. Fehlt diese Übereinstimmung, befindet sich die eine oder andere Disziplin auf falscher Fährte.“

Bosch-Gimpera selbst vertritt die Auffassung, daß trotz der Schwierigkeiten, die bei der Identifizierung der mesolithischen Indoeuropäer bestehen, ihre Keimzelle in Europa gesehen werden muß. In neolithischer Zeit läßt sich bereits ihre Expansion erkennen, die sich in einem komplizierten Prozeß von ethnischen und kulturellen Mischungen und Stammesbewegungen vollzieht. Demgegenüber vertritt GIMBUTAS (1968, 538ff.) eine entgegengesetzte Auffassung. Ihr zufolge bezeugen die archäologischen Funde aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends eine intensive Expansion der indoeuropäischen Kurgan-Kultur (in den eurasischen Steppen von der unteren Wolga bis zum oberen Jenissei beheimatet) in Ost-West-Richtung nach Europa. Wenngleich diese Hypothese auch zahlreiche Gegner hat, so markiert sie doch die Weite der Möglichkeiten, die auch die Archäologie zur Lösung unseres Problems anzubieten hat. Zugleich verlockt diese Hypothese dadurch, daß sie sowohl für die Anhänger einer indo-uralischen Spracheinheit (vgl. 2.3.8.), als auch für die Verfechter von uralten Sprachkontakten zwischen beiden nicht urverwandten Gruppen die Möglichkeit eines – wenn auch in großen Dimensionen gedachten – benachbarten Territoriums bietet.

Ein weiteres Forschungsgebiet für Fragen vorhistorischer Sprachbeziehungen, vorhistorischer Wohnsitze und Wanderbewegungen ist die Onomastik. Sie untersucht u. a. Orts- und Gewässernamen und erlebte einen starken Auftrieb. Ihr wesentlicher Beitrag für die hist.-vgl. Sprach-

wissenschaft wird zwar von SERÉBRENNIKOW (3, 78f.) wegen der weitgehenden Unveränderlichkeit der Wortformen, ihrer morphologischen Erstarrtheit, in Abrede gestellt, dennoch hat ein besonderer Zweig der Onomastik in der Indoeuropäistik sehr von sich reden gemacht. Es handelt sich um die Gewässernamenforschung. Dieses Forschungsgebiet, das unter der Bezeichnung der „Alteuropäischen Hydronomie“ bekannt geworden ist, hat seinen Begründer und eifrigsten Verfechter in H. Krahe gefunden, der in den fünfziger Jahren und in der ersten Hälfte der 60er Jahre in zahlreichen Arbeiten darüber publiziert hat (KRAHE 1951, 1954, 1949/50–1955, 1957, 1959, 1962, 1964, 1965). Die Bedeutung seiner Forschungen liegt darin, daß Gewässernamen, die sehr zahlreich sind, verschiedene Schichten von Hydronymen aufzudecken erlauben. Ihre sprachliche Struktur soll Auskunft über die Idiome derer geben, die diese Namen einst gaben.

Hierbei geht es Krahe nicht um relativ junge Hydronyme, z. B. solche slawischer Herkunft, sondern er suchte nach älteren Schichten. Krahes umfangreiche Forschungen erstreckten sich auf ganz Europa. Dabei entdeckte er eine Fülle gleichartiger Flußnamenstämme, die sich von Norwegen bis Sizilien und von Portugal und den Britischen Inseln bis ins Baltikum nachweisen ließen. Sie sind meist zweisilbig und zeigen in lexikalischer und morphologischer Hinsicht verbreitete Bildungsweisen, z. B. beim Stamm auf *Al-/Alm-* auf der Iberischen Halbinsel in den Flußnamen *Almar*, *Almonte*, *Almantes*, in England *+Alma > Yealm*, *+Aläva > Alaw*, in Skandinavien *Alma* und *Ala*, in Italien *Alma* und *Alento*, im Baltikum *+Alantas > Alande*, *Almajä*, *Almenas* usw. Außer diesem Wortstamm gibt es zahlreiche andere Stämme (z. B. *Arg-*, *Ais-/Is-*, *Sal-/Salm-* usw.).

Dabei fällt die Dominanz des ansonsten im Indoeuropäischen seltenen Lautes /a/ (seltener /i/ und /u/) auf, demgegenüber Bildungen wie *+rei-no-s* „Rhein“ (Rhenus) oder *+moi-no-s* „Main“ u. a. in der Minderzahl sind. Obwohl Krahe gleichzeitig auch versucht hat, die Namenstämme, deren Herkunft er als indoeuropäisch ansah, nach Möglichkeit zu etymologisieren (z. B. *Al-/Alm-* = ie. *+al-*, so in lit. *almėti* „unaufhörlich fließen“; bei POKORNY 1959–1969, 27 noch zu *+al-m-* „wachsen“ usw., oder *Ais-/Is* in ie. *+eis-* „[sich] heftig, ungestüm, schnell bewegen“, bei POKORNY, ebd. 299 usw.), begegnete man seinen Thesen, die er (1962, 3f.) in fünf Punkten zusammengefaßt hatte, in der Folgezeit nicht nur positiv, sondern verschiedentlich auch skeptisch. Krahe selbst betonte, daß die Hydronymie nur einen Teil der ie. Sprachen umfasse, sich also im westlichen Raum des Indoeuropäischen in noch voreinzelsprachlicher Zeit entwickelt habe. Er nennt sie deshalb alteuropäisch und sieht in ihr das Zeugnis einer noch undifferenzierten westie. Sprachschicht, deren Sprecher die Vorläufer der späteren ie. Dialekte und Einzelsprachen in Europa waren. Sprachenzweige

wie das Indo-Iranische, das Anatolische, das Griechische und großenteils das Slawische schloß er davon aus. Krahe war der Auffassung, daß sich der Kern der Hydronymie nördlich der Alpen befinde, wohingegen sie auf die südlichen Halbinseln Europas sekundär eingeführt worden sei. Diese Feststellung ist schwer zu beweisen, erwecken doch gerade Namen mit /a/ wie *Adria*, *Ara*, *Avara* u. a. m. eher den Eindruck, nichtie. Herkunft zu sein und aus einem vorie. Substrat zu stammen. SCHERER (1956) sieht in der Hydronymie zwei Schichten, eine indoeuropäische (z. B. **rei-no-s*) und eine vorie. mit wurzelhaftem /a/ und Suffixen wie *-ara*, *-antia* (z. B. *Almara* > *Alme*, *Alantia* > *Elz*) usw. Träfe dies zu, wäre diese große Gruppe also als nichtie. Sprachgut zu identifizieren, so ist damit in Mitteleuropa mit vorie. Substrat zu rechnen. Diese würde aber auch die Ansetzung eines autochthonen Indoeuropäischen in der Region unwahrscheinlich machen und für eine östliche Einwanderung ie. Stämme nach Mitteleuropa sprechen. – Die alteuropäische Hydronomie war nach Krahe bereits in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. u. Z. voll ausgebildet.

Krahes hochinteressante Untersuchungen fanden – wie gesagt – ein großes, jedoch geteiltes Echo. Seine Kritiker (u. a. SCHMID 1968 und TOVAR 1977) wiesen darauf hin, daß die grammatischen Strukturen der Hydronyme auch weiter östlich, z. B. in Vorderasien, anzutreffen seien und daß derartige Strukturen auch im Indischen vorhanden sind. Die von Krahe diagnostizierte Gewässernamenschicht kann somit in ihrer Struktur wahrscheinlich nicht als speziell alteuropäisch (westindoeuropäisch), sondern müßte in ihrem Charakter als indoeuropäisch angesehen werden. Akzeptiert man aber Scherers Meinung der Zweischichtung der Flußnamen, so hätte eine ie. Schicht (Typ: **rei-no-s*) ein autochthones nichtie. Substrat überlagert. Kuhn (1978) plädiert für einen weiteren – nichtie. – Gewässernamenkomplex in Europa mit Stammsilben *Ur-*, *Dur-*, *Rur-*, *Stur-*! Es fällt auf und spricht gegen eine Gesamtvereinnahmung der Hydronymie als indoeuropäisch, daß der vorauszusetzende Ablaut kaum greifbar ist. Nach SCHMIDT (1968, 17) „kommen wir bei den Gewässernamen ohne die Annahme von Erstarrung und Verallgemeinerung einzelner Ablautformen der Wurzel und der Übertragungen der Suffixe gar nicht aus – also ist uns die Hydronomie schon gar nicht mehr in ihrer ältesten Form greifbar“. Nach TOVAR (1977, 15f.) ist das alteuropäische Gewässernamensystem eher spätindoeuropäisch und mit nichtie. Elementen vermischt. Vorie. Elemente findet Tovar nicht nur südlich der Alpen, sondern auch nördlich davon und lehnt Krahes zugrunde liegende Schlußfolgerung, in Mitteleuropa die Urheimat des Indoeuropäischen zu sehen, ab. – Die Meinungen zu dieser Frage sind bis heute kontrovers und unterscheiden sich im Prinzip nicht von manchen anderen Lösungsvorschlägen in der Indoeuropäistik. Dennoch

hat die alteuropäische Hydronomie die Forschung erheblich bereichert und wesentliche Fragestellungen problematisiert.

Onomastische Forschungen Kuhns betreffen in zahlreichen Abhandlungen (zuletzt 1978)⁹⁴ das nordwestliche Gebiet Mitteleuropas, „die Landschaften im Südwesten von Unterweser und Aller und im Süden nach Thüringen und Hessen hinein und weiter bis zu Taunus und Eifel und etwa an Oise und Somme“ (KUHN 1978, 4). Bei seiner „Nordwestblock“-Hypothese, die ihre Rolle in den hier skizzierten Landschaften spielt, rechnet Kuhn mit einer westie. Restbevölkerung, die zwischen Germanen (im Osten) und Kelten (im Süden und Südwesten) lebte, selber lange der Germanisierung widerstanden hatte und ein „namenloses“ Spät- oder Restindoeuropäisch sprach, bevor sie um und nach der Zeitenwende von den Germanen, die das Gebiet vom Norden und Süden bereits umklammert hatten, assimiliert wurde. Damit entzog Kuhn diesem Gebiet den Rang, autochthones germanisches Siedlungs- und Stammesgebiet gewesen zu sein. Den Beweis für diese Hypothese „des letzten Indogermanischen“ gewissermaßen zwischen dem Keltischen und Germanischen entnahm Kuhn unterschiedlichen lautlichen Verhältnissen von Orts- und Personennamen und verschiedenen Sachnamen, die in diesem Gebiet nur teilweise oder gar nicht der germanischen Lautverschiebung folgten, aber auch nicht keltisch gewesen sind. Sehr eindrucksvoll läßt sich das bei anlautendem ie. **p* aufzeigen, das im Germanischen zu */f/* verschoben wurde, während es im Keltischen in dieser Position ganz schwand (vgl. lat. *pater*, ahd. *fater*, air. *athir* „Vater“). Kuhn findet Bestätigungen dafür in Namen wie *Plore* (Gegend bei Osna-brück) aus ie. **plā-r-* „flach“, „Fläche“, dt. *Flur*, engl. *floor*, air. *lár* (im weiteren verwandt mit lat. *plānus*), desgleichen in *Ploen*, *Plön* aus ie. **plā-n-*, verwandt mit lat. *plānus* u. a. m. Ferner sieht er in Namen wie *Peseke* (Bachnamen im Nordharz), *Aleke* u. a. ein unverschobenes *-k*-Suffix (dessen germanisches Gegenstück */ch/* bzw. */h/* lauten müßte). Anhand solcher und der o.g. gewässerkundlichen Indizien, deren Verbreitung sich fraglos auch über die Grenzen des Nordwestblock-Gebietes hinaus erstrecken und damit auf Wortwanderung oder auf umfangreiche, bis in mediterrane Gebiete reichende nicht ie. Substrate hinweisen kann, machte Kuhn plausibel, daß der fragliche Raum auch schon vorindoeuropäisch besiedelt war (Substratgebiet) und daß das Alteuropäische Krahes, womit man auch dieses „namenlose“ Spät- oder Restindoeuropäische Kuhns wird zusammenbringen können, in einem komplizierten Prozeß sprachlicher und ethnischer Anpassung der dort lebenden Bevölkerung an das umliegende germanische Sprachgebiet assimiliert wurde. Kuhn markiert anhand des Namenmaterials also nur ungefähre Grenzen des fraglichen Gebietes, und es ist einzuräumen, daß sie insbesondere nach Osten hin teilweise unsicher sind.

Problematischer aber ist, daß die Kritik nachwies, daß sein Material nicht in allen Fällen eindeutig genug und valide ist; oft ist die Deutung der Namen einseitig, methodisch unklar, und es lassen sich – wenigstens teilweise – auch andere Deutungen geben (vgl. besonders NEUMANN [1971 und 1983] und auch MEID [1986, 195ff.]). Dennoch ist die Beweislage insgesamt so, daß man trotz kritischer Einwände im einzelnen⁹⁵ Kuhns Hypothese in ihrem Kern als zutreffend bezeichnen muß, wenngleich die Auseinandersetzung mit ihr seitens der Linguisten sicherlich noch nicht abgeschlossen ist.

2.3.4. *Unterschiedliche Auffassungen über die Grundsprache*

Obwohl es durch genauere Formulierung und Präzisierung der Lautgesetze und durch zunehmend verfeinerte Forschungsmethoden zu einer verblüffenden Fülle von Ergebnissen bei der Rekonstruktion und zur Bestätigung der hist.-vgl. Methode auch bei der Erforschung anderer Sprachfamilien gekommen ist, können wir bis heute dennoch keine allgemeine wissenschaftliche Übereinkunft über den linguistischen resp. sprachlichen Charakter der ie. Grundsprache verzeichnen. Zwar ist man sich weitgehend darüber im klaren, daß Grundsprachen als reale, kommunikativ (wieder)verwendbare Gebilde in ihrer einstigen Form nicht mehr rekonstruierbar sind, und man erblickt hierin auch nicht (mehr) das Ziel der hist.-vgl. (genetischen) Sprachforschung (SERÉBRENNIKOW 3, 16; WATKINS 1969, 17), dennoch gibt es bis heute im wesentlichen drei strittige Problemkreise in bezug auf linguistische Fragen der Grundsprache. Erstens handelt es sich um die Frage nach der Realität bzw. der Nichtrealität der Rekonstruktionen, zweitens herrschen – besonders in der Gegenwart – erhebliche Meinungsverschiedenheiten über das Aussehen der Grundsprache (soweit eine solche akzeptiert wird), und drittens geht es um sog. glottogonische und nostratische Zielstellungen, also um Fragen der Erhellung früher und frühester voreinzelsprachlicher Sprachzustände (und damit verbunden um Versuche zur Erklärung des Entstehens der Flexion). (Die ersten beiden Fragekomplexe werden in den Abschnitten 2.3.4., 2.3.6. und 2.3.7. behandelt, der dritte Komplex in 2.3.5. und 2.3.8.)

Wie schon die Schleichersche Rekonstruktion einer Äsopschen Fabel gezeigt hatte (vgl. 1.3.), war der Begründer der Stammbaumtheorie von der Realität der – rekonstruierbaren – Grundsprache im Sinne der Wiederherstellung einstiger Sprachzustände überzeugt.⁹⁶ Auch in der junggrammatischen Folgezeit fand die Auffassung von der Realität der Rekonstruktion teilweise Anhänger, so in Brugmann, Bezenberger und Osthoff; jedoch hatte sich schon das junggrammatische Lager – nicht zuletzt als Folge der Polemik J. SCHMIDTS (1872) gegen die Stammbaumtheorie – in dieser

Frage geteilt. Man folgte Schleichers Realitätsauffassung nicht mehr unbesehen, d. h. man wendete sich von der totalen Realitätsauffassung der Grundsprache ab, die mit der Schleicherschen Fabel-Rekonstruktion verbunden war. Delbrück, der durch seine syntaktischen Forschungen ohnehin von den lautlichen und morphologischen Rekonstruktionen wenig fasziniert war, da er sich eher mit dem Vergleich von Strukturen befaßte, sah in der Rekonstruktion nur noch Formeln für den Linguisten. Er wie auch andere bezweifelten, daß es durch Rekonstruktion je zur Restitution einer realen Sprache kommen könne: „Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, daß die . . . Formen . . . nichts anderes darstellen als einen 'formelhaften Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials'“ (DELBRÜCK 1919⁶, 158). Auch Meillet war skeptisch gegenüber der Rekonstruierbarkeit der Grundsprache.

Aber es ist, wie E. Hermann (1907) überzeugend darlegte, gar nicht zu bestreiten, daß mit der Existenz einer – irgendwie gearteten – Grundsprache (nicht nur mit Symbolen!) letztlich doch von den meisten Komparativisten gerechnet und danach gearbeitet wurde, wenn auch nicht (mehr) in der rigorosen Weise, wie das Schleicher getan hatte, hatte doch J. Schmidt nicht die ie. Grundsprache selbst, sondern nur die scheinbare Adäquatheit der meisten Rekonstruktionen und die unbedenklichen Filiationsbestrebungen ohne Rücksicht auf interdialektale Kontakte in Frage gestellt! Vielleicht läßt sich die damalige – und heutige – Situation am besten mit den Worten E. HERMANNs (1907, 7) skizzieren, daß es zwischen Rekonstruktion und Rekonstruktion eben beträchtliche Unterschiede gibt: „Neben den wenigen sicheren liegt eine Masse unsicherer.“ Man kann hinzufügen, daß eine grundsätzlich agnostizistische Haltung gegenüber der Grundsprache eo ipso die Frage nach dem Sinn der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft neu aufwerfen würde. Ein beträchtlicher Teil der grundlegenden vergleichenden Aufgabenstellungen und der interdisziplinären Fragestellungen wäre neu zu formulieren oder ganz in Abrede zu stellen. Die Auffassungen über den Status der Grundsprache blieben letztlich bis in die Gegenwart uneinheitlich, wenngleich sich die Mehrheit der Forscher heute sowohl gegen einen übertriebenen Realismus der Rekonstruktion als auch gegen die Ablehnung der Grundsprache ausspricht.

Für die extremen „Realisten“, die Vertreter der Rekonstruierbarkeit der Grundsprache, ist bezeichnend, daß sie sich gezwungen sehen, eine weitgehende Homogenität der rekonstruierten Grundsprache vorauszusetzen. Das lag schon der Schleicherschen Fabelübersetzung zugrunde, denn Schleichers Ziel konnte es kaum gewesen sein, einen Text zu rekonstruieren, dessen phonetisch-phonologische, lexikalische und grammatische Einheiten dialektal differenziert waren und unterschiedlichen Perioden der Grundsprache ange-

hörten. Der Fabel-Hypothese, soweit sie positiv aufgefaßt wurde, liegt also das Konzept eines mehr oder weniger synchronen und homogenen Zustandes der Grundsprache zugrunde, wobei man offensichtlich auch über die Textgestaltung hinreichend informiert zu sein glaubte bzw. sich darüber nicht den Kopf zerbrach. In diesem Sinne äußerten sich auch BLOOMFIELD (1933, 298ff.) und andere. Es wird noch zu zeigen sein, daß sich das Konzept eines einheitlichen und homogenen Zustandes der rekonstruierten Grundsprache nicht mehr aufrecht erhalten läßt und andererseits konkrete, jeder Textgestaltung notwendig zuzuordnende kommunikative Situationen überhaupt nicht rekonstruierbar sind. So gesehen, ist eine reale ie. Sprache in der Tat eine Fiktion. Dennoch haben sich verschiedene Forscher auch in letzter Zeit – wenngleich nicht mit dieser Konsequenz – für die Realität der Rekonstruktion ausgesprochen. So rückt GRAUR (1974, 29) mit seiner Auffassung („Infolgedessen können wir dank der historisch-vergleichenden Methode mit einer annähernden Genauigkeit verschwundene Grundsprachen rekonstruieren . . .“) in die Nähe einer weitgehenden Rekonstruierbarkeit einstiger sprachlicher Gegebenheiten.

Gegenüber solchen Ansichten und den gänzlich gegenteiligen, die die Rekonstruktion als sich mit der Forschungslage lediglich wandelnde Symbole oder gar Fiktionen des Komparativisten betrachten und die Grundsprachen grundsätzlich ablehnen (vgl. dazu besonders 2.3.6.)⁹⁷, gibt es auch Auffassungen, die zwischen diesen beiden Extremen liegen. Ernst zu nehmen und im Grunde Konjektiv der meisten Rekonstruktionen ist nach SERÉBRENNIKOW (3, 17) die Tatsache, daß „die Rekonstruktion stets eine mehr oder weniger adäquate Widerspiegelung der hinter . . . (einer) Formel stehenden sprachlichen Realität der Vergangenheit“ ist. Diese Interpretation, die zwar aus gutem Grunde manches offen läßt, aber dafür weder den linguistischen Charakter der Rekonstruktion negiert noch ihren dialektischen Charakter als linguistische Formel und approximative Widerspiegelung von voreinzelsprachlichen Teilbereichen der Grundsprache leugnet, muß nachdrücklich unterstrichen werden.

Es kann heutzutage gar nicht mehr bestritten werden, daß in allen Bereichen der Grundsprache, also im phonetisch-phonologischen, im morphologischen, im syntaktischen, im lexikalischen und im idiomatisch-textlichen Bereich – wenn auch in unterschiedlichem Maße – Ergebnisse erzielt wurden, die mehr sind als nur Symbole für den Komparativisten. Sie liegen für uns am vollständigsten in den sog. geschlossenen Systemen, also im phonologischen Bereich und teilweise noch in der Morphologie, vor. Im lexikalischen Bereich gibt es auch Sachgebiete, die uns einen ungefähren Einblick in das vorhistorische Vokabular gewähren (vgl. u. a. DELAMARRE 1984).⁹⁸ Dabei ist natürlich zu vermerken, daß in der Lexik kaum ein argu-

mentum ex silentio zu formulieren ist (im Gegensatz etwa zur Phonologie, vgl. hierzu die Neuansätze in 1.5.7.), da wir nur etwas über den rekonstruierbaren, nicht aber über den (durch Entlehnung) verlorengegangenen ie. Lexembestand auszusagen vermögen. Noch weniger können wir natürlich die kommunikativen Umstände rekonstruieren, die für die Textbildung in der Grundsprache maßgeblich waren, und deshalb fällt es nicht nur schwer, syntaktische Aussagen in dem Maße zu machen, wie es beispielsweise für die Morphologie möglich ist, sondern es ist uns auch kaum möglich, die syntagmatischen Bedingungen in bezug auf die Monosemierung voreinzelsprachlicher Lexeme so zu erforschen, wie die paradigmatischen Regularitäten morphologischer Kategorien erforscht wurden. Diese Situation schlägt sich nur allzu deutlich in dem Zustand nieder, in dem sich die Notierungen des „Indogermanischen etymologischen Wörterbuches“ von POKORNY (1959–1969) befinden, vgl. 1.3.

Wenn man den Begriff „Realismus in der Rekonstruktion“ im Sinne einer vollständigen Restitution grundsprachlicher Verhältnisse versteht, ist er also nicht (mehr) akzeptabel. Aber das bedeutet nicht, daß in gewissen Bereichen und unter bestimmten Bedingungen nicht Einzel- oder Teilergebnisse erzielt wurden, die voreinzelsprachlichen Gegebenheiten vermutlich sehr nahe kommen. Der Gegensatz von „Realismus“ versus „Nominalismus“ (= Symbolcharakter der Rekonstrukte) erscheint zu absolut und undialektisch, als daß er das differenzierte Verhältnis insgesamt angemessen wiedergeben könnte. Es ist daher ratsam, von Bereichen mehr oder weniger adäquater Rekonstruktion im Hinblick auf die ie. Grundsprache zu sprechen. Ähnlich betrachtete MEINHOF (1948², 26) die Rekonstruktion des sog. Urbantu⁹⁹; auch DÉCSY (1965, 152ff.) wertete die Rekonstruktion im Finno-Ugrischen in vergleichbarer Weise.¹⁰⁰

Die Diskussion über Rekonstruktionen und Rekonstruierbarkeit darf nicht abstrakt geführt werden. Bei grundsätzlicher Befürwortung von Grundsprachen bleiben stets drei Fragen zu klären: 1. Kann und muß man in einem konkreten Fall hypothetisch mit einer Grundsprache rechnen? Dieser Annahme involviert dann eine – zumindest vorübergehende – relative Einheit zwischen verwandten Idiomen. 2. Ist diese relative grundsprachliche Einheit rekonstruierbar, bzw. welche Bedingungen (und Erschwernisse) sind mit einer Rekonstruktion verbunden? 3. Was wird seitens der Linguisten von der Rekonstruktion erwartet? – Global betrachtet und nicht allein auf die ie. Grundsprache bezogen, kann sich nunmehr eine vielfältige Abstufung von (Realisierungs-)Möglichkeiten im Hinblick auf unsere Fragestellungen ergeben. Bevor wir wieder auf die ie. Grundsprache zurückkommen, sei auf einen verhältnismäßig unproblematischen Fall eingegangen – auf das schon einmal erwähnte Runennordische, dessen Sprachform, dem

Ur nordischen gleichkommend, uns in Überlieferungen bekannt ist. Die Inschrift auf dem Goldhelm von Gallehus in Dänemark dokumentiert das Runennordische um 400 u. Z. Ihr nur fünf Worte umfassender Text (*Ek HlewagastiR HoltigaR horna tawido* „Ich, HlewagastiR [Sohn?] von Holt schuf [dieses] Horn“) zeigt einen vermutlich archaisierenden Laut- und Formenbestand, der noch in vielem dem rekonstruierten Germanischen ähnelt, mit anderen Worten, er weist noch einen dem von der Linguistik angesetzten Gemeingermanischen ähnlichen Zustand des Urnordischen auf. Vgl. dazu z. B. den zweiten Bestandteil von *Hlewa-gastiR*, der den Nom. Sg. eines alten ie. -i-Stammes zeigt, wie er noch in lat. *hostis* „Gast“ erhalten ist. Lediglich das auslautende /-s/ des Nominativs ist über /z/ zu /R/ verändert, wobei als germ. Form **gastiz* und als ie. Form **ghosti-s* anzusetzen ist. In allen anderen alten germ. Idiomen hat das Wort dann weitergehende Veränderungen erfahren: got. *gasts*, aisl. *gestr*, ahd. *gast*. Aber, wie schon gesagt: Die Inschrift von Gallehus und ihr altertümlicher Zustand lassen sich nicht ohne weiteres auf die ie. Rekonstruktions- und Grundsprachenproblematik übertragen, denn die (vor)historischen Dimensionen sind nicht vergleichbar; sie ist dennoch ein lehrreicher Beleg für die Theorie der (Zwischen-) Grundsprachen.

Mit dem eben Geäußerten ist kein Rückfall in die Schleichersche Fabel-Euphorie (vgl. 1.3.), aber auch kein Agnostizismus im Sinne Meillets (vgl. 2.3.6.) verbunden. Es ist aber unleugbar, daß mit der Annahme von Grundsprachen und ihrer schrittweisen Erhellung auch alle jene Versuche ihren Sinn erhalten, die sich zunehmend um die diachronische und diatopische Aufgliederung grundsprachlicher Verhältnisse bemühen, um diese sinnvoller auch in das Netz außerlinguistischer Fragestellungen einzubinden, wo es um die Herkunft, die Kultur und die soziale Struktur der Träger der ie. Dialekte und der späteren ie. Sprachen geht, um Fragen also, die die Komparativistik und andere Wissenschaftsdisziplinen schon lange beschäftigen (vgl. 2.3.3.).

Heutzutage sind die Kontroversen um die sprachliche Beschaffenheit der ie. Grundsprache größer als zu Beginn des 20. Jh., denn eine Reihe von neuen Hypothesen hat zahlreiche, bis vor einiger Zeit gültige und scheinbar gesicherte Erkenntnisse der Rekonstruktion wieder in Frage gestellt. Zu Beginn des 20. Jh. herrschte weitgehend das Rekonstruktionsmodell von K. BRUGMANN (1904, *passim*) vor, das sich hauptsächlich am morphologischen Formenreichtum des Altindischen und Altgriechischen, also an einer nach Auffassung verschiedener heutiger Linguisten spätere Phase, orientierte.

Das hatte bei Brugmann zur Rekonstruktion von dementsprechend vielfältigen und hochflexivischen Formen der Grundsprache geführt. Der ie. Grundsprache wurden weitgehend diejenigen Formenkategorien zuge-

schrieben, die man in den o. g. und einigen anderen Sprachen vorfand; ihr Fehlen in anderen Sprachen wurde mit Verlust oder Formensynkretismus erklärt. Die Grundsprache war damit nach einem Wort von DELBRÜCK (1893³, 72) in die Gefahr geraten, zu einer Sammlung all jener Verlegenheiten zu werden, die sich beim Studium der Einzelsprachen ergaben. So mußte das Brugmannsche System schon durch seine stupende Kategorienfülle als Modell für die ie. Grundsprache kritikwürdig werden. BRUGMANN (1904, 480ff.) setzte beim Verbsystem fünf Tempora und – außer dem Indikativ – vier Modi an. Als ie. Tempora (mit zahlreichen Untergruppen) gelten bei ihm das Präsens, das Imperfekt, der Aorist, das Perfekt und das Futur. Bei den Modi handelt es sich um den sog. Injunktiv, eine augmentlose Vergangenheitsform, die besonders im Vedischen belegt ist (*mā dhās* „setze nicht“), um den Imperativ, den Konjunktiv und den Optativ. – Schon HIRT (1928) bezweifelte die Vielfalt der Brugmannschen Formen. Die grundlegenden Umrisse, das Präsens- und Aoristsystem und der „erratische Block“, das Perfekt, werden auch bei ihm eingehend behandelt. Von den Modi wird der Injunktiv verworfen. Modi und Tempora sind aber relativ späte Bildungen, wobei sich die verschiedenen Kategorien auf unterschiedlicher Weise in die einzelsprachlichen Systeme integriert haben.

Die heutigen z. T. krassen Divergenzen in den Auffassungen über das lexikalische und grammatische Aussehen der ie. Grundsprache wurden in der Hauptsache durch folgende Ereignisse ausgelöst: (a) durch neu hinzugekommenes Material aus erst in diesem Jahrhundert entdeckten ie. Sprachen (Tocharisch und die altanatolischen Sprachen, besonders Hethitisch), was zu einer von verschiedenen Linguisten vorgenommenen Umbewertung fast des gesamten ie. Materials und damit zu einer Gewichtsverlagerung der Aussagen auf das Hethitische führte; (b) durch neue Theorien über den ie. Lautstand und die Struktur der ie. Wurzel (Laryngaltheorie, Wurzeltheorie von BENVENISTE [1935], vgl. 2.3.5., neue Auffassungen über die ie. Verschußlaute, u. a. m.); (c) durch verstärkte Einbeziehung typologischer Überlegungen bei der Rekonstruktion (ausgelöst durch R. JAKOBSON [1962]), die zum Ziel hatte, die Ergebnisse der Rekonstruktion mit Einsichten der Typologie in Einklang zu bringen (vgl. 1.5.7.), und (d) durch verstärkte Versuche, die in der Vergangenheit oftmals synchron (statisch) dargestellte Grundsprache dynamisch aufzufassen im Sinne eines in Raum und Zeit entwickelten und differenzierten Idioms mit sich wandelnden strukturellen und funktionalen Eigenschaften. Hierzu reichen die Mittel der äußeren Rekonstruktion, die zur Bildung von grundsprachlichen Formen aus dem Arsenal der Einzelsprachen führen, allein nicht mehr aus, wie SCHLERATH (1981 und 1982–1983) eindringlich dargelegt hat. Rekonstruierte Formen an sich ergeben weder Hinweise auf ihre Chronologie noch auf ihren dialektalen

(diatopischen) Status. Sie sind vorerst beziehungslose abstrakte Formeln. Zum Wandel von Vorstellungen über Grundsprachen vgl. auch M. HAAS (1969, 46ff.).

Wir wollen den unter (a) genannten Faktor kurz erläutern. Die Erschließung des Hethitischen stellte die Indoeuropäistik vor eine zweifellos neue Aufgabe, da die Fakten dieser nun am frühesten belegten ie. Sprache vielfach dem Bild widersprachen, das man sich bis dato von der ie. Grundsprache gemacht hatte.

Der Konflikt zwischen dem traditionellen und dem bald an Gewicht zunehmenden „hethitischen“ Modell entzündete sich an solchen aufsehenerregenden, jedoch in der anfänglichen Euphorie überschätzten Entdeckungen wie den schon von de Saussure theoretisch postulierten Laryngalen (gr. ὀστέον = heth. *haštai* „Knochen“, lat. *pāscō* „lasse weiden“ usw. = heth. *paḥš-* „schützen“ usw.). Nicht minder bedeutsam waren auch die „unklassischen“ morphologischen und syntaktischen Befunde. Schon STURTEVANT (1933) konnte zahlreiche phonetische und grammatische Archaismen auflisten, das kategorienarme Verbsystem, den kombinatorischen Lautwandel von ie. Dental + Dental (*t + t* > heth. */tst/*), das Fehlen des genus femininum, die stark repräsentierte nominale Heteroklise, ein nicht voll entwickeltes nominales Paradigma im Plural u. a. m. (Einzelheiten vgl. bei STERNEMANN 1981, 458ff.). Die Komparativisten reagierten unterschiedlich: ablehnend im Sinne des traditionellen Modells, da sie im Hethitischen den Verlust verschiedener Erscheinungen festzustellen glaubten, und zustimmend im Sinne der Interpretation des Hethitischen als Bewahrer altertümlicher Züge aus einer früheren Phase der Grundsprache. Wenngleich verschiedene der dem Hethitischen zugeschriebenen Archaismen als solche auch bis heute umstritten sind, so war doch die Folge eine verstärkte Diskussion um diachronische Fragestellungen bezüglich der Grundsprache, wobei man das Hethitische als ein vor dem Spätindoeuropäischen abgespaltenes Idiom betrachtete. Diese Diskussion dauert bis heute an und verlief z. T. sehr kontrovers. Sie führte zu verschiedenen Modellbildungen für die Grundsprache.

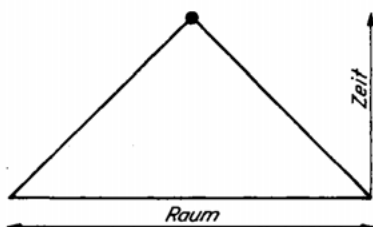
Daß das Wissen um die zeitliche (diachronische) und die räumliche (diatopische) Differenziertheit der Grundsprache und um die Unmöglichkeit, all dem mit Hilfe von Asteriskformen ein realistisches Bild von den grundsprachlichen Verhältnissen zu verleihen, keine Erkenntnis aus jüngster Zeit ist, belegt schon BRUGMANNs prinzipielle diesbezügliche Stellungnahme (1904, 23–25), die hier der Wichtigkeit halber in extenso wiedergegeben werden soll: „Die damals vorhandene dialektische Variation der idg. Ursprache haben wir uns in allem Wesentlichen ebenso entstanden zu denken, wie wir in jüngeren, im Lichte der geschichtlichen Überlieferung stehenden Zeiten die Sprach-

differenzierung sich vollziehen sehen ... Die von der Sprachwissenschaft konstruierten uridg. oder voreinzelsprachlichen Erscheinungen ergeben, alle zusammen genommen, keine Sprache, die ein einzelner Indogermane irgendwo und irgendwann gesprochen haben kann. Denn erstlich war nur ein Teil von ihnen allgemeinindogermanisch, die anderen gehörten nur irgend einer Gegend innerhalb des Gesamtgebietes an. Und zweitens handelt es sich bei der idg. Ursprache um weit auseinanderliegende Zeiträume, und das, was man von den Einzelsprachen herkommend jedesmal als die jüngsten Tatsachen der idg. Urgemeinschaft erschliesst, ergibt nicht eine Summe von wirklich gleichartigen Erscheinungen. Das Allgemeinindogermanische war in der Regel älter als das nur Partiellindogermanische.¹⁰¹ – Es zeigt sich hier in nuce schon ein ganzes Programm, das auch von anderen ähnlich gesehen wurde. Der Unterschied besteht daher nicht darin, daß Früheren die Fragestellung unbekannt war, sondern daß auf Grund anderer Forschungsumstände sich die Forschungslage so verändert hat, daß neue Lösungen unumgebar sind. Letztlich hat es in der Komparativistik nie an Zweifeln an der Rekonstruktion gefehlt, ebenso wie die heutigen Bemühungen um ein historisches Herangehen an die Grundsprachenproblematik nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, daß Versuche, die Entstehung der grammatischen Kategorien der Grundsprache zu erklären, eigentlich nur Fortsetzungen einer langen Tradition in der Indoeuropäistik sind, die unter der Bezeichnung „glottogonisch“ bekannt geworden ist (ausführlicher dazu vgl. 2.3.5.).

In jüngster Zeit gibt es verschiedene Anstrengungen, für die ie. Grundsprache ein sog. Raum-Zeit-Modell zu schaffen, sich wieder stärker um diatopische und diachronische Differenzierung der rekonstruierten Erscheinungen zu bemühen (Früh-, Mittel- und Spätindogermanisch nach MEID 1975, 1979, NEU 1984, 1985). Daß es sich hierbei nicht um absolute Chronologisierungsversuche, sondern allenfalls um relative handeln kann, ist ebenfalls keine rezente Erkenntnis, denn schon BRUGMANN (1904, 25) hatte sich deutlich dahingehend geäußert: „In allen diesen Fällen (von Festlegungen eines Früher oder Später bei rekonstruierten Daten, Anm. R. St.) kann es sich aber immer nur um relative Sprachchronologie handeln, nicht um die absolute, wie sie sich für die Tatsachen der historischen Sprachperioden ermitteln lässt.“ In der Tat ist allen jenen Versuchen mit Skepsis zu begegnen, die das Alter der ie. Grundsprache allein aus linguistischer Sicht absolut bestimmen wollen (so etwa GEORGIEV auch in seinem letzten Werk [1981, 31], der die Laryngalperiode des Indoeuropäischen auf zehn- bis zwanzigtausend Jahre zurückverlegen will). Die ie. Grundsprache ist als historischer Prozeß aufzufassen, und besonders sind rezente Stadien des Spätindoeuropäischen einigermaßen fixierbar. Geht man in frühe Stadien der Grundsprache zurück, wird

die absolute Chronologie immer spekulativer, der Grundsprachenbegriff immer abstrakter und nebulöser. Frühe Datierungen sind also in dem Maße problematisch, wie sie 1. unsicher sind und 2. keinen Beitrag zum eigentlichen Problem der Rekonstruktion, der gegenseitigen Absicherung und Abstützung der rekonstruierten Fakten leisten. Das aber ist für die relative Chronologie das wichtigste.

Neuere Chronologisierungsversuche der ie. Grundsprache und die damit verbundene Frage der einzelsprachlichen Ausgliederung gehen davon aus, daß die Grundsprache in Dialekte aufgespalten und auf sich zunehmend ausdehnenden Gebieten „beheimatet“ war und daß Ausgliederungen von Sprachen (Dialekten) in zeitlicher Abfolge, also in unterschiedlichen Epochen erfolgten (ADRADOS 1982, 83). Aussagen über dialektale Gliederungen lassen sich also am ehesten für späte Phasen des Indoeuropäischen machen, kaum noch für frühere Stadien, – nicht nur, weil die größere zeitliche Tiefe vieles verdunkelt, sondern auch, weil die späten Phasen des Indoeuropäischen sich eben in einem fortgeschrittenen dialektalen Differenzierungsprozeß befanden als vermutlich ältere. MEID (1975, 208) verwendet dafür folgendes Schema:



Meids Schema sagt jedoch aus, daß tiefere Strata in Richtung auf einen räumlichen Nullpunkt tendieren und frühe Konstrukte damit diatopisch immer irrelevanter werden. Die „Indoeuropäer“ schrumpfen in zeitlicher Tiefe zu einer immer kleiner werdenden Population zusammen; Kontakte mit anderen (nomadisierenden) Stämmen und Sprachträgern, die die Archäologie und Vor- und Frühgeschichte für gegeben hält, sind für die Rekonstruktion nicht mehr wahrnehmbar und auch nicht mehr kalkulierbar. Die mit einem leicht modifizierten Stammbaummodell arbeitende Rekonstruktion läuft Gefahr, zur abstrakten Manipulation des Linguisten zu werden, vgl. dazu MEID (1975, 207): „Und was gar die Frühzeit betrifft, so muß das Indogermanische eine so kleine Sprachgemeinschaft gewesen sein, daß dialektische Differenzierung auf räumlicher Basis keine Rolle mehr spielte.“ Diese Auffassung abstrahiert von vorhistorischen Interferenzen und Kontakten von Stämmen und isoliert das Indoeuropäische bewußt, um es als Idiom sui generis zu erhalten, wiewohl im Laufe der

Jahrtausende, mit denen hier zu rechnen ist, Berührungen mit anderen Sprachträgern überhaupt nicht auszuschließen sind (kritisch dazu auch KAMMENHUBER 1985, 440ff. und SCHLERATH 1981, 197ff.).

Es sind also folglich zwei Annahmen illusorisch: (a) die Ergebnisse der Rekonstruktion für reale Einheiten eines einst so gesprochenen grundsprachlichen Idioms zu halten und (b) sie als ein homogenes grundsprachliches System anzusehen. Eher ist das Gegenteil der Fall, denn rekonstruierte Erscheinungen stammen aus unterschiedlichen zeitlichen Perioden der Grundsprache und waren vielfach auch nur über Teile, nicht über das ganze Areal der ie. Dialekte verbreitet. So gehörten z. B. die ie. Laryngale zweifellos einer älteren Periode der Grundsprache an und verschwanden schon voreinzelsprachlich in den meisten ie. Dialekten, so daß in einer Reihe von Einzelsprachen nur noch gewisse Reflekte von ihnen zu erkennen sind. Lediglich im Hethitischen blieben sie teilweise als solche noch erhalten. – Das Augment griechischer, altindischer und teilweise armenischer und phrygischer Vergangenheitsformen (vgl. gr. ἔφην Impf. „ich floh“, ai. *ābharam* Impf. „ich trug“, arm. *ēber* Impf. „er trug“, phryg. *ēdes* „er stellte“) ist nach verbreiteter Auffassung dagegen eine späte. Erscheinung, die zudem die Tendenz aufwies, im Laufe der Zeit in den Einzelsprachen wieder zu verschwinden. Der größte Teil der übrigen ie. Dialekte hatte an dieser Neuentwicklung nicht teil, so auch das altertümliche Hethitisch (Einzelheiten u. a. bei SZEMERÉNYI 1980², 277ff.).

Es ist also einsehbar, daß rekonstruierte Formen unterschiedlicher zeitlicher und räumlicher Provenienz nicht synchron zu einem voreinzelsprachlichen System verbunden werden können, sondern daß sie allenfalls Teile, Bruchstücke eines hypothetisch vorausgesetzten, diachronisch und diatopisch zu gliedernden Systems darstellen. Damit ist der Feststellung von SERÉBRENNIKOW (3, 53), daß der Sprachhistoriker „beim Rekonstruieren einzelner Wörter und Formen diese als Teile eines einstigen einheitlichen Ganzen darzustellen“ versuche, mit Skepsis zu begegnen.

Bei der Rekonstruktion ist auch besonders zu entscheiden, ob Formen grundsprachlich waren oder eine einzelsprachliche Neubildung sind. Dabei gilt vielfach, daß Erscheinungen, die in vielen und wichtigen Einzelsprachen belegt sind, voreinzelsprachliche Verbreitung in einer bestimmten, chronologisch nur relativ, nicht absolut zu bestimmenden Etappe der Grundsprache hatten (SERÉBRENNIKOW 3, 56). Das ist etwa beim quantitativen Ablaut der Fall, der ein wesentlicher Zug der ie. Grundsprache und auch aller ie. Dialekte war (KURYLOWICZ 1968, 208ff.) und der in allen ie. Einzelsprachen noch bezeugt ist, vgl. ie. *ésmi* „ich bin“ (= Vollstufe der Verbalwurzel +es-): +*sénti* „sie sind“ (Tiefstufe), so in ai. *āsmi*: *sānti* „ich bin“: „sie sind“, lat. *est* : *sunt* „er ist“: „sie sind“, aksl. *есмь* : *сѣтъ* „ich bin“: „sie sind“,

heth. *ešmi*: *ašanzi* dass., got. *ist*: *sind* „er ist“: „sie sind“, lit. *esmi*: *esme* „ich bin“: „wir sind“ (mit sekundärer Vollstufe im Plural).

Eine unterschiedlich vertretene Erscheinung oder ihr Fehlen im Hethitischen spricht aber nicht gegen Voreinzelsprachlichkeit, denn es können auch nur in unterschiedlichen Strukturen vertretene Erscheinungen auf Grund innerer Evidenzen und als Ergebnis interner Rekonstruktion sich ebenfalls als altertümlich herausstellen. Dies zeigt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit beim ie. Optativ der athematischen Verben. Dieser Optativ hat das Kennzeichen $+i\bar{e}/i$ (laryngalistisch ieH_1/iH_1), und schon der quantitative Ablaut dieses Stammsuffixes zeigt, wie STRUNK (1984, 144) mit Hinweis auf SOMMER (1947, 63) betont, sein hohes voreinzelsprachliches Alter. Dennoch ist er als eigenständiges Paradigma in dieser Weise nur noch selten belegt (so z. B. im Altlatein als Konjunktiv *siem*, *siēs*, *siet*, *simus*, *sitis*, *sient*) und hat durch Ausgleich des Suffixablautes (z. B. im Altindischen *syām*, *syās*, *syūt*, *syāma*, *syāta*, *syur*), durch Modussynkretismus (so im Lateinischen mit dem Konjunktiv bzw. im Slawischen mit dem Imperativ) oder durch gänzlichen Verlust (so im Hethitischen?) seine kategoriale Eigenständigkeit weitgehend aufgegeben. Als eigenständiges Paradigma mit erkennbarem Ablaut tritt er lediglich noch im Altgriechischen auf, wobei jedoch Ausgleich in der Wurzel selbst (ie. $+es-$) stattgefunden hat: $\epsilon\tilde{\iota}\eta\nu < +es-i\bar{e}m$, $\epsilon\tilde{\iota}\eta\varsigma$, $\epsilon\tilde{\iota}\eta$; $\epsilon\tilde{\iota}\mu\epsilon\nu < +es-i\bar{e}men$ usw. Trotz dieser einzelsprachlich komplizierten Lage zwingen innere Gründe, vor allem eben der hochaltertümliche Ablaut, diesen Modus als voreinzelsprachlich anzusehen und ihn nicht wegen seines Fehlens im Hethitischen als späte partielle Neuerung nur einer Gruppe von ie. Sprachen zu betrachten – ein typischer *circulus vitiosus*!

Es sind also nicht allein die Fakten der äußeren Rekonstruktion, die die Rekonstruktion und die Gliederung der ie. Grundsprache bestimmen. Vielmehr erwachsen Überlegungen darüber aus einer ganzen Reihe von methodischen und theoretischen Prozeduren, die erst in ihrem Zusammenwirken akzeptable Ergebnisse erbringen. Neben den Mitteln der äußeren Rekonstruktion, die an ihrer grundlegenden Bedeutung für die Indoeuropäistik (und andere genetische Disziplinen) nichts verloren haben, sind es heutzutage in immer stärkerem Maße die Methode der inneren Rekonstruktion (vgl. 3.3.) und die „philologische Methode“ (vgl. 3.1.), die im Zusammenwirken mit typologischen Erkenntnissen und solchen der allgemeinen Grammatik als Regulative bei der Rekonstruktion maßgeblich werden.

Nach dem bisher Gesagten kann es keinen Zweifel geben, daß die Rekonstruktion eine zentrale Aufgabenstellung der hist.-vgl. Sprachforschung ist. Sie verfolgt das Ziel, Teile der hypothetisch angesetzten ie. Grundsprache (und anderer Grundsprachen) linguistisch zu beschreiben und Systemzusammenhänge innerhalb der Rekonstrukte zu erforschen. Dieses Ziel be-

steht trotz aller Schwierigkeiten weiter, obwohl die Auffassung von WATKINS (1969, 17) natürlich nicht aus der Luft gegriffen ist, daß wir heute nicht fähig sind, „auch nur einen einzigen wohlgeformten Satz von trivialster Verwickeltheit in dieser Sprache zu rekonstruieren. Rekonstruieren von Sätzen ist natürlich auch nicht unser Ziel, aber die gleiche Unschärfe herrscht auch in geringerem Maße in den meisten Teilen der indogermanischen Grammatik.“ Watkins übersieht mit diesem negativen Urteil aber die Dialektik wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse. Bei den heutigen Aufgabenstellungen und theoretisch-methodischen Anforderungen an die hist.-vgl. Sprachwissenschaft muß zwangsläufig eine Fülle von bislang als sicher geltenden Fakten neuen Erkenntnissen Platz machen, muß der Prozeß der Falsifizierung und Verifizierung des Vorhandenen als wissenschaftlicher Prozeß begriffen werden, der zu zeitweiligem Hypothesendualismus und – subjektiv, aus der Sicht des einzelnen Forschers – zu Unsicherheiten führen kann. Dieser Prozeß muß also nicht zu Resignation, positivistischer Absage an jeglichen Realitätscharakter von Rekonstrukten und zu ihrer Negierung selbst führen, denn die Geschichte der hist.-vgl. Sprachwissenschaft zeigt, daß ihn stets Elemente der Präzisierung und Vertiefung unserer Erkenntnis und einer, wenn auch oft widerspruchsvollen, Annäherung an das der linguistischen Tätigkeit zugrunde liegende sprachliche Substrat innewohnen.

Hinsichtlich der Rekonstruktion geht es, wie schon angedeutet, im erkenntnistheoretischen Sinne auch darum, sich den einstigen grundsprachlichen Gegebenheiten, genauer, den verschiedenen diastratischen und diatopischen Gegebenheiten weiter zu nähern. Damit ist das Ziel verbunden, Aufschlüsse über das Aussehen von Etappen und Arealen der Grundsprache zu erlangen. Es sei aber wiederholt, daß auch das niemals mit dem Ziel der Rekonstruktion einer realen Sprache identifiziert werden darf. Zielstellungen solcher Art wurden schon von MEILLET/PRINTZ (1909, 17) grundsätzlich abgelehnt, indem sie darauf hinwiesen, daß mit Laut- und Morphemkorrespondenzen zwischen Sprachen keine Grundsprache mehr restituierbar sei. Von Meillet wurde allerdings der überspitzte und nicht akzeptable Schluß gezogen, daß allein die erfaßbaren Korrespondenzen zwischen den Sprachen Gegenstand der Wissenschaft seien („la correspondance seule est donc object de science“, MEILLET 1937⁸, 40f.). Ähnlich äußerte sich VENDRYES (1921, 355f.). – Im Gegensatz zu derartigen agnostizistischen Einstellungen sei hier nochmals festgestellt, daß Rekonstruktion im o. g. Sinne eine unerläßliche Aufgaben- und Zielstellung der vergleichenden Sprachwissenschaft ist (so besonders auch K.-H. SCHMIDT 1977, 6).

Abschließend sei noch auf das wichtige Verhältnis von hist.-vgl. Sprachwissenschaft und Einzelphilologie hingewiesen. Wissenschaftsgeschichtlich ist es natürlich naheliegend, daß es eine Fülle von gegenseitiger

Befruchtung zwischen Einzeldisziplinen und der Sprachvergleichung gibt. Viele Erkenntnisse, mit denen die hist.-vgl. Sprachwissenschaft arbeitet, haben ihren Ursprung in den Beobachtungen, die an den Einzelsprachen und in den Einzelphilologien gewonnen wurden. Das betrifft u.a. die Erkenntnisse auf dem Gebiet der Lautgesetze, so bei LESKIEN (1876) oder bei J. GRIMM hinsichtlich der Lautverschiebung (1822²). Erst auf der Grundlage einzelsprachlicher Beobachtungen konnte man diese vergleichend verallgemeinern. Ebenso trugen die Romanistik und die Keltologie zahlreiche Erkenntnisse zur Dialektgeographie und Substratforschung bei (vgl. z. B. ASCOLI 1887, POKORNY 1968, 176ff. überblicksmäßig). Das Verhältnis beider, der Sprachvergleichung und der Einzelphilologie, ist zutiefst dialektisch und daher – für die Sprachvergleichung – unauflösbar (weit. siehe 2.4.).

2.3.5. *Glottogonische Versuche zur Erklärung der ie. Flexion*

Lange vor den heutigen diachronischen und diatopischen Gliederungsbestrebungen gab es Versuche, die Entwicklung der ie. Grundsprache noch tiefer auszuloten und dem Ursprung der ie. Flexion, den man gemeinhin aus flexionslosen Vorstadien entstanden ansetzt, nachzugehen. Forscher dieser Richtung gingen von der Existenz einer Grundsprache mit langen vorhistorischen Entwicklungsstadien aus. Damit wurde die alte Frage des Begründers der vergleichenden ie. Sprachwissenschaft F. Bopp wieder aufgegriffen, der sich stets um die Aufhellung der Flexionsformen bemüht hatte. Waren derartige „glottogonische Spekulationen“ den positivistisch eingestellten Junggrammatikern auch weitgehend fremd, indem sie sich an das Brugmannsche Rekonstruktionsmodell hielten, so nahm doch schon HIRT (1904, 1927 und 1928) diese Frage bewußt wieder auf und beabsichtigte, „eine Stufe der idg. Ursprache zu erschließen, die noch ein gut Stück hinter der Zeit liegt, die wir durch die Vergleichung der Einzelsprachen gewinnen“ (1904, 40). Seine Absicht war dabei, den nominalen Ursprung der ie. Verbalendungen nachzuweisen, denn er sah bei beiden Hauptkategorien gleiche Formantien zur Stamm- und Flexionsbildung (nominale und verbale -o-Stämme, gr. λύκ-ο-ς „Wolf“; φέρ-ο-μεν „wir tragen“, beide ablautend mit /-e-/; desgleichen athematische Wurzelstämme, z. B. φώρ „Dieb“: κεῖ-μαι „ich liege“; vergleichbare Flexionsformen, z. B. lat. *ped-is* (Gen. von *pes* „Fuß“) und *leg-is* „du liest“ usw. Hirt projizierte diese Formantien auf nominale Elemente in eine Zeit zurück, da der typologische Charakter des frühen Indoeuropäischen wesentlich nominaler gewesen sei als der Zustand des späten Indoeuropäischen (zu Einzelheiten der Herkunft dieser Hypothese bei Hirt vgl. HARTMANN 1965, 141). Hirt findet viele finite und infinite Verbformen, deren nominale Herkunft er als Beweis für seine These

heranzieht, so z. B. die 3. Pers. Pl. Akt. und Med. auf *+onti* bzw. *+ontai* (ie. *+bheronti/bherontai* > ai. *bhāranti* bzw. *bhārante*), die nach Abzug von *+i* bzw. *+ai* mit der Endung des Part. Präs. (ie. *+bheront-* > ai. *bhārant-*) übereinstimmen (1928, 105).

Hirts Zurückgehen auf frühere grundsprachliche Phasen ist zugleich mit der Annahme eines morphologisch einfacheren Systems verbunden; das hochflexivische, in zahlreiche Formenkategorien spezifizierte Indoeuropäische der junggrammatischen Rekonstruktion ist für ihn also nur eine späte, entwickeltere Phase, der flexionsarme und in der Konsequenz letztlich flexionslose Phasen des Indoeuropäischen vorausgegangen waren. Ihre Reste als reine Stämme fände man noch in verschiedenen Kasus, so dem endungslosen Vok. *φιλε* „Freund!“ gegenüber dem Nom. *φιλος*), der ursprünglich mit dem Imp. (*ἔγε* „führe an!, geleite!“) identisch war,¹⁰² oder im endungslosen „Lokativ“, dem Kasus indefinitus (1927, 48), den schon Brugmann gekannt hatte und der sich als Archaismus in verschiedenen Sprachen erhalten hat, z. B. im Hethitischen, vgl. *É-ir* „im Hause“, *šiṣat* „am Tage“, *tagan* „zur Erde“ (NEU 1980). In der „Indogermanischen Grammatik“ arbeitete HIRT zunehmend mit dem Begriff der Determinative als kleinsten, ursprünglich wohl deiktischen, später in dieser Bedeutung verblaßten, vielfältig verwendeten und daher semantisch nur schwer festlegbaren Elementen (z. B. *i*, *ā*, *u*, *em*, *om*, *i* usw., vgl. 1927, 86ff.). Diese Determinative sollten später auch als Kasus Elemente verwendet werden. So fungiert bei ihm das Determinativ *-om* z. B. als Lok. Sing. des femininen ai. Pronomens *sā* „sie“: *tāsyām* < *tasya-am* oder als Nom. Sg. Neutr. beim Substantiv lat. *verbum*, gr. *ἔργον* und in anderen Formen. – Hirts Intentionen zur Flexionserklärung sind ein faszinierendes und im einzelnen klärendes Unternehmen; insgesamt jedoch ist sein Versuch nicht zu akzeptieren. Einmal ließ sich nicht nachweisen, daß die – aus unserer Sicht – polyfunktionalen Urelemente ursprünglich identische Größen (auch im semantischen Sinne) waren,¹⁰³ und zum andern blieb der Grund für den Wandel ursprünglich nominaler Formen, ihr Übergang von der nominalen zur verbalen Kategorie, vielfach ein Geheimnis Hirts.

BENVENISTE (1935) macht einen weiteren großangelegten Versuch, in die Frühgeschichte des Indoeuropäischen vorzudringen und zu homogenen, alle einzelsprachlichen, aber auch im Verlaufe der grundsprachlichen Entwicklung entstandenen Formenelementen zu gelangen und sie von den Urelementen, den Wurzeln, durch Analyse zu trennen. Damit würde ein Stand der Grundsprache repräsentiert, der sich erheblich vom Spätindoeuropäischen, dem Sammelbecken langer voreinzelsprachlicher Entwicklungsperioden, unterscheidet. Indem Benveniste die vielgestaltige ie. Stammbildung besonders der Heteroklitika untersuchte, gelangte er zu dem Schluß,

daß schon die heteroklitischen Stämme (z. B. lat. *ver* „Frühling“ < $+ves-r$ neben aksl. *вєс-на*) Erweiterungen sind, die auf noch einfachere Elemente, die Wurzeln, zurückgehen, in unserem Falle $+ves-$). Diese, deren Formen in den ie. Sprachen ein vielgestaltiges Bild geben, waren in frühie. Zeit in vielfache morphologische Verbindungen mit Suffixen und Erweiterungen (*élargissements*) getreten und zeigten ablautbedingten Stammwechsel: $+uér-g > gr. \xi\rho\gamma\omicron\nu$ „Werk“ (mit Vollstufe der Wurzel, sog. thème 1): $\rho\acute{\epsilon}\zeta\omega$ „wirke, vollbringe“ < $+urég(-i-\bar{o})$ mit der Tiefstufe der Wurzel, sog. thème 2). Aus der Vielheit der ie. Möglichkeiten seien damit die frühesten einfachen Bildungselemente der Wurzel herauszuarbeiten.¹⁰⁴ Ähnlich wie bei Hirt reduziert sich das urie. System schließlich auf einen vorflexivischen Zustand, wobei die „Wörter“, syntaktisch und kontextuell bedingt, unterschiedliche grammatische Funktionen ausüben konnten. In diesem Sinne spricht Benveniste z. B. auch nicht eigentlich von einem endungslosen Lokativ, wie das Hirt getan hatte, sondern eine solche Form war kasuell indifferent und konnte verschiedene Funktionen ausüben: so noch im Ved. *svar* „die Sonne“ und „in der Sonne“, gr. $\eta\mu\alpha\rho$ „der Tag“ und „am Tage“ usw. (ebd. 91).

Dieses im Vergleich mit der rekonstruierten Grundsprache typologisch andersartige Urindoeuropäisch hatte nach Benveniste schon als „Wurzelsprache“ funktioniert. Die Wurzeln selbst waren einsilbig und hatten die Grundstruktur Kons. + Vok. (*e*) + Kons., stellten aber nebst ihren Suffixen und Erweiterungen den Grundstock für die gesamte weitere Entwicklung dar. Benveniste will mit seinem System von hoher Abstraktheit und Regelmäßigkeit frühie. Sprachstufen plausibel machen, indessen bestehen bezüglich der historischen Existenz dieses Sprachzustandes Bedenken (PISANI/POKORNY 1953, 53f.). Das elegante Rekonstruieren und Operieren mit Morphemen und Allomorphen, das ein „wohlgeordnetes“ Bild dieses Frühzustandes gibt, ist sicher kaum gleichzusetzen mit den tatsächlichen historischen Prozessen, denen die Grundsprache – auch in Auseinandersetzung mit interferenziellen Einflüssen uns nicht bekannter Natur – über Jahrtausende ausgesetzt war. Wie sich aus einem flexionslosen Zustand ein flexivischer entwickeln konnte und ob also hier agglutinative Perioden eine zeitweilige dominierende Rolle gespielt haben, wird ebenfalls keiner Klärung nahegebracht. – Benveniste selbst sah in der Erforschung von Frühstadien der Grundsprache eine besondere Aufgabenstellung der Indoeuropäistik.

Ein weiterer wichtiger Vertreter glottogonischer Versuche in der Indoeuropäistik ist SPECHT. Obwohl es seine Absicht ist, „die Entstehung der idg. Deklination überzeugend zu deuten“ (1944, 1) und damit zur Geschichte der Grundsprache beizutragen, gelangt er schnell zu allgemeinen Frage-

stellungen nicht nur hinsichtlich der Entstehung der Flexion, sondern auch der Vorgeschichte allgemein – der Kultur, zu ethnologischen und anthropologischen Fragen – und entwirft ein umfangreiches und vielgestaltiges, wenn auch nicht selten stark hypothetisches Bild von den Zuständen im Mesolithikum, in das er die von ihm beschriebenen Ereignisse und Sachverhalte setzt. Die Indoeuropäer identifiziert er mit den Schnurkeramikern. Dabei wird erkannt, daß dem damaligen Menschen nahestehende Objekte und Begriffe wie Gestirne, Zeit, Witterung, Erde, Feuer, Wasser usw., Bezeichnungen aus der Tier- und Pflanzenwelt, den Bereichen Familie, Wohnung, Haushalt, Namen für Körperteile, Geräte usw. sprachlich oft heteroklitisch aufgebaut (bzw. in späteren Phasen der Flexionsentwicklung durch *-o-* und *-ā-* Stämme verbaut) sind und zu den ältesten Schichten der Sprache gehören. Wie schon Bopp und andere will er vor die Anfänge der Flexion durch Wortanalyse zurück und wartet hierbei mit einem imponierenden Material auf. Die Vielfalt und die Variationen der Suffixbildungen (z. B. *-i-*, *-u-*, *-r-*, *-n-*, *-l-*, *-men-*) und der Wurzelerweiterungen (*k/g*, *k'/g'*, *k^u/g^u*, *t/d* und *s*), die sich aus seinen Analysen ergeben, zeigen, daß ihr Nebeneinander noch keine Flexion bedeutete, in ihnen also ursprünglich keine Flexionsmorpheme zu sehen waren, wenngleich sie später als Bausteine bei der Entstehung der Flexion mit verwendet wurden (vgl. z. B. lat. *rī-v-us* gegenüber aksl. *pъ-к-a* „Fluß“ oder got. *al-ei-na* gegenüber lit. *al-k-ūnė* „Elle“ oder lat. *lab-i-um* gegenüber ahd. *lef-s* „Lippe“). Specht sieht in diesen Elementen uralte Ausdrucksweisen für die Beseelung von Gegenständen oder für Raumvorstellungen, die der frühe Sprecher mit den Sachbegriffen verband (ebd. 289ff.). Sie stellten, so meinte er, damit auch Entfernungen von Dingen dar, die das Weltbild des Indoeuropäers prägten und in dessen Mittelpunkt er sich selbst gesehen hätte. Zum Anwachsen der jüngeren *-o-* und *-ā-* Stämme kam es, als Indoeuropäer mit den Bandkeramikern in Verbindung traten und mit neuen Begriffen und Wörtern vertraut wurden, die den Prozeß der Stamm- und Flexionsbildung beschleunigten. Specht versucht also – nicht als erster – Linguistik und Urgeschichtsforschung miteinander zu verbinden. Die von der einst suffixlosen Wurzel ausgehenden Erweiterungen wurden somit erst in relativ später ie. Zeit aus oppositiven Stämmen (z. B. *r/n*-Stämmen) zu Flexionsklassen paradigmatisiert, wobei ursprünglich ein Kasus rectus und ein Kasus indefinitus genügten, um die syntaktischen Beziehungen darzustellen. Erst danach entwickelten sich weitere Kasus bis hin zu den von der klassischen Indoeuropäistik angesetzten acht Kasus.

Auffällig und wichtig nicht nur bei Specht ist, daß bei dem zergliedernden Verfahren infolge der morphologischen Begrenztheit der o. g. Elemente (viele bestehen nur aus einem Phonem) ihre Polyfunktionalität für diese Frühzeit hochgradig ist, so daß sie zu unterschiedlicher, kontext- und situa-

tionsabhängiger Verwendung angestanden haben müßten. Dasselbe gilt für die Wurzeln, deren einzelsprachlich unterschiedliche, aber eben konkrete Semantik sich rekonstruktiv oft nur auf einen sehr abstrakten Nenner bringen läßt. Indem aber die semantischen Rekonstruktionen bei Specht auch als einstige sprachliche Realität betrachtet werden, können z. B. die Wurzeln von Farbbezeichnungen nicht nur ihre spezifische einzelsprachliche Bedeutung aufgeben, sondern die Bedeutung von „Farbe“ überhaupt. Sie werden semantisch abstrakt: „Es gibt viele dieser Bildungen, aus denen sich eine einheitliche Farbbezeichnung für das Idg. nicht erschließen läßt. Was in der einen Sprache 'schwarz' heißt, kann in der anderen „weiß“, 'rot' usw. bedeuten“ (SPECHT 1944, 123). Specht transponiert diesen Sachverhalt, der im Grunde ein erkenntnistheoretisch-methodisches Problem und dessen vorhistorische Interpretation nicht zwingend ist, auf die Ebene der Deutung der Vorstellungswelt der Indoeuropäer: „Das beruht darauf, daß den Indogermanen offenbar der Farbton an und für sich sehr viel gleichgültiger als uns war. Das Wesentliche blieb für sie der Glanz und Schimmer, der sich in der Farbe widerspiegelte. Daher müssen wir von dieser Grundanschauung ausgehen. Die Verteilung auf das einzelne Farbenbild ist erst einzelsprachlich vor sich gegangen“ (ebd. 123).

Das Problem liegt aber in folgendem: Beim Zergliedern von Wörtern in kleinste, nicht mehr zerlegbare Bestandteile ergibt sich durch die Begrenzung des Phoneminventars und der möglichen Wurzeln resp. Morpheme eine semantisch-funktionale Überlappung, die zwangsläufig zur Ansetzung von Allgemeinbedeutungen führen muß. Allgemeinbedeutungen aber können sehr abstrakt sein. Aus diesem Sachverhalt ist nun nicht unbedingt der Schluß herzuleiten, daß in der ie. Frühzeit allgemeine und abstrakte Bedeutungen stark verbreitet waren, vielmehr dürfte der Kontext monosemiert haben. Die Sachlage resultiert aus den theoretischen Voraussetzungen, aus der Spezifik der Analysenmethode und den verfolgten Zielsetzungen. Es zeigt sich dabei deutlich, daß Beobachtungs- und Analysemethoden und Ergebnisse am Untersuchungsobjekt in Beziehung stehen, daß die Struktur des Untersuchungsobjekts sich in gewisser Abhängigkeit von theoretischen und methodischen Positionen darstellt. Somit zeigt sich bei Specht, daß das frühe Indoeuropäisch ein materialmäßig stark reduziertes Gebilde darstellt (eine gewisse Anzahl von Wurzeln und eine begrenzte Anzahl von Erweiterungen) – ein Bild, das überlegenswert ist. Die Fragen und die Gefahren dieser Minimalisierungstendenzen aber hatte schon HARTMANN (1956, 267) angesprochen. Er hatte auf die Realitätsferne solcher Konstrukte aufmerksam gemacht, wenn man sie als Reflexe einstiger sprachlicher Realität ansieht. Hier wie auch bei den anderen glottogonischen Versuchen zeigt sich deutlich eine unterschiedliche, ja entgegengesetzte Tendenz

gegenüber den Auffassungen der Neolinguisten, die in der Behandlung der Grundsprache von ganz anderen Positionen ausgingen (vgl. 2.3.6.).

Das frühe Indoeuropäisch präsentiert sich damit auch für Specht als ein – nicht weiter verfolg- und analysierbarer – flexionsloser Zustand, der typologisch ein anderes Bild als das Spätindoeuropäische bietet. Die Entwicklung zu diesem geschieht letztlich über Stufen der Agglutination mehr oder weniger bedeutungstragender Elemente an die Wurzel. Aber auch bei Specht findet sich nicht expliziert, wie es zu einem der wesentlichen Kriterien der Flexion, der Polyfunktionalität der grammatischen Morpheme, gekommen ist.

Bei glottogonischen Untersuchungen bieten sich Vergleiche mit typologisch andersartigen Sprachfamilien an. MEINHOF (1936) stellte als Afrikanist die Frage aus konfrontierender Sicht, wobei er das Thema überwiegend von der Warte isolierender und agglutinierender Sprachen aus betrachtete. So konnte er nichtflexivische Sprachzustände an lebenden Sprachen demonstrieren und mit flexivischen vergleichen. Dennoch befriedigt sein Versuch, den Ursprung der Flexion zu erklären, nicht. Auch bei ihm, wie bei anderen, wird der besondere Unterschied zwischen Agglutination (Monofunktionalität der grammatischen Morpheme) und Flexion (Polyfunktionalität) nicht thematisiert und folglich auch nicht geklärt. Es bleibt also ganz Meinhofs Geheimnis, wie sich aus dem agglutinierenden Typ der flexivische entwickeln konnte. In einem anderen Punkt ist sich Meinhof aber zu Recht mit vielen anderen Linguisten einig: Die flektierenden Sprachen sind typologisch aus anderen Zuständen hervorgegangen; die Flexion ist eine sekundäre Entwicklung – eher eine Sonderentwicklung unter der Masse der anderen, besonders der agglutinierenden Sprachen. Diese Sonderentwicklung weiß er aber entsprechend seiner Zeit auch rassistisch zu deuten. Obwohl Meinhof hervorhebt, daß Rasse und Sprache sich nicht decken, urteilt er so: „Aber im allgemeinen sind die flektierenden Sprachen die Sprachen der weißen Rasse, der Herrenvölker, die die Geschichte des Abendlandes und des nahen Orients beherrscht haben“ (ebd., 22). Wo er die Zusammenhänge sieht, erklärt er nicht.

2.3.6. *Die Gegner der Grundsprachenhypothese*

Die Annahme von Grundsprachen ist – wenn auch die plausibelste – so doch nicht die allgemein anerkannte Position. Die Ablehnung der Grundsprachenhypothese hat ihrerseits die Ablehnung der Urvolkhypothese sowie eines wie auch immer begrenzten Areals als „Urheimat“ zur Folge. Derartige Auffassungen haben eine lange Tradition.

Schon KRETSCHMER (1896) hatte die Grundsprachenhypothese anlässlich seiner Auseinandersetzung mit der linguistischen Paläontologie (vgl. 2.3.3.) kritisiert. Diese, so meinte er, setze die Annahme von Grundsprachen als Rahmen relativ einheitlicher (materieller) Kulturstände voraus, was nicht angängig sei. Kretschmer wies darauf hin, daß alte Lehnwörter oft nur schwer von den sog. urverwandten Wörtern zu unterscheiden sind. So ist lat. *jugum* „Joch“ (gr. ξυγόν, ai. *yugám*, aksl. *uro* usw.) wohl ie. Herkunft (+*iu-go-m*), während das in zahlreiche Sprachen entlehnte lat. *pepper* selbst über das Griechische (πέπερι) aus dem Indischen entlehnt und auch dort wohl nicht ursprünglich ist. Aus dergleichen Fällen schloß er, „daß zwischen ‘urverwandten Wörtern’ und ‘Lehnwörtern’ . . . derselbe Unterschied wie zwischen der sog. Ursprache und der Einzelsprache . . .“ bestehe, „kein prinzipieller, sondern ein zeitlicher“ (ebd., 23). — SOLTA (1968), ebenfalls ein Gegner der Grundsprachenhypothese, äußerte sich über die diesbezüglichen Konsequenzen: „Wenn es aber keine Ursprache gegeben hat, so ist auch die Annahme eines Urvolkes illusorisch“ (ebd., 235), und „das wichtigste Ergebnis . . . ist also, daß der Streit um eine beschränkte Urheimat . . . a priori ausgeschlossen ist! Die beschränkte Urheimat ist nichts anderes als ein Rest der Stammbaumtheorie, die Folge einer Fehlinterpretation der sprachlichen Zustände“ (ebd., 342).

Indessen bilden die Gegner der Grundsprachenhypothese keine einheitliche Gruppe, sondern argumentieren von unterschiedlichen Positionen aus.

1. Auf agnostizistische Positionen wurde bereits bei Meillet hingewiesen. Indem dabei oft mit der Annahme der Rekonstruktion realer bzw. sich der einstigen Realität weitgehend oder ganz nähernder Zielstellungen operiert wird, müssen Vertreter dieser Richtung zwangsläufig zur Ablehnung der Rekonstruktion als eines Mittels zur Restitution verschollener Sprachen gelangen und die Grundsprache in das Reich der Spekulation verweisen. Dabei muß die Existenz einer einstigen, irgendwie gearteten Grundsprache jedoch nicht unbedingt geleugnet werden. Geleugnet wird eben nur die Wiederherstellbarkeit solcher sprachlichen Realitäten. So war es Meillet klar, daß man über die heutigen romanischen Sprachen nicht zur Wiederherstellung des Lateins gelangen könnte, wenn man es eben nicht schon hätte. Noch unversöhnlicher äußerte sich PULGRAM (1959), wenn er schrieb, daß „No reputable linguist pretends that Proto-Indo-European reconstructions represent a reality“ (ebd., 423). Rekonstruktionen sind ihm ein „idiolect . . . of the scholar, of the method, as it were“ (422). Und er fährt fort, daß „it must be conceded that such a reconstruction is something of a fiction, since ‘the terms *Proto-*, *Ur-*, *Primitive* are firmly attached to formulae which are timeless, non-dialectal, and non-phonetic“ (ebd.). Pulgram gelangt also zu unüberbrückbaren Diskrepanzen, indem er einmal den

Grundsprachenbegriff statisch auffaßt und ihn gegen das nicht erreichbare Ideal der Rekonstruktion einer realen Sprache absetzt.¹⁰⁵ Er übersieht dabei ferner, daß die Rekonstruktion realer Grundsprachen überhaupt nicht das Ziel der genetischen Sprachwissenschaft ist, da Grundsprachen eben gar nicht mehr restituierbar sind (so auch NEU 1984, 104ff.).

Es ist leicht verständlich, daß die Menge und Detailliertheit des rekonstruierten Materials in der Indoeuropäistik im Zusammenhang stehen mit der Diskussion um die „Realität“ der Grundsprache, besser: um den Realitätsgrad der ie. Grundsprache. Indem die Vergleichsbedingungen hier besonders günstig sind, war diese Frage durchaus verständlich. In Sprachfamilien aber, in denen ungünstigere Vergleichsumstände vorliegen, ist die Euphorie, zur realen Rekonstruktion der Grundsprache zu gelangen, natürlich erheblich gedämpfter. Das hat Auswirkungen auch auf unsere Fragestellung. Im Finno-Ugrischen liegen keine derart optimalen Vergleichsbedingungen vor, und die Fülle und Detailliertheit der Rekonstrukte, wie sie in der Indoeuropäistik vorhanden sind, ist dort nicht gegeben. KORHONEN (1974, 14) sieht denn auch die Grundsprache „rein als synchrone Metasprache (an), auf welche die Eigenschaften der verwandten Sprachen projiziert werden“. Ähnlich spricht sich RAVILA (1959) aus.

2. Die Vertreter areallinguistischer und sprachgeographischer Erklärungsweisen lehnen die Grundsprachenhypothese ab; sie gehen von der Annahme aus, daß sich die genetischen Übereinstimmungen als Resultate uralter und langanhaltender Sprachkontakte verschiedener, auch typologisch unterschiedlicher Sprachen herausgebildet haben. Hierbei sei es zu starken, sprachbundhaften Konvergenzbeziehungen gekommen, woraus sich für uns das Bild eines relativ einheitlichen Indoeuropäischen ergäbe. TRUBETZKOYS gescheiterter Versuch (1939), das Indoeuropäische daraufhin auch typologisch zu bestimmen (vgl. 1.5.9.)¹⁰⁶, beruht auf einer solchen Annahme, die, wie SERÉBRENNIKOW (3, 52) richtig bemerkt, unter dem Einfluß der Marrschen Sprachkreuzungstheorie (1923/1933) stand. Marr erklärte die genetischen Übereinstimmungen zwischen Sprachen als Ergebnis von Sprachkreuzungen und war ein konsequenter Vertreter sprachlicher Konvergenzentwicklungen. Folgerichtig lehnte er die – ie. – Grundsprache ab. Auch ALTHEIM (1951, 3) sprach sich zur Erklärung des Indoeuropäischen für langanhaltende Sprachkontakte und Interferenzen als Ursache der Gemeinsamkeiten aus. Wie es aber zu der erstaunlichen Fülle lautlich-materieller Beziehungen kam, die weit über die Konvergenzbeziehungen hinausgehen, die selbst gut belegte Sprachbünde wie der Balkansprachbund aufweisen, konnten weder Trubetzkoy und Altheim noch andere plausibel erklären.

Eine ablehnende Haltung gegenüber der Grundsprachenhypothese nehmen

insbesondere die italienischen Neolinguisten (M. Bartoli, B. Terracini, G. Bonfante, G. Devoto und andere) ein. Sie haben sich dazu in vielfältiger Weise geäußert. Sehr programmatisch tat das auch PISANI (z. B. 1949; PISANI/POKORNY 1953, 68ff.), weswegen seine Ausführungen als Beispiel für derartige Auffassungen in extenso wiedergegeben seien. Er sagt: „Die Mehrheit der . . . Forschungen leidet an einem Grundfehler: sie arbeitet mit einem erschlossenen 'Indogermanischen', das wie die in einem Handbuch des Lateins für Mittelschulen beschriebene Sprache zeit- und unterschiedslos aussieht, ohne daß sich die Gelehrten darüber Gedanken machen, erstens, daß die tonangebende Brugmannsche Rekonstruktion . . . als ein Gemisch von Sanskrit und Griechisch mit einigem Gewürze aus Latein, Germanisch usw. anzusehen ist; zweitens daß, was wir 'Indogermanisch' nennen, eine Menge von Lokalmundarten ist, die sicher untereinander sehr verschieden waren, und dazu eine lange Periode umfaßt, in deren Laufe zahlreiche Veränderungen stattgefunden haben, die z. T. nur einige jener Mundarten ergriffen und jedenfalls geraume Zeit gebraucht haben, um sich aus ihrem Ursprungsort zur Ganzheit bzw. zu einem Teil des Gesamtgebietes auszubreiten. Die Forscher, die alles auf dieselbe Ebene projizieren, um dann ihre 'Systeme' aufzubauen, entrissen die Sprache der Geschichte, wohin sie gehört, und spielen mit einer eleganten, aber dem Leben entrückten Abstraktion . . . Leider haben die meisten Indogermanisten nur blasse Kenntnisse über die Mundartenforschung lebendiger Sprachen, besonders der romanischen und germanischen, und über Sprachgeographie“ (1953, 68).¹⁰⁷ Ähnlich beurteilt PISANI (ebd., 69) auch die Ansetzung der Sprachzweige: „... es hat nie ein Urgermanisch, Urslavisch usw. gegeben, sondern über mehrere idg. oder indogermanisierte Dialekte haben sich eine Anzahl Isoglossen verbreitet, die denselben ein gemeinsames Aussehen verliehen haben . . .“ – Auch andere sahen die „Urverwandtschaft“ von Sprachfamilien als das Ergebnis langandauernder Assimilationen, sekundärer Differenzierungen und steter Umgruppierungen an, was nach ihrer Auffassung in den Isoglossenbildungen zwischen den Sprachen zum Ausdruck kommt. „Muttersprachen“ sind eigentlich Sprachbünde, hatte Pisani behauptet und damit den zentralen Begriff der Grundsprache in der Rolle einer Zerfalls- und Aufspaltungsbasis im Hinblick auf die sog. Tochtersprachen negiert.

Solchen Auffassungen ist zunächst entgegenzuhalten, daß es divergente Entwicklungen, die durch Differenzierung von ursprünglichen Idiomen, durch Ausgliederung aus und durch Abspaltung von Dialekten und Sprachen zu Neubildungen von Sprachen führen, auf der ganzen Welt gibt. Ein Beispiel dafür ist das Niederländische, dessen Grundlage das Altniederfränkische ist und das sich über das Mittelniederländische durch die politische und ökonomische Verselbständigung der Niederlande allmählich zu einer

eigenen Sprache entwickelte und heute in drei Varianten, dem holländischen Niederländischen, dem Flämischen in Belgien und dem Afrikaans in Südafrika gesprochen wird. Oft wird auch – vereinfachend – auf die Entstehung der rom. Sprachen aus dem Vulgärlatein hingewiesen, jedoch kommt man bei der historischen Erklärung ihrer Herausbildung mit dem Hinweis allein auf das Vulgärlatein nicht aus – und es läßt sich dies auch nicht voll mit der ie. Grundsprachenproblematik vergleichen. Das Vulgärlatein als exportierte Sprache eines straff organisierten Imperiums war lange in öffentlichen Lebensbereichen des Römischen Reiches maßgeblich und verdrängte dabei allmählich die lokalen Substratsprachen, so z. B. die festlandkeltischen. In diesem Prozeß entwickelten sich als Fortsetzer die rom. Sprachen. – Als Grundlage eines sprachlichen Differenzierungsprozesses ist auch das Ur- oder Runennordische anzusehen, das die Ausgangsbasis für Dänisch, Norwegisch, Schwedisch, Färöisch bildete. Durch allmählich fortschreitende dialektale Differenzierung in Skandinavien sowie durch Sonderentwicklung des Färöischen und durch den zuerst beherrschenden Einfluß der dänischen Kanzleisprache und später auch der schwedischen kam es zur späten sprachlichen Herausbildung skandinavischer Sprachen (vgl. auch 1.2.3.10.). Während der sog. „Landnahmezeit“ (ca. 872–930) siedelten Norweger nach Island über, wo sich in einem allmählichen, mehrere Jahrhunderte dauernden Prozeß das Isländische vom Westnorwegischen weg zu einer eigenständigen Sprache entwickelte.

Es gibt keinen Grund, nicht mit dem Zerfall von grundsprachlichen Idiomen zu rechnen (SERÉBRENNIKOW 3, 53), mögen diese in ältesten Zeiten auch durch Substrateinflüsse mitgeprägt worden sein, oder mögen die Folge-Idiome – wie die heutigen skandinavischen Sprachen – noch in engen Kontakten miteinander stehen, die weitgehende sprachliche Differenzierungen nicht aufkommen ließen. Grundsprachliche Idiome aber setzen wie auch immer geartete genetische Beziehungen der in ihrem Areal vorhandenen dialektalen Variationen voraus. Diese Tatsachen, die heute kaum noch bestritten sind, lassen sich eben nicht mit gelegentlichen Hinweisen auf sprachliche Konvergenz (Prototyp: die Balkansprachen, vgl. Teil II), erklären, denn die dort sichtbaren lexikalischen, phonetisch-phonologischen und grammatisch-strukturellen Beziehungen sind – wie schon gesagt – in ihrer Art und in ihrem Ausmaß nicht im entferntesten mit dem engen grammatischen und phonetisch-phonologischen, d. h. lautlich-materiellen Gefüge vergleichbar, das sich durch die Rekonstruktion der ie. Sprachen bloßlegen läßt. Das müssen Gegner der Grundsprachenhypothese (SOLTA 1968, 333) selbst zugeben. Solta konzediert, daß „die relative Einheit der idg. Sprachen eine ziemlich große“ ist, daß „die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen ... engere Beziehungen zwischen den einzelnen

Sprachen“ aufzeigt. „Es kann sich wohl nicht um eine Konvergenz völlig heterogener Elemente bei der Entstehung der idg. Sprachen handeln, sondern doch nur um eine gemeinsame Komponente“ (ebd., 333). Damit formulierte er zwar in gewissem Sinne eine *contradictio in adjecto*, stellt aber indirekt die entscheidende Frage: Können – auch lange anhaltende – Konvergenzbeziehungen zwischen ursprünglich unverwandten Idiomen (nicht nur zu lexikalischen und strukturell-grammatischen, sondern auch) zu lautlich-materiellen Übereinstimmungen umfangreichen Ausmaßes und damit zu enger genetischer Verwandtschaft führen? Bei Bejahung dieser Frage erhielte die Grundsprache den Status eines zeitweiligen Durchgangssystems besonders intensiver Isoglossenbündelungen konvergierender (und später wiederum divergierender) Einzeldialekte. Es wäre folglich nur Aufgabe der hist.-vgl. Sprachwissenschaft, diese Isoglossen zwischen den Sprachen zu erforschen und zu weiteren arealen Gliederungen auf dem Gebiet der ie. Sprachen zu gelangen (Einzelheiten zusammengefaßt bei MAKAEV 1964, 8ff.). Die Rekonstruktion einer Grundsprache wäre damit als wissenschaftliche Aufgabe illusorisch geworden.

2.3.7. *Sprachgeographie und Substratforschung*

Die Grenzlinien der Verbreitung bestimmter übereinstimmender Züge zwischen Sprachen und Dialekten in geographischer Hinsicht werden als Isoglossen bezeichnet. Die lange erkannte und anerkannte Gliederung der ie. Grundsprache, die Tatsache, daß ie. Sprachen und deren vorhistorische Sprecher sich über weite Strecken Europas und Asiens ausgebreitet und dort ihre Sprache (neben anderen, so solchen der autochthonen Bevölkerung) verbreitet haben und das Faktum, daß diese Sprachen eine Vielzahl von einander durchkreuzenden sprachlichen Isoglossen auf lautlichem, grammatischem und lexikalischem Gebiet aufweisen, die es der Linguistik bis heute erschweren, sich ein hinreichendes Bild von der einstigen dialektalen Gliederung der Grundsprache zu machen, hat die Sprachgeographie als eine grundsätzlich wichtige und notwendige Forschungsrichtung innerhalb der Indoeuropäistik ins Spiel gebracht. Unter Sprachgeographie (auch als Dialektgeographie bezeichnet, vgl. CONRAD 1985, BUSSMANN 1983) ist die dialektologische Untersuchung und Dokumentation sprachlicher Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt ihrer räumlichen (arealen) Verbreitung zwischen Dialekten und verwandten Sprachen (unter historischen Aspekten) zu verstehen. Bekanntlich weisen verwandte Sprachen und Dialekte keine in sich geschlossenen, scharf voneinander abgegrenzten Bündel phonologischer, grammatischer und lexikalischer Eigenheiten auf, sondern diese können sich zwischen bestimmten Arealen abgestuft verändern bzw. überlagern.

So bildet das Ober-, Mittel- und Niederdeutsche hinsichtlich der 2. Lautverschiebung (*ich – ik, machen – maken, Dorf – Dorp, das – dat, Apfel – Appel*) wichtige Isoglossen mit unterschiedlichen Übergängen im dt. Sprachgebiet. Sie sind durch „gefächerte“ Grenzlinien darstellbar; vgl. dazu den sog. Rheinischen Fächer (so z. B. bei METTKE 1983⁵, 107ff.). Unter historischen Aspekten ergeben dialektale Übereinstimmungen aus vorhistorischer Zeit (Isoglossen) infolge Völker- und Sprachverschiebungen und infolge „fehlender Zwischenglieder“ (vgl. 1.2.), jedoch kein zusammenhängendes Bild des Indoeuropäischen mehr. So wird die mediale -r-Endung, die in ganz unterschiedlichem Maße verschiedene Sprachen – Hethitisch, Tocharisch, Phrygisch, Thrakisch (?), Venetisch (?), italische und keltische Sprachen – kennzeichnet (vgl. heth. *ešari* „er sitzt“, lat. *sequor* „folge, begleite“ u. a., Einzelheiten vgl. bei SZEMERÉNYI 1980², 224), als eine voreinzelsprachliche Dialekteigentümlichkeit betrachtet; sie bildet in historischen Zeiten kein zusammenhängendes „Dialektgebiet“ mehr. Da das Griechische diese Endung nicht kennt und aus dem Illyrischen Belege fehlen (fehlendes Zwischenglied?), ergeben sich faktisch „zwei Gruppen, eine östliche aus Hethitisch, Tocharisch und Phrygisch . . . und eine westliche aus den italischen und keltischen Sprachen“ (PORZIG 1954, 85). Auch in solchen Fällen spricht man von Isoglossen. Es steht damit die hier beschriebene Isoglosse jenen Sprachen gegenüber (besonders Germanisch und Griechisch), deren mediale Formen anders gebildet werden.¹⁰⁸

Die Sprachgeographie kann synchrone und diachrone Ziele verfolgen. Je nachdem, ob sie lebende Dialekte (z. B. des Deutschen, Italienischen oder Französischen) untersucht und ihre Isoglossenbereiche kartographiert, oder ob man frühere (vorhistorische) Zustände rekonstruieren und kartographieren will,¹⁰⁹ kann man von synchroner oder diachroner Sprachgeographie sprechen. Letztendlich aber zeigt sich gerade auf diesem Gebiet, daß zur Erklärung der Entstehung dialektaler Eigenarten stets die historische Sprachwissenschaft zu Rate gezogen werden muß (SERÉBRENNIKOW 3, 93f.). Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich nur um Fragen der historischen Sprachgeographie, genauer um ihre Anwendung im Bereich der ie. Sprachwissenschaft. Sprachgeographie in diesem Bereich ist eng verknüpft mit Fragen einer überlegten und vorsichtigen Rekonstruktion (vgl. SERÉBRENNIKOW 3, 77), mit der Vorgeschichte und der linguistischen Paläontologie sowie mit der Substratforschung. Allerdings zeigt sich, daß die – unterschiedlichen – Bemühungen bisher noch nicht zu allseitig anerkannten Ergebnissen geführt haben. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß durch Falsifikation früherer Hypothesen und durch eine beachtliche Verfeinerung und Strenge der Methodenhandhabung unübersehbare Fortschritte in dieser Forschungsrichtung erzielt worden sind. (Zum Wissen-

schaftsgeschichtlichen vgl. PORZIG 1954, 17ff., LEHMANN 1969, 103ff., GRAUR 1974, 437ff. [überwiegend synchron orientiert], GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, 1, S. 371ff. [überwiegend faktologisch auf die ie. Grundsprache orientiert]). – Das Grundsätzliche in wissenschaftshistorischer Sicht besteht darin, daß man bei der näheren Beschäftigung mit den ie. Sprachen schon frühzeitig auf engere sprachliche Beziehungen zwischen einzelnen von ihnen stieß. So war das sehr enge Verhältnis zwischen indischen und iranischen Sprachen schon Bopp bekannt; allerdings hielt sich auch – wie bereits erwähnt – die irrije, aus früheren Jahrhunderten stammende Auffassung von den besonders engen und alten Beziehungen zwischen Latein und Griechisch. Diese sind jedoch weniger genetisch als vielmehr durch lang anhaltende kulturelle Kontakte und damit verbundene Entlehnungen zwischen Griechen und Römern im Altertum zu erklären. Gegenstand verhältnismäßig früher Auseinandersetzungen war auch das auffallende sprachliche Verhältnis zwischen dem Germanischen und dem Balto-Slawischen, das J. Grimm bereits kannte. Andere Forscher betonten die Beziehungen des Slawischen zu den indoiranischen Sprachen. Die dialektale Gliederung der einzelnen Sprachen dachte man sich recht unterschiedlich. Frühzeitig wurden auch schon lexikalische Gleichungen und besonders die Übereinstimmung in der Bildung mit -r-Endungen im Keltischen und in den italischen Sprachen erkannt. A. PICTET (1859, 48) äußerte sich im Sinne einer „chaine continue de rapports linguistiques spéciaux“ zwischen den Sprachen und nahm damit gewissermaßen Elemente der Schmidtschen Wellentheorie vorweg. Damit geriet er in Widerspruch zum Stammbaummodell Schleichers (vgl. 2.3.3.). Als SCHMIDT 1872 seine Auffassungen publizierte, entbrannte – in diesen fruchtbaren Jahren der Indoeuropäistik – ein heftiger Streit um die jeweilige Position, denn Schmidt hatte dem Gedanken der Schleicherschen Sprachentrennung den des dialektalen Zusammenhanges entgegengesetzt. All diesen Linguisten fehlte es nicht an Argumenten, ihre jeweilige Position zu verteidigen. Hatte man einerseits im Schleicherschen Sinne das ind.-iran. /a/ als den älteren sprachlichen Zustand gegenüber /e/, /o/, /a/ in anderen ie. Sprachen aufgefaßt, so konnte Curtius in den fünfziger und sechziger Jahren nachweisen, daß verschiedene ie. Sprachen Europas in der Bewahrung von /e/, /o/, /a/ weitgehend übereinstimmten: ai. *bhārāmi* gegenüber gr. *φέρω*, lat. *fero* „ich trage“, ahd. *beran*, aksl. *берѣ* ai. *aṣṭá* – „acht“ gegenüber gr. *ὀκτώ*, lat. *octo*, aksl. *осми* usw. Diese Sprachen hatten /a/ nach damaliger Auffassung also gemeinsam „gespalten“, was eine Periode relativen Abgetrenntseins, also dialektale Sonderung, von den ind.-iran. Sprachen voraussetzte. Andererseits hatten Schmidt und andere anhand von Isoglossen zwischen verschiedenen Sprachen die Tatsache von sprachlichen Übergangszonen erhärtet.

Zu einer Übereinkunft über die dialektalen Verhältnisse des Indoeuropäischen sollte es nicht kommen, so daß DELBRÜCK noch 1893² (und noch in der 6. Auflage der „Einleitung“ 1919⁶, 249) resignierend feststellte, bis auf die indo-iranischen und die balto-slawischen Beziehungen lägen weiter keine haltbaren Indizien für länger andauernde, zu Dialekteigenschaften führende Beziehungen im vorhistorischen Bezirk der ie. Sprachen vor. – Allerdings war als bedeutendste „dialektale Grenzlinie“ zwischen den ie. Sprachen die Satemisierung der Palatallaute ($+k'$, $+g'$) im Indo-Iranischen, Balto-Slawischen, Armenischen und Albanischen hinzugekommen (vgl. altlat. *gnosco* gegenüber aksl. знати aus. ie. $+g'nō$ - „kennen, erkennen“ usw.). Damit hatte man in den „östlichen“ Sprachen gegenüber den „westlichen“ ein Anzeichen für eine auffällige dialektale Scheidung im konsonantischen Bereich in alter Zeit. Sie wurde lange Zeit hoch geschätzt – bis das Bekanntwerden des Tocharischen und Hethitischen als Kentumsprachen in Asien diese Dialekt-differenzierung zu Fall brachte.¹¹⁰

Der Gedanke, daß Isoglossenerscheinungen Rückschlüsse auf vorhistorische Dialektverteilungen der ie. Sprachen und damit auch auf die sog. Urheimat zuließen, wurde eigentlich nie aufgegeben. Auf die Problematik war schon in 2.3.3. hingewiesen worden: Rückschlüsse von einer Gruppe verwandter Sprachen mit unterschiedlicher schriftlicher Bezeugung (z. B. Latein gegenüber Illyrisch oder Venetisch, Griechisch gegenüber Thrakisch) sowie die außerordentlich weiträumige Verbreitung der ie. Sprachen, die auch die Substratproblematik in immer stärkerem Maße ins Spiel brachte, gestalteten die Forschungslage zunehmend komplexer. Die Frage war, aus welchen Räumen und Nachbarschaften die ie. Stämme ihre Züge in die historisch bezeugten Wohnsitze angetreten hatten und zum andern aber auch, auf welche nichtie. oder schon ie. Völkerschaften und Substrate sie bei ihrer Siedhaftwerdung oder „unterwegs“ gestoßen waren. Es ging also um die „Koexistenz“ unterschiedlicher ethnischer, sprachlicher und sozialer Gruppen auf gleichem Territorium, ohne daß man auch nur annähernd Konkretes von vielen vorausgesetzten Substratsprachen wußte (vgl. auch POKORNY 1968)! Dabei muß es sich durchaus nicht in jedem Fall um gewaltige Wanderzüge gehandelt haben; schon kleine kriegerische Scharen konnten unter den damaligen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen der Übergangs von der Steinzeit zur Bronzezeit (lockere Besiedlung, vielfach noch fehlende Zentralgewalt) durch kämpferische Unternehmungen Gebiete in ihre Gewalt bringen, sich dort zu Machtfaktoren entwickeln und ihre Sprache verbreiten. Die Substratforschung nimmt also mit Recht an, daß sich die historisch faßbaren Sprachen, z. B. das Irische, die indischen Sprachen, das Hethitische, die italischen Sprachen usw., unter dem Einfluß der Sprachen autochthoner Bevölkerungsgruppen (Substratsprachen) in mehr

oder weniger starkem Maße entwickelt haben (vgl. PORZIG 1954, MAKAEV 1964, SERÉBENNİKOW 3, 93ff. u. a.; vgl. schon 1.1.4.).

Dieser integrativen Forschungsproblematik wurde bereits verhältnismäßig früh von verschiedenen Seiten (der Linguistik, Archäologie, Urgeschichte, Ethnologie) Aufmerksamkeit entgegengebracht. Bereits ASCOLI (1887, 13ff.) hatte die Entstehung der rom. Einzelsprachen und Dialekte auf vorrömische Substrate zurückgeführt, und HIRT (1894, 36ff. und 1905/1907 passim) hatte versucht, die einzelsprachliche Entwicklung der ie. Sprachen nach ihrer Ausgliederung aus der Grundsprache allgemein aus Substrateinfluß zu erklären. Er formulierte (1894, 43): „Die großen Dialektgruppen der idg. Sprachen erklären sich in der Hauptsache aus dem Übertragen der Sprachen indogermanischer Eroberer auf die fremdsprachige unterworfenen Bevölkerung.“ In seinem zweibändigen Buch „Die Indogermanen“ (1905/1907) behandelte er dieses Thema komplex und umfassend, jedoch ohne entscheidende Fortschritte in methodischer Hinsicht. Seitdem ruht die Forschung auf diesem Gebiet nicht mehr, und mit Gesichertem vermischte sich auch stark Hypothetisches. Sprachvergleichende und einzelsprachliche Untersuchungen gingen hierbei Hand in Hand. Ein Fall von Substrateinfluß wird im Übergang von lat. /*ū*/ > /*ü*/ im Französischen gesehen; er wird dem gallischen Substrat zugeschrieben. Indessen fand dieser Übergang zu einer Zeit statt, da das Gallische als Substratsprache bereits ausgestorben war. In solchem Falle sahen die Gegner der Substrattheorie Anhaltspunkte zur Ablehnung derartiger Hypothesen. Dagegen hatte man verschiedentlich versucht, diese Erscheinung durch die Annahme „vererbter sprachlicher Tendenzen“ (über mehrere Generationen hinweg) plausibel zu machen, z. B. Meillet: „Le passage du *ū* fermé à *ü* sur le domaine gallo-roman et en Alsace ne serait pas une survivance immédiat du gaulois, mais l'effet lointain de certaines habitudes acquises transmises par hérédité“ (MEILLET 1925, 80f.). Diese mystische Interpretation, die davon ausgeht, daß sprachliche Tendenzen später wieder zum „Durchbruch“ gekommen seien, war wenig überzeugend. Ihr setzte POKORNY (1927 und 1968, 179f.) die Auffassung entgegen, daß das scheinbar späte Auftreten interferentieller Erscheinungen mit gesellschaftlichen (soziolinguistischen) Ursachen im Zusammenhang stehe. Mit dem zunehmenden Sprachwechsel von Schichten der autochthonen Bevölkerung und dem damit verbundenen steigenden Prestige der gesprochenen Sprache kämen die dort schon eingebürgerten Substrateinflüsse auf die Superstratsprache stärker auch in der schriftsprachlichen Variante der letzteren zur Geltung. Pokorny zeigte das an der Veränderung der Syntax des in Irland gesprochenen Englischen. Mit der zunehmenden Anzahl Englisch sprechender Iren verdeutliche sich der Einfluß der irisch-keltischen Syntax auf das dortige Englisch „in einer für

den Durchschnittsengländer fast unverständlichen Art“ (POKORNY 1968, 180).

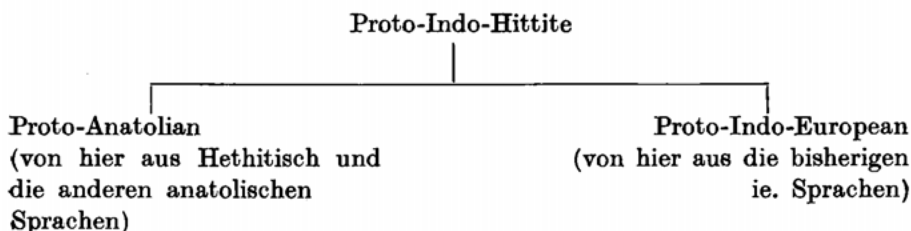
Substrate wurden für fast alle Areale gesucht, die Sprecher ie. Sprachen einnahmen. Unerhörte Schwierigkeiten bestehen dort, wo ein konkretes Substrat linguistisch nicht mehr nachweisbar ist und damit einzelsprachliche Veränderungen als Ergebnis von Substraten nur vermutet, aber nicht dingfest gemacht werden können. Ein solches Beispiel von vielen liegt im Zusammenhang mit der germanischen Lautverschiebung vor. Ihre Ursache ist bis heute ungeklärt. Allerdings ist sie nicht die einzige „Lautverschiebung“ innerhalb der ie. Sprachen, jedoch sind ihre Folgen im Germanischen so durchgreifend wie in kaum einer anderen ie. Sprache. Unter den vielen Hypothesen über die Gründe findet sich auch die des Substrateinflusses auf das Germanische (zu weiteren Fragen von Substrateinflüssen vgl. Neumann 1971 und POKORNY 1968). – Von Bedeutsamkeit war MEILLETs Werk „Les dialectes indoeuropéens“ (1908 und 1922²) als konsequente Anwendung der sprachgeographischen Einsichten auf die ie. Sprachwissenschaft. Es erschien unmittelbar vor der Entdeckung des Tocharischen und wenige Jahre vor der des Hethitischen, was die ganze Forschungslage verändern sollte. Methodisch geht Meillet davon aus, daß Isoglossen nur für ganze Sprachzweige, nicht für einzelne Dialekte/Sprachen zu erstellen sind (Einfluß der Schleicherschen Stammbaumtheorie), daß Isoglossenerscheinungen spezifisch sein müssen und nicht allgemein und damit dem Zufall ausgesetzt sein dürfen (unabhängige Parallelentwicklung) und daß die Gemeinsamkeiten ehemals benachbarte Sprachen betreffen müssen (Einfluß der Wellentheorie von J. Schmidt). Faktisch kommt MEILLET (ebd., 131f.) zur Anerkennung einer östlichen (Indo-Iranisch, Slawisch, Baltisch, Armenisch und mit Vorbehalt Albanisch) und einer westlichen Dialektgruppe (vornehmlich mit Germanisch, Keltisch und Italisch). Hierbei werden allerdings besondere Beziehungen nun wieder zwischen Germanisch und Baltisch und Slawisch sowie zwischen anderen Sprachen beider Gruppen nicht übersehen.

Die Sprachgeographie im Bereich der Indoeuropäistik hob sich immer mehr als die Erforschung von areal begrenzten Innovationen gegenüber den gemeinie. Archaismen ab, wobei man aber auch mit jenen schon in voreinzelsprachlicher Zeit rechnete (vgl. z. B. die Kentum-Satem-Isoglosse). Es ist verständlich, daß damit die Lösung der Frage immer dringlicher wurde, was Innovationen sind, d. h., wie sie sich von Archaismen unterscheiden lassen. Dabei handelt es sich nicht nur um „Positives“, um dialektal unterschiedliche Erscheinungen in ihren jeweiligen Arealen, wie z. B. die Kentum-Satem-Isoglosse, an der in dieser oder jener Weise alle ie. Sprachen teilhaben. (Hier war durch die Entdeckung des Palatalgesetzes

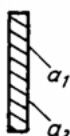
(vgl. dazu 3.5.) die Innovation der „östlichen“ Sprachen klar nachgewiesen worden.) Vielmehr geht es auch darum, ob die Nichtexistenz einer Erscheinung A in einem Areal X gegenüber ihrer Existenz in einem Areal Y als Archaismus oder als Verlust zu interpretieren ist. Diese Fragen entwickelten sich im Laufe der Zeit zu den gravierendsten in der Indoeuropäistik, und sie sind es bis heute geblieben. Ein solcher Fall ist u. a. die Frage nach der Anzahl der grundsprachlichen Genera beim Nomen. Dem Meillet'schen Zwei-Genus-System (dem *genre animé* und dem *genre inanimé*, MEILLET/PRINTZ 1909, 170f. und MEILLET 1924⁷, 233f.), das STURTEVANT (1951², 83) im Hethitischen wiedergefunden zu haben meinte und mit seiner Proto-Indo-Hittite-Hypothese in Einklang brachte (vgl. dazu im weiteren), steht die Auffassung eines ursprünglichen Drei-Genus-Systems gegenüber (so u. a. bei SZEMERÉNYI 1980², 143f., bei KAMMENHUBER zusammenfassend 1985, 447ff.). Im ersten Falle repräsentiert das Hethitische einen Archaismus, im zweiten Falle eine Innovation durch Verlust (ähnlich wie das Armenische). Dieser Streit ist bis heute nicht entschieden, allerdings zeigt sich, daß es Anzeichen dafür gibt, daß auch die anatolischen Sprachen einst über Femininbildungen verfügten. Oftmals wird hierbei aber mit vorgefaßten Meinungen argumentiert! Die Meillet'schen Untersuchungen stellten das Postulat einer westlichen und einer östlichen Dialektgruppe auf. Anderer Auffassung war FEIST (1913), der es für unmöglich hielt, auf Grund der widersprüchlichen Sachlage ein Bild von den einzelsprachlichen Dialektverhältnissen zu gewinnen: Die zahlreichen Isoglossen durchkreuzten sich in einem Maße, daß es zu keinem sich besonders heraushebenden Areal komme, zumal die Kentum-Satem-Isoglosse durch das gerade entdeckte Tocharisch auch fragwürdig geworden war. Somit wandte sich Feist wieder mehr der Substrattheorie als Erklärungsfaktor für die einzelsprachlichen Inkompatibilitäten zu.

In dem Für und Wider der Gliederungsversuche des ie. Sprachgebietes zeitigte die Entdeckung des Tocharischen (1908) und des Hethitischen (1915) also die wichtigsten neueren Ergebnisse der ie. Dialektologie, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Beide Sprachen waren nicht nur entgegen den bisherigen Kenntnissen Kentum-Sprachen, sondern besonders das Hethitische als die nunmehr am frühesten überlieferte, also die „älteste“ Sprache offenbarte – ganz im Gegensatz zu den landläufigen Auffassungen, daß alte Sprachen hochflexivisch seien (Prototyp: das Altindische) – eine Einfachheit in der Morphologie (besonders des Verbs), die man bisher nicht kannte, und wich damit von dem gewohnten Bilde ab. Zugleich zeigte es die schon von de Saussure theoretisch postulierten Laryngale (z. B. heth. *paḫš-* „schützen“ gegenüber lat. *pāscō* „weide“ oder heth. *ḫaštai-* „Knochen“ gegenüber gr. ὀστέον dass.) und eine Reihe anderer Altertümlichkeiten.

Insbesondere aber die Laryngale waren der Anlaß für Sturtevant's – nicht voll ausgearbeitete – Proto-Indo-Hittite-Hypothese, deren Existenz jedoch von den Linguisten nie voll anerkannt und auch von denjenigen, die im Hethitischen weitgehend bewahrte Archaismen sahen (bzw. sehen), vielfach nicht akzeptiert wurde.¹¹¹ Vgl. eine gekürzte Fassung dieser Hypothese, die das Stammbaumverhältnis wie folgt darstellt:



Durch das allmähliche Bekanntwerden der heth. Laut- und Formenlehre, also durch die sich entwickelnde heth. Sprachwissenschaft, entstanden tiefgreifende und bis heute vorhandene Kontroversen über Aussehen, Alter und Struktur der ie. Grundsprache und deren ursprüngliche Dialektverhältnisse. Zur entscheidenden Frage wurde die, was als Archaismus bzw. als Innovation anzusehen sei. Diese Diskussion mündet heutzutage in die (vgl. 2.3.4.) beschriebenen diachronischen und diatopischen Gliederungsversuche der Grundsprache, die sich – auf dem Hintergrund des wiederum favorisierten Stammbaummodells – bei MEID (1975, 211) etwa so ausnimmt: „Wenn die sukzessive Abspaltung aus der Grundsprache vorliegt:



dann sind chronologisch differenzierte Systemkonstruktionen denkbar. ... So kann die früher ausgeschiedene Sprache noch Archaismen der Grundsprache reflektieren, die bei der Abspaltung der späteren schon verloren waren, andererseits kann die später ausgeschiedene Sprache jüngere Entwicklungstendenzen der Grundsprache mitbekommen haben, die z. Z. der Abspaltung der früheren Sprache noch nicht vorhanden waren.“ Dies bedeutet die Einbeziehung von Rekonstrukten, genauer: von rekonstruierten Teilsystemen in eine relative Chronologie der Grundsprache, ausgehend von den Daten selbst, die die äußere Rekonstruktion liefert. (Zu diesem Problemkreis vgl. 3.2.) Zugleich bedeutet es, bezogen auf die späteren

ie. Sprachen, daß man mit dialektalen Arealen archaischeren und rezenteren grundsprachlichen Erbes zu rechnen hat.

Es ist hier nicht der Ort, auf alle Versuche sprachgeographischer Gliederungen einzugehen, die in den Jahren vor dem 2. Weltkrieg und danach unternommen wurden (vgl. dazu im einzelnen PORZIG 1954, 29ff.). Jedoch darf nicht unvermerkt bleiben, daß KROEBER und CHRÉTIEN (1937) mit Hilfe quantitativer Methoden, die sie von dem polnischen Anthropologen Jan Czekanowski übernommen hatten, die übereinstimmenden Erscheinungen zwischen je zwei Sprachen auswerteten und im Grunde zu einem gar nicht so andersgearteten Ergebnis kamen: Es gibt eine geschlossenere Satemgruppe von Sprachen, aber keine derart geschlossene Kentumgruppe (ebd., 96). Daneben hat Griechisch die höchsten Koeffizienten zu den Satemsprachen. Sie folgern u. a. daraus, „that the division into centum and satem languages was a purely arbitrary“ (ebd.). Der Versuch von Kroeber und Chrétien ist gewissermaßen ein Vorläufer der nach dem 2. Weltkrieg entstandenen sog. Glottochronologie resp. Lexikostatistik, deren Vertreter Versuche zur Ermittlung absoluter genetischer Beziehungen und vorhistorischer Zeitwerte mit Hilfe statistischer Untersuchungen an lexikalischem Material anstellen (vgl. 3.9.).

Von Bedeutung waren auch PISANIS Versuche (1933, 1940 und 1974), den Nachweis dafür zu erbringen, daß sich sprachliche Neuerungen auch über Dialektgrenzen hinweg über weite Räume ausbreiten können. Pisani (1933, 7ff.) zeigte dies u. a. an der Kentum-Satem-Isoglosse, wo die Satemisierung nach seiner Auffassung keine voreinzelsprachliche Erscheinung, sondern eine dialektübergreifende, von Osten nach Westen vordringende und hier verebbende gewesen sei.¹¹² Ausführlich wird bei Pisani auch über die vorhistorischen Stammesverschiebungen berichtet und so ein groß angelegter Versuch zur gegenseitigen Stützung von linguistischen und prähistorischen Daten gemacht. Pisanis ie. Dialektgebiet sieht folgendermaßen aus (1933, 68, Anm. 2)¹¹³

Irish Brit. Gall.	Germanisch	Baltoslawisch	Arier und Tocharer
Ligurisch ¹¹³	Latein. Illyrisch Sikulisch	Thrakophrygisch	
	Oskisch- Umbrisch	Griechisch Hethitisch	

Es muß nicht betont werden, daß auch Pisanis Versuche hierbei nicht das letzte Wort waren und daß weitere Versuche folgten, die einstigen Sprecher ie. Dialekte auch mit archäologisch belegten Gruppen in

Verbindung zu bringen und aus deren gegenseitiger sprachlicher Beeinflussung Hypothesen über die Entwicklung der historisch faßbaren Einzelsprachen abzuleiten. Im Jahre 1954 erschien das schon mehrfach erwähnte Werk von PORZIG als entscheidender kritischer und zusammenfassender Überblick über die Forschungslage. Im achten Kapitel wird zusammenfassend die „Gliederung des indogermanischen Sprachgebietes“ beschrieben, wobei Porzig allerdings auf eine Schematisierung verzichtet. Im Jahre 1966 veröffentlichten BIRNBAUM und PUHVEL die Materialien einer Konferenz über ie. Dialektbeziehungen. Die dort vorgetragenen Themen konzentrierten sich weitgehend auf Gliederungsversuche jeweils einzelner Sprachzweige und auf die Diskussion der Beziehungen der Binnenstruktur einzelner Sprachzweige.

Sprachgeographie und Substratforschung sind – nicht nur für die Indoeuropäistik – Gebiete, die stark „im Fluß“ und deren Aussagen deshalb von praktischem und theoretischem Belang sind, weil sie mit den Hypothesen der Grundsprachenforschung und der Urheimatproblematik in engem Zusammenhang stehen und sich schließlich zwischen diesen ein gewisser Konsens ergeben muß. Sie sind vor allem deswegen von hohem, übergreifendem Belang, weil sie die durch die rekonstruierende Grundsprachenforschung entstandene Sicht der grundsprachlichen Verhältnisse negieren oder relativieren. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, die Sensibilität bei denjenigen zu erhöhen, denen noch nicht hinreichend bewußt ist, daß sich sprachgeographische und Substratfragen in anderen genetischen Arealen komplizierter und andersartig darstellen können! Dort erhält die Sprachgeographie auch zur Erklärung genetischer Verhältnisse ein ganz anderes Gewicht (z. B. bei afrikanischen Sprachen), als es in der Indoeuropäistik üblicherweise der Fall ist.

2.3.8. *Nostratische Untersuchungen*

Seit geraumer Zeit verstärken sich die Tendenzen, über die „etablierten“ Sprachfamilien hinaus, an deren genetischer Zusammengehörigkeit kein Zweifel besteht, zu größeren genetischen Einheiten vorzustoßen und damit gemeinschaftliche Herkunft aus noch größeren zeitlichen Tiefen nachzuweisen. Wenn die Sprachfamilien A und B auf eine noch frühere, einheitliche Grundsprache zurückgehen, so muß diese Einheit vor der grundsprachlichen Einheit von A und von B liegen. Der Gedanke ist nicht neu, und schon um die Jahrhundertwende gab es dementsprechende Versuche, die von verschiedenen Linguisten nicht grundsätzlich abgelehnt wurden (so nicht von VENDRYES 1921, 356). Es handelt sich aber auch heute noch um teilweise sehr problematische und strittige Unterfangen,

indem – streng genommen – die rekonstruierten grundsprachlichen Gegebenheiten (1. Grades, z. B. des Indoeuropäischen oder Semitischen auf einer abstrakteren rekonstruierten Ebene 2. Grades) zusammenzuführen sind. Da aber nicht selten schon Unklarheiten über die Rekonstruktionen 1. Grades bestehen und auch die supponierten Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb von Sprachfamilien (z. B. der altaischen) und zwischen ihnen durchaus nicht einhellig geklärt sind, stellen weitergehende Rekonstruktionen von vornherein eine Hypothek an Unklarheiten für die Nostratik dar. Nicht wenige Komparativisten (Indoeuropäisten) ignorieren daher diese Forschungsrichtung, die Nostratik, bis heute weitgehend.

Jedoch fand dieses Gebiet, das nach PISANI (1953, 88) „seit Schleicher und den Junggrammatikern keine gute Aufnahme fand, sodass es gewöhnlich von vereinzelt Forschern behandelt wurde, die man in den offiziellen Kreisen meistens als merkwürdige Sonderlinge ansah“, auf dem III. Linguistenkongreß 1933 offizielle Anerkennung, denn eine der Hauptfragen in der Diskussion lautete: „Il problema delle parentele tra i grandi gruppi linguistici“ (in *Atti del III Congresso Internazionale dei Linguisti*. Florenz 1935, S. 321 ff.). Darunter waren vorerst das Indoeuropäische, das Semitische und das Finno-Ugrische zu verstehen. Der zweite Band der 1936 erschienenen *Hirt-Festschrift* verzeichnet schon eine Reihe von Aufsätzen, die sich den Beziehungen des Indo-Europäischen zu anderen Sprachfamilien widmeten (vgl. ARNTZ 2). Spielte zu dieser Zeit noch das Indoeuropäische als Ausgangspunkt der Betrachtungen eine zentrale Rolle und waren es in der Mehrzahl der Versuche zwei Sprachfamilien, die man genetisch zu vereinen suchte, so ist man heute bestrebt, zahlreiche Sprachfamilien, die über riesige Territorien verbreitet sind, genetisch zusammenzufassen. Hierbei spielt das Indoeuropäische – wenn überhaupt – nur noch eine Rolle als Sprachfamilie *inter alii*s. Dabei ist bemerkenswert, daß 1. typologisch oft unterschiedliche Sprachfamilien zusammengefaßt werden, daß 2. die beigebrachten Evidenzen vielfach auf lexikalischem Vergleichsmaterial beruhen (morphologische Fakten sind dagegen spärlich und bei der Sachlage, den vorausgesetzten uralten Trennungszeiten auch kaum zu erwarten) und daß 3. meistens von weiteren sprachhistorischen Untersuchungen abgesehen werden muß, weil die Zeiträume von den belegten Einzelsprachen über die postulierten Grundsprachen der „etablierten“ Sprachfamilien bis hin zu den noch tiefer liegenden Grundsprachen 2. Grades zunehmend weniger historische Durchsichtigkeit, dafür aber immer mehr Abstraktheit erbringen.

Ein interessanter, jedoch von der Wissenschaft mit größter Zurückhaltung betrachteter Versuch zur Verbindung des Indoeuropäischen und Semitischen wurde von MÖLLER (1906 und 1911) angestellt. Indem Möller von einer ie.-semit. Einheit ausging (beide Sprachfamilien sind zudem

flektierend!), rekonstruierte er ein umfangreiches Phonemsystem und trachtete danach, den Nachweis mit einer Anzahl von lexikalischen Gleichungen zu erbringen (kritisch dazu DOERFER 1973, 48ff.).¹⁴⁴

Möllers Untersuchungen wurden zunächst von CUNY (1943 und 1946) fortgesetzt, der sich bemühte, eine Rekonstruktion des „Nostratischen“ (Terminus nicht erst von Illič-Svityč, sondern schon von H. Pedersen), der gemeinsamen Grundsprache des Indoeuropäischen und des Semito-Hamitischen, zu erreichen. Dabei konnte Cuny eine Reihe von bemerkenswerten lexikalischen Gleichungen nebst gewissen lautlichen Korrelierungsregeln aufstellen. Von HEILMANN (1949) stammt eine Übersicht der zahlreichen, dieses Thema betreffenden Literatur und ihrer Thesen. Auch BRUNNER (1969) verbesserte das Möllersche System. Er brachte über tausend ie.-semit. Parallelen bei, die den wahrscheinlichkeitstheoretischen Beweis für die einstige Verwandtschaft antreten sollten. Die ie.-semit. Hypothese hat aber trotz ihrer langen Geschichte kaum an Überzeugungskraft gewonnen, weil besonders die lexikalischen Vergleiche formal und semantisch oft nicht überzeugend sind und weil die heutzutage in der Diskussion befindlichen Urheimattheorien diese Hypothese ebenfalls nicht unterstützen. Die Semito-Hamiten dürften aus den einst bewohnbaren Saharagebieten stammen, während die ie. Urheimat zwischen Europa und dem nördlichen Mittelasien (südlich der vermuteten Urheimat der Uralier bzw. der Finno-Ugrier) gesucht wird.¹⁴⁵

Einen weitaus umfassenderen, wenn auch völlig ungerechtfertigten Versuch, eine Vielzahl von asiatischen und afrikanischen Sprachen (Papua, australische Sprachen, Andamanesisch, Drawidisch, die Sudansprachen, Bantu, Kuschitisch, Nuba, Massai, Nilotisch, Ful, Haussa, Ägyptisch, Berberisch und Hottentottisch) auf der Grundlage äußerst unscharf formulierter Lautentsprechungen (eher nur Lautähnlichkeiten) miteinander zu vergleichen, hatte TROMBETTI (1905) unternommen. Allerdings wurden ihm seine ungenau formulierten Lautkorrelationen, mit denen man geradezu alles miteinander vergleichen konnte, zum Verhängnis, und seitdem ist besonders dieses Kriterium in das Blickfeld der kritischen Wertung solcher Versuche gerückt (Kritik bei DOERFER 1973, 40ff.). – Darüber hinaus hat es nicht an anderen Versuchen gefehlt, die unterschiedlichsten Sprachfamilien miteinander in Beziehung zu bringen (vgl. Einzelheiten bei PISANI/POKORNY 1953, 89ff. und kurze Hinweise dazu bei SERÉBRENNIKOW 3, 74ff.). Jedoch ist immer zu differenzieren zwischen Versuchen ohne weithin akzeptierte Ergebnisse und jenen, die anerkanntermaßen zur Erweiterung unseres Blickfeldes genetischer Sprachareale geführt bzw. zumindest Ansätze aufzuweisen haben, die für die künftige Forschung fruchtbar gemacht werden können.

In diesem Zusammenhang verdient die Zusammenführung der finno-ugrischen und der samojedischen Sprachen zur uralischen Sprachfamilie – wiederholend – genannt zu werden (vgl. 1.1.), was – durch SETÄLÄ (1913) eingeleitet – heutzutage eine wissenschaftlich voll anerkannte Tatsache der Uralistik ist. – Weniger allgemein anerkannt, wenngleich im Bereich des Wahrscheinlichen, ist die Zusammenfassung der Turksprachen, des Mongolischen, Tungusischen und Koreanischen zur Gruppe der Altaisprachen (kritisch wiederum DOERFER 1973, 77). Dieser noch nicht voll gesicherte Tatbestand wird noch problematisiert durch die Anschließung des (bisher als isoliert geltenden) Japanischen durch MILLER (1980). – Ein sehr umfangreiches Phylum wird von verschiedenen Forschern in den semito-hamitischen Sprachen gesehen, die in weiten Teilen Afrikas und des Vorderen und Mittleren Orients gesprochen wurden bzw. werden. Erhebliche Verdienste um die Aufhellung besonders der hamitischen Sprachen hat sich GREENBERG (1955 und 1966a) erworben. Der hamitische Zweig bestünde dabei aus dem (am frühesten belegten) Ägyptischen, ferner aus den berberischen, den tschadischen (Haussa und andere) und den kuschitischen Sprachen. Alle diese Sprachzweige wären zugleich auch durch eine Reihe grammatischer Merkmale typologischer Art bestimmt: Mehrsilbigkeit, Ablaut, grammatisches Geschlecht, Flexion, Nachstellung des Genitivs. Doch sind derartige strukturelle Merkmale für die Konstituierung der semit.-hamit. Sprachfamilie zwar interessant, aber nicht das ausschlaggebende Element, da sie auch für andere Sprachen, z. B. das Frühneuhochdeutsche, gelten, das fraglos keine semit.-hamit. Sprache ist. Von den semit.-hamit. Sprachen sind die semitischen am besten erforscht, und ihre genetische Zusammengehörigkeit steht wegen vieler Übereinstimmungen außer Zweifel. Weitaus weniger trifft dies auf die vier hamit. Zweige zu, und die Forschung gestaltet sich hier wegen der nur schwach belegbaren lexikalischen und morphologischen Übereinstimmungen auch erheblich schwieriger. Ihre Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Phylum erscheint verschiedenen Forschern deshalb als nicht voll bewiesen.

Unter den bisher (nur auswahlweise!) ins Auge gefaßten nostratischen Hypothesen hat die einer indo-uralischen Einheit eine relativ große Evidenz. Obwohl beide Sprachfamilien typologisch nicht übereinstimmen,¹¹⁶ erblickt man zwischen ihnen Spuren von genetischer Verwandtschaft auf Grund einer Reihe von lexikalischen Übereinstimmungen, die teils das ganze uralische Gebiet umfassen (ural. **nim(e)* „Name“; **ase* „wohnen“ [= ie. **es-* „sein“, zu dieser Problematik vgl. JOKI 1973, 252]; **tōke* „bringen“ [= ie. *deā₃* –]; **vete* „Wasser“; **sōme* „Sehne, Ader“ [vgl. Joki, ebd., 316])¹¹⁷, teils auch nur finn.-ugr. Sprachen betreffen. Auch grammatische Übereinstimmungen, so gewisse Pronominalstämme (z. B. das Relativpron. **i-*, das

Interrog.-pron. *+ku-*) oder morphologische Endungen (Akk. *+m*), verschiedene Verbalendungen, die ursprünglich von Pers.-pronomen stammen und auffallende Ähnlichkeiten mit ie. Endungen haben (vgl. COLLINDER 1960, 243), sind vorhanden. Dennoch schwankt die Forschung bis in die jüngste Zeit zwischen zwei Interpretationen: (a) frühe Entlehnungen durch Sprachkontakte bei grundsprachlicher Nachbarschaft und (b) Urverwandtschaft. Bezeichnend ist, daß einer der exponiertesten Vertreter der Verwandtschaftshypothese, B. COLLINDER (vgl. noch 1954/1964, 144ff.), in einer späteren Arbeit durchaus skeptischer gegen die Urverwandtschaft geworden ist. In seiner Vergleichenden Grammatik (1960, 37) stellt er fest: „The Indo-Uralic hypothesis cannot be regarded as proved.“ – Die Befürworter der Hypothese einer uralischen Einheit, für die sowohl linguistische als auch vorgeschichtliche (archäologische) Evidenzen (mögliche Nähe der ie. und ural Urheimat) sprechen, sind sich aber darüber im klaren, daß die Forschung erst am Anfang steht, wenn die Hypothese – bei ihrem augenblicklichen Zustand – nicht fallengelassen werden soll. Bei Urverwandtschaft hätte dann die ie. Sprachengruppe nach ihrer Aussonderung auch eine Entwicklung zur flexivischen Struktur ihrer Grammatik durchgemacht! – Einen vorzüglichen Überblick über Einzelheiten der diesbezüglichen Forschungsgeschichte und Forschungslage gibt JOKI (1973), der zugleich zeigt, daß sich die linguistischen und urgeschichtlichen (archäologischen) Gesichtspunkte innerhalb der Uralistik doch näher stehen als es der Fall in der Indoeuropäistik ist.

Versuche, „etablierte“ Sprachfamilien zu größeren Einheiten zusammenzufassen und damit umfassendere genetische Zusammenhänge aufzudecken, entspringen der Schlußfolgerung aus der bisherigen linguistischen Erfahrung, daß (a) Grundsprachen die Basis für sprachliche Filiation sein können und daß (b) die zahlreichen Sprachfamilien der Erde und die für sie anzusetzenden gemeinsprachlichen Zustände, wie sie unseren heutigen, wenn auch vorläufigen Kenntnissen entsprechen, nur einen äußerst kurzen Zeitraum der anthropogenetischen Sprachentwicklung des Menschen ausmachen. Sie reichen auch nicht annähernd bis zu den Anfängen der Sprachentstehung. Die Suche nach – umfassenderen – Vorstadien der heute bekannten Sprachfamilien (nicht nach dem Sprachursprung!) beruht – wer wollte schon unterstellen, daß unsere heutigen Sprachfamilien bis zu den Anfängen einer polygenetischen Sprachentstehung zurückreichen! – auf einem einsichtbaren und denknotwendigen Grundanliegen der Linguistik. Sein Kern besteht darin, daß die heutigen Sprachfamilien auf keinen Fall genuin sind, sondern selbst das Ergebnis früherer Differenzierungen und Herausbildungen darstellen. Auch für die Archäologie, Anthropologie und Ethnologie bieten sich hier Möglichkeiten der Zusammenarbeit an. Natürlich ist dabei nicht zu

übersehen, daß solchen Gedankengängen Vorstellungen einer irgendwie gearteten und sich in letzter Konsequenz der Monogenese der Sprachen nähernden Stammbaumtheorie zugrunde liegen (vgl. dazu 2.3.3.), die retrospektiv auf immer weniger und daher chronologisch tiefer liegende Grundsprachen zurückführen würden. Damit soll aber nicht unterstellt sein, daß die Vertreter der Nostratik nicht auch zeitweilige oder längerfristige Kontakte und konvergente Entwicklungen zwischen Sprachen-(gruppen) anerkennen, wobei es zu sprachlichen Isoglossen kommen konnte, die den Charakter von grundsprachlichen (genetischen) Gemeinsamkeiten annahmen. Uhlenbeck, der diesem Verhältnis von Entlehnung und genetischer Übereinstimmung nachgegangen ist, äußerte sich – aus seiner Sicht – dazu wie folgt: „Aber auch bei sekundären Affinitäten gibt es genetischen Zusammenhang. Mögen Isoglossen auf geschichtlichem oder vorgeschichtlichem Kontakt beruhen, dann haben wir immer mit genetischem Zusammenhang wie bei der sog. ‘Urverwandtschaft’, wenn auch nicht von dem Ganzen der Sprachen, worin die Isoglossen vorkommen, doch wohl von den betr. Isoglossen zu tun. . . . Aber ich glaube, daß die ‘Urverwandtschaft’ von großen Sprachfamilien wie die indogermanische und die ural-altaische nicht anders zu erklären sei, als durch lange währende Assimilation, sekundäre Differentiation, dann neue Gruppierung. Zum Schluß ist ‘Urverwandtschaft’ nichts anderes, als gemeinschaftlicher Besitz von einer sehr großen Anzahl uralter, d. h. auf uraltem intimen Kontakt beruhender Isoglossen“ (zit. nach PISANI/POKORNY 1953, 91). Uhlenbeck will also die auf Trennung von Grundsprachen und auf abstrakte genetische Beziehungen bezogenen Gedankengänge der Stammbaumtheorie relativieren, indem er den Begriff der grundsprachlichen (genetischen) Gemeinsamkeit in ein areales und historisches Bedingungsgefüge einbettet, das den gewaltigen vorgeschichtlichen Sprachbewegungen und -kontakten vielseitiger Rechnung tragen soll als einseitige stammbaumtheoretische Vorstellungen. Indessen schwindet ihm gerade derjenige Aspekt, den die Stammbaumtheorie thematisiert: (nicht die Entstehungsfrage von Grundsprachen, sondern) ihre in zeitlichen Dimensionen gesehene Auflösung und der Übergang zu Einzelsprachen. Entstehungs- und Trennungsfragen von Grundsprachen sind aber zwei verschiedene Dinge, die allzu oft in der Linguistik nicht genügend auseinandergehalten werden.

Die Schwierigkeiten der Nostratik wachsen in dem Maße, in dem sprachliche Beziehungen, die in der traditionellen genetischen Sprachwissenschaft durch klar formulierte und rekurrente Lautentsprechungen und durch ein überzeugendes Belegmaterial abgedeckt werden können, in immer tiefer liegenden Schichten begründet werden sollen. Die hierfür wesentlichen Gründe wurden schon angedeutet: (a) allmählicher Zerfall auch des Grund-

wortschatzes über Jahrtausende (vgl. 1.1. und 3.9.), so daß gemeinsame lexikalische Bestandteile hier bedeutend seltener sind, und (b) starke phonetisch-phonologische, morphologische und semantische Veränderungen des sprachlichen Materials, wodurch Lautgesetze oft vage, wenig differenziert und ausnahmeträftig sind. Gerade in der Überwindung dieser Hindernisse liegen ja die Errungenschaften z. B. der Indoeuropäistik. Auf Grund der fehlenden historischen Kenntnisse ist es zuweilen nicht möglich zu entscheiden, ob lexikalische Entsprechungen als urverwandt oder als Lehn- oder Wanderwörter zu betrachten sind. Tatsächlich gibt es natürlich Wanderwörter – wie es auch innerhalb der riesigen Areale onomatopoetische Bildungen gibt, die den Anschein ursprünglicher Gleichheit vermitteln. Zudem steigt die Rate von zufälligen Gleichklängen zwischen Sprachen, je umfassender die verglichenen Areale und je kürzer (mitunter nur aus ganz wenigen Phonemen bestehend) die (Wurzel-)Ansätze sind, die oft die Vergleichsbasis der Nostratik darstellen (vgl. auch SERÉBRENNIKOW 3, 76f.).

Darüber hinaus gibt es mancherlei philologische Mißverständnisse und Vagheiten bei den Nostratikern, die die Kritik der Spezialisten herausgefordert haben (vgl. SERÉBRENNIKOW 3, 76f., DOERFER 1973, *passim*). Einmal ist es für den einzelnen Forscher vielfach unmöglich, das riesige Material zahlreicher Sprachfamilien philologisch bis ins Detail zu überblicken. Aber gerade in der immer enger werdenden Verbindung von Einzelphilologie und Sprachvergleichung liegt eine große Errungenschaft der Indoeuropäistik, der Finno-Ugristik oder der Semitistik. Zum andern wird auch mit noch wenig bewiesenen Voraussetzungen, z. B. mit dem Altaischen als einer gesicherten Sprachfamilie – die sie nicht ist –, gearbeitet, was von turkologischer Seite auf heftige Kritik stößt (vgl. ŠČERBAK 1984, 30ff. im Hinblick auf ILLIČ-SVITYČ).

Der heutzutage umfassendste und viel diskutierte nostratische Versuch, Semito-hamitisch, Karthwelisch, Indoeuropäisch, Uralisch, Dravidisch und Altaisch miteinander zu vergleichen, geht von ILLIČ-SVITYČ (1971 und 1976) aus. Im Gegensatz zu manchen seiner Vorgänger untersucht er den Stoff mit weitaus kritischerer Distanz, sowohl was die Aufstellung nostratischer Urphoneme und ihrer Korrelate in den einzelnen Sprachfamilien betrifft, als auch hinsichtlich des von ihm bearbeiteten Belegmaterials. Hatte BRUNNER (1969) noch ca. 1000 ie.-semit. Belege erbracht, so ergaben ILLIČ-SVITYČ' kritische Untersuchungen (1971 und 1976) insgesamt nur 353 Belege, die aber nicht alle von ihm untersuchten Sprachfamilien und Sprachen gleichmäßig erfassen, sondern oft nur zwei bis vier Sprachzweige. Aber auch im indoeuropäischen Bereich sind ja nicht alle Wurzeln in sämtlichen ie. Sprachen belegt! Natürlich ist die Zahl der Belege bei ILLIČ-SVITYČ nicht hoch, was sich bei positiver Haltung gegenüber der

nostratischen Theorie als Schwund des Erb vokabulars erklären ließe. Eine vergleichbare Situation zeigen bekanntlich auch lexikostatistische Untersuchungen in anderen sprachlichen Phyla (vgl. 1.4.), wo erhebliche Differenzen in der vergleichbaren lexikalischen Vertretung zwischen den Sprachen einer Sprachfamilie und denen eines Phylums feststellbar sind. Man hat sich also zu vergegenwärtigen, daß die von der Nostratik untersuchten sprachlichen Areale keine Sprachfamilien im traditionellen Sinn, sondern umfangreiche Phyla sind, so daß aus dieser Tatsache auch die Schwierigkeiten und die vom Standpunkt des Indoeuropäisten oft wenig überzeugenden Resultate herrühren. Vgl. dazu folgendes Beispiel (ILLIČ-SVITYČ 1976, 82, Nr. 317), das Naheliegendes und Problematisches in einem zeigt: Eine angesetzte nostratische Wurzel *+nimi* „Name“ („имя“) wird in der ural. Grundform *+nime* „Name“ (belegt in zahlreichen einzelsprachlichen Varianten, z. B. finn. *nime*-, ngasanisch *nim*) und in einer ie. Grundform *+nōm*- „Name“ (in zahlreichen ie. Sprachen belegt, so ai. *nāman*, lat. *nomen*, armen. *anun* usw.) gesehen. Darüber hinaus wird aber fragend auf semit.-hamit. *+nb* (aus möglicher Dissimilation *+nm*- entstanden) hingewiesen, das dann mit veränderter Semantik (z. B. arab. *nb'* „erklären, bekanntmachen, [eine Neuigkeit] mitteilen“) noch hinzuzustellen wäre. Den ersten Teil der Gleichung, den ie.-uralischen, wird man akzeptieren können, sie entspricht schon bekannten Fakten – der wahrscheinlichen ie.-ural. Spracheinheit. Die Nostratik ist aber zu mehr gefordert. Sie will in unserem Falle das Semito-Hamitische in den Vergleich involvieren. Doch gerade hier erheben sich Bedenken, die (auch vom Autor als fraglich bezeichnete) Gleichung zu akzeptieren.

Ob diese und auch andere Versuche, die die Minimierung genetisch zusammengehöriger Gruppen anstreben, je zu einem Punkt führen werden, von dem aus wir nach GAMKRELIDZE (1967, 707) „einen Sprachzustand erreichen, von dem alle belegbaren genetisch zusammenhängenden Systeme mit einer Menge von typologisch plausiblen und konsistenten Transformaten ableitbar sind“, darf bezweifelt werden.

Es wäre grundfalsch und ungerechtfertigt, das Anliegen der Nostratik pauschal zurückzuweisen. Hierin läge eine Verkennung der dialektischen Beziehungen von Untersuchungsobjekt und (noch zu vervollkommnender?) Methode. Die hochgradige Schwierigkeit des Untersuchungsobjekts, die letztlich in der Rekonstruktion auf der Grundlage schon rekonstruierter Systeme (des Indogermanischen, Semitischen usw.) besteht und hierbei auf geringe lexikalische Reste und noch weitaus geringere Reste aus der Morphologie belegter Sprachen angewiesen ist, stellt eine andere Dimension des Sprachvergleichs dar, als er in der etablierten Sprachvergleichung gang und gäbe ist. Es ist gewissermaßen ein Vergleich zweiter Ordnung, ein wegen der großen Zeittiefen weitaus abstrakteres Verfahren, von dem vom Blickwinkel

der etablierten Komparativistik nicht allseitig befriedigende Ergebnisse zu erwarten sind. Will die Nostratik indessen den Genauigkeitsgrad der herkömmlichen Komparativistik beanspruchen, dann hat sie noch einen weiten Weg vor sich, und es bedarf erheblicher Verbesserungen in der vergleichenden Methode und in der Formulierung von Lautgesetzen.¹¹⁸ Beansprucht sie dies nicht, was bei der Lage der Dinge eine reale Alternative wäre, so wird sie zu einer Komparativistik *sui generis*, die ihre eigenen theoretischen und methodologischen Grundlagen plausibel machen muß.

2.4. Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und historische Untersuchungen in den Einzelsprachen

In letzter Zeit wird stärker betont, daß die hist.-vgl. Sprachforschung sich aus der Enge überwiegender Rekonstruktionsorientiertheit löse und ihre Aufgabe zunehmend wieder darin sehe, „die historische Entwicklung der verwandten Sprachen . . . aufzuhellen, wobei die Rekonstruktion von Archetypen wie übrigens die Modellierung überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt“ (SERÉBRENNIKOW 3, 7). Auch WATKINS (1969, 17) sieht nicht in der Rekonstruktion das Ziel der Indoeuropäistik, sondern darin, „faire l'histoire des langues: Wir suchen eine historische Erklärung für die Erscheinungen, die uns in der Grammatik heute gesprochener oder in Texten bewahrter Sprachen entgegentreten.“ МАКАЕВ (1977, 88) formuliert, daß die Rekonstruktion nur dann ihren Sinn habe, „когда она помогает осмыслить процессы дивергенции и конвергенции в историческом развитии отдельных языков, восходящих к одному источнику. . .“.

Makaev nennt noch weitere Gründe, jedoch genügen die angeführten Auffassungen, um eine Tendenz aufzuzeigen: Die Rekonstruktion soll nicht um ihrer selbst willen betrieben werden, sondern vornehmlich zum Zwecke der Erklärung einzelsprachlicher Prozesse des Sprachwandels. – Diese aber sind der unmittelbare Untersuchungsgegenstand historischer Grammatiken und Sprachgeschichten von Einzelsprachen. Solchen Auffassungen liegt neben vielem Richtigem zweifellos eine Einseitigkeit zugrunde, denn es konnte gezeigt werden, daß die Rekonstruktion eine Vielzahl von speziellen Aufgaben auch in der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen zu lösen hat und daß sie nicht unbeteiligt ist an grundsätzlichen theoretischen Fragestellungen in der Linguistik.

Allerdings besteht an der Notwendigkeit der Nutzbarmachung und Überführung von Ergebnissen der genetischen Sprachforschung in die einzelsprachliche historische Grammatik keinerlei Zweifel. Gemäß der Wichtigkeit und weitgehend erkannten Bedeutung wird diese Aufgaben-

stellung auch hier besonders behandelt. – Wissenschaftshistorisch gingen/gehen hist.-vgl. Sprachforschung und einzelsprachliche Forschung bzw. Einzelphilologie meist Hand in Hand und wurden auch von den selben Forscherpersönlichkeiten betrieben. So war die Indoeuropäistik durch ihre Vertreter personell stets enger an verschiedene Einzeldisziplinen gebunden; der Komparativist war – und ist – überwiegend auch in einer Philologie oder in mehreren Einzelphilologien zu Hause (Gräzistik, Latinistik, Indologie, Keltologie, Hethitologie usw.). „Historische Grammatiken“ der ie. Einzelsprachen stammen folglich sowohl aus der Feder von Komparativisten als auch von Einzelphilologen (wobei diese Begriffsbestimmung zuweilen auch nur Forschungsschwerpunkte einzelner Linguisten markiert). Eine noch engere Beziehung zwischen Einzelphilologie und Komparativistik besteht in denjenigen Bereichen, in denen beide Richtungen eng aufeinander bezogen und angewiesen bzw. (noch) nicht hinreichend differenziert sind und es zu einer Trennung in philologische und vergleichende Disziplinen noch nicht gekommen ist. Das gilt z. B. größtenteils für die Bantuistik.

Uns interessiert hier das Verhältnis von hist.-vgl. (genetischer) Sprachwissenschaft und Einzelphilologie im Hinblick auf die Nutzbarmachung hist.-vgl. Erkenntnisse für die historische Erforschung der Einzelsprachen bzw. von mehreren Philologien (Sprachzweigen). Das Verhältnis von hist.-vgl. (genetischer) Sprachforschung und historischer Grammatik ist – auf den ersten Blick nicht voll ersichtlich – ein komplexes und in den Forschungsrichtungen nicht deckungsgleich. – Der Terminus historische Grammatik umfaßt Unterschiedliches. Er bezeichnet erstens die „Beschreibung des grammatischen Systems einer Sprache in seiner historischen Entwicklung“ (CONRAD 1985; 87). Hierunter sind Grammatiken zu verstehen, die bestimmte Gebiete der Sprache, vornehmlich Lautlehre, Morphologie und Wortbildung, in ihrem Wandel darstellen und dafür verschiedene synchrone Schnitte benötigen, deren Vergleich untereinander die Veränderungen in den Sprachen deutlich machen kann. Daß hierbei zahlreiche Idealisierungen vom wirklichen sprachlichen Geschehen zugunsten einer machbaren Beschreibung des Materials vorgenommen werden, sei nur am Rande erwähnt. In ihrer Nähe, aber einen weiteren Untersuchungsgegenstand darstellend, sind die sog. Sprachgeschichten angesiedelt, historische Darstellungen nicht nur der lautlichen und grammatischen Sachbereiche – diese stehen im Mittelpunkt der historischen Grammatiken –, sondern auch der außersprachlichen Umstände, die die Geschichte einer Sprache und seiner Träger ausmachen. Zwei klassische Beispiele seien dafür genannt: zum einen die „Deutsche Sprachgeschichte“ von F. KLUGE (1920), die (so der Untertitel) das „Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“ beschreibt; zum anderen die „Ge-

schichte des Griechischen“ von A. MEILLET (1920). Sie beginnt mit der „Vorgeschichte des Griechischen“, d. h. seiner Herkunft aus dem Indoeuropäischen, und verfolgt das Griechische sodann von seinen frühesten Bezeugungen bis zur Auflösung der Koiné. Stark historisch orientiert ist auch BEHAGHELS Werk (1953¹⁰).

Die hist.-vgl. Grammatik par excellence ist die „Deutsche Grammatik“ von J. GRIMM (1819–1837). Abgesehen vom vergleichenden Aspekt (dieses gewaltige Werk erfaßt alle germanischen Sprachen), geht Grimm hier systematisch von den frühesten Überlieferungsperioden aus und beschreibt aufsteigend die sprachlichen Veränderungen in den jeweils jüngeren Sprachstufen. Sein Werk hat in dieser Weise bisher keine Nachfolger gefunden, wohl aber gibt es zahlreiche historische Grammatiken und Einzeldarstellungen, unter denen zuerst die Deutsche Grammatik von H. PAUL (Bd. I–V) zu nennen ist. Besonders in der Lautlehre, aber nicht nur dort, stellt Paul den Ablauf der Dinge historisch – im Uhrzeigersinn – dar und erklärt die Entwicklung späterer Stadien aus ihren vorangehenden. ADMONI (1963) geht in der Darstellung der historischen Syntax des Deutschen gleichfalls von voreinzelsprachlichen, ie. Grundlagen aus und beschreibt systematisch die ahd., mhd., die frühnhd. und die nhd. Periode. R. P. EBERT (1978) betrachtet innerhalb von Sachgruppen die Entwicklung vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen. Diese Beispiele genügen, um folgendes zu verdeutlichen: Eine historische Grammatik oder eine Sprachgeschichte geht zur Erklärung von Sprachzuständen oder von gewissen Erscheinungen innerhalb eines oder mehrerer Sprachzustände von einem früheren Sprachzustand resp. von früheren Sprachzuständen aus. Diese können (a) in Überlieferungen belegt sein (so im Verhältnis vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen oder vom Altenglischen zum Mittelenglischen), wobei aber zu berücksichtigen ist, daß zwischen solchen Sprachzuständen keine unmittelbare sprachliche Kontinuität herrschen muß. So beruht das Mittelhochdeutsche vorwiegend auf oberdt. Dialekten, das Neuhochdeutsche auf ostmittelfränkischen. Die früheren Sprachzustände können (b) nicht mehr belegte, sondern rekonstruierte Zustände darstellen, so das Indoeuropäische, das Germanische oder das Urslawische.

Man hat es in solchen Fällen mit historischen Darstellungen des Sprachwandels zu tun, deren Beschreibungsgegenstand und Zielsetzung die mannigfachen Veränderungen sind, die bei allen Sprachen auftreten und deren Anfänge sich für uns letztlich in vorhistorischen Perioden der Sprachen verlieren.

Zweitens bezeichnet der Terminus „historische Grammatik“ aber auch die „Beschreibung einzelner historischer Sprachstufen“ (BUSSMANN 1983, 186). Sie liegen in den zahlreichen Einzelgrammatiken älterer Sprachzustände

vor, z. B. – um nur einige wenige zu nennen – in der „Althochdeutschen Grammatik“ von BRAUNE/HELM (1950⁷), in der „Gotischen Grammatik“ von BRAUNE (1912⁸), im „Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre“ von SOMMER/PFISTER (1977⁴) oder im „Handbuch des Sanskrit“ von THUMB/HAUSCHILD (1958³–59³); ja selbst in Darstellungen rekonstruierter Sprachzustände, so in der „Einführung in das Germanische“ von RAMAT (1981). Solche Grammatiken sind im Prinzip deskriptive Beschreibungen einer zeitlich begrenzten Sprachperiode, und sie wollen primär eine Einführung ins Althochdeutsche, Gotische, Latein, Sanskrit oder ins Germanische als einen synchron gesehenen Sprachzustand geben.¹¹⁹ Somit bestünde auf den ersten Blick keine Notwendigkeit, über die deskriptive Darstellung hinauszugehen. Dennoch sind die meisten dieser Darstellungen weit davon entfernt, lediglich deskriptive Abhandlungen zu sein, sondern sie geben rückblendend Hinweise auf frühere (voreinzelsprachliche) Entwicklungsstufen, um sprachliche Zusammenhänge zu erklären und zu verdeutlichen. Der historische Aspekt ist hierbei nicht zu übersehen. Hier und da suchen auch diese Darstellungen den Anschluß an grundsprachliche Verhältnisse und erläutern den Stoff durch Sprachvergleiche.

Es zeigt sich also, daß es zwischen hist.-vgl. Sprachwissenschaft und einzelsprachlichen Abhandlungen mannigfache Beziehungen bei der Darstellung und Erklärung des jeweiligen Beschreibungsobjektes gibt. Historische Grammatiken und Sprachgeschichten, die auf die Beschreibung des Sprachwandels von Einzelsprachen abzielen, haben Ergebnisse der hist.-vgl. Grammatik zu ihrer Voraussetzung, wenn sie auf vorhistorischen Stadien der Sprachentwicklung basieren, und sie sind auch in dem Maße vergleichend, insoweit sie die einzelsprachliche Entwicklung als spezifisch gegenüber der Entwicklung verwandter Sprachen abheben und verdeutlichen. So ist es z. B. wenig sinnvoll, die charakteristischen Erscheinungen des Germanischen zu bestimmen, ohne sie historisch-vergleichend auf dem Hintergrund des Indoeuropäischen zu sehen und sie aus dem Indoeuropäischen „auszugliedern“. Die Festlegung des germ. Akzents, die erste oder germanische Lautverschiebung, die Entwicklung der ie. sonantischen Liquiden und Nasale (+*r*, +*l*, +*ṛ*, +*ṛ̥* > germ. /*ur*/, /*ul*/, /*um*/, /*un*/), der Zusammenfall der ie. Vokale +*a* und +*o* > germ. /*a*/ und +*ā* und +*ō* > /*o*/, die spezifischen Auslautgesetze, der Ausbau des ererbten ie. Ablautes zu einem System von morphologischen Mitteln beim starken Verb sowie eine Reihe anderer Erscheinungen gehen nicht nur in die Definition dessen ein, was man landläufig unter Germanisch (gegenüber Indoeuropäisch) versteht, sondern die ie. Grundlagen dieser Entwicklung bieten für das Germanische und die germ. Einzelsprachen notwendigerweise die Basis, von der aus die gruppen- oder einzelsprachlichen Sonderentwicklungen ableitbar sind.

Jedoch decken sich die Untersuchungsbereiche von hist.-vgl. Sprachwissenschaft und historischer Einzelgrammatik nicht. Die entgegengesetzte Zielrichtung beider – die hist.-vgl. Sprachwissenschaft arbeitet rekonstruierend und damit überwiegend retrospektiv, und die historische Grammatik verfolgt ihr Untersuchungsobjekt zumindest in der Regel prospektiv – bewirkt, daß unterschiedliche Aspekte gegenüber grundlegenden Erscheinungen des Sprachwandels maßgeblich werden. Das zeigt sich z. B. bei der Behandlung der Analogie (vgl. dazu 3.4.). Trotz der vielfachen, oft kontroversen Diskussionen, die dieser von der Sprachwissenschaft des ausgehenden 19. Jh. stark verwendete Begriff¹²⁰ erlebte, kann die historische (bzw. historisch-vergleichende) Sprachwissenschaft ohne ihn überhaupt nicht auskommen (zur Geschichte des Begriffs vgl. BEST 1973). In der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und in der historischen Grammatik hat der Begriff jedoch einen unterschiedlichen Stellenwert. Die rekonstruierende Komparativistik muß die Analogie gemäß ihren Zielen methodisch konsequent „eliminieren“, das Paradigma „bereinigen“¹²¹, wenn sie chronologisch frühere Erscheinungen in den Sprachen aufdecken und beschreiben will. Sie gelangt zu den älteren Erscheinungen, den Archaismen, zum heteromorphen Paradigma, also zu den „Unregelmäßigkeiten“, indem sie die einzel- oder voreinzelsprachlich analogisch veränderten Formen abstreift. Ein Beispiel ist die nominale Heteroklise im Indoeuropäischen, die in den Einzelsprachen oftmals zu ausgeglichenen Paradigmen führte, aber durch Rekonstruktion in ihrer Ursprünglichkeit wieder herstellbar ist, vgl. dazu 2.3.5. Die historische Grammatik dagegen integriert die Analogie gemäß ihrer progredienten Sichtweise in den Sprachwandel und berücksichtigt sie in gleicher Weise wie die lautgesetzliche Entwicklung samt ihren morphologischen Folgeerscheinungen. Während heutzutage im Präteritum der starken Verben des Deutschen (Typ: *binden* – *band/banden* – *gebunden*) bis auf Reste kein Wechsel im Innern der Stammsilbe mehr auftritt, so zeigt er sich noch voll wirksam im Mittelhochdeutschen (vgl. *binden* – *bant* – *bunden* – *gebunden*) und ist erst im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte geschwunden. Der Ausgleich im präteritalen Paradigma beruht auf Analogiewirkung. Sie geht voll in das Kalkül der historischen Grammatik ein.

Die „Eliminierung“ der Analogie durch den Linguisten, die Untersuchung des „uneinheitlichen“ Paradigmas im Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen und die Aufdeckung der Gründe für den Wechsel in der Stammsilbe (akzentbedingter Ablaut aus voreinzelsprachlicher Zeit) sind aber unumgehbare Dinge des Komparativisten bei hist.-vgl. Untersuchungen. Dasselbe träge für den sog. Grammatischen Wechsel (Vernersches Gesetz) zu, vgl. ahd. *kiosan* „wählen“ – *kôs* – *kurum* – *gikoran*. Den konsonantischen Lautwechsel zwischen Singular und Plural des Präteritums verstand man

erst, als man sich die ie. Grundlagen des wechselnden Akzents in solchen Paradigmen klar gemacht hatte (VERNER 1877, 97ff.); vorher operierte man nur mit Adhoc-Hypothesen.¹²² – Wenn dieser Wandel im Gotischen schon sehr früh analogisch ausgeglichen wurde, so interessiert dieser Ausgleichsprozeß die historische Grammatik also aus anderen Gründen als die hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Diese muß unbeschadet dieser Tatsache für eine bestimmte Periode des Germanischen analogielose Formen, also Grammatischen Wechsel, für alle germanischen Sprachen ansetzen, oder sie müßte mit Sonderentwicklungen im Gotischen operieren, was schwierige Voraussetzungen erforderte. Das letzte ist schon deswegen wenig plausibel, weil auch das Gotische noch Relikte von Grammatischem Wechsel zeigt (*aih* „ich habe“, *aigum* „wir haben“, *þarf* „ich bedarf“, *þaúrbum* „wir bedürfen“) und sich aus diesen, der Analogie nicht zum Opfer gefallen Formen Stützhypothesen für die Rekonstruktion auch im Gotischen ergeben.

Eine wesentliche Voraussetzung der Nutzung hist.-vgl. Erkenntnisse besteht auch für die etymologische Forschung. Gerade in jüngster Zeit gibt es eine Vielzahl theoretischer Arbeiten zur Etymologie (vgl. u. a. ABAEV 1952/1980, KIPARSKY 1959, MALKIEL 1976, SCHMITT 1977, UNTERMANN 1975, MAYRHOFER 1980). In all diesen Publikationen besteht Einheitlichkeit darin, daß es die Aufgabe der Etymologie ist, das Etymon, die erste für uns faßbare Zuordnung von Form und Bedeutung zu einem Wort oder Wortstamm, zu eruieren. Hierbei gelangt die Etymologie auf eine chronologisch frühe Ebene. Sie kann zu einer noch belegten Sprache gehören (etwa romanische Wörter mit Herkunft aus dem Lateinischen), oder sie gehört einem nicht mehr belegten Sprachzustand an. In diesem Fall wird die hist.-vgl. Rekonstruktion eines Etymons notwendig: Dt. *Acker* (der Vergleich mit seinen anderen Entsprechungen in den germ. Sprachen, an. *akr*, got. *akrs* usw., der streng genommen erst die Vorstufe der Suche nach dem Etymon ist), führt zur Rekonstruktion von germ. **akra-*, und durch den auß germanischen Vergleich (lat. *ager*, grie. *ἀγρός*, ai. *ájras*) entsteht eine ie. Vorform **ag'ro-(s)*, die wiederum zur Stützung des germanischen Befundes beiträgt. Durch den Bedeutungsvergleich erhält das Etymon die Bedeutung „Trift, Weideland, Feld, Flur“. Ie. **ag'ro-(s)* hat damit eine älteste Zuordnung von voreinzelsprachlicher Form und Bedeutung; es ist das Etymon für alle hier genannten einzelsprachlichen Belege.

In solchen Fällen zeigt sich die enge Verflochtenheit von einzelsprachlicher und hist.-vgl. Forschung. Obwohl die Lautregeln, die auf allen Stufen der Darstellung bis in zur Rekonstruktion zu beachten sind (sie wurden hier nicht genannt), wissenschaftsgeschichtlich aus den empirischen Untersuchungen der Einzelsprachen bzw. durch Kompilation aus den Einzelsprachen

abgeleitet wurden, bedient sich die heutige Etymologie natürlich weitgehend der Ergebnisse der hist.-vgl. Forschungen und damit des Inventars von Lautgesetzen auch über die belegten Sprachstufen hinaus. Eine Etymologie ohne hist.-vgl. Dimensionen, die dennoch die einzelsprachlichen Barrieren übersteigen will, wäre nur eine Aufzählung vergleichbarer Korrelate ohne Anspruch auf Findung des Etymons. Derartiges kann z. B. in solchen Fällen vorkommen, wo Etymologien unbekannter Herkunft nur in einer begrenzten Reihe eng verwandter Sprachen (z. B. ahd. *wīb*, nhd. *Weib*, eng. *wife*, an. *við* – westgerm. Ursprung? Vgl. Krogmann 1959) vorliegen und man keinen Anschluß an andere Sprachen findet. Aber auch hier waltet vorerst die hist.-vgl. Methode, da zur Feststellung der Isoliertheit eines Wortes die verwandten Sprachen durchmustert werden müssen. Wörter ohne etymologisch nachweisbare Herkunft können in den Sprachen einen unterschiedlichen, aber teilweise recht hohen Anteil am Gesamtkorpus des Lexikonbestandes haben.¹²³ ABAEV (1980, 35) formuliert dezidiert, daß Etymologie als Wissenschaft ohne hist.-vgl. Methode nicht denkbar ist. Damit ist sie aber, wie auch die historische Grammatik, unmittelbar von den theoretischen und materialmäßigen Veränderungen betroffen, die sich, wie schon mehrfach festgestellt, heutzutage besonders in der Indoeuropäistik vollziehen. Für den Etymologen stellt sich somit die Frage nach Art und Aussehen des voreinzelsprachlichen Etymons und möglicher Konsequenzen für die einzelsprachliche Notierung im Etymologikon. Dabei können schwierige Entscheidungen anstehen, so z. B. bei der Festlegung auf eine traditionelle, nichtlaryngalistische oder auf eine laryngalistische Darstellung – oder auf beide.¹²⁴ Jedoch würde etwa ein noch ausstehendes etymologisches Wörterbuch des Hethitischen sich zweifellos mit laryngalistischer Darstellungsweise auseinandersetzen müssen, da es im Hethitischen noch ie. Laryngale gibt. Das Problem besteht natürlich im Prinzip gleichermaßen für alle ie. Etymologika, da die Laryngale ein indoeuropäisches Phänomen sind, aber es wird oftmals aus den o. g. Gründen beiseite gelassen. Indem beispielsweise ein spätie. Wurzelansatz **pā-* (lat. *pāscō*) sich auch laryngalistisch ansetzen läßt (**peH₂-*) und auch angesetzt werden muß, da er im Hethitischen vorliegt (*paḥš-* „schützen“), treten folgende Fragen auf:

1. Unter welchen Bedingungen wird die Notierung dieser Frühform mit Laryngal zum Erfordernis für ein einzelsprachliches Etymologikon? Denn es lassen sich lat. *pāscō* und hethitisch *paḥš-* schon aus Gründen der relativen Chronologie nicht mehr mit dem gleichen Wurzelansatz erklären. Heth. *paḥš-* repräsentiert eine frühere Form der ie. Lautentwicklung als lat. *pāscō*.

2. Welche etymologische Bereicherung, welchen Vorteil bringt der Rückgriff auf eine laryngalistische Formel für das Etymon mit sich? Hinsichtlich

der Bedeutungsseite ergibt sich kein neuer Ansatz für das Etymon. Fälle wie dt. *Acker*, lat. *ager* usw. lassen die Nützlichkeitsprüfung, sie laryngalistisch ($+H_2eg'-ro-s$) statt traditionell ($+ag'-ro-s$) darzustellen, zweifelhaft erscheinen, wenn nicht eine prinzipielle Entscheidung zugunsten der Verwendung von Laryngalen vorliegt. – Aber es gibt Fälle, wo unsere Alternative praktische Konsequenzen für das Etymon hat. MAYRHOFER (1983, 30) weist auf die ie. Wurzel $+ster-$ hin, die auf Grund ihrer Formgleichheit und ihrer Bedeutungsbeziehungen (einmal als „Stern“ und in anderer Bedeutung als „ausbreiten, ausstreuen“) gewöhnlich in traditioneller Weise als etymologisch zusammengehörig betrachtet wurde. In laryngalistischer Darstellung müßte die Wurzel jedoch getrennt werden, weil $+ster-$ „Stern“ wegen griec. ἀστήρ, arm. *ast* und heth. *ḫašter-* (*ḫa-aš-te-er-za*) „Stern“ einen Laryngalansatz $+H_2ster-$ erfordern würde und „ausstreuen“ als sog. Setzwurzel im Vedischen (*stáriman-* „Ausbreitung“) entsprechend gr. σπρωτός auf den Laryngal H_3 zurückzuführen wäre ($+sterH_3-$). Damit wären beide Wurzeln in laryngalistischer Sicht nicht mehr zusammengehörig.

3. Welche praktikablen Lösungen bieten sich linguistisch und vor allem lexikographisch für ein Etymologikon an?¹²⁵

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich folgende Schlußfolgerungen: Hist.-vgl. Sprachwissenschaft und einzelsprachliche historische Grammatik, Sprachgeschichte und Etymologie stehen in enger gegenseitiger Beziehung. Für die letzteren sind die Erkenntnisse der Komparativistik eine *conditio sine qua non*, da ein Teil ihrer Aussagen auf voreinzelsprachlichen Tatbeständen aufbaut bzw. daran anknüpft. Umgekehrt können neue Befunde aus den Einzelsprachen, wie gerade der zuletzt besprochene Fall gezeigt hat, hist.-vgl. Ansätze bereichern und korrigieren. Es bestehen auch hier deutliche Beziehungen zwischen der Beschreibung der Fakten und sich wandelnden theoretischen Vorstellungen und (Teil-)Modellen in der Indoeuropäistik. Neue Auffassungen in der Indoeuropäistik, deren Auslöser unterschiedlicher Herkunft sein können (vgl. 2.3.4.), schlagen nach gewisser Zeit auch in den historischen Darstellungen der Einzelsprachen und in etymologischen Wörterbüchern durch, wobei es jedoch von verschiedenen Umständen abhängt, in welchem Grade das geschieht.

3. Methoden und Verfahren der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

„Stoff und Form der eignen Sprache“ sind aber nur dann verständlich, wenn man ihre Entstehung und allmähliche Entwicklung verfolgt, und dies ist nicht möglich ohne Berücksichtigung erstens ihrer eignen abgestorbenen Formen und zweitens der verwandten lebenden und toten Sprachen... (Engels, Anti-Dühring)

3.1. Vorbemerkungen

Es war schon verschiedentlich von methodischen Fragen des historischen Sprachvergleichs die Rede. Zweck der folgenden Ausführungen ist es, ihre systematische und zusammenfassende Darstellung an Beispielen zu erläutern. Akzeptiert man, daß die hist.-vgl. Sprachwissenschaft – ungeachtet der begrifflichen Mehrdeutigkeit dieses Terminus – auch als Forschungsensemble aufzufassen ist, das heute bei der Arbeit in zahlreichen genetischen Disziplinen Verwendung findet, so ist nach konkreten Methoden und nach Verfahren zu fragen, die hierbei zur Anwendung kommen. Da eine Methode nicht trennbar ist von konkreten Zielstellungen und vom Forschungsgegenstand selbst, bestehen natürlich auch für die genetische Sprachforschung spezifische Methoden und Verfahren. Für sie ist charakteristisch, daß sie den historischen Aspekt am Untersuchungsobjekt thematisieren. Insofern unterscheiden sie sich von den Methoden und Verfahren in der Typologie, die grundsätzlich nicht historisch arbeiten muß und statt genetischer Forschungen die Aufstellung von Isomorphismen betreibt (vgl. 1.5.6. ff.). Im Gegensatz zu SERÉBRENNIKOW (3, 5ff.) ist hier deutlicher zwischen Aufgaben und Methoden der hist.- vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft unterschieden worden. Serébreennikow rechnet zu den Verfahren „die genetische Identifizierung von Fakten, die Rekonstruktion der entsprechenden Archetypen („Urformen“), die Chronologisierung und die Lokalisierung der Erscheinungen und ihrer Systemzusammenhänge“ (ebd., 5). Wir haben dies als Aufgaben der hist.-vgl. (genetischen) Sprachwissenschaft aufgefaßt. Sie selbst ist anwendbar in einer Reihe genetischer Disziplinen, in der Indoeuropäistik, der Uralistik, der Semitistik usw., für die die o. g. Faktoren als anerkannte Aufgabenstellungen (wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung) bestehen. Um diese Aufgaben zu bewältigen, bedarf es konkreter Methoden und praktikabler Verfahren.

Man kann über die Anzahl der Methoden in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft unterschiedlicher Auffassung sein. Das hängt davon ab, was man als eigenständige Methode ansieht. So kann man die Sprachgeographie (hier 2.3.7.) als Methode im Rahmen der genetischen Sprachforschung auffassen, und es wäre dann auch zu folgern, daß die Namenforschung (Onomastik) (hier 2.3.3. Ende) als eine Methode des Komparativisten zu betrachten ist. Natürlich liegen hier Verfahren zur Aufhellung voreinzelsprachlicher Strata und Diatopien vor, deren Ergebnisse viel zur Klärung der Gliederung von Grundsprachen, ihrer räumlichen Verbreitung und damit zur Grundsprachenhypothese beitragen. Indem aber Fakten gesammelt, gruppiert und interpretiert werden, sind sie eben im strengen Sinne des Wortes keine Operationssysteme, sondern Materialsammlungen zur Hypothesenbildung. Zudem können sie auf die eigentlichen Methoden und Verfahren des historischen Sprachvergleichs nicht verzichten. Sprachgeographische Untersuchungen historischer Fakten basieren ebenso, wie jeder andere Sprachvergleich, auf hist.-vgl. Verfahren der äußeren Rekonstruktion und der Handhabung von Lautgesetzen, wenn sie ihre Fakten gliedern und interpretieren wollen. – Man kann auch wie KORHONEN (1974) die philologische Erforschung der Einzelsprachen als Methode des Sprachvergleichs deklarieren. Jedoch ist sie eher eine „Variante der inneren Rekonstruktion“ (SERÉBRENNIKOW 3, 19) und findet ihre Anwendung vornehmlich beim einzelsprachlichen Vergleich unterschiedlicher Sprachperioden. Ausgehend von schriftlichen Überlieferungen liegen ihre Ergebnisse in textkritischen Untersuchungen (Ausgaben) vor, die nicht nur die Komparativistik, sondern auch die historische Grammatik verwendet. Fraglos sind die Ergebnisse der „philologischen Methode“ unabdingbar für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Die „philologische Methode“ läßt sich also eher als eine ganz wesentliche Voraussetzung für den Sprachvergleich denn als eine Methode bestimmen. Da aber, wie sich schon in 1.4. zeigte, gerade in Überlieferungsfragen erhebliche Unterschiede zwischen Sprachen und Gruppen von Sprachen bestehen, kommt die philologische Methode in unterschiedlichem Maße zum Tragen. Schon zwischen der Indoeuropäistik und der Finno-Ugristik bestehen Unterschiede ihrer Anwendbarkeit, weil viele finno-ugrische Sprachen nur in geringem Maße oder gar nicht durch historische Texte belegt sind (KORHONEN 1974, 3).

Da also Sprachvergleichung und historische Erforschung der Einzelsprachen enge Beziehungen unterhalten, kommt auch die philologische Methode mit ins Spiel, aber eben nicht vordergründig, sondern eher als Mittel zur Schaffung hinreichender einzelphilologischer Voraussetzungen für den Vergleich. Daher gilt sie auch dort besonders viel, wo derartige einzelsprachliche Voraussetzungen noch ungenügend entwickelt sind. Im Hethitischen

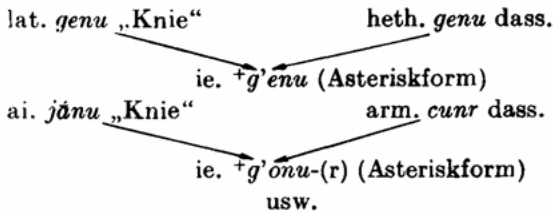
war man sich lange nicht einig über gewisse Kriterien und Sprachformen der älteren und jüngeren Sprache, und die hist.-vgl. Sprachwissenschaft verglich Formen aus beiden Perioden. Das hatte negative Folgen für die Validität der Vergleichsergebnisse. In solchen Fällen ist die philologische Methode unabdingbar.

Wir klammern hier die philologische Methode dennoch aus der folgenden Beschreibung aus und beschränken uns hauptsächlich auf die Methoden der äußeren und inneren Rekonstruktion. Beide Methoden, vor allem aber die äußere Rekonstruktion, bilden die unabdingbare Grundlage für jede genetische Sprachforschung, ganz gleich, welche Sprachen als verwandt untersucht werden. Natürlich hängt das Ausmaß ihrer Anwendung von der jeweiligen Forschungslage und den Zielstellungen des Linguisten ab. – Da bei vielen Sprachen ohne schriftliche Überlieferung und mit offensichtlich weit weniger morphologischen Anhaltspunkten als in den indoeuropäischen Sprachen sowohl für die äußere als auch für die innere Rekonstruktion nur mangelhafte Möglichkeiten der Anwendung bestehen, soll abschließend auf lexikostatistische und glottochronologische Fragen eingegangen werden, zumal diese Verfahren auch in der Indoeuropäistik eine gewisse Rolle gespielt haben.

3.2. Die äußere Rekonstruktion

Die sogenannte äußere Rekonstruktion beruht auf der Annahme der genetischen Verwandtschaft der zu vergleichenden Sprachen und auf der Hypothese von hinter den einzelsprachlichen Unterschieden wiederzuentdeckenden Gemeinsamkeiten. Die äußere Rekonstruktion geht also von der schon mehrfach genannten Voraussetzung aus, aus den empirisch gegebenen Daten von Einzelsprachen chronologisch tieferliegende einheitliche Grundformen (Asteriskformen) entwickeln zu können (die – in umgekehrter Sicht – auch als Ausgangspunkt der einzelsprachlichen Entwicklungen betrachtet werden). Um diese Hypothese, die bis heute weitgehende Zustimmung findet, als ein einwandfreies Verfahren in die Praxis umsetzen zu können, bedarf es der Kenntnis und präzisen Anwendung der sog. Lautgesetze, ohne deren Handhabung ein Zustand regulärer Korrelierbarkeit zwischen den einzelsprachlichen und den rekonstruierten Erscheinungen nicht möglich ist. Die Methode der äußeren Rekonstruktion „trianguliert“ gewissermaßen, wenn sie rekonstruiert (s. Abb. S. 209).

Obwohl man schon seit dem 16. Jh. Vorstellungen über genetische Verwandtschaft besaß und im 18. Jh. zunehmend Vergleiche von Lexemen und im Ansatz auch schon von morphologischen Paradigmen anstellte (vgl. 2.3.2.),



ist die „Triangulationsmethode“ nicht zugleich mit der Begründung der vergleichenden indoeuropäischen Sprachwissenschaft durch F. Bopp, sondern erst danach entstanden. Man muß also als eine notwendige Vorstufe der „Triangulationsmethode“ die Methode des analytischen Vergleichs und der Korrelation ähnlicher einzelsprachlicher Formen ansetzen (vgl. dazu auch 1.3.). Sie hat verhältnismäßig lange Zeit in vergleichenden Untersuchungen geherrscht: A_{1-n} Einheiten sind vergleichbar mit B_{1-n} Einheiten (auf Grund bestimmter, sich wiederholender Ähnlichkeiten der äußeren Form und der Bedeutung).

Aber schon vor dem Schleicherschen Stammbaummodell (vgl. 2.3.3.), das das genetische Verhältnis von Grundsprache und Einzelsprachen explizierte und damit die äußere Rekonstruktion theoretisch begründete, waren Versuche zur Rekonstruktion von voreinzelsprachlichen Erscheinungen mit Hilfe von Lautgesetzen der Sprachwissenschaft bekannt. POTT (1859²) schrieb zwei Jahre vor dem Erscheinen von Schleichers „Compendium“: „Es ist aber eine arge Täuschung, wenn Manche glauben, zum Erkennen der Etymologie und des Einklangs verwandter Wörter bedürfe es nur eines halbwegs die Aehnlichkeiten heraushorchenden Ohres in Gemeinschaft mit einer, wie immer beschaffenen und ganz unbestimmten und formlosen Begriffs-Aehnlichkeit. Bei wissenschaftlicher Etymologie jedoch muß an Stelle des Ohres vielmehr die Verfolgung der Lautgewohnheiten, welche gerade dieser oder jener Sprache . . . eigen sind, treten, und ferner die allmähliche Umgestaltungs-Geschichte des Lautes, wie sie im Laufe der Jahrhunderte auch innerhalb desselben engeren Sprachkreises sich geltend macht, auf's sorgfältigste studiert werden, um nicht bloße physiologische Möglichkeiten des Lautwandels . . . unberechtigter Maßen zu geschichtlichen Wirklichkeiten umzustempeln . . . Wie wenig hierbei dem Ohre zu trauen und wie nur von einer umsichtigen Erforschung der Sprach-Geschichte in Masse wie bis zum Einzelsten herab wahres Heil zu erwarten sei: mag sehr gut z. B. das von Diez in den Romanischen Sprachen gegebene Muster bezeugen, welcher unzählige dem ursprünglichen Laute für Laien bis zur Unkenntlichkeit untreu gewordener Wörter und Formen an der Hand gesetzmäßig festgestellter

Lautgeschichte so oft als unzweifelhaftes Latein, Germanisch u. s. w. uns zu enträthseln weiß.“ Pott, Beförderer der ie. Etymologie, sieht also die „zergliedernde“ Methode Bopps mit der „genetisch-geschichtlichen Sprachbetrachtung“ (ebd., XVI) im Verein als diejenige Möglichkeit an, die Licht auf die Frühformen werfen kann.

Dennoch besteht kein Zweifel, daß Schleichers „Compendium“ eine Zäsur in der genetischen Sprachwissenschaft, und zwar zuerst in der Indoeuropäistik, darstellt. Er selbst, der die Grundsprache als ein wiederherstellbares, reales Idiom betrachtete (vgl. 2.3.4.), rekonstruierte systematisch voreinzelsprachliche Laute (Phoneme), Morpheme, morphologische Teilsysteme, Wortbildungselemente und operierte mit der ie. Grundsprache wie mit einem wiederherstellbaren Kommunikationsmittel. Von da ab finden zunehmend systematische Rekonstruktionen von voreinzelsprachlichen Formen und Teilsystemen der Grundsprache statt. Schleicher und andere sahen darin eine vornehmliche Zielsetzung der Komparativistik. Ihr Irrtum, ihre heroische Illusion, bestand indessen darin, daß sie die rekonstruierten Formen und Teilbereiche der Grundsprache additiv und anfangs oftmals unreflektiert für das Ganze einer Sprache überhaupt ansahen und meinten, es mit einem wiederherstellbaren Idiom zu tun zu haben (vgl. Schleichers Fabel-Euphorie, 1.3.), wohingegen diese doch vorerst nur Formeln waren. Die Haltung dieser Wissenschaftler läßt sich wenigstens teilweise daraus erklären, daß sie es häufig (aber nicht ausschließlich!) mit alten Texten, also mit „toten“ Sprachen zu tun hatten, wobei die gesellschaftlichen und kommunikativen Gesichtspunkte, die am ehesten an lebenden Sprachen deutlich werden, eine untergeordnete Rolle spielten. Man kann also als ein ungefähres Datum für den Beginn der äußeren Rekonstruktion das Erscheinungsjahr von Schleichers „Compendium“ (1861) ansetzen und Schleicher als den eigentlichen Begründer der äußeren Rekonstruktion ansehen.

Die Methoden der äußeren Rekonstruktion wurden besonders unter den Junggrammatikern weiterentwickelt und verfeinert. Ihre prinzipielle Anwendbarkeit auch in anderen genetischen Disziplinen wäre aber undenkbar ohne die Beachtung und Vervollkommnung der Lautgesetze, z. B. auch in der Finno-Ugristik, der Bantuistik usw. In dem Maße, wie sich durch die Entdeckung neuer, spezifischer Lautgesetzmäßigkeiten, z. B. des Vernerschen Gesetzes (1877, vgl. 2.4.), bis dahin unerklärbare Ausnahmen, mit denen sich die frühere hist.-vgl. Sprachwissenschaft noch abgefunden hatte¹²⁶, als Regularitäten herausstellten bzw. wie bis dahin geläufige Auffassungen, z. B. von der Ursprünglichkeit des indo-iranischen /a/-Lautes gegenüber /e/, /o/, /a/ in europäischen Sprachen (vgl. ai. *asti* „ist“: lat. *est*) durch tiefergehende Erkenntnisse rektifiziert wurden¹²⁷, wuchs auch das Vertrauen in die äußere Rekonstruktion und ihre Ergebnisse.

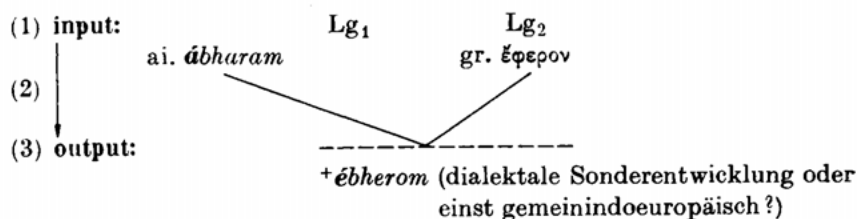
In diesem Zusammenhang ist es auffällig, daß es verhältnismäßig wenig theoretische Abhandlungen über das Rekonstruieren und die dabei involvierten Probleme gibt (vgl. JOB 1982, 47 mit weit. Literaturhinweisen). E. HERMANNs umfangreiche Darstellung (1907) gehört als ein frühes Zeugnis dazu.¹²⁸ Aus jüngerer Zeit ist besonders KATIČIĆ (1970) hervorzuheben. Die Zurückhaltung auf diesem Gebiet verwundert aber nicht, da (a) das Hauptinteresse den umstrittenen Lautgesetzen galt, in denen man mit Recht die Arbeitsgrundlage für die Rekonstruktion sah und die man teilweise fetischisierte, und da es (b) bis heute keine allgemein anerkannte Theorie des Sprachwandels gibt, in die die Annahmen der äußeren Rekonstruktion zu integrieren wären. Darüber hinaus hat es den Anschein, als faßte man die äußere Rekonstruktion gern als das auf, wozu sie eigentlich dienen sollte, ohne sich um ihre grundlegenden hypothetischen Voraussetzungen und um das, was sie leisten kann, allzu sehr zu kümmern. Die Ergebnisse der äußeren Rekonstruktion waren in den Augen vieler der praktikierbare Beweis für eine irgendwie rekonstruierbare Grundsprache, da man durch sie ein Korpus von scheinbar einheitlichen Elementen erhalten konnte. In Wirklichkeit aber besteht, wie schon E. HERMANN (1907) sehr pointiert und mit allen Konsequenzen dargelegt hatte (vgl. SCHLERATH 1981, aber auch 3.4.), folgender Sachverhalt: Die äußere Rekonstruktion führt zwangsläufig zur Aufstellung „einheitlicher“ Grundformen, wenn sie funktionieren soll. German. $+a-$, lat. $/-a-/$, griec. $/\alpha/$ und ai. $/-a-/$ führen, mögen sie auch von verschiedenen voreinzelsprachlichen Lauten (Phonemen) stammen,¹²⁹ letztlich immer auf einheitliche Urlaute zurück (in unserem Fall auf ie. $+a-$, $+o-$ und $+ə-$ für das Germanische, auf ie. $+a-$ und $+ə-$ für das Lateinische, auf ie. $+a-$, $+ə-$, $+m-$ und $+n-$ für das Griechische und auf ie. $+a-$, $+e-$, $+o-$, $+m-$ und $+n-$ für das Altindische). Ai. *gáus* „Rind“ und gr. *βοῦς* ($\langle +\beta\omega\upsilon\varsigma \rangle$) dass. leiten sich aus ie. $+g^*\acute{o}us$ her, d. h. dem anlautenden ie. Labiovelar entsprechen unterschiedliche Laute in den Einzelsprachen. Wenn DELAMARRE (1984, 133 ff.) hierzu unreflektiert lat. *bōs* stellt, so übersieht er die Lautentwicklung ie. $+g^* >$ lat. $\upsilon(v)/$ (vgl. SOMMER/PFISTER 1977, 143 f.) und somit die Möglichkeit, daß *bōs* im Lateinischen ein Lehnwort (aus dem Oskisch-Umbrischen?) ist (statt des zu erwartenden lat. $+vōs$). Er rekonstruiert hier also falsch. – In jedem Fall trägt die Rekonstruktion zur Bestätigung der scheinbaren Einheitlichkeit des grundsprachlichen Systems bei. Die sich aus der äußeren Rekonstruktion ergebende Einheitlichkeit der Rekonstrukte drückt sich vor allem darin aus, daß diatopische und diachronische Varietäten der Grundsprache selbst nicht unmittelbar reflektiert werden können. Das führte zunehmend zu Konflikten zwischen den Forschern und zu differierenden Auffassungen über die Grundsprache (vgl. 2.3.4.). Auf der anderen Seite stärkte dies aber die Meinung

derer, die die Grundsprache als weitgehende Einheit betrachteten. Diese Widersprüche, die mit noch so verfeinerten Methoden der äußeren Rekonstruktion nicht aus der Welt zu schaffen sind, weil sie im Grundsätzlichen der Methode liegen (vgl. SCHLERATH 1981), waren eine Ursache für das Aufkommen der Verfahren der inneren Rekonstruktion und der relativen Chronologisierung sowie für die Sprachgeographie in der Indoeuropäistik. Man war bemüht, die „Einheitlichkeit“ der grundsprachlichen Rekonstrukte von verschiedenen Seiten her zu testen und zu korrigieren.

Die letzten Ausführungen könnten zu der falschen Sicht führen, als hätte das Rekonstruieren zur Grundsprachenhypothese und zur Realitätsauffassung der Grundsprache geführt (vgl. 2.3.4.). Dem ist weder wissenschaftsgeschichtlich noch von den theoretischen Implikationen der Rekonstruktionsmethode her so. Vielmehr ging (und geht) die äußere Rekonstruktion stillschweigend von der – bis heute nicht widerlegten – Auffassung von Grundsprachen aus, setzte diese voraus (vgl. das Schleichersche Modell) und „bewies“ dann durch die Rekonstruktion die Einheitlichkeit der Rekonstrukte. Indem aber jede äußere Rekonstruktion eben nur zu einheitlichen Formen führt und weil diatopische und diachronische Fragestellungen bezüglich der Grundsprache die Komparativistik in zunehmendem Maße beschäftigten, nimmt es nicht wunder, daß die Auseinandersetzungen um die Grundsprachenproblematik im Zusammenhang mit der Rekonstruktion die Gemüter bis heute nicht ruhen lassen. Die oft übersehenen deutlichen Grenzen der Methode der äußeren Rekonstruktion, die zwar nicht zu alternativen, doch aber zu ergänzenden Verfahren geführt haben, bewiesen nur allzu deutlich, daß die äußere Rekonstruktion zwar unentbehrlich ist (da sie der einzige Weg zur Sichtbarmachung voreinzelsprachlicher Erscheinungen überhaupt bleibt), daß zur Realitätsorientiertheit der Rekonstruktion und zu ihrer (diachronen) Plausibilität aber zusätzliche Überlegungen und Interpretationen sowohl von seiten des einzelsprachlichen Materials als auch in bezug auf die Rekonstrukte selbst gehören (Systemüberlegungen, typologische Erwägungen), die mit der äußeren Rekonstruktion allein nicht gegeben sind.

Wenn z. B. in einer Reihe von ie. Sprachen, im Griechischen, Indo-Iranischen, Armenischen und Phrygischen bei verbalen Vergangenheitsformen ein Augment feststellbar ist (Typ: gr. ἔ-φερον „ich trug“) und in den anderen ie. Sprachen nicht (vgl. 2.3.4.), dann ist die äußere Rekonstruktion allein nicht in der Lage, durch die Ansetzung von Asteriskformen zugleich auch Hinweise darauf zu geben, ob das Augment der Grundsprache insgesamt angehörte (Verlust in den anderen ie. Sprachen) oder ob es nur als Eigenheit der o. g. Sprachen anzusehen ist, womit eine spätindoeuropäische dialektale Sonderentwicklung zu konstatieren wäre. Dementsprechend unterschiedlich waren auch die Stellungnahmen einzelner vergleichender Grammatiken. So hielt

BRUGMANN (1904, 485) das Augment noch für „urindogermanisch“, während SZEMERÉNYI (1980², 277) es „im Südosten der Indogermania“ findet, daß er sich trotz der traditionellen Überlegung, daß das Augment (als gesamte Erscheinung) in den augmentlosen Sprachen geschwunden sein kann (so im Slawischen?), nicht entschließt, es als gemeinindoeuropäisch anzusehen. Das Problem besteht also in der Evaluation von Rekonstrukten entweder als Archaismen (mit unterschiedlichen Zeittiefen) bzw. als voreinzelsprachliche Innovationen, und es ist damit eine Frage der relativen Chronologie, der diachronen Interpretation der Rekonstrukte, was aber außerhalb des eigentlichen Methodenapparates der äußeren Rekonstruktion liegt. Die Rekonstrukte selbst sind gleichsam in synchroner Sicht gegeben, und die Untersuchung kann zu weiterreichenden Erkenntnissen nur über innere Evidenzen („innere Rekonstruktion“) gelangen (vgl. 3.3.), sofern sie nicht aus prinzipiellen Erwägungen die einzelsprachlichen Daten und deren Rekonstrukte unterschiedlich chronologisiert. Dabei sind – bewußt oder unbewußt – Unwägbarkeiten mit in Kauf zu nehmen, da es sich nicht mehr um empirische Voraussetzungen handelt, mit denen man operiert. Dennoch ist dieses Vorgehen als Konsequenz einer dynamischen Grundsprachenauffassung plausibel und in Grenzen auch statthaft. Die äußere Rekonstruktion kann nur insoweit Daten (Rekonstrukte) liefern, als einzelsprachliches Material vorhanden ist; einem einzelsprachlichen „input“ entspricht also ein gewisser voreinzelsprachlicher „output“. Seine Interpretation und Integration in ein wie auch immer gedachtes hypothetisches voreinzelsprachliches System ist zusätzliche Reflexion des Linguisten. Rekonstrukte sind, retrospektiv betrachtet, zunächst also zeitlose „Knotenpunkte“ (SCHLERATH, 1981), die auf metasprachlicher Ebene allerdings zu Elementen von Rekonstruktionssystemen werden können, vgl. für das Augment:



Zu (1): Einzelsprachlich vorgegebenes Material,
 Zu (2): Anwendung von Lautgesetzen und Herstellen einer identischen, einheitlichen, chronologisch früheren Form bzw. früherer Formen,
 Zu (3): Notwendigkeit der Interpretation der rekonstruierten Formen durch Erwägungen, die außerhalb der Methode der äußeren Rekonstruktion selbst liegen.

Erklärungen zu (1) und (2): Die eingegebenen einzelsprachlichen Einheiten müssen einzelphilologisch korrekt sein. Dabei kann die äußere Rekonstruktion bei Einhaltung der Lautregeln (und deren Korrektheit!) im output selbst nicht mehr hervorbringen, als oben beschrieben. Frz. *loup* „Wolf“, ital. *lupo*, span. *lobo*, rum. *lup* führen nur auf ein rekonstruierbares vorrom. **lup(u)*. Daß die Form im Latein *lupus* lautete, ist in Abhängigkeit von unseren Eingabedaten nicht rekonstruierbar, sondern kann nur aus dem Latein selbst gewonnen (was die Rekonstruktion in diesem Fall überflüssig macht) oder durch Fälle wie frz. *fil*s (lat. *filius*) konjiziert werden. Die äußere Rekonstruktion liefert also nur relative Ergebnisse (HERMANN 1907, 11ff.; GRAUR 1974, 31; SZEMÉRENYI 1980², 7–30, SCHLERATH 1981).¹³⁰ Erklärung zu (3): Die Entscheidung, ob die augmentlosen Sprachen oder die Augmentsprachen den älteren ie. Zustand repräsentieren, kann z. B. durch Erwägungen der inneren Rekonstruktion¹³¹, durch Gewichtung der Sprachen als Bewahrer von Archaismen usw. gefällt werden. Heutzutage ist man gegenüber früher geneigt, dem Hethitischen eine Reihe von Archaismen zuzuschreiben. Da das Hethitische keine Augmenttempora besitzt und auch der einzelsprachliche Befund in den Augmentsprachen selbst uneinheitlich ist, sieht man darin eher ein Indiz für die sekundäre Ausbreitung dieses Vergangenheitszeichens.

In keinem Fall besteht Anlaß, die äußere Rekonstruktion zu verwerfen, denn es gibt nichts Adäquates an ihrer Stelle. Was wir tun können und was die vergleichende Sprachwissenschaft auch tut, ist zweierlei: Erstens die Intensivierung von Sprachvergleich und Einzelphilologie weiter voranzutreiben und damit die Methode der inneren Rekonstruktion auszubauen als Korrektiv für die Ergebnisse der äußeren Rekonstruktion (vgl. 3.4.). Und schließlich hat der Komparativist maßvoll in der Einschätzung dessen zu sein, was ihm die hier beschriebene Methode an voreinzelsprachlichen Erscheinungen bietet.

3.3. Die innere Rekonstruktion

Die Methode der inneren Rekonstruktion ist nicht erst, wie zweilen zu hören und zu lesen ist, zu Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entstanden, sondern sie wurde schon im 19. Jh. angewendet.¹³² Ihr eigentlicher Verkünder aber war E. HERMANN (1907), der diese Methode anhand von zahlreichen mustergültig durchgeführten Analysen proklamierte. Hermann gelangte dazu wegen der häufigen Insuffizienzen und Widersprüchlichkeiten mancher Ergebnisse der äußeren Rekonstruktion (wobei er beide Termini noch nicht kannte)¹³³ und verfolgte ganz allgemein das Ziel, die Vorausset-

zungen für die äußere Rekonstruktion zu optimieren. Er ging davon aus, daß die einzelsprachlichen Grundlagen für die äußere Rekonstruktion oft unzureichend und ungenau sind und daher abzuklären seien, um mit der äußeren Rekonstruktion, deren Verfahren und Notwendigkeit er nicht in Frage stellte, teilweise präzisere Ergebnisse zu erzielen. Aus wissenschaftshistorischen Gründen ist es interessant, HERMANN'S Ausführungen in extenso wiederzugeben. Er sagt (1907, 15f.): „Wenn die mit einem Stern versehenen Formen mehr sein sollen als Formeln in dem Sinn, daß sie die Lautentsprechungen der Einzelsprachen angeben, wenn sie vielmehr zugleich die Laute angeben sollen, aus denen die Laute der betreffenden Wörter der Einzelsprachen entstanden sind: dann muß ein anderer Weg als der bisher übliche eingeschlagen werden. Es ist das gar kein neuer Weg, es ist derselbe, den die Sprachwissenschaft z. B. einschlug, als es sich um Zurückweisung der alten Vokaltrias *a, i, u* handelte. Hier fand der Ansatz eines *e*-Lautes nicht eher Annahme, als bis nachgewiesen war, daß im Arischen $\tilde{a}$ =europ. $\tilde{e}$ und $\tilde{a}$ =europ. $\tilde{a}$, $\tilde{o}$ einmal geschieden gewesen sein müssen. Das heißt mit anderen Worten: man muß von jeder Sprache einzeln zu einem älteren Lautbestand vorzudringen suchen. . . . Ich stelle nur die Forderung, daß dieses Ausgehen von der Einzelsprache bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt werde, daß ferner jeder aus der Einzelsprache heraus nicht erschließbare Laut ausdrücklich als unsicher charakterisiert werde.“

Wie schon angedeutet, waren die Untersuchungen der Junggrammatiker – mehr oder weniger explizit – von dem Bestreben erfüllt, einzelsprachliche Erscheinungen durchsichtig und der wissenschaftlichen Formulierung zugänglich zu machen. Es sei in diesem Zusammenhang auf die viel zu wenig hervorgehobene Tatsache hingewiesen, daß z. B. die Suche nach den sog. ausnahmslosen Gesetzen des Lautwandels, also auch die Erhebung der sog. Ausnahmen in den Rang von Regelhaftem, letztlich nichts anderes war, als ein Stück Geschichte der inneren Rekonstruktion im 19. Jh. Die Formulierung des Vernerschen Gesetzes ist undenkbar ohne die Systematisierung der einzelsprachlichen Fakten im Germanischen. Daß der Beweis des Gesetzes dann mittels äußerer Rekonstruktion erbracht wurde, besagt nur, daß beide Methoden nicht nur eine lange Tradition haben, sondern oftmals auch komplementär verwendet wurden/werden. Auch diese letzte Tatsache wird bei der Behandlung der inneren Rekonstruktion oft übersehen.¹³⁴

Eine gute Beschreibung der inneren Rekonstruktion gab HOKKETT (1960³, 461ff.). Er führt aus: „The technique of internal reconstruction is applied to descriptive . . . information about a single language at a single stage of its development: . . . The fundamental assumption is that some events in the history of a language leave discernible traces in its design, so that by finding these traces one can draw inferences as to the earlier incidents which

are responsible for them.“ – Die innere Rekonstruktion befaßt sich also mit den Gegebenheiten in der Einzelsprache. Daher ist es ihr im Gegensatz zur äußeren Rekonstruktion untersagt, ihr Material in dem Sinne „aufzuheben“, daß eine einheitliche grundsprachliche Form aus mehreren einzelsprachlichen geschaffen wird (z. B. auch eine Grundsprache). Vielmehr sondert sie aus einem gegebenen Material diejenigen Erscheinungen aus, die nach Gesichtspunkten systembezogener Analysen sich als die älteren, nicht innovierten darstellen. Dabei kann sie dann einzelsprachlich ererbte Erscheinungen von einzelsprachlichen Neubildungen unterscheiden. Diese Methode verzichtet nicht nur auf den Sprachvergleich, sondern auch auf außerlinguistische Stützen. Die innere Rekonstruktion stützt sich damit auf die Tatsache, daß das synchrone Sprachsystem (besser: Teilsysteme der Sprache) nicht homogen, sondern durch Elemente unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher (stilistischer und normgemäßer) Verwendungsweisen geprägt ist und daß sich die sprachlichen Formen und Bedeutungen als Ergebnis einander durchkreuzender Tendenzen und Wandlungsprozesse darstellen. Hierbei lassen sich dann Archaismen bzw. Innovationen selbst aus synchroner Sicht ausmachen, indem man phonologische oder morphologische Alternanten auf ihre relative Chronologie zueinander untersucht.

Eines der bekanntesten und meistzitierten Beispiele dafür ist die Ausnutzung des intervokalischen Rhotazismus zur Bestimmung des relativen Alters alternierender Stammorpheme (Allormorphe) bei lat. Substantiven. Lat. *genus* „Geschlecht“ lautet im Genitiv *generis* usw. Es liegt also eine Alternation des Wortstammes vor. Dem stammauslautenden /-s/ im Nominativ steht in den obliquen Kasus ein intervokalisches /-r-/ (*gener-*) als Stammauslaut gegenüber, das durch den im 4. Jh. v. u. Z. abgeschlossenen Rhotazismus aus intervokalischem /-s-/ entstanden war. Auslautendes /-s/ unterlag dem Rhotazismus nicht. Intervokalisches /-r-/ ist also jünger als das auslautende /-s/, das den alten Charakter des Substantivs als eines s-Stammes noch bewahrt hat. – Ebenso berücksichtigt die innere Rekonstruktion Anomalien und sog. Ausnahmen in der Sprache. Sie waren nach Meillet und anderen Forschern immer ein Zeichen für Altertümlichkeit, ebenso wie Formen, die nur in begrenzten Kontexten oder in idiomatisierter Weise auftreten. Im Deutschen lautet der Plural von *Hand*: (*die*) *Hände*. Dem umgelauteten Plural stehen aber isolierte, nicht umgelautete Formen wie *vorhanden* gegenüber, die schon während der Umlautperiode idiomatisiert gewesen sein müssen, da sie nicht vom Umlaut erfaßt wurden, der das ganze Pluralparadigma bestimmte. Unsere nicht umgelautete Form weist auf Reliktcharakter hin, der, da aus der nicht umgelauteten Periode stammend, älter als die umgelauteten Fälle (*Hände*) sein muß. Dies zeigt zugleich, daß *Hand* kein ursprünglicher *i*-Stamm war, sondern sekundär nach umlautfähigen Mustern umgelautet wur-

de. – Diese aus internen Gründen erbrachte Schlußfolgerung wird natürlich durch den Sprachvergleich bestätigt (vgl. den alten *u*-Stamm in got. *handus* usw.). Auch hierbei zeigt sich, daß die Ergebnisse der inneren Rekonstruktion durch den Rückgriff auf den Sprachvergleich ergänz- und präzisierbar sind. Dt. *vorhanden* deutet zwar gegenüber *Hände* auf ein ursprünglich nicht umlautbares Substantiv; es läßt sich aber aus der Form (vor)*handen* (ehemaliger Dat. Pl.) nicht erkennen, ob es sich um einen alten *u*-Stamm oder um einen *a*-Stamm gehandelt hat (selbst im Althochdeutschen lautet der Dat. Pl. beider Stammklassen auf *-um*: *hantum* [*u*-Stamm] und *tagum* [*a*-Stamm]). Erst der Vergleich mit weiteren Formen und anderen germ. Sprachen schafft Klarheit. Allerdings ist zu bemerken, daß die letzten Ausführungen nicht mehr in das Gebiet der inneren, sondern der äußeren Rekonstruktion gehören. Die Ergebnisse der inneren Rekonstruktion liefern oft Neuinterpretationen schon bekannter Fakten für die Belange der Rekonstruktion, wobei es auch zur relativen Chronologie der rekonstruierten Erscheinungen kommt. Die innere Rekonstruktion ist damit nach HOENIGSWALD (1946, 142) "a method which supplements or (in the absence of comparative data) substitutes for comparative reconstruction". Hoenigswalds Feststellung ist für uns wichtig, denn sie unterstreicht den ergänzenden Charakter der inneren Rekonstruktion im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel: die Rekonstruktion vorhistorischer (voreinzelsprachlicher) Zustände. Obgleich es in verschiedenen Definitionen zur inneren Rekonstruktion nicht immer in genügender Weise zum Ausdruck kommt, steht doch fest und muß hervorgehoben werden, daß die innere Rekonstruktion (a) auch Mittel zum Zweck eines adäquaten Sprachvergleichs ist und (b) vor allem dort zur Anwendung kommt, wo die Mittel der äußeren Rekonstruktion versagen, bzw. deren Resultate präzisiert werden müssen.

Die innere Rekonstruktion bedient sich in vollem Maße der Techniken der modernen Linguistik. Zur Veranschaulichung sei die Methode an einem Beispiel aus der Lautlehre erläutert. Es handelt sich um die umstrittene Frage der *Tenues aspiratae* im Indoeuropäischen, die vor einiger Zeit von J. KURYŁOWICZ (1964, 12ff.) behandelt wurde. (Die Darlegungen zeigen in der Tendenz der vorgeschlagenen Lösung allerdings wenig Ähnlichkeiten mit dem inzwischen besonders von GAMKRELIDZE/IVANOV vorgebrachten neuen System der ie. Verschlusslaute (vgl. 3.5.).) – Die ie. aspirierten *Tenues* (**ph*, **th*, **kh*) sind deutlich nur im Altindischen belegt; im Iranischen (>f> x) und im Griechischen (>φ, θ, χ) sind spirantische Weiterentwicklungen eingetreten, und die Laute sind teilweise mit den ebenfalls spirantisch gewordenen aspirierten Medien (**bh*, **dh*, **gh*) zusammengefallen. Ihr Vorkommen ist keineswegs häufig, so daß ihre ie. Provenienz in der Vergangenheit oft angezweifelt wurde und statt dessen einzelsprachliche Erklärungen herangezogen

wurden. Mit Hilfe von Bartholomae's Gesetz untersuchte KURYLOWICZ den ganzen Komplex auf phonologischer Grundlage. Nach Bartholomae ergibt im Indoiranischen aspirierte Media + Tenuis, z. B. $+bh + +t$, über $+bhdh$ als Ergebnis einer progressiven Kontaktassimilation und einer Hauchdissimilation $+bdh$; so ergibt die ai. Wurzel ($\bar{a}$)-*rabh-* „beginnen“ + Partizipsuffix *-ta-* das Partizip Prät. *ārabdha-* „angefangen (habend)“. Dem steht jedoch die im Indoeuropäischen übliche regressive Assimilation gegenüber (etwa lat. *rectus* zu $+reg-$ + $+tos$), so daß Bartholomae's Gesetz als ein *Spezialfall* der Assimilation anzusehen ist. Er findet nach KURYLOWICZ seine Erklärung darin, daß für die aspirierten Medien hinsichtlich ihrer Sonorität nicht mit Phonemwert zu rechnen war wie etwa bei den reinen Medien. Letztere unterliegen der regressiven Assimilation hinsichtlich ihres Sonoritätscharakters, indem sie an phonologisch appositive stimmlose Verschußlaute angeglichen werden. Die aspirierten Medien dagegen hätten höchstens phonetische Stimmhaftigkeit gehabt wie etwa die Liquiden und konnten, da auf der Basis $+dh + +t$ keine Opposition von stimmhaft: stimmlos bestand, nicht regressiv assimiliert werden (auch die Liquiden erwirken bei vorhergehendem stimmlosem Verschußlaut keine Assimilation). Hatten die aspirierten Medien keinen phonologischen Wert hinsichtlich ihrer Sonorität, so können $+ph$, $+th$, $+kh$ zu ihnen nicht in Opposition gestanden haben, besaßen also hierin auch keinen Phonemwert (anderenfalls hätte das Ergebnis der Assimilation von $+bh + +t$ die Lautfolge $/pth/$ ergeben müssen)¹³⁵. Ebenso berücksichtigt die innere Rekonstruktion die Wirkungen des analogen Sprachwandels und der Analogiebildung. Wenn gr. γένος „Nachkommenschaft, Geschlecht“ und ai. *jānas* „Geschöpf, Mensch“ völlig gleiche Bildungen sind, so liegt aus traditioneller Sicht gemeinsame Herkunft aus voreinzelsprachlicher Zeit am nächsten (ie. $+g'ono-$). Es ist aber vom Standpunkt einer kritischen Sicht auch nicht ausgeschlossen, daß die Verbalnomen sich in den beiden Sprachen unabhängig nach gleichen Mustern vom Verbstamm $+g'en-$ „erzeugen“ (ai. *jānati* „erzeugt“, gr. γίγνεται dass., Inf. γενέσθαι, Aor. γέγονα [1. Pers. Sg.] gebildet haben (vgl. FRISK 1960, 1, 320), so daß Zweifel an einem schon ie. Ansatz $+g'ono-$ durchaus nicht abwegig sind. (vgl. aber 3.2.).

KURYLOWICZ (1964, 9) thematisiert einen anderen wichtigen Aspekt. Er sagt: „... the goal of linguistic reconstruction is to establish the relative chronology of prehistoric stages and the changes immediately preceeding the most archaic data.“ Hierbei denkt er natürlich in hohem Maße auch an die innere Rekonstruktion, die derartige Fakten liefern soll. In diesem Zusammenhang muß betont werden, daß die innere Rekonstruktion besonders auch im Bereich der grundsprachlichen Rekonstruktion Verwendung findet. Indem (heute) allgemein anerkannt wird, daß die rekon-

struierte ie. Grundsprache ein äußerst heterogenes Gebilde mit Zeittiefen ist, bietet sie sich als Untersuchungsobjekt für die innere Rekonstruktion geradezu an. Da die äußere Rekonstruktion unmittelbar selbst keine zeitlichen Tiefen bei der Rekonstruktion ausmachen kann (vgl. 3.2.), wird zunehmend versucht, mit den Mitteln der inneren Rekonstruktion die einzelnen Erscheinungen unterschiedlichen Perioden der Grundsprache zuzuordnen. Beispiele dazu waren schon an verschiedenen Stellen gegeben worden.

Abschließend sei auf einen folgenreichen Fall der inneren Rekonstruktion hingewiesen: SAUSSURE (1879) schloß aus gewissen Anomalien des ie. (Ablautsystems, daß die ie. Langvokale $+\bar{a}$, $+\bar{e}$, $+\bar{o}$ als ursprüngliche normalstufige Diphthonge zu behandeln und damit $+ei$, $+oi$, $+eu$, $+ou$, $+em$, $+en$ usw. gleichzusetzen sind (Einzelheiten u. a. bei LINDEMANN 1970, 18ff.). Er notierte die langen Vokale also mit einem zweiten Bestandteil, den er als sonantischen Koeffizienten bezeichnete (Symbol: $+A$ und $+O$)! Daraus ergab sich rein hypothetisch $+a_1A$ (Vollstufe des „Diphthongs“): $+A$ (Tiefstufe) in Parallele etwa zu $+ei$: $+i$ usw. (Einzelheiten vgl. auch in 3.5.). Das Verhältnis $\iota\sigma\tau\eta\mu\iota$ „ich stelle hin“: $\sigma\tau\alpha\tau\acute{o}\varsigma$ „gestellt“ (traditionell als Ablaut $\bar{a}$: $\bar{a}$ gesehen, bei Saussure $+a_1A > \bar{a}$: $+A > \alpha$), wurde damit in Parallele gesetzt zu Ablauterscheinungen wie bei $\varphi\epsilon\upsilon\gamma\omega$ „ich fliehe“: $\xi\varphi\upsilon\gamma\omega$ „ich floh“. Jedoch fanden seine frühen Anregungen kaum großen Nachhall, bis man durch die Entdeckung des Hethitischen in dieser Sprache reale Zeugen der nunmehr als Laryngale¹³⁶ bezeichneten „sonantischen Koeffizienten“ wiederentdeckt hatte. — Es ist hier nicht der Ort, die zahllosen „Irrungen und Wirrungen“ der Laryngalthorie im einzelnen zu beschreiben oder die ins Massenhafte angewachsene Literatur.

Nur soviel sei vorerst festgestellt, daß man sich heute weitgehend auf den Ansatz von drei Laryngalen für das Indoeuropäische festgelegt hat: $+eH_1 > +\bar{e}$, $+eH_2 > +\bar{a}$, $+eH_3 > +\bar{o}$. Im Hethitischen sind diese Laryngale in gewissen Positionen noch erhalten, in anderen Positionen sind sie geschwunden (vgl. EICHNER 1988), wohingegen andere Sprachen nur noch Reflexe der postulierten Laryngale zeigen. Heutzutage ist man der Auffassung, daß sie in der Tat einer früheren ie. Sprachperiode angehörten, dann aber größtenteils schon im Indoeuropäischen geschwunden waren. Das Hethitische erwies sich in der Bewahrung von Laryngalen wiederum als außerordentlich archaisch.

Früher war die Existenz von Laryngalen im Indoeuropäischen außerordentlich strittig, und besonders in den deutschsprachigen Ländern versagten die Komparativisten der neuen Theorie lange ihre Gefolgschaft. Dieser Zustand ist heutzutage weitgehend überwunden. Jedenfalls suchte man schon frühzeitig nach Beweisen für die Hypothese in den Einzelsprachen. Einen derartigen überzeugenden Beweis, der zugleich auch Aussagen über die phonetische Qualität der Laryngale machte, legte CUNY (1912, 101ff.) vor.

In seinem glänzend geschriebenen Aufsatz wies er darauf hin, daß die Tiefstufe des Wurzeltyps ie. $+ster\bar{a}/+str\bar{e}/\bar{o}$ „ausbreiten, verbreiten“, nämlich $+str\bar{a}-$, vor einem konsonantischen oder sonantischen Element, in unserem Fall dem Suffix $-no-$, – wenn $+a$ ein vokalisches Element gewesen wäre –, ie. $+str\bar{a}n\bar{o}-$ (und daraus ai. im Partizip Perf. *strinás*) hätte ergeben müssen. Statt dessen aber liegt die Wurzel als $+st\bar{r}-n\bar{o}-$ ($>$ ai. *stirnás* „bestreut, bedeckt“) vor, was nur durch ein Element $+a$ (später als $/H/$ notiert!), das konsonantischen Charakter hatte, zu erklären ist, da es $/r/$ silbisch machte und dehnte ($+str\bar{a}- > +st\bar{r}-$). Ie. $+r-$ aber ergab ai. $/ir/$ bzw. $/ür/$. – Damit war ein schlüssiger Beweis für Laryngale und deren konsonantischen Charakter erbracht. Dasselbe ergibt sich auch in anderen Fällen dieses Wurzeltyps. Die Wurzel $+g'en-$ „erzeugen“ hat die Tiefstufe $+g'n\bar{a}-$, wo nicht ai. $+j\bar{n}i-$ und germ. $+kna-$ erscheinen, sondern ai. $j\bar{a}-$ (Part. Perf. *jātáħ* „geboren“) und germ. $+kun-$ (an. *kundr* „Sohn“ usw.). Solche aus einzel-sprachlichen Überlegungen heraus angetretenen Nachweise für ie. Laryngale gelten bis heute mit als die wichtigsten und überzeugendsten Stützen der Laryngaltheorie.

3.4. Lautwandel. Zur Rolle der Lautgesetze und der Analogie in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

3.4.1. Allgemeines

Um genetisch verwandte Erscheinungen oder Erscheinungen unterschiedlicher Sprachperiode zu vergleichen, bedient man sich – wie schon mehrfach erwähnt – der Lautgesetze. Das Lautgesetz wurde damit ein Zentralbegriff der historischen und hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Ihm liegt – bei allen Widersprüchlichkeiten, Restriktionen und Ungeklärtheiten – die Annahme eines regelhaften, nicht chaotischen Lautwandels zugrunde. Es handelt sich somit um historische Prozesse (vgl. ie. $+ō >$ germ. $+ō >$ ahd. $/uo/ >$ mhd. $/uo/ >$ nhd. $/ü/$, z. B. in ie. $+bh\bar{t}ō-$ „blühen“ in germ. $+blō-$ man, das ahd. in *bluoma* „Blume“, mhd. *bluome*, nhd. *Blume* vorliegt), nicht um synchrone Phonem- bzw. Morphemalternationen in verwandten Wörtern und Paradigmen (wie *lese* – *liest*, *breche* – *brichst*, usw.). Aus der – erkannten – Regelmäßigkeit des Lautwandels, der sich nach junggrammatischer Auffassung zwar grundsätzlich auf der phonetisch-phonologischen Ebene der Sprache abspielt (zur generativ-transformationellen Auffassung des Lautwandels vgl. u. a. BYNON 1981, 102ff.), aber Auswirkungen eben auch im morphologischen und syntaktischen Bereich hat, zog man den Schluß, daß er als historischer Prozeß wissenschaftlich beschreibbar und damit in phonetisch-

phonologische Veränderungsregeln faßbar sei, die man Lautgesetze nannte. Sie wurden damit ein basaler Faktor auch für die Arbeit der hist.-vgl. Linguistik und lösten langanhaltende Diskussionen über ihren Status aus. Besonders schieden – und scheiden – sich die Geister in der Frage, ob und inwieweit Lautwandel ausnahmslos verlaufe, oder ob nur eine Tendenz zur Ausnahmslosigkeit bestehe. Irregulärer, chaotisch verlaufender Lautwandel würde, abgesehen von den Unvereinbarkeiten mit der Sprache als funktionierendem Kommunikationsmittel über Generationen hinweg, für die hist.-vgl. Forschung zum Entzug einer sinnvollen Erklärungsinstanz ihrer Verfahren und Ergebnisse führen. Das Streben, im Lautwandel das Wirken – ausnahmsloser – Gesetzmäßigkeiten zu sehen, war somit plausibel und im epistemologischen Sinne verständlich.

In letzter Zeit wurde für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft zunehmend auf die Gültigkeit der Lautgesetze für alle Sprachen und zu allen Zeiten hingewiesen. Das Lautgesetz gilt also nicht nur für die ie. Sprachen, für die es in seiner Geschichte am weitestgehenden erprobt, aber auch am heftigsten umstritten war, sondern es hat universellen Charakter. In der Minderzahl sind offenbar diejenigen, die auf mögliche Restriktionen dieses Postulats und auf die Ungeklärtheit des theoretischen Status des Lautgesetzbegriffes hinweisen. Allgemeine Gültigkeit der Lautgesetze und Restriktionen bei der Wirkung einzelner Lautgesetze sind keine einander ausschließenden Begriffe, sondern reflektieren das konkrete dialektische Spannungsverhältnis, in dem Sprachwandelprozesse sich im allgemeinen vollziehen. So kann sich die Wirkung von Lautgesetzen auf Grund sprachinterner oder sprachexterner Faktoren mehr oder weniger stark in Grenzen halten und der Forschung damit erhebliche Probleme aufgeben (Einzelheiten vgl. unten).

3.4.2. Zur Problemgeschichte des Begriffes

AMIROVA (1980, 376) schält folgende Faktoren heraus: (a) die Frage nach den Ursachen von Lautwandel, (b) die Natur der Lautgesetze und (c) die Frage nach dem Charakter ihrer Wirkungsweise. Wir setzen als wichtige Frage hinzu: die Untersuchung der Bedingungen, unter denen sie auftreten. Gerade bei der letztgenannten Frage wird deutlich, daß sie gewissermaßen zwischen theoretischem Anspruch und praktischen Erfordernissen der hist.-vgl. Linguistik steht, zumindest, seitdem diese den Anspruch erhebt, daß die von ihr formulierten Lautgesetze ausnahmslose Gültigkeit besäßen. Obwohl es außerordentlich interessant wäre, die konkreten Ursachen für den Lautwandel zu kennen, ist der praktisch orientierten Komparativistik doch viel mehr an der Kenntnis der Bedingungen von lautgesetzlichem Wandel und an der Art der Lautveränderungen gelegen, da sie mit diesen Voraussetzungen

arbeiten kann, wohingegen sie auf die Kenntnis der Ursachen des – spontanen – Lautwandels in pragmatischer Sicht verzichten kann (und muß). Die ursprünglich nach dem Vorbild der Naturgesetze gedachten Lautgesetze haben eine lange und bis heute aktuelle Problemgeschichte (SCHNEIDER 1973). Ihre linguistische Existenz und damit der Terminus reichen mindestens bis an den Anfang des 19. Jh. zurück. Gewisse Regularitäten von Lautwandel waren – wenn auch sporadisch und ohne Einsicht in größere Systemzusammenhänge – schon römischen Grammatikern bekannt. MARCUS TERENTIUS VARRO (116–27 v. u. Z.), einer der vielseitigsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, befaßte sich in Buch 5–9 seines Werkes „De lingua latina“ mit Etymologien, wo u.a. schon Beziehungen zwischen Formen- und Bedeutungsänderungen beschrieben werden. Aus der Kenntnis des älteren Latein verglich er damit zeitgenössische Formen und erkannte hierbei das, was wir heute als Rhotazismus bezeichnen (7, 26): „... in multis verbis, in quo antiqui dicebant S, postea dicunt R, ut in Carmine Saliorum sunt haec ... (7, 27) foedusum foederum, plusima plurima, meliosem meliorem, asenam arenam ...“ Die Kenntnis dieser diachronen Lautveränderungen, deren sich Varro offensichtlich bewußt war, entsprach natürlich noch keinem Wissen um das Gesamtphänomen des Lautwandels und dem mit ihm verbundenen Problem seiner Lautgesetzmäßigkeit. Ansätze zur Rekonstruktion, die sich bei ihm durch die Beschäftigung mit älteren Sprachformen ergeben mußten, waren noch nicht der Beginn der historisch betriebenen Etymologie (Einzelheiten bei PFAFFEL 1980).

Die Junggrammatiker waren, wie schon gesagt, nicht die ersten, die mit der Bezeichnung Lautgesetz operierten. Schon Bopp benutzte sie, Humboldt, Schleicher, Pott und Curtius kannten und verwendeten diese Bezeichnung ebenfalls. Doch meinten sie alle nicht ganz dasselbe. Bopp vermutete, daß die von ihm apostrophierten „Gesetze“ sprachlicher Veränderungen aus dem „Geist der Sprache“, bzw. aus ihrem „Genius“, aus „Wohllautgesetzen“ zu erklären seien. Solche Begriffe fristeten bei ihm ein oft spekulatives, willkürlich gemodeltes Dasein. Lautveränderungen waren bei Bopp, obgleich er bestrebt war, mit ihnen zu arbeiten, nicht selten eine Ermessensfrage zur Lösung eines Problems. – Doch schon Rask und Grimm hatten die große Bedeutung der Lautentsprechungen zwischen Sprachen und den ihnen innewohnenden historischen Dimensionen erkannt. War Rask durch seine falsche Auffassung vom „Thrakischen“ als der ältesten ie. Sprache zuweilen noch auf lautgesetzliche Irrwege geraten,¹³⁷ so thematisierte Grimm zunehmend den Wert der Lautgesetze für die historische und hist.-vgl. Forschung und nutzte sie mehr und mehr für seine Arbeiten (vgl. schon 2.1.).

Die Auffassung von der Gesetzmäßigkeit des Lautwandels hatte unter den Komparativisten schon vor der Proklamierung seiner Ausnahmslosigkeit

durch die Junggrammatiker festen Fuß gefaßt. Auch Schleicher hatte letztlich nicht ohne die Annahme einer gewissen Regelmäßigkeit des Lautwandels auskommen können, um die Methode der äußeren Rekonstruktion zu postulieren. Aber noch CURTIUS (1858–1862, 70f.) unterscheidet zwischen „wesentlicher“ oder „durchgreifender“ und „unwesentlicher“ oder „sporadischer“ Lautveränderung; mit anderen Worten: er unterscheidet zwischen regelhaftem Lautwandel und der wissenschaftlichen Systematisierung weitgehend entzogener Ausnahme als zwei Erscheinungen lautlicher Veränderungen und baut darauf seine Etymologie auf. Das der wissenschaftlichen Erfassung zugängliche Lautgesetz als Quelle regulärer Veränderungen ist ihm nur eine, wenn auch die wesentliche Möglichkeit sprachlicher Veränderungen. Daneben sah er die Fülle der Ausnahmen und zugleich die Analogie, der er zunehmend ein größeres Gewicht beimaß. Als Ursache für den Lautwandel sah Curtius hauptsächlich Vereinfachungs- und Bequemlichkeitstendenzen der Sprechenden, verglich aber das Wirken der Lautgesetze auch mit den Naturgesetzen und widersprach sich hierbei selbst, indem er ihnen eine Fülle von Ausnahmen zubilligte.

Noch zu Curtius' Lebzeiten (1820–1885) hatten die Junggrammatiker eine radikale Revision der unter dem Namen „Lautgesetz“ verstandenen Auffassungen vorgenommen, die bis heute die vorherrschende und zugleich die am meisten bekämpfte werden sollte. Für die am besten erforschten ie. Sprachen konnten sie in zahlreichen Fällen den bis dahin erkannten Lautwandel schärfer formulieren, sog. Ausnahmen als durch sekundäre Lautgesetzlichkeiten bzw. durch Analogiewirkung entstanden erklären und so das Postulat aufstellen, daß aller Lautwandel letztlich ausnahmslos vor sich gehe. Sie markierten so, indem sie Anspruch auf wissenschaftliche Beschreibung der lautgesetzlichen Prozesse insgesamt erhoben, eine neue Etappe in der Entwicklung dieses linguistischen Zentralbegriffes gegenüber Curtius. Im Grunde aber zogen sie einerseits nur die Konsequenzen aus dem Begriff Gesetz, indem sie von ihm ein ausnahmsloses Wirken für all jene Fälle erwarteten, wo die Bedingungen dafür nach ihrer Auffassung gegeben waren. Andererseits erhoben sie etwas zu einem Postulat, was in der Wissenschaft eigentlich ein Axiom sein sollte, wie ARENS (1969, 1; 338) mit Recht betont. Daneben proklamierten sie als zweiten wichtigen Faktor die Analogie. Aufschlußreich dafür sind Ausführungen im Vorwort von OSTHOFFS und BRUGMANN'S „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“ (1878). Die Verfasser sagen u. a.: „Die zwei wichtigsten von den methodischen grundsätzen der 'junggrammatischen' richtung sind folgende.

Erstens. Aller lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen gesetzen, d. h., die richtung der lautbewegung

ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, ausser dem fall, daß dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der lautbewegung unterworfen laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen.

Zweitens. Da sich klar herausgestellt, daß die formassociation, d. h. die neubildung von sprachformen auf dem wege der analogie, im leben der neueren sprachen eine sehr bedeutende rolle spielt, so ist diese art von sprachneuerung unbedenklich auch für die älteren und ältesten perioden anzuerkennen, und . . . es darf nicht im mindesten auffallen, wenn analogiebildungen in den älteren und ältesten sprachperioden in demselben umfange oder gar in noch größerem umfange uns entgegentreten wie in den jüngeren und jüngsten.“

Damit hatte die Entwicklung des Lautgesetzbegriffes ihren Höhepunkt erreicht, von dem aus nun nur noch zwei Richtungen der Weiterentwicklung möglich waren. Einmal ging es im Sinne seiner Anhänger darum, die doch vorhandenen „Ausnahmen“ einer allmählichen Klärung zuzuführen und sie damit ebenfalls „lautgesetzlich“ zu machen. Den anderen Weg schlugen insbesondere diejenigen ein, die die junggrammatischen Proklamationen nicht akzeptierten (z. B. Schuchardt, Baudouin). Hierbei kam es zu heftigen Auseinandersetzungen über den Lautgesetzbegriff. Sie dauern, wenn auch vermindert, bis heute an. – Die Junggrammatiker standen in der Tradition psychologischer Auffassungen der Sprache und interpretierten dementsprechend den Lautwandel, ausgehend vom sprechenden Individuum, als individuell verursachte, unbewußte Veränderung sprachlicher Äußerungen, die dann sozial zum Tragen kommen, wenn sie von der Sprachgemeinschaft akzeptiert und weiterverbreitet werden. PAUL, der Theoretiker der Junggrammatiker, spricht (1920⁵, 49ff.) demgemäß von sich unmerklich ändernden „Erinnerungsbildern“ der Individuen hinsichtlich ihres „Bewegungsgefühls“ beim Sprechen, wodurch lautliche Änderungen zwangsläufig entstehen. „Bequemlichkeit“ als Ursache des Sprachwandels rangiert damit nur noch an zweiter Stelle, als „Nebenursache“. Allgemein wird also von den Junggrammatikern der Lautwandel als verursacht angesehen, wenngleich auch ihnen bewußt war, daß die Ursachen eines spontanen Lautwandels im einzelnen – sie werden in vielfältiger und stark hypothetischer Weise bis in unsere Tage diskutiert – doch meist ungeklärt blieben und es weitgehend noch immer sind (vgl. über die Hypothesenlage den guten Überblick bei PALMER 1972, 227ff.).

Die Frage nach der Natur und dem wissenschaftstheoretischen Status der Lautgesetze hat in der Linguistik stets eine epochenabhängige Antwort gefunden, und sie steht damit in engem Zusammenhang mit den jeweils herrschenden allgemeinen linguistischen Auffassungen. Nach SCHNEIDER (1973, 273) wird von den Linguisten weitgehend nicht nur die Auffassung vom

wissenschaftlichen Gesetzescharakter der Lautgesetze (wissenschaftliche Formeln zur Beschreibung sprachlicher Prozesse), sondern auch die Auffassung von der objektiven Grundlage der Lautgesetze (als sprachlichen Prozessen) vertreten. Über die Natur der Lautgesetze fand man in der Hauptsache bisher folgende Antworten: Lautgesetze sind Naturgesetze (womit die Sprache als Naturphänomen betrachtet wurde; heute weitgehend überholt)¹³⁸, Lautgesetze sind Strukturgesetze (entstanden unter dem Einfluß des Strukturalismus und in Anerkennung des System-Strukturgedankens in der Linguistik), Lautgesetze sind psychologische Gesetze (sie sind abhängig von der competence des Sprechers), Lautgesetze sind statistische Gesetze (sie wirken mit statistischer Signifikanz). Es ist verständlich, daß diese Frage hier nicht eingehender besprochen werden kann, zumal zu ihrer Diskussion das gesamte theoretische Arsenal der Linguistik gehörte. Nur nach Maßgabe unseres Anliegens wird dieses Problem weiter berührt.¹³⁹

Lautgesetze gehören wegen ihres prozeßhaften Charakters und der Zeitabhängigkeit ihrer Wirkungsweise zu den sog. Bewegungs- bzw. Entwicklungsgesetzen. Sie reflektieren „als gedankliche Widerspiegelung objektiv wirkender Gesetze im Bewußtsein der Menschen“ (KLAUS/BUHR 1969, 443) gewisse ontologische Veränderungen, in unserem Fall sprachliche, die ursächlicher Natur sind und deren Wirkungsweise an gewisse objektive Bedingungen gebunden ist. Über die konkreten Ursachen des Lautwandels herrschen – wie bereits angedeutet – indessen bis heute viele Unklarheiten, und wir müssen gestehen, daß wir in zahlreichen Fällen, besonders natürlich beim sog. spontanen Lautwandel, seine Ursachen nicht kennen. Wir wissen z. B. nichts über die tatsächlichen Gründe der 1. germanischen Lautverschiebung; ebenso geht es uns in Falle des sog. Silbenöffnungsgesetzes (der Tendenz zur steigenden Sonoritätswelle) im Urslawischen und in vielen anderen Fällen.

3.4.3 Arten des Lautwandels

Der Lautwandel zerfällt nach traditioneller Auffassung in verschiedene Teilgebiete. Das erste Teilgebiet umfaßt den sog. nichtbedingten oder spontanen Lautwandel.¹⁴⁰ Hier wandeln sich Laute (weitgehend) unabhängig von ihrer spezifischen phonetisch-phonologischen Umgebung. Der spontane Lautwandel zeichnet sich demnach negativ dadurch aus, daß er an keine bzw. fast keine einschränkenden syntagmatischen Bedingungen seiner phonetisch-phonologischen Umgebung gebunden zu sein scheint. Die Entwicklung von ie. **a*, **o* und **ə* > germ. /a/ und von ie. **ā* und **ō* > germ. /ō/ tritt nach linguistischer Auffassung in allen Positionen auf und wäre ein Beispiel für diesen Lautwandel. Im Altgriechischen wandelte sich frühzeitig ie. **u* > /ü/ (υ) aus

nicht eindeutig bekannten Ursachen. Ebenso wurde lat. /ū/ z. B. im Französischen > /ü/ (*fortuna* > frz. *fortune*). Im Slawischen wirkte das sog. Silbenöffnungsgesetz in seinen ost- und südslawischen Kerngebieten und in verschiedenen westslawischen Idiomen in allen Positionen. Faktisch ausnahmslos wirkte im Tschechischen, Slowakischen und Südslawischen die Liquidametathese (+*гopдъ* > *градъ*), deren Ursache wir zumindest in dem Wirken des Silbenöffnungsgesetzes erblicken können. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. BORETZKY (1977, 97) stellt indessen die Frage nach der tatsächlichen Ausnahmslosigkeit des spontanen Lautwandels und bezweifelt sie für die Totalität aller Fälle. Er rechnet u. a. mit Fällen totalen und mit solchen weitgehenden spontanen Lautwandels.

Das zweite Teilgebiet umfaßt den sog. bedingten oder kombinatorischen Lautwandel. Er tritt, phonetisch-phonologisch gesehen, distributionsbedingt und vielfach an Morphemgrenzen auf. Der kombinatorische Lautwandel beruht somit auf phonetischer Koartikulation und liegt in vielfacher Gestalt vor (eine instruktive Übersicht bieten GRAUR 1974, 118ff. und BORETZKY 1977, 84ff.). Man kann ihn nach seiner Wirkungsweise klassifizieren, z. B. Assimilation, Dissimilation, Metathese usw. Indem der kombinatorische Lautwandel an Morphemgrenzen auftritt, sind seine Bedingungen und Wirkungen auch morphologischer Art. Auch mit kombinatorischem Lautwandel ist schon in voreinzelsprachlicher Zeit zu rechnen, doch muß er, insofern die Verhältnisse verdunkelt sind, sich uns nicht mehr als solcher zu erkennen geben. In nicht wenigen Fällen aber ist er rekonstruierbar, so etwa bei Assimilationen und Dissimilationen. Ie. *+i(e)ug-* „verbinden“ + Suffix *+tó-* ergibt einzelsprachlich ai. *yuktá*, gr. *ζευκτός* und lat. *junctus*. Daraus läßt sich schließen, daß eine regressive Assimilation des stimmhaften Konsonanten der Wurzel an den stimmlosen Konsonanten des Suffixes *+tó* schon voreinzelsprachlich vorliegt: *+i(e)ug-tó* > *+i(e)uk-tó*. Allerdings wären auch gleichgerichtete einzelsprachliche Entwicklungen denkbar. Ein bekannter Fall von Assimilation ist auch Bartholomae's Gesetz, das besagt, daß Media aspirata + Tenuis > Tenuis + Tenuis assimiliert wurden (außer im Indo-Iranischen, wo andere Bedingungen herrschen, vgl. dazu 3.3.): vgl. ie. *+leg'h-* (Wurzel zur Wortsippe got. *ligan* „liegen“, aksl. *лѣгати* „dass. usw.) + Suffix *+to/-tro-* in lat. *lectus* „Bett“, gr. *λέκτρον* „Lager“, ahd. *lehtar* „Gebärmutter, Nachgebur“ (/h/ aus *+k/* nach der 1. Lautverschiebung). Der kombinatorische Lautwandel „stört“ in gewissem Sinne den spontanen Lautwandel, er durchkreuzt ihn, indem die nichtbedingten (spontanen) Lautentsprechungen ihren phonetisch-phonologischen Umgebungsbedingungen entsprechend modifiziert werden.

Vom kombinatorischen Lautwandel ist in gewissem Sinne der sog. positionsbedingte Lautwandel fernzuhalten, der für die historische und hist.-

vgl. Sprachwissenschaft ebenfalls von großer Wichtigkeit ist. Dieser Lautwandel ist nach verbreiteter Ansicht abhängig von der Position des betreffenden Lautes im Wort und von seiner Stellung gegenüber dem Akzent (GRAUR 1974, 129). Am wichtigsten sind hierbei die sog. Auslautgesetze, wo die Laute oftmals anderen Lautentwicklungen unterliegen als im Wortinnern. So „wandelt“ sich ie. $+\bar{o}$ im Rahmen des spontanen Lautwandels $\rightarrow$ germ. $/\bar{u}/$ (vgl. ie. $+\bar{bl}\bar{o}$ - „blühen“, got. $\bar{bl}\bar{o}ma$); im positionsbedingten Lautwandel finden wir $/-u/$ (vgl. den Instr. Sg. von einsilbigen Nomina, z. B. *tag*, im Althochdeutschen *tagu*, dessen Endung auf ie. $+\bar{o}$ zurückgeführt werden kann). Der positionsbedingte Lautwandel steht im Zusammenhang mit der in verschiedenen Sprachen beobachtbaren Nivellierung bzw. dem Verfall der Flexion, er hat also eminent grammatische Wirkungen. Im Germanischen erleiden die auslautenden Vokale fast durchweg eine Minderung ihrer Quantität und damit verbunden ihrer Qualität. Dies führt bis zum Schwund des Lautes resp. der Flexionsendung und damit zu durchgreifenden Veränderungen im Flexionssystem. Wenn im Althochdeutschen das Paradigma der *a*-Stämme noch lautete: Sg. Nom.-Akk. *tag*, Gen. *tages*, Dat. *tage*, Instr. *tagu* und Pl. Nom.-Akk. *taga*, Gen. *tago*, Dat. *tagum*, so lautete es im Mittelhochdeutschen im Sg. Nom.-Akk. *tag*, Gen. *tages*, Dat. *tage* und im Pl. Nom.-Akk. *tage*, Gen. *tage*, Dat. *tagen*. Die auslautenden Vokale entwickeln sich also sämtlich zu $/-e/$. Im früher bezeugten Gotischen lautete das Paradigma: Sg. Nom. *dags*, Gen. *dagis*, Dat. *daga*, Akk. *dag* und im Pl. Nom. *dagōs*, Gen. *dagē*, Dat. *dagam*, Akk. *dagans*. – Die Auslautentwicklung ging in verschiedenen Etappen vor sich und wurde wiederum von der gedeckten oder ungedeckten Position des Vokals im Auslaut modifiziert (Einzelheiten bei KRAHE 1956³, 127ff.). Im Englischen (und in anderen Sprachen) ist es im Zusammenhang damit zu beträchtlichen strukturellen Veränderungen des grammatischen Baues gekommen (vgl. 1.5. passim und BYNON 1981, 28ff.).

Man macht es sich aber zu einfach, wenn man den positionsbedingten Endungsverfall des Germanischen nur in Zusammenhang mit dem intensiven dynamischen Stammsilbenakzent bringt (kritisch auch RAMAT 1981, 17f.). Einmal zeigen Sprachen ohne dynamischen Stammsilben- oder Initialakzent gleichfalls Flexionsverfall, so die rom. Sprachen, und zum anderen muß in Sprachen mit Initialakzent die Flexion durchaus nicht in dem Maße wie bei den hier genannten Sprachen(-gruppen) verfallen, so z. B. im Tschechischen.

Geht man von dem Idealbild des spontanen Lautwandels als des grundlegenden aus, so stellt sich heraus, daß besonders dieser Lautwandel in zahlreichen Fällen Restriktionen, Durchkreuzungen erfährt und sich damit ganz verschiedene Resultate ergeben. In nicht wenigen Fällen handelt es sich dabei auch um die Wirkungen der Analogie.

3.4.4. Analogie

Schon frühzeitig hatte sich herausgestellt, daß die erwarteten lautgesetzlichen Regularitäten vor allem durch analogischen Wandel in Grenzen gehalten werden. Der analogische Wandel wurde vom Standpunkt des lautgesetzlichen Wandels als „Störfaktor“ betrachtet, denn dadurch sah man das ausnahmslose Wirken der Lautgesetze außer Kraft gesetzt, und statt eines einheitlichen – lautgesetzlichen – Erklärungsprinzips hatte man sich mit zwei Faktoren, den Lautgesetzen und der Analogie, auseinanderzusetzen. Dabei waren die Sachverhalte oft nicht unkompliziert. Der Lautwandel, also phonetisch-phonologische Veränderungen, erfaßt auch Phoneme bzw. Morpheme mit grammatischer Funktion und kann damit seinerseits das morphologische Paradigma „stören“ bzw. verundeutlichen. Bekannt ist die Erscheinung des Rhotazismus, der im Lateinischen (und auch in anderen Sprachen) ein intervokalisches /-s-/ (über eine Zwischenstufe /-z-/) schon frühzeitig in ein /-r-/ veränderte. Dieser kombinatorische Lautwandel, der zahlreich belegt ist (lat. *aurora* „Morgenröte“ < ⁺*ausosa*, u. a. m., vgl. SOMMER/PFISTER 1977⁴, 146), trat auch lautgesetzlich in obliquen Kasus von nominalen -s-Stämmen auf: *honoris* (Gen. Sg.) von „Ehre“, (vgl. 3.3). Zugrunde liegt der Stamm *honos-/hones-*, dessen /-s/ in auslautender und in gedeckter Position nicht dem Rhotazismus erliegen konnte, vgl. altlat. *honos* (Nom. Sg.) „Ehre“ bzw. *honestus* „geehrt“. Es mußte sich also zeitweilig durch lautgesetzliches Wirken ein heteromorphes Paradigma (*honos*, *honoris* usw.) gehalten haben bzw. konkurrierende Formen, was jedoch analogisch nach dem Muster der obliquen Kasus mit Rhotazismus wieder ausgeglichen wurde: *honor*, *honoris* usw. Während intervokalisches /-r-/ in den obliquen Kasus also das Resultat eines kombinatorischen Lautwandels ist, hat man es beim auslautenden /-r/ des Nominativs mit keinem lautlichen, sondern mit einem Analogieprozeß zu tun. Beide Erscheinungen sind also in dieser Hinsicht deutlich voneinander zu trennen, wenngleich WINTERS Überlegungen (1969, 30) nicht abwegig erscheinen, der nicht nur die Analogie, sondern auch den Lautwandel letztlich als eine Übertragung von sprachlichen Mustern betrachtet und hierin das Gemeinsame beider sprachlicher Veränderungsvorgänge erblickt. – Die Resultate der Analogie konnten den lautlichen Entwicklungen geradezu entgegenstehen. So war im Griechischen schon frühzeitig intervokalisches /-σ-/ geschwunden (γένος „Geschlecht“ gegenüber dem Gen. Sg. γένους aus ⁺γενε-σ-ος). Nach Verschußlauten aber hatte sich /-σ-/ erhalten (vgl. u. a. π+σ>ψ, κ+σ>ξ, τ+σ>σσ) und war in dieser Stellung beim sigmatischen Aorist grammatisches Kennzeichen dieser Kategorie, so bei den konsonantisch auslautenden Verbalstämmen (vgl. Präs.

δείκνυμι „ich zeige“: Aor. ἔ-δειξα = *e-deik-s-a* usw.). Daneben aber blieb es als grammatisches Kennzeichen des Aorists auch bei den vokalisch auslautenden Stämmen erhalten (bzw. wurde restituiert), obgleich es in intervokalischer Stellung hätte schwinden müssen, vgl. Präs. παίδεῦω „ich erziehe“: Aor. ἔ-παίδευσα.

Der analogische Wandel vereinheitlicht also die durch lautgesetzliche Entwicklung geschaffene Varietät besonders im paradigmatischen (morphologischen) Bereich.¹⁴¹ Dabei zeigt sich natürlich, und dies muß betont werden, daß analogischer Wandel *sensu stricto* das Vorhandensein lautgesetzlicher Bildungsweisen erst einmal voraussetzt (bevor er diese verändern kann) und er damit letzten Endes überhaupt kein Argument gegen das Wirken von Lautgesetzen ist.

Analogischer Wandel ist im Gegensatz zum Lautwandel begrenzter und schwerer in „Gesetze“ zu bringen, denn er muß nicht überall zur Wirkung gelangen. Auch sind die Bedingungen, nach denen sich der analogische Wandel vollzog, nicht in allen Fällen dieselben und nicht in allen Fällen durchsichtig. Deutlich ist das Wirken der Analogie im Bereich der morphologischen Paradigmatik und im Bereich semantischer Beziehungen zwischen der musterbildenden Ausgangerscheinung und den der Analogiewirkung unterliegenden Elementen. Auf die letztgenannte Problematik, das Vorhandensein semantischer (Teil-)Übereinstimmungen bei analogischem Wandel wies u. a. HERMANN (1931) in Auseinandersetzung mit Hermann Paul hin; vgl. im einzelnen auch WINTER (1969).

Wir kommen noch einmal auf die Wirkung des Rhotazismus zurück.

Im Lateinischen war der Nom. Sg. *honor* „Ehre“ analogisch an den rhotazierten obliquen Stamm *honor-* angeglichen worden und damit das Paradigma wieder vereinheitlicht. Außer *honor* gibt es aber andere ursprüngliche *s*-Stämme mit wechselndem Auslaut des Stammes: *mos* „Sitte“: (Gen. Sg.) *moris*, *flos* „Blume“: (Gen. Sg.) *foris*, *onus* „Last“: *oneris* usw., die nicht von der Analogie erfaßt wurden. Im Deutschen wurden analog zu den umlautfähigen Substantiven (*Gast* – *Gäste* als *i*-Stamm) auch *u*-Stämme umgelautet (*Hand* – *Hände*), was sich am ehesten daraus erklärt, daß die *-u*-Stämme überhaupt weitgehend in die *-i*-Deklination übergetreten waren. Zugleich ist im Laufe der Zeit auch eine Anzahl von *a*-Stämmen der Analogiewirkung der umgelauteten Substantive, deren Umlaut sich von einem phonetischen zu einem morphologischen Merkmal (der Pluralbildung) entwickelte, erlegen: *Hof* – *Höfe*, *Mantel* – *Mäntel* u. a. m. (vgl. METTKE 1983⁵, 139). Andere alte *a*-Stämme schlossen sich der Umlautung aber nicht an, so *Sand* – *Sande*, *Huf* – *Hufe* usw. Eine Regel zu formulieren, unter welchen konkreten Bedingungen analogischer Wandel eintritt und wann nicht, dürfte schwer sein, da hierbei offensichtlich auch differenzierte „Einzelschicksale“ der Wörter

eine Rolle spielten. In der Schwierigkeit, Analogiewirkungen in vergleichbare Bedingungsregeln zu fassen, wie es für den Lautwandel möglich ist, unterscheiden sich beide Erscheinungen eigentlich bis heute. Man erklärte dies damit, daß Analogien als psychische Phänomene sprachlich-gedankliche Assoziationen seien, die vom Sprecher bewußt vollzogen würden (so noch KRAHE 1970, 13) und die sich damit gegen die sich unbewußt vollziehenden, ausnahmslosen Lautgesetze abgrenzten. – Neuerdings gibt es Bestrebungen, gewisse – begrenzt wirkende – Regularitäten auch in der Analogie zu finden (KURYLOWICZ 1945/49, WINTER 1969, 29–45, WAGNER 1969, 228–241 u. a.).

Die Linguistik akzeptierte letztlich beide Faktoren (Lautgesetz und Analogie), ohne daraus strikt zu schlußfolgern, daß anstelle der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nur noch das heuristische Postulat nach der Suche nach Gesetzmäßigkeiten übrig geblieben war (zum Lautwandel und zur Analogie vgl. besonders BYNON 1981, 22ff.).

3.4.5. *Zu einigen Fragestellungen für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft*

1. Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft, genauer: die äußere Rekonstruktion, muß – wie schon in 2.4. angedeutet – das Phänomen der Analogie eliminierend behandeln, wenn sie die ursprünglichen Erscheinungen (ihre ursprüngliche Lautgestalt und die Funktion der Laute) aufdecken und für ihre Zwecke verwenden will. Da analogischer Wandel (a) unter dem Aspekt des – semantischen – Musters (*tags* als Genitiv der Zeiterstreckung mit regulärem /-s/ des Genitivs > *nachts* ohne ursprüngliches /-s/ des Genitivs) und (b) unter dem Aspekt der Regelverletzung (in welcher phonetisch-phonologischen bzw. morphologischen Funktion auch immer) zu sehen ist, müssen beide Aspekte historisch-vergleichend („rückläufig“) behandelt werden. Das ist mit den Mitteln der äußeren Rekonstruktion allein nicht mehr möglich, da hier gemäß den Bemerkungen in 3.2. nur „inputgerechte“ Ergebnisse erzielbar sind. Es bedarf also einmal historischer Untersuchungen und damit der philologischen Methode und zum andern der inneren Rekonstruktion, um denjenigen Teil des analogischen Wandels zu diagnostizieren, der sich durch schriftliche Überlieferungen nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt offenbart. Dabei ergeben sich für die hist.-vgl. Sprachwissenschaft unterschiedliche Grade von Schwierigkeiten. Nehmen wir einen schon erwähnten Fall und postulieren wir, daß wir außer dem Zeugnis des modernen Deutschen keine andere germ. Sprache zur Verfügung hätten. Dt. *Hand* – *Hände* zeigt, wie erwähnt, Umlaut, unterscheidet sich also synchron in nichts von dt. *Gast* – *Gäste*. Man könnte daraus auf einen alten umlautfähigen i-Stamm

schließen. Doch sind Bildungen wie *vorhanden*, *abhanden* eben nicht umgelaute Formen. Da es höchst unwahrscheinlich ist, in ihnen rückumgelaute Formen zu sehen, liegt der Verdacht nahe, daß sie seinen älteren, noch nicht umgelaute Zustand repräsentieren und das Substantiv ursprünglich nicht zu den umlautfähigen *i*-Stämmen gehörte.¹⁴² Vgl. auch 3.3.

Nehmen wir noch einen anderen Fall: Die 1. Pers. Sg. Präs. der ai. Verben lautet regelmäßig auf *-mi*. Im Sanskrit gilt diese Endung auch bei denjenigen Verben, die nach Ausweis anderer Sprachen ursprüngliche *-ō*-Verben waren: ai. *bhārāmi* = gr. *φέρω*, lat. *fero*, got. *baīra*. Die ai. *-mi*-Endung ist demnach in ihrer verallgemeinerten Verwendungsweise eine sekundäre Erscheinung. Darauf deuten noch Reste alter *-ō*-Flexionen im Awestischen (*spasyā* = lat. *speciō* „ich sehe, schaue“) und im Vedischen (neben *brāvāmi* gibt es *brāvā* „ich will sprechen“ als alten Konjunktiv) hin. Man rekonstruiert nun eine urarische Form **bharā* mit *-ō*-Endung und konstatiert, daß der analogische Ausgleichsprozeß zu *bhārā-mi* in einer Frühzeit stattgefunden hat (THUMB/HAUSCHILD 1959³, 196f.). Das Vorhandensein von nur wenigen Restformen der *-ō*-Flexion macht deutlich, daß der analogische Wandel in der Tat schon in sehr früher Zeit vor sich ging und daß der Ausgleich nach Mustern des Arischen selbst vollzogen wurde. Wir sehen bei der *-mi*-Endung, daß sich der analogische Wandel voll durchgesetzt hatte.

Insgesamt gesehen ist es aber nicht möglich anzugeben, bis zu welchem Grade sich analogische Veränderungen im einzelnen vollziehen können. Hierbei ist es von Fall zu Fall zu Veränderungen unterschiedlichen Umfanges gekommen, vgl. SOMMER/PFISTER (1977, 37) für das Lateinische: „Die Macht der Analogie bringt es dahin, daß manche Lautgesetze tatsächlich nur in einer kleinen Anzahl von Beispielen zur Wirksamkeit gelangt sind, während die große Masse dem Drucke irgend eines äußeren Systemzwanges nachgegeben hat . . .“ – Der analoge Umlaut der *a*-Stämme im Deutschen hat dagegen kaum die Mehrzahl der Fälle erfaßt, sondern nur einen Teil von ihnen.

2. Es gibt auch andere „Störfaktoren“ für den Lautwandel. Sie sind vielfach außersprachlicher Art und wirken letztlich als gesellschaftlich bedingte Ursachen auf die Sprache ein. Für australische, afrikanische und andere Sprachen trifft z. B. zu, daß bei stammesorganisierten Sprachgemeinschaften deren elementare materielle Kultur und Lebensweise in offenbar hohem Maße zum Austausch und zur Veränderung von Wörtern führte, so daß der heutigen Forschung teilweise Mischidiome vorliegen, die nur (noch) reduzierte Möglichkeiten zur lautlichen Korrelierung genetisch verwandter Elemente bieten. Daraus folgert, daß das vorauszusetzende Wirken von Lautgesetzen stark eingeschränkt ist. BORETZKY (1981, 49ff.) weist unter Berufung auf vergleichende Wortlistenarbeiten des Australienforschers Kenneth Hale darauf hin, daß die australischen Arantastämme (z. Zt. acht kleinere Sprach-

gruppen) unverhältnismäßig hohe Raten an nicht etymologisierbaren Wörtern haben, d. h. Wörter, die bei semantischer Vergleichbarkeit entweder gar keine phonologischen Korrelationen untereinander aufweisen (also keine etymologische Verwandtschaft) oder nur reduzierte, gestörte phonologische Korrelationen. Die Erklärung sieht er darin, daß diese Sprechergruppen – durch die materiellen Umweltbedingungen (Wüstenlandschaft, Jäger- und Sammlerdasein) klein geblieben – bei ihren Wanderungen jahrtausendlang in gelegentlichen Sprachkontakten mit anderen, auch sprachlich nicht verwandten Gruppen waren, wodurch sich (a) durch die geringe Zahl der Sprecher Entlehnungen schlagartig durchsetzen konnten (im Gegensatz zu größeren und großen Sprachgemeinschaften), (b) durch verschiedene Arten von Sprachtabu (bedingt durch Magie, Toten- und Heiratsrituale) ständig Wörter bewußt ausgemerzt oder lautlich verstümmelt (entstellt) und somit vorhandene genetische Beziehungen abgebrochen wurden, und daß (c) durch Parallelwortschätze (sog. Schwierermuttersprachen) besonders im Verkehr mit Verwandten der genuine Wortschatz ebenfalls vermindert oder verdunkelt wurde. Vergleichbares hatte WESTERMANN (1940) für afrikanische Sprachen festgestellt. Es ist leicht einsehbar, daß diese Situation, verbunden mit dem Fehlen schriftlicher Überlieferungen, die genetische Sprachforschung vor ganz andere Probleme und Schwierigkeiten stellt als dies etwa in der Indoeuropäistik der Fall ist. Dennoch wird auch dort der Nachweis der Verwandtschaft und Klassifizierung der Sprachen natürlich über genetische Lexemsuche und über die Suche nach Lautkorrespondenzen geführt!¹⁴³ – Man darf sich fragen, ob die gesellschaftlichen und sprachlichen Prozesse im europäischen Mesolithikum so gänzlich verschieden von den hier skizzierten waren, und kann schon daraus schlußfolgern, daß manche abstrakten Modellbildungen des Frühindoeuropäischen (vgl. 2.3.4.) an den vorhistorischen Realitäten vorbeigehen. (Zu den Auswirkungen auf die Glottochronologie vgl. 3.9.)

3. Lautwandel wird oft nur als phonologischer Wandel dargestellt. Es erhebt sich aber die Frage, wie sich der Lautwandel, den die rekonstruierende Sprachwissenschaft nur als phonologischen Ersetzungsprozeß darstellt ($x \rightarrow y$), als phonetischer Prozeß vollzog. Es geht also um mögliche rekonstruierbare Zwischenstufen zwischen einer postulierten phonologischen Ausgangserscheinung und dem phonologischen (bzw. morphologischen) Resultat eines Lautwandels. Es ist also nach der Art der allophonischen Zwischenstufen zu fragen und danach, wie sich demzufolge das Rekonstruktionsmodell mit einer sprachlichen Entwicklung deckt, die natürlich nicht bei jedem Lautwandel sprunghaft vor sich gegangen ist, man vgl. daraufhin den *i*-Umlautungsprozeß im Mittelhochdeutschen (METTKE 1983⁵, 59f.). – Wenn aber, wie z. B. im Slawischen, durch die Wirkung des sog. Silbenöffnungsgesetzes auslauten-

des /-ɤ/ der o-Stämme (z. B. aksl. пабъ) auf eine ie. Endung $+os$ zurückgeführt wird, so wäre diese Darstellung nicht einmal im Modell möglich, da sich ie. $+o > \text{slaw. } /o/$, aber nicht zu $/ɤ/$ entwickelte. Dagegen ergab ie. $+u$ im Slawischen $/ɤ/$. Man postuliert folglich rein hypothetisch für die slaw. o-Stämme eine „verdampfende“ Übergangsform $+u$ ($+paɥ > paɤ$), um eine Entwicklung plausibel zu machen, für die man faktisch keine Belege hat. Inwieweit derartige sprachwirklich war, ist fraglich.

4. Der kombinatorische Lautwandel von ie. Dental + Dental an Morphemgrenzen (z. B. $+d + t$: $+sed-$ „sitzen“ $+tô-$) zeitigte in den Einzelsprachen unterschiedliche Ergebnisse. Im Slawischen z. B. ergab sich $/st-/$ (aksl. сѣсти „sich setzen“), im Indo-Iranischen ergab sich $/st-/$ (ai. *satta-*) und im Hethitischen $/st-/$ (*ezta* „er aß“ $< +ed-$ + Sekundärendung $-t$). Die unterschiedlichen Ergebnisse sind am ehesten harmonisierbar unter der Annahme von Lautübergängen, die die einzelnen Sprachen bzw. Sprachgruppen in unterschiedlicher Weise vollzogen haben. Die früheste, noch ie. Stufe war die regressive Assimilation ($+d + t > +st-$)¹⁴⁴. Daraus folgten offenbar eine Affrikation ($+st$), die noch im Hethitischen belegt ist, und aus dieser, wohl auch noch voreinzelsprachlichen Stufe unterschiedliche Entwicklungen in den anderen Sprachen durch dissimilatorische Prozesse. Obgleich diese Hypothese nicht überall Zustimmung findet, ist sie doch einleuchtend und zeigt Etappen der Lautentwicklung, die teilweise rekonstruktiv, teilweise durch belegte Formen nachvollziehbar sind (vgl. auch MAYRHOFER 1986, 110). Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft hat derartige Fragen seit geraumer Zeit zu einem Feld bevorzugter Forschung gemacht. Seitdem (bzw. insoweit) die integrative Problematik von phonetischen, phonologischen und morphologischen Aspekten beim Lautwandel voll in das Blickfeld der Forschung gerückt ist, nehmen diese Untersuchungen einen hohen Rang ein. – Damit ist natürlich nicht gemeint, daß sich jeder Lautwandel prozessual vollziehen kann. So sind z. B. Metathesen kaum als in Etappen stattfindende Prozesse vorstellbar; ihre Ausbreitung dürfte – wie natürlich der gesamte Lautwandel und die Analogie – vor allem von einer sozialen Differenzierung von Sprechergruppen resp. von Altersgruppen begleitet (gewesen) sein, wobei die Veränderungen progredient von den Sprechern einer Sprachgemeinschaft akzeptiert werden, bevor sie als feststellbare Lautveränderungen zu registrieren sind (vgl. auch BORETZKY 1977, 100ff.).

5. In der hist.-vgl. Sprachwissenschaft wird der spontane Lautwandel oft als archetypisch betrachtet. Ie. $+a$, $+o$ und $+ə > \text{germ. } +a$ repräsentieren eine archiphonematische Lautentwicklung, während etwa positionelle Lautentwicklungen (im Wortauslaut) als spezifisch determiniert betrachtet werden. Hierin liegt eine Problematik, denn das impliziert eine doppelte historische Sicht. Man geht in diesem Fall davon aus, daß die nicht spontanen Lautver-

änderungen irgendwie Folgeerscheinungen des spontanen Lautwandels sind, so z. B., wenn im Germanischen aus ie. **dhoghos* ein **dagaz* „Tag“ (auf Grund runennordischer Inschriften und finnischer Entlehnungen, vgl. auch germ. **kuningaz* > finn. *kuningas*) rekonstruiert wird (so bei KRAHE 1956, 129). Ohnedie Berechtigung dieser – phonologisch interpretierbaren – Rekonstruktion hier näher untersuchen zu wollen, muß doch gefragt werden, ob gedecktes *+-a-* im Auslaut im Germanischen später plötzlich schwand, oder ob nicht eine phonetische Reduktion den Prozeß des Schwindens begleitete, der zu einzelsprachlichen Formen wie got. *dags*, an. *dagr*, ahd. *tag* usw. führte. Man kann hier nicht die Diskrepanzen übersehen, die sich zwischen historischen Prozessen und der modellierenden, rekonstruierenden Notierung einer solchen Erscheinung ergeben.

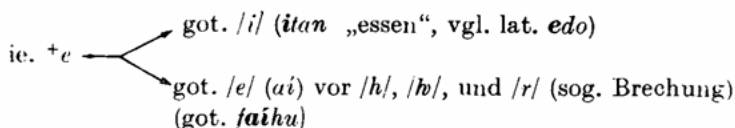
Offenkundig wird diese Problematik in solchen Fällen, wo ein Lautwandel (überwiegend) nur noch unter kombinatorischen Bedingungen oder positionsbedingt faßbar ist, wie z. B. im Lateinischen bei den aspirierten Medien und Tenues. So entspricht ie. **g'h* im Anlaut vor Vokalen lat. */h-/* (*hiems* „Winter“), dsgl. im Inlaut zwischen Vokalen (*veho* „ich fahre“, vgl. got. *wiga* „ich bewege“); nach Konsonanten */-g/* (*fingo* „ich knete“ mit *-n-*Infix zu got. *daigs* „Teig“ aus der ie. Wurzel **dheig'h/dhi-n-g'h-*). Man ist hier schwerlich in der Lage, rein hypothetisch einen archetypischen Laut für alle Fälle zu postulieren, worauf man denn auch realistischerweise verzichtet.

6. Lautgesetzlichkeit beinhaltet Vorhersagbarkeit von Lautwandel für alle in Frage kommenden Fälle. Zumindest besteht diese Forderung an ein Lautgesetz theoretisch, insofern nicht bekannt ist, welche anderen Lautveränderungen es durchkreuzen bzw. ob Analogie vorliegt. Das einfachste Modell wäre aus dieser Sicht des Vergleichers die Transposition eines vormaligen (vor)einzelsprachlichen Lautes *x* in einen späteren Laut *y*:

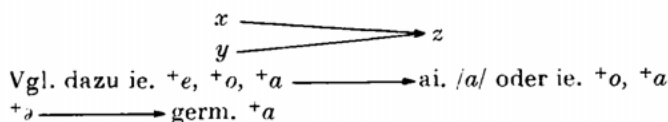
$x \longrightarrow y$

vgl. ie. **e* $\longrightarrow$ gr. *ε* (**septm* > *ἐπτά* „sieben“, **bhérō* > *φέρω* „ich trage“, **génos* > *γένος* „Geschlecht“, Imperativ **bhéré* > *φέρε* „trage“)

Diesen unilateral eindeutigen lautgesetzlichen Entsprechungen (sog. einfache Ersetzungsmuster), die, wie HOENIGSWALD (1974, 121) hervorhebt, keine strukturelle Veränderung des Wortes bewirken, stehen die schon genannten divergierenden Lautentwicklungen (*split*) in den Sprachen gegenüber. Sie könnten, worauf bereits KRUSZEWSKI (1883/1975, 65) hinwies, einen derartigen Grad an Willkür in die Forschung bringen, der jede strenge Untersuchung unmöglich machte. Dies wäre aber nur dann der Fall, wenn keine Beschränkungsregeln für die Ersetzung eines (vor)einzelsprachlichen Lautes durch mehrere Folgelaute formulierbar sind. Sind diese formulierbar, so genügen die Bedingungen wiederum zur Formulierung unilateral eindeutiger Lautgesetze (*split*):



Solche Feststellungen sind natürlich nicht neu (vgl. auch KATIČIĆ 1973, 38 f.). Sie sind – wie so manches in der Linguistik – sogar um vieles älter, als gemeinhin angenommen. Schon LESKIEN (1876, XXVII) vertrat diesen Standpunkt, wenn er schrieb: „Bei der Untersuchung bin ich von dem Grundsatz ausgegangen, daß die uns überlieferte Gestalt eines Kasus niemals auf einer Ausnahme von den sonst befolgten Lautgesetzen beruhe. Um nicht mißverstanden zu werden: versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen nicht eingetreten ist, z. B. das Unterbleiben der Verschiebung im Deutschen in Lautgruppen wie *st* usw., wo also gewissermaßen eine Regel die andere durchkreuzt, so ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben, und wirkt, wo diese oder andere Störungen, die Wirkungen anderer Gesetze nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Läßt man aber beliebige zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.“ – Die Mehrdeutigkeit lautgesetzlicher Entwicklung besteht auch dann nicht, wenn mehrere (voreinzelsprachliche) Laute in einem Laut zusammenfallen (merger):



7. Die alte Streitfrage um die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze stellt sich unter den o. g. Bedingungen als ein Doppelproblem dar: Da – wie bereits vermerkt – unter lautgesetzlich zwei unterschiedliche Sachverhalte – der objektiv sich vollziehende Lautwandel und die formulierten Regeln dieses Wandels verstanden werden, muß zuerst geklärt sein, was mit „Ausnahmslosigkeit“ gemeint ist. Da die Veränderungen in den Sprachen nicht nur den „mechanischen“ Gesetzen des spontanen Lautwandels gehorchen, kann aus dieser Sicht auf ausnahmsloses Wirken der Lautgesetze natürlich kein Anspruch erhoben werden. Das aber hatten, wie schon die Ausführungen von Leskien zeigten, auch die Junggrammatiker nicht im Sinne. Ausnahmslosigkeit eines Lautgesetzes kann nicht durch das durchkreuzende Wirken eines

anderen Lautgesetzes, der Analogie oder weiterer durchkreuzender Erscheinungen in Frage gestellt werden. Sie kann in solchen Fällen nur nicht zur Wirkung kommen. Diese Erfahrung deckt sich durchaus mit dem dialektischen Charakter nicht nur sprachlicher, sondern auch zahlreicher anderer, objektiv wirkender Prozesse mit Gesetzescharakter.

Ein anderes Problem ist das – hier nicht zu lösende –, ob und in welchem Maße, von Durchkreuzungen und Analogiewirkungen einmal abgesehen, Lautgesetze alle in Frage kommenden Fälle erfassen oder nur einen großen Teil von ihnen. Eine Antwort zu geben ist deshalb so schwer, weil das Problem empirisch zu untersuchen ist, empirische Beweisführungen hierbei jedoch oftmals nicht möglich sind. Zudem ist zu berücksichtigen, daß die Sprache eine gesellschaftliche Erscheinung ist, die in Zeit und Raum existiert und – wie sich zeigt – unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt ist. Es ist also nicht bewiesen, daß alle Lautgesetze mit totaler Ausnahmslosigkeit zur Wirkung gelangen, wenngleich damit aber nicht gesagt ist, daß es solche Lautgesetze in ihrem diachronen und diatopischen Wirken nicht gibt. Die Ursachen und Bedingungen des Lautwandels und der von ihm bewirkten anderen sprachlichen Veränderungen sind insgesamt so komplexer, außer- und innersprachlicher Natur, daß sie nicht alleiniger Gegenstand der Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze sein können. Mit anderen Worten: Der Begriff von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze bleibt, isoliert und verabsolutierend betrachtet, ein wissenschaftliches Problem.

Aber das ist nicht das Wesentliche. Dies besteht vielmehr in der Frage, welche Rolle der Begriff des Lautgesetzes im epistemologischen Sinne spielt und welchen Nutzen seine Anwendung für die historische (bzw. hist.-vgl.) Sprachwissenschaft hat. Und so gesehen ist der Begriff des Lautgesetzes kein historischer und auch kein heroischer Irrtum der Sprachwissenschaft. Bringt man für ihn die von KLAUS/BUHR (1969, 166f.) formulierten Definitionsvarianten des Begriffes „Axiom“ ins Spiel, so ergibt sich klar,¹⁴⁵ daß die „ausnahmslosen Lautgesetze“ auf die erste Definitionsvariante keinen Anspruch erheben können – und auch nicht erheben müssen. Eher tendiert das Lautgesetz zur zweiten Definitionsvariante, wenn man seine theoretisch umstrittene, aber praktisch von keinem Komparativisten geleugnete, unverzichtbare Funktion in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft berücksichtigt. Andererseits hat das Lautgesetz auch Theoremcharakter, denn es wird als Lehrsatz nicht nur seit langem gelehrt, sondern auch angewendet und in praxi vertieft. Der Begriff des Lautgesetzes ist komplex und läßt sich nicht ohne weiteres auf den einen oder anderen Definitionsgehalt beschränken. Seine Position beruht auf der kollektiven wissenschaftlichen Erfahrung zum einen der Tatsache vom lautgesetzlichen Wandel in den Sprachen und zum

anderen auf der Einsicht, daß ohne diesen Begriff und seine volle Anwendung sinnvolles Arbeiten in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft undenkbar ist. Der Begriff des Lautgesetzes ist demnach auch heuristisch. Diese Auffassungen schließen natürlich gewisse Diskrepanzen zwischen der wissenschaftlichen Formulierung von Lautgesetzen und den noch nicht voll erkannten objektiven Entwicklungsprozessen der Sprache ein. Man darf diese Tatsache nicht aus den Augen verlieren, wenn man den Lautgesetzbegriff eben nicht verabsolutieren und zu einer metaphysischen Größe herabwürdigen will.

Insofern war die Entdeckung der Lautgesetze von entscheidendem Fortschritt für die Linguistik. Zu Recht hat BLOOMFIELD (1939), der an die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auch in ihrem objektiven Wirken glaubte, ihre Entdeckung als einen Triumph der Wissenschaft im 19. Jh. bezeichnet. Lautgesetze haben, wie schon betont, allgemeingültigen Charakter. Ihre Wirkung wurde längst auch für andere Sprachfamilien anerkannt. Wäre regelmäßiger Lautwandel nicht für alle Sprachen, sondern nur für eine Gruppe von ihnen, z. B. für die indoeuropäischen, auszumachen, müßte ein derartig begrenzter lautgesetzlicher Wandel einer für diese Sprachen spezifischen Erklärung zugeführt werden (oder vice versa) – was außerordentlich kompliziert, ja unmöglich wäre, da das Wirken der Lautgesetze zutiefst in der kommunikativen Funktion der Sprache verwurzelt ist. Schon im vergangenen Jahrhundert war die Tatsache des Wirkens von Lautgesetzen auch in der Finno-Ugristik oder der Semitistik beachtet worden. Neuerdings wurden weitere zahlreiche Beweise für die universelle Gültigkeit regelmäßiger lautlicher Veränderungen erbracht (SCHMITT/BRANDT 1973, 105; BENVENISTE 1977, 115f.; SZEMERÉNYI 1971/1982, 139f.). So konnte z. B. BLOOMFIELD (1925/1927) die vier nordamerikanischen Indianersprachen(gruppen) Sauk und Fox, Cree, Ojibwa und Menomini, die zu den zentralen Algonkin-Sprachen gehörten und über keine schriftlichen Überlieferungen verfügten, auf Grund von regelmäßigen Lautkorrespondenzen im Konsonantensystem rekonstruierend bearbeiten (Proto-Algonkin). Er mußte aber anhand von „Unregelmäßigkeiten“ in den Lautkorrespondenzen dieser Sprachen hypothetisch eine Sondergruppe aufstellen. Später erwies sich diese Hypothese als gerechtfertigt, als nämlich ein Cree-Dialekt bekannt wurde, der die hypothetisch aufgestellte Sondergruppe bestätigte (ausführlich dazu referierend und mit Belegen SZEMERÉNYI 1971/1982 140ff., M. HAAS 1966, 119ff. und 1969, 18ff.). – Daß Bloomfields Rekonstruktionen, aufbauend auf der Hypothese des regelmäßigen Lautwandels, nicht nur faktologisch wertvoll waren, sondern vor allem auch theoretisch und methodisch, war dem Autor wohl bewußt, wenn er anmerkte: „I hope, also, to help dispose of the notion that the usual processes of linguistic change are suspended on the American continent

(MEILLET and COHEN, *Les langues du monde*, Paris 1924, p. 9). If there exists anywhere a language in which these processes do not occur (sound change independent of meaning, analogic change etc.), then they will not explain the history of Indo-European or of any other language. A principle such as the regularity of phonetic change is not part of the specific tradition handed on to each new speaker of a given language, but is either a universal trait of human speech or nothing at all, an error."

3.5. Zu einigen Fragen der ie. Lautlehre

Die Rekonstruktion des phonologischen Systems von Grundsprachen ist eine *conditio sine qua non* für jeden historischen Sprachvergleich. Obwohl in den allerersten Zeiten der Indoeuropäistik zu Beginn des 19. Jh. die Ähnlichkeit der Wörter und Morpheme vielfach Wegweiser bei der genetischen Sprachforschung war, entwickelte sich der Lautvergleich in zunehmendem Maße mit der Auffindung von Lautgesetzen, regulärem Lautwechsel in den Sprachen. Die Untersuchung der lautlichen Seite der genetisch verwandten Sprachen und die Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Lautstände hat ihren Grund darin, daß sich die lautlichen Veränderungen als verhältnismäßig regelmäßig, d. h. als rekurrent in allen jenen Fällen darstellen, die Bedingungen für einen bestimmten Lautwandel aufweisen. Da die verglichenen Wörter/Morpheme in (Phoneme) segmentierbar sind, hält sich die hist.-vgl. Sprachwissenschaft besonders an diese, indem sie sie als Vergleichsoperatoren für die Aufstellung eines rekonstruierten voreinzelsprachlichen Phonemsystems betrachtet. Von entscheidender Relevanz sind also die linguistisch vergleichbaren Übereinstimmungen der lautlichen Seite der Morpheme (bzw. Wörter). Sie bilden wegen des einzelsprachlich zwar unterschiedlichen, doch in den Sprachen sich nicht willkürlich vollziehenden Lautwandels eine verhältnismäßig exakte Testinstanz für die Vergleichbarkeit genetisch verwandter Erscheinungen zwischen Sprachen. Da der Lautwandel in der Regel alle in Frage kommenden Wörter bzw. Morpheme erfaßt, liegt in der linguistischen Ausnutzung dieses Phänomens sogar die entscheidende Handhabe für die genetische Sprachwissenschaft.

Wenn in der indoeuropäischen Grundsprache der Laut $+e$ sich in der Folgesprache A als $/e/$ und in der Folgesprache B als $/i/$ präsentiert, so liegen zwei unterschiedliche einzelsprachliche Lautentwicklungen vor. Sie stellen sich historisch als Lautwandel und zwischen den betreffenden Sprachen als Lautkorrespondenzen ($/e/ \text{---} /i/$) in allen jenen Fällen dar, in denen

dieser Lautwandel $+e \begin{cases} \rightarrow /e/ \\ \rightarrow /i/ \end{cases}$ wirkt(e), vgl. ie. $+ed-$ „essen“ im Verhältnis zu

ahd. *ezzan* und got. *itan* oder ie. *+nem-* „zuteilen“ im Verhältnis zu ahd. *neman* und got. *niman* „nehmen“ usw. Es gilt also, die Masse der zwischen genetisch verwandten Sprachen bestehenden Lautkorrespondenzen herauszuarbeiten und sie in einen linguistisch plausiblen Bezug beim Aufbau eines grundsprachlichen Phonemsystems zu bringen. Das hat die Indoeuropäistik im großen und ganzen geleistet. Dabei wurden die grundsprachlichen Phoneme rein hypothetisch aufgestellt. Hierdurch jedoch wurden Lautgesetze formulierbar.

Indem der Lautwandel sich sowohl „spontan“ als auch „kombinatorisch“ und „positionsbedingt“ vollziehen kann (vgl. 3.4.), indem sich Lautspaltungen (split) und Lautzusammenfall (merger) im Laufe historischer Lautwandelprozesse ergeben können und noch andere, hier im einzelnen nicht zu erörternde Realisierungsmöglichkeiten, können sich zwischen den Sprachen außerordentlich komplizierte, komplexe und in ihrer Entwicklung auch sehr divergente Lautentwicklungen ergeben (Einzelheiten bei LEHMANN 1969, 129ff.; HOENIGSWALD 1960). MEILLET (1954, 14) hat dies an einer Liste von Numeralien demonstriert, die hier wiedergegeben werden soll:

	Sanskrit	Griechisch	Latein	Armenisch
„3“	<i>tráyaḥ</i>	τρεῖς	<i>trēs</i>	<i>erekl</i>
„4“	<i>catvārah</i>	τέτταρες	<i>quattuor</i>	<i>çorkl</i>
„5“	<i>pāñca</i>	πέντε	<i>quinque</i>	<i>hing</i>
„6“	<i>ṣáṭ</i>	ἕξ	<i>sex</i>	<i>veç</i>
„7“	<i>saptá</i>	ἑπτά	<i>septem</i>	<i>ewt'n</i>
usw.				

Die Tabelle zeigt zweierlei. Einmal bestehen zwischen den Numeralien im Sanskrit, im Griechischen und im Latein auch für den Nichtkomparativisten noch teilweise erkennbare Ähnlichkeiten auf Grund der besonderen einzelsprachlichen Lautentwicklung; zum anderen aber zeigt das Armenische derartige Abweichungen von dem Bild der drei anderen Sprachen, daß nur noch der fachlich Geschulte mit Hilfe von Lautgesetzen genetisch Vergleichbares erkennen kann. Hier bestätigt sich die schon in 1.1. hervorgehobene Tatsache, daß Nichtähnlichkeit zwischen vergleichbaren Erscheinungen kein Kriterium gegen genetische Sprachverwandtschaft ist, daß erst die lautgesetzlich bestimmbar Beziehungen Auskunft darüber geben können, ob eine Verwandtschaft vorliegt oder nicht. So zeigt sich am Armenischen nun, daß diese Sprache weitaus mehr Veränderungen aufweist als die anderen hier verglichenen Sprachen. Dementsprechend komplexer gestalten sich natürlich auch die Lautgesetze, die zur Erklärung dieses Befundes beitragen.

Wir wollen zur Veranschaulichung der lautgesetzlichen Komplexheit gr.

τέτταρες „vier“ im einzelnen mit der angesetzten ie. Grundform $+q^w etyōres$ (so noch deutlich in ai. *catvārah*, da hier mit wenigen lautgesetzlichen Veränderungen ausgestattet) vergleichen. Ie. $+q^w$ - entwickelt sich im Griechischen kombinatorisch vor folgendem hellem Vokal (in unserem Fall /-e/) unter Aufgabe der Labialisierung $>/t/(\tau)$, vgl. auch ie. $+quis > \text{gr. } \tau\iota\varsigma$, $+que > \text{gr. } \tau\epsilon$. Vor dunklen Vokalen entwickelte sich ie. $+q^w > \pi$. – Ie. $+t$ ist, im Griechischen bei sog. spontanem Lautwandel als τ erhalten, zeigt aber eine Reihe von kombinatorisch bedingten Varietäten. Die Lautkombination $+ty$ entwickelte sich dialektal zu $/\tau\tau/$ (so attisch; in anderen Dialekten zu $/\sigma\sigma/$), wobei das labile Element y (F) aufgegeben wurde. – Das /-a-/ in τέτταρες ist schwer zu erklären, zumal hier dialektal reguläre Entsprechungen vorliegen, so τέτορες im dorischen Nordwestgriechischen (allerdings mit $/\tau/$ statt $\tau\tau/$ bzw. $/\sigma\sigma/$). Man rechnet hier mit einer dialektal sekundär durchgeführten „Schwachstufe“ $/\alpha\rho/$ (zu $/\epsilon\rho//\omicron\rho/$); wie sie sich auch aus silbischem ie. $+r$ gr. $/\rho\alpha/$ bzw. $/\alpha\rho/$ entwickelt hatte. Lediglich die beiden letzten Phoneme sind ohne Einschränkung „spontan“ als /-εε/ erhalten geblieben!

Der Status der Lautkorrespondenzen und ihre linguistische Validität spielen in der Theorie und Methode der hist.-vgl. Sprachwissenschaft eine bedeutende Rolle. Das gilt natürlich besonders für die Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Phonemsysteme, denn davon ist die Entscheidung abhängig, welcher Art ein voreinzelsprachlich anzusetzendes Phonem und wie schließlich das ganze System beschaffen ist (SEEBOLD 1973, 30f.). Ebenso wie bei der Rekonstruktion im Bereich der Morphologie oder Syntax ergibt sich der Ansatz voreinzelsprachlicher Phoneme nicht von selbst, als eine bloße Rückprojizierung der Summe aller einzelsprachlichen Erscheinungen auf die Ebene der postulierten Grundsprache. Vielmehr zeigt sich deutlich die von erkannten lautgesetzlichen Entwicklungen und auch von theoretischen Positionen beeinflusste Eigenständigkeit der Rekonstruktion, die mechanische Übernahmen aus den Einzelsprachen ausschließen muß (vgl. weiter dazu im folgenden).

Das rekonstruierende Verfahren und seine Resultate sind somit in verschiedene Bedingungsfaktoren eingebettet. Erstens gilt für die lautliche Seite der Sprache, daß Lautkorrespondenzen als Reflexe grundsprachlichen Erbes nur dann als solche betrachtet werden dürfen, wenn sich eine genügende Anzahl von gleichgelagerten Einzelfällen in Wörtern bzw. Morphemen für den Vergleich heranziehen läßt (Rekurrenzkriterium). Diese Wörter bzw. Morpheme sollten etymologisch klar und damit für die Rekonstruktion brauchbar sein (vgl. auch KATIĆIĆ 1966). Lautkorrespondenzen müssen also signifikanten Charakter haben, wodurch Zufall, Irrtum oder andere störende Ursachen weitgehend ausgeschlossen werden können. Das ist selbst in einer so gut durchforschten Disziplin wie der Indoeuropäistik nicht in allen

Fällen gegeben. Ein solcher Problemfall ist bis heute ie. $+b$ geblieben, das im Gegensatz zu $+p$ und $+bh$ nur in wenigen, teilweise zweifelhaften Fällen anzutreffen ist. Man hat sich darüber immer gewundert und dies als eine Sonderheit der Indoeuropäischen betrachtet, die man sich nicht recht erklären konnte, zumal $+b$ als Media zu den schwach markierten Gliedern des ie. Konsonantensystems gehört, für das man demzufolge ein häufigeres Vorkommen erwarten sollte. Nach Gamkrelidze und Ivanov (vgl. 1.5.7.) löst sich das Problem durch die Veränderung des phonologischen Status von $+b$ (vgl. SZEMERÉNYI 1980², 137; Einzelheiten bei MAYRHOFER 1986, 99f). – Das Kriterium der Rekurrenz kann natürlich durch ein sehr begrenztes Textkorpus eingeschränkt sein (vgl. 1.4.). Sind dadurch nur unsichere Fälle sprachlich bezeugt, so gilt die Rekonstruktion zumindest als ebenso unsicher und zweifelhaft.

Zweitens wird die Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Lautsysteme – wie jede linguistische Tätigkeit – von herrschenden Lehrmeinungen bestimmt. Die Frage, wie aus den einzelsprachlichen Daten hypothetische grundsprachliche Phoneme anzusetzen sind, kann z. B. durch typologische Erwägungen mitbestimmt werden (vgl. 1.5.7.). Allerdings sind hierbei die schon ebd. vorgebrachten Bedenken nicht zu übersehen. – Rekonstruktionen von Lautsystemen können auch davon abhängig sein, welchen Status man einer oder mehreren Sprachen im Ensemble aller für einen genetischen Vergleich in Frage kommenden Idiome beimißt. Dieses Kriterium gilt natürlich für die Rekonstruktion insgesamt, sowohl für die morphologische als auch für die syntaktische. So galt in den ersten Jahrzehnten der Indoeuropäistik Sanskrit als das wichtigste Zeugnis für den Sprachvergleich, weil man in ihm das der Grundsprache am nächsten stehende Idiom sah. Obgleich diese Auffassung sich vornehmlich auf das stark entwickelte morphologische System stützte, das man für „ursprünglich“ hielt, wurde diese Meinung auch auf das Gebiet der Lautlehre übertragen, und das ai. Lautsystem diente als Muster des Vergleichs. So wurde der ai. Vokalbestand (/a/, /i/, /u/) noch von Schleicher in seinem Compendium als voreinzelsprachlich betrachtet, und den in den anderen indoeuropäischen Sprachen Europas vorhandenen Bestand (/e/, /o/, /a/, /i/, /u/) deutete er als eine sekundäre Entwicklung. Erst seit der Mitte der 80er Jahre des vergangenen Jh. wurde diese Auffassung aufgegeben. Ausgelöst wurde diese revolutionisierende Veränderung, die das ai. Vokalsystem vom herrschenden Sanskritozentrismus der Indoeuropäistik in einem ganz wesentlichen Punkt entfernte, im Zusammenhang mit der Entdeckung des sog. Palatalgesetzes (vgl. Anm. 127).

Wir sind damit bereits bei dem ersten wichtigen Ereignis angelangt,¹⁴⁶ daß die ie. Lautlehre in der letzten Hälfte des 19. Jh. nachhaltig beeinflusste: beim Aufbau des bis heute gültigen Phonemsystems, das wie folgt aussieht:

+/i/

+/e/

+/a/

+/o/

+/u/

Ihm stehen die langen Phoneme $+i$, $+ā$, $+ē$, $+ō$, $+ā$ oppositiv gegenüber¹⁴⁷. Hinzu kamen im Indoeuropäischen die Liquiden und Nasale $+r$, $+l$, $+m$ und $+n$, die in bestimmten Positionen, z. B. zwischen Konsonanten, silbische Alternanten (Allophone) ergeben konnten:¹⁴⁸ vgl. nichtsilbisch ie. $+pater$ „Vater“, gr. $πατήρ$, lat. *pater*, usw. gegenüber silbischem der Tiefstufe in (der Wurzel $+bher-$ „tragen“) $bhr +$ Suffix $-ti$ ($+bhr̥tis$) in dt. *Ge-burt*, lat. *foris*, *fortis* (mit jeweils einzelsprachlicher Weiterentwicklung der silbischen Liquiden mittels vokalischer Elemente außer im Altindischen). Außer diesen Lauten gab es die sog. Halbvokale $+w$ und $+j$, denen man heute phonologischen Charakter zuspricht und die man nicht als konsonantische Allophone von $+u$ und $+i$ auffaßt. Auf die schwierigen, vielfach durch sekundäre Entwicklungen durchkreuzten Lauterscheinungen von $+w$ und $+j$ kann hier nicht weiter eingegangen werden (Einzelheiten vgl. bei MAYRHOFER 1986, 160ff.). Die ie. Grundsprache besaß Diphthonge ($+ei$, $+ai$, $+oi$, $+eu$, $+au$ und $+ou$), die ablautfähig waren, vgl. ie. $+leuk-$ „leuchten, licht“ = gr. $λευκός$ „glänzend“ (mit der Vollstufe des Diphthongs) gegenüber ai. $rukṣá-$ „glänzend“ (Tiefstufe), oder ie. $+deik-$ „zeigen, sagen“ = gr. $δείκνυμι$ gegenüber ai. $diṣṭá-$ „gezeigt“. Langdiphthonge (z. B. $+ōi$, $+ēu$) ergaben sich nach neuesten Auffassungen einmal durch laryngale Prozesse und zum anderen durch Vokalkontraktionen oder als Dehnstufen, vgl. für Vokalkontraktion den Dat. Sg. der o -Stämme $ἰππῳ < ἰππο +$ Dativendung $+ei$.

Das Indoeuropäische war auffallend arm an Sibilanten. Außer stimmlosem $+s$ (vgl. $+esti$ = lat. *est*, ai. *asti* usw.) lassen sich keine anderen Zischlaute rekonstruieren.

Schwa indogermanicum ($+ə$), in vorlaryngalistischer Tradition als Tiefstufe der dehnstufigen Vokale angesehen (ie. $+ē$, $+ā$, $+ō : +ə$) und damit dem ie. Vokalsystem zugerechnet (so noch bei SZEMERÉNYI 1980², 64), leitet über zu einem weiteren bedeutenden Ereignis in der Erforschung des ie. Lautsystems, der schon erwähnten Laryngalthorie (zu einigen wissenschaftshistorischen Aspekten vgl. 3.3.). Die Laryngalthorie, die erst jüngst voll Eingang in eine umfassende Darstellung der ie. Phonologie gefunden hat (MAYRHOFER 1986) – noch SZEMERÉNYI (1980²) verhält sich ihr gegenüber distanziert – arbeitet heute weithin mit drei grundsprachlichen Laryngalen (H_1 , H_2 , H_3). Nach Cunys überzeugendem Beweis (vgl. 3.3). dürften die Laryngale konsonantischer Natur gewesen sein. Sicheres über ihren phonetischen Status ist – obgleiches an Versuchen zur Deutung nicht gefehlt hat – aber schwer zu sagen. Aufschwung bekam die Laryngalthorie nach der Entdeckung dieser Laute

im Hethitischen durch KURYŁOWICZ. Heute ist diese Theorie auf einem Stand angelangt, der es gestattet, die Auswirkungen der Laryngale in den Einzelsprachen historisch-vergleichend zu betrachten (MAYRHOFER 1986) und sie in das phonologische System des Indoeuropäischen zu integrieren.

Wie schon in 3.3. gesagt, sind die ie. Langvokale $+ē$, $+ā$, $+ō$ das Produkt einer Ersatzdehnung. Das heißt, daß, bevor dieser Prozeß eintrat, sie strukturell den Diphthongen gleichzusetzen waren: ie. $+eH_1$ (Normalstufe): H_1 (Tiefstufe) entspricht damit ablautenden Diphthongen wie ie. $+eu$: $+i$. Während sich in den Diphthongen die zweiten Bestandteile einzelsprachlich unterschiedlich lange gehalten haben oder monophthongierten, sind die Laryngale außer im Anatolischen (Hethitischen), wo sie in einigen Positionen noch erhalten sind, einzelsprachlich unter Hinterlassung verschiedener, oft komplizierter phonetisch-phonologischer und morphologischer Reflexe geschwunden. Allgemein gilt folgende Grundregel (auf die zahlreichen einzelsprachlichen Realisationsvarianten kann hier nicht eingegangen werden): Laryngal nach Vokal ergab Ersatzdehnung des Vokals:

$$\begin{aligned} +eH_1 &> +ē \\ +eH_2 &> +ā \\ +eH_3 &> +ō \end{aligned}$$

Vgl. dazu die folgenden Beispiele: Der Laryngal eH_3 führt in der ie. Wurzel $+deH_3$ - (traditionell als $+dō$ -) „geben“ schon voreinzelsprachlich zu $+dō$ -, vgl. gr. δίδωμι, ai. *dādāmi*. Laryngal $+eH_2$ führt zu ie. $+ā$ und liegt etwa in der ie. Wurzel $+peH_2$ vor, woraus lat. *pāscō* „behüte“ wurde. Im Hethitischen ist dieser Laryngal erhalten: *paḥš-* „beschützen“. Laryngal $+eH_1$ führt zu $+ē$ und zeigt diesen Reflex u. a. in gr. τίθημι „ich stelle, setze hin“. In tiefstufigen Positionen $+H_1$, $+H_2$, $+H_3$ (in der nichtlaryngalistischen Darstellung als schwa indogermanicum [$+ə$] bezeichnet) ergaben sich unterschiedliche Wirkungen. Vgl. dazu nur ein Beispiel: Die traditionelle Lautlehre hatte hier einheitlich $+ə$ angesetzt, das z. B. im Griechischen /α/ ergab und in den tiefstufigen Fällen der o. g. Beispiele durch den Wurzelsvokal der Vollstufe analogisch gefärbt worden sein soll:

$$\begin{array}{l} \text{τίθημι} : \text{θητός} < \epsilon < +\alpha < \text{ie. } +ə \\ \quad \quad \quad \uparrow \\ \text{ιστημι} : \text{στατός} < \alpha < +\alpha < \text{ie. } +ə \\ \text{δίδωμι} : \text{δοτός} < o < +\alpha < \text{ie. } +ə \\ \quad \quad \quad \uparrow \end{array}$$

Nach laryngalistischer Auffassung können nun die einzelnen, selbst vokalfärbenden Laryngale in der Tiefstufe die Färbung bedingt haben: τίθημι: $\text{θητός} < \epsilon < +H_1$ usw., doch bleibt das natürlich hypothetisch, weil die traditionelle Auffassung mit durchaus plausiblen Analogieerklärungen nicht ohne

weiteres aus der Welt zu schaffen ist. MAYRHOFER (1986, 127) weist deswegen auf ein zweifelfreies Beispiel, gr. *ἄνεμος* „Wind“, hin, dessen /ε/ (= + H_1) nicht „gefärbt“ sein kann und das eine genaue Entsprechung in ved. *anī-* „atmen“ und in oskisch *ana-mo* „Seele“ (lat. *anima*) habe. Das Problem für die Laryngalthorie besteht allerdings in der notwendigerweise zu akzeptierenden Tatsache, daß die „konsonantischen“ Laryngale positionell bedingt auch vokalisiert werden konnten; was ihren konsonantischen Charakter wiederum zweifelhaft macht. Dennoch hat die Untersuchung der tiefstufigen Positionen der Laryngale partielle Lösungen von essentieller Bedeutung für die ie. Laut- und Formenlehre ergeben. Laryngal vor Vokal ergab bei Schwund des Laryngals keine Ersatzdehnung (im Hethitischen auch erhalten):

$$\begin{aligned} +H_1e &> +e \\ +H_2e &> +a \\ +H_3e &> +o \end{aligned}$$

Aus den Darstellungen wird ersichtlich, daß den Laryngalen eine vokalfärbende Wirkung zugeschrieben wird: + e wird durch H_2 zu + $\bar{a}$ und durch H_3 zu + $\bar{o}$ umgefärbt. Die Laryngalthorie ist aber heute davon abgekommen, ie. + $\bar{e}$, + $\bar{a}$, + $\bar{o}$ ausschließlich durch die umfärbende Wirkung der Laryngale zu erklären. Jedoch zwingen Fälle wie lat. *ago*, dessen wurzelhaftes /a-/ in keinem systematischen Ablautverhältnis steht, es am ehesten aus + H_2eg - zu erklären. Eine solche Wurzelstruktur wird nun von der Laryngalthorie auch angenommen, und sie ähnelt der Struktur der ie. Wurzel $C - V - C$. Damit besteht für die Laryngalthorie auch die Möglichkeit, andere vokalisches anlautende Wurzeln mit Laryngal anzusetzen (vgl. + es - „sein“ in der Notierung als H_1es - in der Vollstufe und H_1s - in der Tiefstufe: ai.: *ásmi, ási, ásti* – *smáh, sthá, sánti* (im Sg. Vollstufe, im Pl. Tiefstufe). Für heth. *ašanzi* (3. Pers. Pl. „sie sind“) muß die Laryngalthorie wiederum eine Vokalisierung des tiefstufigen Laryngals annehmen oder zu ad hoc- Erklärungen greifen.

Ein letztes Ereignis der ie. Lautlehre sei kurz wiederholend genannt (vgl. schon 1.5.7.). Seit Brugmann hatte man das ie. Okklusivsystem als eine Viererreihe betrachtet, was natürlich wiederum ein Spiegelbild des Altindischen war, wo diese Reihe in dieser Art existiert. Das ie. System lautete demzufolge:

$$\begin{array}{cccc} +/p/ & +/ph/ & +/b/ & +/bh/ \\ +/t/ & +/th/ & +/d/ & +/dh/ \\ \text{usw.} \end{array}$$

Man sah hierin also nur eine Vorstufe der ai. Tatbestände, obwohl diese Differenzierung in keiner anderen ie. Sprache so Bestand hatte. Traditionell

orientierte Grammatiken arbeiten bis heute mit diesem System. Saussure hatte nun 1891 verschiedene ai. /th/ aus einer Behauchung der Tenuis erklärt, die durch Kontaktstellung mit einem laryngalen Element ausgelöst sein sollte (z. B. ai. *prthu-* „breit“ aus **pl̥t-H-u*). Die Zweifel an der Grundsprachlichkeit der aspirierten Tenuis verallgemeinerte KURYŁOWICZ, indem er sie der indo-iranischen Periode zuschrieb. Für KURYŁOWICZ gab es demzufolge nur eine ie. Okklusivtrias:

$$\begin{array}{ccccc} & +p & & +t & \\ +b & & +bh & +d & +dh \end{array} \quad \text{usw.}$$

Kritik an dieser Auffassung erfolgte von verschiedener Seite. Aus Gründen innerer Evidenz lehnte sie SZEMERÉNYI (1980², 136) ab und versetzte die aspirierten Tenuis wieder in die ie. Grundsprache. Die weitaus folgenreichere Kritik war schon von R. Jakobson gekommen, der die Dreierreihe aus typologischen Gründen ablehnte. Sie sei, so meinte er, in keiner der ihm bekannten Sprachen anzutreffen, dagegen sei die Reihe *+/p/ – +/ph/ – +/b/ – +/bh/* usw. typologisch möglich. Andere Forscher gingen noch weiter. Sie entwickelten vom Dreiersystem abweichende Okklusivsysteme. Am bekanntesten ist dabei das System von GAMKRELIDZE/IVANOV geworden (vgl. u. a. 1984, 1; 15f.)¹⁴⁹, das im einzelnen schon in 1.5.7 ausführlich dargestellt worden ist. Die Indoeuropäistik befindet sich nun in der Situation, miteinander konkurrierende Okklusivsysteme zu haben, und das neue System ist, obwohl auch (noch) nicht annähernd so weit akzeptiert wie die Laryngale, im Prinzip von der gleichen Art: Er zeigt dieses Fach in einer Periode umfassender Neuansätze und Neuordnungen des alten, vor allem aus junggrammatischer Zeit herstammenden wissenschaftlichen Erbes. Inwieweit sich die verschiedenen Neuansätze (gedacht ist hier besonders an den letztgenannten) im einzelnen klärend und vertiefend durchsetzen und zum Allgemeingut der Indoeuropäistik werden, ist heute noch nicht abzuschätzen. Dieser Zustand birgt besonders für alle Nichteingeweihten die Gefahr der Irritierung; er beinhaltet nichtsdestoweniger einen Umwälzungsprozeß von noch nicht abzusehenden Auswirkungen.

3.6. Zu einigen Fragen der ie. Morphologie

Die hist.-vgl. Grammatiken des Indoeuropäischen gliedern die Morphologie im engeren Sinne des Wortes in die Darstellung des Nomens (Substantiv und Adjektiv), der Pronomen und des Zahlwortes und in die Darstellung des Verbs. Damit sind Fragen der ie. Wortarten unmittelbar betroffen. Dagegen wird die ebenfalls zur Morphologie gerechnete Wortbildung (Derivation und Komposition) in den einzelnen Grammatiken unterschiedlich

behandelt. Zuweilen ist sie in kurzgefaßten Darstellungen als besonderes Gebiet gar nicht weiter ausgewiesen (so bei KRAHE 1959³ und SZEMERÉNYI 1980²), sondern wird sporadisch bei der Flexion mitbehandelt, etwa die verbale Derivation bei der Darstellung des Präsens (vgl. das Suffix *ie. +iō-*: Grundwort ai. *rájas* „Staub“ > *rajas-yā-mi* „ich werde zu Staub“, gr. *τιμή* „Ehre“ > *τιμάω* „ich ehre“, got. *salba* „Salbe“ > *salbō* „ich salbe“ aus *+salbo-jō*) usw.

Flexion und Derivation werden im Indoeuropäischen morphologisch durch Affixe, Betonung (Akzent) und Ablaut markiert. Hinzu kommen einzelsprachlich weitere morphologische Mittel, so der Umlaut im Germanischen oder die Palatalisierung im Slawischen. Natürlich treten nicht alle Mittel kombiniert auf. Wichtig ist aber festzustellen, daß eben nicht nur die Affixe, sondern z.B. auch die anderen genannten Mittel in den Sprachen morphologischen Charakter erhalten haben und das aus einer Reihe von Morphemen bestehende Wort mit charakterisieren. Bei der Derivation (vgl. im folgenden die Bildung eines Kausativums) zeigt *ie. +sédō* „ich sitze“ (*ie.* Wurzel *+sed-*) folgende Veränderungen: 1. Suffigierung durch *+éiō*, 2. Wechsel des Akzentes von der Wurzelsilbe auf das derivierende Suffix, 3. -o-Tönung des Wurzelvokals gegenüber der -e-Tönung der Ausgangsform: *ie. +sod-éiō* in ai. *saddáyāmi*, got. *satja* „ich setze“ (gegenüber *sita* „ich sitze“). – Vergleichbar liegen die Verhältnisse bei der Flexion selbst; auch hier spielen die o. g. Mittel eine entscheidende Rolle, vgl. das ai. Perfekt *cakára* „ich machte“, *cakártha* „du machtest“, *cakára* „er machte“ mit Betonung auf der vollstufigen Wurzel im Singular gegenüber dem Plural *cakrmá* „wir machten“, *cakrá* „ihr machtet“, *cakrúh* „sie machten“ mit Endsilbenbetonung und Tiefstufe der Wurzel. Dasselbe findet sich bekanntlich auch im Germanischen beim Präteritum perfektischer Herkunft: got. *band* „ich band“ – *bundum* „wir banden“.

Der Akzent kann zum selbständigen Morphem werden, wenn andere Mittel der morphologischen Differenzierung nicht (mehr) vorhanden sind: russ: Gen. Sg. *города* „der Stadt“ gegenüber dem Nom. Pl. *городá* „die Städte“ oder ai. *sadmánas* „des Dasitzenden“ (Gen. Sg. zum Nom. *sadmán*) gegenüber *sádmānas* „des Sitzes“ (Gen. sg. zum Nom. *sádmān* „der Sitz“). Eine vergleichbare Rolle spielt der Umlaut im Germanischen: engl. *foot*: *feet*, dt. *Ofen*: *Öfen*. Aus synchroner Sicht ist er hier das einzige Mittel der Numerusdifferenzierung. Heute wird allgemein danach gestrebt, Akzent und Ablaut in Grammatiken des Indoeuropäischen in ihrer morphologischen Funktion deutlicher auszuweisen, als das vielfach in traditionellen Darstellungen geschah. Die „Indogermanische Grammatik“, von KURYLOWICZ begründet, widmet diesem Thema einen vollständigen Band (KURYLOWICZ 1968). Akzent und Ablaut werden dabei in ihrer Genese als phonetisch-phonologische Erscheinungen betrachtet, die schon frühzeitig morphologische Funktionen übernommen

haben. – Beide Erscheinungen werden neben anderen seit TRUBETZKOY (1931) als zur Morphonologie gehörig bezeichnet, und in manchen Darstellungen zur ie. Grammatik werden morphonologische Erscheinungen sehr ausführlich behandelt.

Es ist unmöglich, auf nur wenigen Seiten einen auch nur ungefähren Überblick über das Gebiet der ie. Morphologie zu geben. Das hochflexivische Spätindoeuropäische und die gleichermaßen hochflexivischen Systeme mancher (alter ie.) Sprachen sowie die schon angedeuteten weiten Grenzen und Übergangszonen der Morphologie, die z. B. eine Behandlung des ie. Akzents ebenso einschließen, wie die Beschreibung der Wortbildung und der Wurzeltheorien, verbieten eine solche Überblicksdarstellung. Daher sollen nur auf einem, und zwar dem Gebiet der Verbalflexion, einige aktuelle morphologische Fragen skizziert werden, und auch das in der Hauptsache nach einem Gesichtspunkt, dem Tempussystem, denn das gesamte Spektrum der für die Verbalmorphologie anstehenden Fragen kann gleichfalls nicht vollständig umrissen werden. – Die Untersuchung des Verbs hat eine bevorzugte Geschichte. Mit ihm setzte sich schon FRANZ BOPP auseinander und leitete damit 1816 die vergleichende ie. Sprachwissenschaft ein (vgl. schon 2.1.). Über das Verb erschienen ungezählte Abhandlungen, die nicht nur das Verhältnis von grundsprachlichem und einzelsprachlichem System, sondern auch die Entwicklung des grundsprachlichen Systems selbst, wie es sich besonders in seiner späti. Phase präsentiert, zum Gegenstand haben.

Die hist.-vgl. Morphologie ist das bevorzugte Arbeitsgebiet nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Rekonstruktion. Auf den vorliegenden Gegenstand angewendet, heißt das, daß die starken einzelsprachlichen Veränderungen, die das grundsprachliche Verbalsystem durchgemacht hat, es verbieten, die einzelsprachlichen Daten lediglich zu „triangulieren“. Man kann also deshalb nicht ohne weiteres zu Asteriskparadigmen gelangen, weil synkretistische Prozesse in den Einzelsprachen und einzelsprachliche Archaismen und Neuerungen das nicht zulassen. Dem Prozeß der äußeren Rekonstruktion muß also die Extrapolation desjenigen einzelsprachlichen Materials vorausgehen, mit dem man zu vergleichbaren voreinzelsprachlichen Daten gelangt. Einem Präsens, Imperfekt, Aorist, Perfekt, Plusquamperfekt und Futur im Griechischen steht ein Präsens und Präteritum im Hethitischen und im Germanischen gegenüber, wobei das gr. Verbalsystem eine Reihe von Modi in verschiedene Tempora integriert hat, das Hethitische aber nicht. Solche auf den ersten Blick schwer vergleichbaren Daten machen eine genaue einzelsprachliche Formen- und Funktionsanalyse der grammatischen und gegebenenfalls auch der lexikalischen Morpheme erforderlich. Das wieder setzt voraus, daß klar ist, was ein lexikalisches und was ein grammatisches

Morphem in der Morphemstruktur des ie. Verbs ist. Zuweilen aber ist diese Frage schwer zu entscheiden, so etwa bei einer Reihe von Affixen, die (ohne eine für uns erkennbare Bedeutungsveränderung) an die Verbalwurzel traten, aber nicht (mehr) in allen Sprachen paradigmatisch bildend waren. So spielen die präsensstämmigen Nasalinfixe und das Suffix *-sk'* im Germanischen keine morphologische Rolle. Dies äußert sich auch darin, daß sie ins Präteritum verschleppt werden konnten: an. *sporna*, ahd. *spurnan* „treten“ zeigt das Prät. *sparn*. Im Hethitischen und in Tocharisch (B) dagegen entwickelte sich das *-sk*-Suffix zum wichtigsten morphologischen Mittel verbaler Stammbildung.

Die hist.-vgl. Morphologie, die auf der Segmentierung der grammatischen Formen, in unserem Falle des Verbs, beruht, ordnet die einzelsprachlichen Morpheme und rekonstruiert ihre voreinzelsprachlichen Formen und Funktionen. Oftmals stößt sie dabei auf die Entwicklung von lexikalischen (bzw. noch nicht grammatikalisierten) Elementen zu morphologischen. Der Sprachvergleich gelangt damit bei größerer Zeittiefe zu einem einfacheren Kategorienbestand als etwa vom Altindischen oder Altgriechischen her bekannt ist, wo sich ein später, offenbar nur noch dialektal ausgebauter Zustand des ie. Tempussystems repräsentiert. — Das grundlegende spätie. Tempussystem besteht aus dem Präsens-Aorist-System, zwei in ihrem Aufbau weitgehend gleichen, morphologisch zuweilen nur minimal differenzierten Paradigmen, und aus dem Perfektsystem. Daneben hat sich wohl schon voreinzelsprachlich, aber ebenfalls dialektal begrenzt, ein Imperfekt (zum Präsens) und ein Plusquamperfekt (zum Perfekt) herausgebildet (KURYLOWICZ 1964, 91, SZEMERÉNYI 1980², 269 ff.). Das in einzelnen Sprachen vorhandene Futur ist unterschiedlicher Herkunft. Jedoch nur wenige Sprachzweige haben dieses System voll weiterentwickelt, da 1. Sprachen schon früher aus dem ie. Verband ausgeschieden waren und diese Entwicklung nicht mehr voll mitmachten (z. B. die Augmentierung), und da 2. die schon genannten (starken) einzelsprachlichen Veränderungen eingetreten waren. Dennoch ist es aus systematischen Gründen sinnvoll, von dem spätie. System auszugehen.

Das Präsenssystem ist von außerordentlicher Vielfalt bei der Stammbildung. Suffixe und Infixe erweiterten die Wurzel zum sog. Stamm. Sie entwickelten sich zu unterschiedlichen Zeiten in der Grundsprache und dienten weitgehend der Derivation, der Erweiterung des Präsenssystems auf der Grundlage von verbalen und nominalen Ausgangsformen (KURYLOWICZ 1964, 105 ff.). Zuweilen besteht jedoch über die ursprünglichen Bedeutungen dieser Affixe bis heute Unklarheit. Man wird aber nicht fehlgehen, ihre derivative Funktion auch im Zusammenhang mit der Herausbildung aktionaler Modifizierungen des Präsens zu sehen, das im übrigen seiner Natur nach imperfektiv war. Ein gebräuchliches voreinzelsprachliches Suffix war die schon erwähnte

+*-sk'*-Bildung, vgl. ie. +*g^mm-sk'-ō* „gehe, komme“ in ai. *gáčchāmi*, gr. *βάσχω* gegenüber der nicht suffigierten Wurzel +*g^mem-* in got. *qiman* „kommen“. Das +*-sk'*-Suffix zeigt zwar einzelsprachlich unterschiedliche Bedeutungsentwicklungen, seine aktionale Grundbedeutung dürfte jedoch nach dem Zeugnis des Hethitischen iterativ-durativ gewesen sein. – Semantisch weniger klar sind die typologisch auffälligen, nasalen Präsensinfixe (vgl. SZEMERÉNYI 1980², 250f.), z. B. ai. *śrñōti* „er hört“ (aus ie. +*k'lneu-*) gegenüber infixlosem Part. Perf. *śrutá-*, gr. *κλυτός* „gehört“ (vgl. auch K. H. SCHMIDT 1980, 100). Desgleichen bestehen Schwierigkeiten, die reduplizierten Präsensbildungen semantisch allseitig zu interpretieren. Zwar zeigen die ai. reduplizierenden Intensiva und Frequentativa offenbar ursprüngliche Bedeutungen der Reduplikation (vgl. auch DRESSLER 1971, 14f.), aber in vielen anderen Fällen läßt sich eine modifizierende Bedeutung nicht mehr feststellen. (Zu den spätie. Derivationssuffixen +*-iō-* und +*-éiō-* vgl. oben.)

Derartigen Präsensbildungen standen altertümliche sog. Wurzelbildungen (primäre Verben) gegenüber. Ihre Bildung erfolgte durch die bloße Wurzel + Endung (athematisch): ie. +*és-mi* in ai. *ásmi*, gr. *εἰμί* usw. „ich bin“, bzw. durch die bloße Wurzel + Themavokal (+*o/e*) + Endung (thematisch): lat. *vehit*, ai. *váhati* „er fährt“ aus ie. +*uég'h-e-ti*. Athematisch bzw. thematisch werden auch die verschiedenen, o. g. abgeleiteten Präsensbildungen flektiert. Die primären Verben bildeten damit eine der Grundlagen für die Derivation. Die ie. Sprachen tendieren dazu, die offenbar altertümlichen athematischen Bildungen durch solche mit einem Themavokal zu ersetzen. So steht neben themat. +*bhér-e-ti* (ai. *bhárati*, lat. *ferit*) eine alte athematische Form in lat. *fert* „er trägt“ und in ai. *bhárti*.

Hinzu kamen beim Präsenssystem noch verschiedene modusbildende Suffixe (für den Konjunktiv und Optativ) sowie für sekundäre Tempusbildungen (Futur). Der Indikativ selbst war als Modus nicht markiert.

Einzelsprachlich hatten die verschiedenen Präsensbildungen höchst unterschiedliche Schicksale; sie konnten zu morphologisch produktiven Klassen werden oder auf den Stand lexikalischer Einzelfälle geraten.

Als Endungen fungierten in ie. Zeit die sog. Primärendungen +*-mi*, +*-si*, +*-ti* in der 1.–3. Pers. Sg. und +*-nti* in der 3. Pers. Pl. sowie auch die Endung +*-ō* in der 1. Pers. Sg. Die anderen Personen waren anders charakterisiert. Die Endungen selbst waren diathesenbildend.

Dieser vielfältigen Struktur des Präsens Indikativ (Wurzel bzw. Stamm (+ Infix/Suffix) (+ Themavokal) + Endung) stand im Aorist ein weniger reichhaltig ausgestattetes System an Bildungsmitteln gegenüber. Dies ergibt sich vor allem aus dem Fehlen der Präsensaffixe. Der Aorist war somit positiv und negativ gegenüber dem Präsensstamm markiert. Sein positives Hauptkennzeichen war in zahlreichen Fällen das Suffix +*-s-*, eine späte,

aber mit Sicherheit schon voreinzelsprachliche Bildung, die im Altindischen zu verschiedenen morphologischen Subgruppen ausgebaut wurde und als selbständiges Tempus außerdem nur noch im Slawischen und Griechischen erhalten blieb: gr. $\xi\delta\epsilon\iota\chi\alpha$ (aus $+e-deik-s-m$) „ich zeigte“, ai. $\acute{a}-dik-s-am$, aksl. $znach\acute{o}$ „ich kannte“ (aus $+zna-s-om$). Diesen sigmatischen Aoristen standen ältere asigmatistische Bildungen zur Seite. Als asigmatistischer (und athematischer) Aorist wird diese Form gegenüber dem Präsens und dem Imperfekt gewissermaßen negativ markiert durch das Fehlen von Präsensaffixen: (Präsens) $\gamma\iota\gamma\nu\acute{o}\sigma\kappa\omega$ „ich erkenne“ (Reduplikation und $-sk'$ -Bildung) gegenüber (Aorist) $\xi\gamma\nu\omega\nu$ „ich erkannte“. Dieser Aorist, der wie die anderen Aoristbildungen im Griechischen, Indo-Iranischen, Armenischen und Phrygischen (in unterschiedlicher Weise) auch mit dem e -Augment versehen war und der gleichfalls wie die anderen Aoriste die sog. Sekundäreendungen aufweist ($-m$, $-s$, $-t$ in der 1.–3. Pers. Sg. und $-nt$ in der 3. Pers. Pl.), hatte neben sich einen asigmatistischen thematischen Aorist ($\epsilon\phi\upsilon\gamma\omega\nu$ „ich bin geflohen“), der sich durch Tiefstufe des Ablautes gegenüber dem Imperfekt ($\epsilon\phi\epsilon\upsilon\gamma\omega\nu$) abhob. Er dürfte ebenfalls voreinzelsprachlich gewesen sein. Es ist leicht einsehbar, daß dieses komplizierte System das Produkt einer langen Entwicklung in der Grundsprache gewesen ist und daß ihm morphologisch einfachere Stadien vorausgegangen waren.

Neben dem Präsens-Aorist-System stand das Perfekt. Obwohl als eigenständiges Tempus nur im Indo-Iranischen und Griechischen erhalten, liegt es doch dem germ. starken Präteritum zugrunde und ist auch noch im Altirischen aufzufinden. Ferner hat es Spuren im neuen, aus Aorist und Perfekt gebildeten lat. Perfekt hinterlassen. Voreinzelsprachliches Vorhandensein des Perfeks ist also gesichert. Seine hervorstechende Eigenart sind die formal vom Präsens-Aorist-System abweichenden Endungen (Sg. $+a$, $+tha$, $+e$); ferner charakterisiert das Perfekt die Reduplikation, eine wahrscheinlich sekundär ausgebaute morphologische Erscheinung, die $-o$ -Tönung des Ablautes beim Wurzelvokal, wenn der Vokal des Präsensstammes $-e$ aufwies, und schließlich der quantitative Ablaut (im Singular Vollstufe, im Dual und Plural Tiefstufe der Wurzel), vgl. für den qualitativen Ablaut und die Reduplikation gr. (Präsens) $\lambda\epsilon\iota\pi\omega$ „ich lasse“ gegenüber (Perfekt) $\lambda\acute{\epsilon}\lambda\omicron\iota\pi\alpha$ „ich habe gelassen“ und für den quantitativen Ablaut ai. (Perfekt) $ca\acute{k}\acute{a}ra$ „ich habe gemacht“ gegenüber $ca\acute{k}\acute{e}m\acute{a}$ „wir haben gemacht“ (Tiefstufe). Ob die zuletzt genannten Kennzeichen schon ursprünglich waren, wird verschiedentlich bezweifelt (K. H. SCHMIDT 1980, 102). – Hinzu kommt, daß auf der Basis des hier beschriebenen Systems schon voreinzelsprachlich vom Präsensstamm ein Imperfekt gebildet wurde, das als Vergangenheitstempus gegenüber dem Präsens durch Augment und Sekundäreendungen und gegenüber dem Aorist durch seine Stammbildung nach dem Präsensstamm und durch Fehlen des

-s-Kennzeichens des Aorists gekennzeichnet war: gr. (Präsens) δείκ-νυ-μι „ich zeige“, (Imperfekt) ἔ-δεικ-νυ-ν „ich zeigte“: (Aorist) ἔ-δειξ-α (= *e-deik-s-a* (aus ^{+m})) „ich habe gezeigt“.

Auf das Plusquamperfekt wurde schon hingewiesen.

Man versteht diese ganze Vielfalt von Tempora besser, wenn man – wie schon lange in der Indoeuropäistik erkannt – in den hier angeführten Kategorien keine ursprünglichen Tempora sieht, sondern Bildungen, die im Laufe ihrer (vor)einzelnsprachlichen Entwicklung sich erst zu differenzierten Tempora entwickelt haben.¹⁵⁰

Deutlich nicht temporalen, sondern resultativen, also aktionalen Ursprungs war das Perfekt, das einen Zustand (aus vorangegangenen Geschehen) bezeichnete und gewissermaßen als ursprüngliches Zustandspräsens anzusehen ist. Zum Aorist εἶδον „ich habe gesehen, erfahren“ gibt es das Perfekt οἶδα „ich weiß“, das den resultierenden Zustand (des Wissens) aus der Aoristbedeutung wiedergibt (ebenso ai. *vēda*, got. *wait*). Die ursprüngliche Zustandsbedeutung des Perfekts erklärt auch seine ursprünglich aktivische Flexion gegenüber medio-passivischen und deponentialen Präsensbildungen: γίγνομαι „ich werde geboren“ gegenüber Perfekt γέγονα; δέχομαι „ich sehe, erblicke“ gegenüber Perfekt δέδοχα usw.

Später wurden die medialen Endungen auch beim Perfekt üblich. Spätere Bedeutungsentwicklungen des Perfekts in Richtung auf ein Tempus verdunkelten vielfach seine ursprüngliche Zustandsbedeutung, so beim germ. Präteritum und beim narrativen Perfekt im Griechischen.

Das Präsens-Aorist-System ist das Ergebnis einer sekundären Differenzierung, wobei sich die Präsensstämme durch Affigierung (s. o.) aus ursprünglich wohl nicht erweiterten (Verbal-)Wurzeln herausgebildet haben. Als Kennzeichen des *hic et nunc* des Verbalgeschehens in der ie. Grundsprache wurde den ursprünglichen (!) Sekundäreendungen¹⁵¹ ^{+m}, ^{+s}, ^{+t}; ^{+nt} das Element ⁺ⁱ beigegeben (^{+mi}, ^{+si}, ^{+ti}; ^{+nti}), wodurch sich das Präsens bedeutungsmäßig und formal ausschaltete: ^{+bhér-e-ti} „er trägt“ gegenüber ^{+(é)hher-e-t} „er trug“. Allerdings geschah die Differenzierung nicht von einem ausgebildeten Aoristsystem her, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach von einer beiden vorausgehenden Vorform, dem sog. Injunktiv (nach Brugmann), einer unaugmentierten Form mit Sekundäreendungen (^{+bhér-e-t}). Sie weist gegenüber dem Präsens und dem Aorist eine geringere Zahl von grammatischen Morphemen auf, wodurch sich auf eine ursprünglich breitere Skala morphologischer Bedeutungen schließen läßt. Der Injunktiv, der seit Brugmann in der Geschichte der Erforschung des ie. Verbalsystems sehr umstritten ist, ist in keiner ie. Einzelsprache mehr als eine morphologisch klar gesonderte (temporale oder modale) Kategorie ausgewiesen. Er stellte nach HOFFMANN (1967, 276ff.), der die noch häufigen Injunktivvorkommen

im Vedischen untersuchte, dort eine Form *dar* (z. B. als Injunktiv 3. Pers. Sg. Präs. *bharat* [zur Wurzel *bhṛ* „tragen“] und als Injunktiv Aorist *bhūt* [zur Wurzel *bhū* „sein“]), die in modaler und temporaler Hinsicht neutral war.¹⁵² Diese Feststellungen sind sehr wichtig. Sie bestätigen, daß der Injunktiv im Rahmen des spätie. Verbalsystems eine archaische, untergehende Form aus einer überwiegend nicht temporal geprägten früheren ie. Periode war, daß er aber zugleich die Ausgangsbasis für das Präsens-Aoristsystem durch morphologische Differenzierung bildete. Ursprünglich konnte diese Form kontextuell für alle Zeitstufen verwendet werden. Indem einerseits ein aktional gegliedertes System von Präsentien durch *-i*-Markierung der Endung sich bedeutungsmäßig von der *+bheret*-Form differenzierte (neues Merkmal: Gegenwart), wurde andererseits von Wurzeln mit perfektiver Bedeutung ein Aorist (gr. *ἔφυν*) gebildet; aus nicht perfektiven Formen entstand in Anlehnung an die Präsentien das augmentierte Imperfekt (gr. *ἤα < +ēsēn*). Durch die Entwicklung von Präsens, Aorist und Imperfekt wurde der alte, zeitlich neutrale Injunktiv zurückgedrängt und nahm einzelsprachlich sekundäre Bedeutung besonders im modalen Bereich an.

Die Entwicklung des Präsens-Aorist-Imperfektsystems einerseits und die allmähliche Entwicklung des ursprünglichen Zustandsperfekts zu einem Tempus andererseits bilden die Grundlagen für die Tempussysteme der ie. Sprachen. Die dabei involvierenden Fragen zeigen das schon oft Veranschaulichte: Durch innere und äußere Rekonstruktion des einzelsprachlichen Materials hat sich das Interesse auf Entstehungsfragen der überlieferten Kategorien verschoben. Das Präsens-Aorist- und das Perfektsystem werden damit als das Ende einer voreinzelsprachlichen Entwicklung gesehen, die von ursprünglich nichttemporalen Kategorien ausging und zur Bildung von Tempora teilweise schon in voreinzelsprachlicher Zeit führte, eine Entwicklung, die einzelsprachlich ihren Fortgang nahm.

3.7. Zu einigen Fragen der ie. Syntax

Gegenüber der Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Laut- und Formenbereiche und der Lexik liegen weit weniger Arbeiten und Forschungsergebnisse zur hist.-vgl. Syntax des Indoeuropäischen vor (vgl. schon 1.3.). Dementsprechend uneinheitlich sind auch die Untersuchungs- und Darstellungsmethoden (DRESSLER 1971, 5). Vergleichbar wenig entwickelt ist auch die Syntax in der Finno-Urgistik (Décsy 1965, 3 und 160f.) und in anderen genetischen Linguistiken. – Erst in den letzten Jahren nehmen Untersuchungen und Arbeitstagungen zu Fragen der hist.-vgl. indoeuropäischen Syntax stark zu (vgl. u. a. RAMAT 1980). Weiter ist auffällig, daß die Syntax des Indoeuropäischen verhältnismäßig spät entstand. Protagonist auf die-

sem Gebiet war B. DELBRÜCK (1893/1897/1900), der als erster die hist.-vgl. Methode auf dieses Gebiet anwendete. Delbrücks großartiges Werk basiert auf zahlreichen einzelsprachlichen Untersuchungen. Für ihn war die Syntax „die Lehre vom Satze und seinen Theilen“ (1893, 83), womit ein umfassendes Forschungsprogramm beschrieben war, das in sich aber schon den Keim der Nichtdurchführbarkeit trug. Außer der „Lehre vom Satz“ enthielt das Programm nämlich auch die Darstellung der nominalen und verbalen Kategorien und den Gebrauch der Wortarten (ebd. 83f.). Ausführlich werden die Formen und Funktionen der einzelnen Kasus, Pronominal- und Verbalformen beschrieben. Es folgen die Untersuchungen zum Satz und seinen Teilen. Delbrück fragt in diesem Zusammenhang nach dem Grad der Sicherheit der syntaktischen Rekonstruktion. Diese Frage ist symptomatisch. Hinsichtlich der formenbezogenen Syntax fällt es ihm leicht anzunehmen, daß, „wenn . . . ein gewisser Formentypus den indogermanischen Sprachen gemeinsam ist, . . . damit schon ausgesprochen (ist), dass er der Urzeit angehört hat. Denn die Möglichkeit ist ausgeschlossen, dass eine Form, wie z. B. der Nominativ, in jeder einzelnen Sprache für sich entstanden sei“ (ebd., 85). Wir sehen in Delbrück also einen Vertreter der später noch zur Sprache kommenden sog. Mischsyntax, beobachten aber zugleich auch, daß strukturtypologische Erwägungen bei seiner Aussage mit im Spiel sind.

Wenn LEHMANN (1974, IX) jedoch feststellt, „In spite of . . . Delbrücks excellent monographs and his syntax in the first edition of the Brugmann-Delbrück Grundriß, and in spite of excellent discussions of syntactic problems, such as those in Jacob Wackernagel's Vorlesungen, no syntactic description of Proto-European has yet been written“, so ist dieser Sachverhalt zwar an und für sich richtig, aber doch einseitig dargestellt, denn erstens gab es nach Brugmann auch keine vergleichbar umfassende grammatische Gesamtdarstellung des Indoeuropäischen mehr, und zum anderen war doch eine Reihe von ausgezeichneten einzelsprachlichen syntaktischen Untersuchungen entstanden, in denen ebenfalls Fragen der ie. Syntax mitbehandelt wurden (vgl. z. B. WATKINS 1963). Ohne sie hätte auf diesem schwierigen und voraussetzungsvollen Gebiet niemals weitergearbeitet werden können.¹⁵³

Der Grund für das relative Hintenanbleiben der Syntax in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft ist in verschiedenen Umständen zu sehen. Vor allem ist auf das langanhaltende Interesse der Indoeuropäistik an der lautlich-formalen Rekonstruktion hinzuweisen. Damit im Zusammenhang steht, daß es der Sprachvergleich in den Bereichen der Satz- und Wortgruppenbildung weitgehend nicht mit lautlich-materiellen Elementen, sondern mit syntaktischen Beziehungen und Strukturen zu tun hat, die als solche durch einzelsprachlichen Vergleich auf voreinzelsprachliche Gebrauchsmuster hinweisen können (aber nicht müssen!) und daher nur in seltenen Fällen

bis zu genetisch korrelierbaren, also lautlich-formal rekonstruierbaren Vorformen (Konjunktionen, Satzpartikeln) gelangen lassen. Lautlich-materielle Erscheinungen der Einzelsprachen (z. B. Morpheme oder Lexeme) lassen sich auf identische voreinzelsprachliche Formen „triangulieren“ (so dt. *Vater* und ai. *pīth* auf ie. ^+pāter), und die Extrapolation geschieht mittels Lautgesetzen. Dies betrifft die genetischen Verhältnisse der Sprachen. – Die Wortfolge (Satzgliedfolge) Subjekt (S) – Prädikat (P) – Objekt (O) im einfachen unmarkierten Aussagesatz in germanischen Sprachen (z. B. im Englischen und Deutschen) dagegen und die Wortfolge S–O–P in dergleichen Sätzen im Lateinischen oder Hethitischen lassen sich nicht in einer dritten, einer einheitlichen Asteriskform „aufheben“, sondern nur mittels philologisch-historischer Untersuchungen und der inneren und äußeren Rekonstruktion und typologischer Evidenzen für einen Vergleich plausibilisieren und dann entweder auseinander herleiten (etwa in der Art: A–O–P kann zu S–P–O führen, wenn gewisse einzelsprachliche Voraussetzungen gegeben sind, vgl. schon 1.5.11. und auch DEZSÖ 1980, 20f.), oder es lassen sich konkurrierende Strukturen für die Grundsprache ansetzen, die nicht als dialektale Varianten derselben gelten müssen.

Dabei ist zuerst zu beachten, daß – in flektierenden Sprachen – die Wortfolge bis zu einem gewissen Grade frei sein kann, also verschiedene Wortfolgestrukturen aus stilistischen oder textuellen (pragmatischen) Gründen sich zeitweilig gegenseitig tolerieren, so daß auch aus der Sicht nur teilweise übereinstimmender einzelsprachlicher Materialien (z. B. in altgermanischen Idiomem, vgl. FOURQUET 1938, RAMAT 1981, 187ff.) sich kaum eine einheitliche Grundstruktur rekonstruieren läßt. Wenn man dennoch als Basisstruktur für das Germanische die Wortfolge (S)–O–P ansetzt (und die Struktur (S)–P–O damit als eine sekundäre Entwicklung betrachtet), so bedient man sich auch einer Reihe anderer struktureller Erscheinungen (Stellung des Genitivs zu seinem Nomen, Stellung des Relativsatzes zum Hauptsatz, Struktur der Komposita, das Auftreten von Präpositionen und/oder Postpositionen), die in implikativen Beziehungen zu gewissen Wortfolgeregularitäten stehen (vgl. schon 1.5.11., DRESSLER 1971, 7f. und RAMAT, ebd.) und die damit als Stützhypothesen für eine vorausgesetzte Wortfolge dienen. Setzt man für das Germanische also eine Basisstruktur S–O–P an (*Ek HlewagastiR horna tawido* „Ich, HlewagastiR (Sohn?) von Holt schuf (dieses) Horn“; vgl. dazu 2.3.4. Mitte), so harmonisiert dies zwar in gewissem Sinne mit dem Befund in anderen ie. Sprachen, jedoch keineswegs in der Weise, daß diese „Regel“ für alle Fälle „gilt“, sondern sie ist in vielen Sprachen nur eine Tendenz. – Der Anteil des Hypothetischen und des Uneinheitlichen ist in solchen Fällen verhältnismäßig hoch, und dementsprechend zurückhaltend bzw. widersprüchlich sind auch die Aussagen der Komparativisten.

Das Zusammenwirken von genetischer und strukturtypologischer Forschungsproblematik komplizierte und verlangsamte lange Zeit die Forschung natürlich besonders in einer Disziplin, die vornehmlich auf die Untersuchung lautlicher (und semantischer) Entwicklungen zwischen genetisch verwandten Idiomen ausgerichtet war. Einer hochentwickelten hist.-vgl. Laut- und Formenlehre stand somit schon zu Zeiten der Junggrammatiker eine eher zurückgebliebene und in ihren Aufgaben- und Gegenstandsbereichen nicht klar definierte Syntaxforschung gegenüber – trotz der großen Verdienste von Delbrück. AMIROVA (1980, 408) spricht in diesem Zusammenhang von einer gewissen Einengung der wissenschaftlichen Problemstellung, worunter auch die Lage in der Syntaxforschung zu verstehen ist.

Wir haben in unserer bisherigen Darstellung aber verschiedene Fragestellungen und Positionen der älteren syntaktischen Forschung übergangen. Es hatten sich – verallgemeinernd dargestellt – schon seit der Jahrhundertwende einige ungeklärte Fragenkomplexe herausgebildet. Unklar war, was man unter Syntax zu verstehen habe, denn die Definitionen waren widersprüchlich (vgl. dazu u. a. KRAHE 1972, 9ff.), und unklar war auch, was man unter einem Satz, einem Hauptgegenstand der Syntaxforschung, zu verstehen habe. Der ersten Frage hatte sich schon RIES in aller Schärfe in seiner Schrift „Was ist Syntax?“ (1894) zugewandt und zwei extreme Auffassungen, die Wortklassensyntax und die Satzsyntax (Satzlehre) herausgeschält, zwischen denen sich allerdings eine sog. Mischsyntax bewegte, „die ungefähr alles, was nicht zur Laut- und Formenlehre gehört, behandelt, jedoch wiederum nicht vollständig“ (ARENS 1969, 1; 395). Vor allem Fragen der Satz- und Satzgliedstellung werden von Ries selbst dort vermißt, wo die syntaktische Forschung, wie in den klassischen Sprachen, schon weit vorangeschritten war. Ries selbst klammerte die Morphosyntax, d. h. die Behandlung der Bedeutung von Wortklassen und Wortformen, aus der Syntax aus und ordnete sie der Morphologie zu. Obzwar seine Auffassung einen gewissen Einfluß auf die zweite Ausgabe von BRUGMANNs „Grundriß“ (1897–1916) hatte, lehnte HIRT (1934, Bd. 6, 6f.) sie doch ab und verblieb in den althergebrachten Bahnen.¹⁵⁴

Der zweiten Frage nach dem Wesen des Satzes nahm sich wiederum RIES (1931) und kurz danach SEIDEL (1935) an. Sie zeigten u. a., daß im Satzbegriff (besser: den zahlreichen Satzdefinitionen) logische, psychologische und linguistische Bedeutungen verflochten sind und daß es keine allgemein akzeptierte Übereinkunft gibt, was man unter einem Satz zu verstehen habe.¹⁵⁵ Die hist.-vgl. Sprachwissenschaft wußte oft nicht viel mit philosophischen und psychologischen Satzdefinitionen anzufangen, und es ließ sich insgesamt kein rechter Fortschritt auf diesem Gebiet feststellen. Auch BRUGMANNs postum erschienenen Buch „Die Syntax des einfachen

Satzes im Indogermanischen“ (1925) war ein typisches Beispiel für Morphosyntax und stellte insgesamt keinen theoretischen Fortschritt auf diesem Gebiet dar. KRAHE (1972, 10), der sich der atheoretischen Haltung Hirts angeschlossen hatte, betonte, die Methode, „die wir auf die Syntax anzuwenden haben, kann und muß sich von allzu starken Einflüssen einer philosophischen Betrachtungsweise fern halten. Im Prinzip nämlich, wenn auch auf einer anderen Ebene, ist die historisch-vergleichende Methode bei der Syntax kaum eine andere als in den Gebieten der Laut- und Formenlehre.“ – Diese unreflektierte Auffassung ist nur verständlich, wenn man berücksichtigt, daß auch Krahes Syntax eben nur die o. g. Mischsyntax, eine Morphosyntax, darstellt, wo der Autor – auch in Übereinstimmung mit seinen sonstigen Gepflogenheiten, – die meisten einzelsprachlichen Erscheinungen in der ie. Grundsprache angesiedelt sieht.¹⁵⁶

Es ist ersichtlich, daß diese traditionelle Art der hist.-vgl. Syntax sich noch weitgehend im Rahmen der durch die ie. Sprachen vorgegebenen Kategorien halten konnte und nicht der Frage nachgehen mußte (siehe Hirt!), was denn das eigentlich „Indoeuropäische“ an den untersuchten syntaktischen Erscheinungen sei. Dies zu erklären ist nicht schwer: Es waren weniger die spezifisch syntaktischen (hier: morphosyntaktischen) Inhalte, die man auch außerhalb der ie. Sprachen finden konnte, aber nicht suchte, als vielmehr die Formkonstellationen (z. B. eines supponierten Achtkasusystems), die auf ihre grammatischen Funktionen hinterfragt und dargestellt wurden. Die Inhalte selbst wurden dann lediglich aufgezählt und meistens unreflektiert der ie. Grundsprache zugeordnet. – Es ist aber zu bemerken, daß die Kritik an der Morphosyntax nicht eine Abwertung der Ergebnisse bedeutet, die diesbezüglich von den Einzelphilologien und von der Komparativistik in unerhörtem Maße gesammelt worden waren. Sie sind ein bleibender und wichtiger Bestand an Wissen über die grammatischen Funktionen der Formenkategorien der ie. Sprachen, und verständlicherweise fußen die neueren Untersuchungen auch heute noch auf ihnen.

Vernachlässigt worden war von der Syntaxforschung also die Satzsyntax und die Syntax der Satzglied- bzw. Wortfolge – Ausdruck der Schwierigkeiten, denen sich die traditionelle Komparativistik besonders in strukturtypologischer Hinsicht gegenübergestellt sah. Hinzu kam als zunehmend wichtiger Faktor die Erforschung des strukturellen Wandels syntaktischer Erscheinungen in den Sprachen und damit die Frage nach typologischem Wandel von Sprachen (vgl. schon 1.5.11). Die syntaktischen Probleme waren damit nicht geringer, sondern komplexer geworden. Zugleich zeigten sich um so deutlicher auch die Lücken, die in einer adäquaten – theoretischen – Beschreibung der grundsprachlichen Syntax bestanden, die doch auch im Sinne der historischen Typologie als Basis für

die einzelsprachlichen Weiterentwicklungen plausibel zu machen war (bzw. ist).

Unter diesen Forschungsumständen werden die Bemerkungen LEHMANN'S (1974, 6) verständlich, der eine „explanatory syntax“ anstrebte und hierbei auf Erkenntnisse der generativen Grammatik (Chomskys), vor allem aber auf die Typologie Greenbergs, besonders auf die Greenbergschen implikativen Universalien, zurückgreift. Er führt u. a. aus: „When studied for their underlying patterns, the ‘series of facts’ that Hirt and his predecessors could not handle can be interrelated; a syntax can be produced which describes a language by means of ordered rules. Such rules are written in accordance with a framework of syntactic universals, which typological study has yielded. Our conclusions about the syntax of PIE (Proto-Indo-European, Anm. R. St.) can be presented within this framework; we will be able to test the IE data against this framework in much the way we would a language spoken today. In this way we can explain the syntactic patterns we find, not merely list and describe them.“

Die Betrachtung der Satzgliedfolge und der Satzfolge (insofern man im Indoeuropäischen oder in anderen Grundsprachen mit Nebensätzen rechnen kann) geschieht sensu stricto auf typologischem Hintergrund, auf den das (ie.) Material projiziert wird. Damit entstehen Interpretations- und Klassifikationszusammenhänge, die über den Bereich genetisch definierter sprachlicher Areale, also etwa des Indoeuropäischen, hinausgehen, indem sie für alle Sprachen eines bestimmten Typs (bzw. bestimmter Typen) charakteristisch sind. In diesen Besonderheiten der syntaktischen Rekonstruktion liegen die Unterschiede zur Rekonstruktion in der Phonetik/Phonologie und in der Morphologie. Als Beispiel sei noch einmal die Satzgliedfolge (S)–O–P genannt, die von verschiedenen Forschern als typische Satzstruktur einer früheren Phase des Indoeuropäischen angenommen wird und die im Zusammenhang mit anderen syntaktischen Eigentümlichkeiten des ie. Satzbaus stand (vgl. 1.5.11.). Bei der Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Strukturen ist die Komparativistik mehr als auf jedem anderen Gebiet der hist.-vgl. Grammatik von der Art der einzelsprachlichen Grammatikbeschreibungen und diese wieder von der Art der Textüberlieferungen abhängig. Nicht jedes alte ie. Idiom liefert zugleich hinreichendes Material, um syntaktische Untersuchungen, die vielfach auch Trendforschungen sind, profitabel zu machen, und nicht jedes alte Idiom liefert hinreichend geeignetes Material, wenn die Texte in dichterischer Sprache, gebundener und metrischer Form abgefaßt sind. Erstes gilt z. B. für das mykenische Griechisch, letztes in beträchtlichem Maße für das Vedische oder für das homerische Griechisch. Für manche Sprachen, so für das Tocharische, gibt es keine umfassenden syntaktischen Darstellungen. Wenn dennoch das Vedische,

das homerische Griechisch und das Hethitische von großem Wert für syntaktische Untersuchungen sind, so lassen sich die Schwierigkeiten und Imponderabilien syntaktischer Forschung also leicht abschätzen.

Wie schon erwähnt, stellten verschiedene Forscher eine ie. Satzstruktur mit Endstellung des Prädikats fest, die sich im Laufe der Entwicklung wandelte. Diese nicht unumstrittene, auch schon von Delbrück vertretene These von der Endstellung des Prädikats im Indoeuropäischen erweiterte LEHMANN (1974, 30ff.) zur Struktur (S)–O–P, wobei er sich fast überwiegend auf ai., gr. und heth. Material stützte und unter Hinweis auf anderweitige Parallelen hervorhob, daß der ie. Satz oberflächlichenstrukturell kein obligatorisches Subjekt haben mußte. Vgl. Beispiele: ai. (*Śatapathabrāhmaṇa* 1.3.2.15.)

<i>viśaḥ</i>	<i>kṣatriyāya</i>	<i>balīm</i>	<i>hāraṇti</i>
(Die Untertanen	dem Prinzen	Abgaben	zahlen)

„Die Untertanen zahlen Abgaben an den Prinzen“ (Beispiel aus LEHMANN 1974, 35); heth.: LUGAL-*uṣ* *GIŠBANŠUR-az* NINDA-*andāi ta-šše pāi* „Der König nimmt ein Brot vom Tisch und gibt (es) ihm.“ (Aus FRIEDRICH 1960², 131.) Indessen lassen sich derartige Musterfälle nicht ohne weiteres zu einem schlüssigen Beweis für die ie. Wortfolge (S)–O–P erheben, weil in den alten ie. Idiomen hinreichend anders gelagerte Fälle existieren, vgl. die (invertierte?) Stellung von O–S– in folgendem heth. Satz: *kappin DUMU-an HUL-lu GIG GIG-at* „Den kleinen Knaben überfiel (eine) böse Krankheit.“ (Aus FRIEDRICH 1960², 120.) Schon HIET (1937, Bd. 7, 234) hatte festgestellt, daß die „Wortstellung in den idg. Sprachen und die daraus erschlossene idg. immer noch unregelmäßig (bleibt). Das Verb z. B. steht am Ende, an zweiter Stelle und am Anfang, und wenn die Endstellung das Normale zu sein scheint, so lassen sich die beiden andern Stellungen doch nur zum Teil erklären . . .“

Jüngere Untersuchungen sind denn auch keineswegs einhelliger Auffassung über die Wortfolge im Indoeuropäischen, wobei zwei Interpretationsvarianten zu dominieren scheinen: Erstens werden von verschiedenen Forschern unterschiedliche Strukturen angesetzt (S–O–P, S–P–O, P–S–O, vgl. LIGHTFOOT 1980, 37), und zweitens werden konkurrierende Strukturen gesehen. Neben der vermutlich archaischen Basisstruktur (S)–O–P, die insbesondere durch das archaische Hethitische nahegelegt wird und die auch in anderen alten ie. Idiomen belegt ist, haben mit hoher Wahrscheinlichkeit schon in voreinzelsprachlicher Zeit andere Strukturen existiert. Der nicht einheitliche Zustand in den ie. Sprachen zeigt deutlich, daß – sollte die Hypothese von einer ursprünglichen Endstellung des Prädikats im unmar-

kierten ie. Hauptsatz stimmen – nach dem Ausweis verschiedener ie. Sprachen schon für das Spätindoeuropäische mit strukturellen Varietäten zu rechnen ist, die sich in einzelnen Sprachen weiterentwickeln und in unterschiedlicher Weise zum dominierenden Strukturtyp werden konnten, so zu (S)–P–O in germanischen Sprachen oder zu P–S–O im Altirischen.¹⁵⁷ Das Indoeuropäische war also nach dem Ausweis der Einzelsprachen hinsichtlich der Wortfolgestruktur inkonsistent, und zwar zunehmend gegen die späte Periode.

Die hier skizzierten Entwicklungstendenzen werden von der historischen Typologie offenbar gestützt. Wenn sich DEZSÖS Feststellung (1980, 21) als haltbar erweist, so ist ein Strukturwandel in den Sprachen nur von S–O–P → S–P–O, von S–P–O → P–S–O und von P–S–O → P–O–S möglich. Die Wortfolgestruktur S–O–P hat nach DEZSÖ keine vorausgehende andere Struktur mehr („There is no evidence for the change to S–O–V (=P, Anm. R. St.) from any other type“, ebd.). Aus einer archaischen Basisstruktur S–O–P konnten sich auch in typologischer Sicht also schon im Spätindoeuropäischen andere Strukturen sekundär entwickelt haben. Der typologische Befund stützt also die hier angesetzte Basisstruktur für die ie. Grundsprache.

Wichtig bei dieser Art von hist.-vgl. Untersuchung ist – dieses sei abschließend wiederholt – die Korrelation einer syntaktischen Erscheinung mit anderen, also die Bündelung syntaktischer Strukturmuster. Das ist deswegen von Belang, weil man letztlich auf typologische Merkmale angewiesen ist und die für das Indoeuropäische beizubringenden Evidenzen sich nur im größeren Rahmen auch anderer Sprachen und Sprachfamilien mit vergleichbaren Strukturen erhärten lassen. – Die lediglich auf genetische Areale bezogene äußere Rekonstruktion ist damit nicht (mehr) voll spezifisch für den syntaktischen Sprachvergleich.

3.8. Zur „Dichtersprache“ im Indoeuropäischen

Noch jünger, eigentlich erst in ihren Anfängen, und dennoch schon mit Vorläufern aus dem 19. Jh., ist die Rekonstruktion von kurzen, meist zweigliedrigen Syntagmen, die – nur im Nebenher syntaktische Probleme bergend – auf Fragmente einer „Dichtersprache“, voreinzelsprachlicher gebundener Rede, hinweisen. Sie stellen damit ein hochkomplexes Kapitel vergleichender Sprach- und Kulturgeschichte (Mythologie und Religionsgeschichte) dar und heben sich durch ihre parole-Haftigkeit von der Syntaxforschung ab. Seit A. KUHN (1864) haben sich ständig, wenn auch mit wechselndem Erfolg, Linguisten und Philologen an diesen Fragmenten versucht. Die bisher wesent-

lichste Untersuchung stammt jedoch erst aus jüngster Zeit, und zwar von R. SCHMITT (1967). Die Forschung auf diesem Gebiet entnahm ihr Vergleichsmaterial verschiedenen ie. Sprachen, besonders aber dem Altgriechischen Homers und dem Vedischen. Die Auffälligkeit besteht darin, daß die Textfragmente, in der Regel idiomatisierte Wendungen im Sinne eines Epitheton ornans, in Bedeutung und Form weitgehend übereinstimmen, wobei Zufall resp. Elementarparallelen so gut wie ausgeschlossen sind. Als berühmtestes Beispiel gilt die poetische Formel gr. κλέος ἄφθιτον (Ilias 9, 413) = ai. *śrávaḥ ākṣitam* (Rgvedasamhitā 1, 9, 7 bc), beides in der Bedeutung „unvergänglicher Ruhm“, dessen ie. Vorform **kléyos h₂-gʰdhi-tom* ist.

Um es zu wiederholen: Es handelt sich nicht nur um gleiche Strukturen, Bildungsweisen eines Syntagmas, wie das in der Syntax der Fall ist oder wie sie vielfach bei der ie. Personennamenbildung in verschiedenen Sprachen (z. B. im Griechischen, in slawischen oder germanischen Sprachen) vorliegen und wo streng genommen nur die Bildungsmuster, nicht aber das nomen proprium selbst voreinzelsprachlich nachzuweisen ist (SCHMITT 1973, 6ff.), sondern der Vergleich und die Rekonstruktion basieren auf gleichem Sprachmaterial.¹⁵⁸ – Unser Beispiel weist zugleich auf das Hauptgebiet derartiger Formeln, die – voreinzelsprachliche – Heldendichtung, hin und hier wieder auf einen Zentralbegriff, den „Ruhm“ des Helden, ferner auf seinen Mut, seine Kraft usw. Derartige idiomatisierte Syntagmen ermöglichen es, in ihnen rekonstruierbare Ganzheiten aus voreinzelsprachlicher Zeit zu sehen und sie als Fragmente von Sondersprachen (Dichtersprache) zu bewerten. Andere derartige Bildungen mit „Erbcharakter“ (so SCHMITT 1967, 79) sind u. a. gr. μέγα κλέος¹⁵⁹ = ai. *máhi śrávaḥ*¹⁶⁰, beides „großer Ruhm“ (ie. Rekonstruktion: **mégʰ(h)ə kʼléyos*) (vgl. auch den gr. PN μεγακλής) oder Komposita wie gr. εὐκλείης „guten Ruhm habend“ = „berühmt“ (PN Εὐκλείος) = ai. *su-śrávaḥ* „mit gutem Ruhm“. Im Illyrischen findet sich mehrere Male der PN *Vescleves*, der als „guten Ruhm besitzend“ gedeutet wird. MEID (1978, 8) weist auf altir. *fo chlu* (= ie. **h₂esu kʼléyos*) in derselben Bedeutung hin. Damit ist diese Formel wohl gemeinsprachlich gewesen.

Derartige Fälle ließen sich vermehren (s. bei SCHMITT 1967), und sie betreffen, das sei hier unterstrichen, auch Bereiche außerhalb der eigentlichen Heldendichtung. Jedoch sind nicht alle Beispiele von gleicher Überzeugungskraft wie die hier genannten. So wird gr. ἡλίου κύκλος „Rad der Sonne“ mit an. *sunnu* . . . *hvél*, dass., und mit ae. *sunnan hweogul*, dass., als ie. Überlieferung angesehen. Ai. *śrávo* . . . *amítam* „unsterblicher Ruhm“ (Rgvedasamhitā 3, 53, 15 cd) wird mit gr. ἀθάνατον κλέος, dass., bzw. mit κλέος ἀγήρατον „nicht alternder Ruhm“ verglichen. Jedoch ist es fraglich, inwieweit hierbei nicht auch über das Indoeuropäische hinausreichende Vorstellungen (z. B. vom Sonnenrad oder der Unvergänglichkeit des Ruhmes) eine Rolle spielten,

da derartiges auch anderweitig nachweisbar ist. Besonders aber muß man sich das fragen, wenn die Vergleichsobjekte (z. B. *śrávo* ... *amítam* und *κλέος* ... *ἀθάνατον*), nicht mehr lautlich-formal rekonstruierbar (etymologisierbar), sondern nur noch bedeutungsmäßig vergleichbar sind. Hier kann ihr Ursprung in grundsprachlicher Zeit liegen, ein Beweis dafür steht aber noch aus.

Ein weiteres Problem dieser Forschungsrichtung hat MEID (1978, 7f.) hervorgehoben. Er fragt, inwieweit die rekonstruierbaren Formeln schon Besitz einer noch gemeinsamen ie. Grundsprache, einer grundsprachlichen Dichtersprache, waren oder sich erst als eine von den Vorläufern der Griechen und Indo-Iraner gemeinsam entwickelte dichtersprachliche Tradition herausgebildet hatten. Nicht wenige, aber auch nicht alle Formeln deuten auf die letztgenannte Möglichkeit, also auf relativ spätes Entstehen, hin. So ist gr. *φθιτός* ein Part. Perf. Pass. zu *φθίω* „vernichte“, desgleichen ai. *kṣitáh* (zu *kṣināti/kṣinōti* „er vernichtet“, usw.), und die Wurzel dieser Formen ist nur im Griechischen und im Indoiranischen vertreten (vgl. POKORNY 1959 bis 1969, 487). In jedem Fall aber ist man dem Zwange ausgesetzt, gerade auf diesem kulturhistorisch so interessanten Forschungsgebiet auf das genaueste vor allem die diatopischen, aber auch die diachronischen Umstände jedes einzelnen Rekonstrukts zu prüfen, bevor weitere Schlüsse über Ausmaß und Art voreinzelsprachlich gebundener Sprache gezogen werden. – Symptomatisch für den Stand der lexikalischen (etymologischen) Forschung ist, daß wir nicht wissen, wie das gemeinsame Wort für „Dichter“ bzw. „dichten“ im Indoeuropäischen lautete; was wir haben, sind dialektal unterschiedliche Ausdrucksweisen.

Es war schon angedeutet worden, daß Fragmente gebundener Rede nicht nur aus dem Kreis der Heldendichtung und Mythologie rekonstruierbar sind, sondern – einer späteren Zeit entstammend – auch Tätigkeiten des täglichen Lebens widerspiegeln können. Mit derartigen Phraseologismen etwa balto-slawischer Provenienz hat sich u. a. ECKERT mehrfach beschäftigt (z. B. 1982). Auch er kann verschiedene, semantisch und lautlich-formal vergleichbare Wendungen belegen, die ganz offensichtlich auf voreinzelsprachliche Entstehung hinweisen. Als Beispiel sei hier die Dopplung der Ausdrücke von „Bier“ und „Met“ in verschiedenen Texten (Volksliedern, Märchen) genannt: lit. *Reiks svečiamus **alau**s **midaus***, ... „Den Gästen soll Bier und Met nötig sein“ ..., lett. ... ***alutīn, medutīn, gudrajam** tevī dzert* ... „Bier, Met, solltest du, Kluger, trinken“, slowenisch „*Ne bom pīla medu, Ne bom pīla **olu*** ... „Ich habe nicht Honig getrunken, Ich habe nicht Bier getrunken.“ – Auch in diesem Bereich fester Wendungen zeigt sich eine Abstufung der Identität: ECKERT (ebd., 336) weist auf Fälle semantischer und lautlich-formaler Vergleichbarkeit hin und auf solche Fälle, wo die genetische

Vergleichbarkeit nur partiell oder gar nicht vorhanden ist, also Elementarparallelen oder Lehnprägungen mit einzelsprachlichem Material gegeben sein können.

Es ist schwer, Prognosen über die Zukunftsträchtigkeit dieser Forschungen zu geben; daß sie wichtig sind, ist unbestritten.

3.9. Glottochronologie und Lexikostatistik

In 1.4. und passim war darauf hingewiesen worden, daß in sprachlichen Arealen mit schwachen genetischen Beziehungen (in stocks oder Phyla), in Arealen meist ohne schriftliche Überlieferungen die hist.-vgl. Methode nicht in der Art anwendbar ist wie in den gut und lange bezeugten Sprachfamilien mit engen genetischen Kontakten der Einzelsprachen. Die Linguistik arbeitet auf jenen Gebieten, z. B. bei den viele hundert Idiome umfassenden austronesischen Sprachen, auch mit lexikostatistischen Methoden zur Untersuchung genetischer Verwandtschaftsverhältnisse. — Verschiedentlich war hervorgehoben worden, daß es außerordentlich schwer, wenn nicht gar unmöglich sei, absolute Chronologien für Grundsprachen und vorhistorische Trennungszeiten von Sprachen zu geben. Was die Komparativistik bieten kann, sind allenfalls relative Chronologien (vgl. besonders 3. 3.). Für die Untersuchung absoluter Chronologien bei genetisch verwandten Sprachen entwickelte man glottochronologische Hypothesen und verband sie mit mathematisch-statistischen Berechnungsverfahren, mit deren Hilfe man diese Fragen lösen wollte. Glottochronologie und Lexikostatistik, in der Literatur oft nicht hinreichend getrennt, erstreben folgendes: Die Glottochronologie will anhand zu errechnenden lexikalischen Sprachwandels Aufschluß über historische Zeittiefen für die Auseinanderentwicklung (Trennung) von Sprachen geben und damit auch für deren genetische Beziehungen,^{161,162} während die Lexikostatistik die mathematisch-statistische Berechnung des Vokabulars im Hinblick auf vorhandene Cognata in den Sprachen darstellt. Aus den Berechnungen der Lexikostatistik will man wiederum linguistische Schlüsse über die genetische Nähe und Ferne von Sprachen ziehen. Glottochronologie und Lexikostatistik fanden nicht nur in den „exotischen“ Sprachen, sondern auch in den gut belegten indoeuropäischen und semitischen ihre Anwendung, und die hierbei zugrunde liegenden Hypothesen wurden weitgehend an ie. Sprachen entwickelt. Daneben untersuchte man vielfach auch andere Sprachen.

Die Grundannahmen der Glottochronologie beruhen auf der Tatsache des Sprachwandels¹⁶³ und insbesondere auf der Tatsache, daß man Teilen des Grundwortschatzes eine größere Resistenz, also geringere Wandelbarkeit zubilligt als anderen Teilen der Lexik. Diese empirisch nachweisbare Tatsache

ist aber eher eine Tendenz, als daß sie mit völliger Regelmäßigkeit gilt. Da dennoch auch der Grundwortschatz einer gewissen Veränderung unterworfen ist, beruht der eigentliche Kern der Glottochronologie in der mathematisch-statistischen Ausnutzung dieses Phänomens. Swadesh stellte zuerst eine 215-, dann eine 200- und schließlich eine verbesserte 100-Wort-Liste auf, die diejenigen Wörter des Grundvokabulars enthält, von denen man meint, daß sie unvorhersehbarem, abruptem und massenhaftem Wechsel (z. B. durch Entlehnung) nicht ausgesetzt sind.¹⁶⁴

Von den Testlistenwörtern nahm man als weiteres Postulat an (und hatte dies auch an verschiedenen Sprachen erprobt), daß sie einer konstanten Veränderung (= Reduzierung des alten Cognatabestandes und Ersetzung durch neue Wörter) ausgesetzt seien (Gleichmäßigkeit der Verlustrate). Nach SWADESH' eigenen Worten (1952, 453f.) war die in der Archäologie verwendete C¹⁴-Methode (= Radio-Karbon-Zerfallsmethode), die das Alter von fossilen (organischen) Funden nach dem Verhältnis des aus ihnen emittierten Radiums und dem noch verbliebenen Teil des Radiokarbons errechnen kann, für die Aufstellung gerade des hier besprochenen Postulats und damit für die Entwicklung der Glottochronologie „the specific stimulus for the research which brought it forth“. Die Quote erhaltener Cognata per tausend Jahre in den Einzelsprachen wird nach der 100-Wort-Liste für das erste Jahrtausend mit 86 % angesetzt, für das zweite Jahrtausend mit 74 % usw., d. h. es besteht jeweils 14 % Verlust alter Cognata. Zwischen zwei Sprachen ist jedoch für das erste Jahrtausend mit ca. 74 % Erhaltung und für das zweite Jahrtausend mit ca. 55 % zu rechnen usw., da die Wahrscheinlichkeit, daß in beiden Sprachen dieselben Cognata erhalten sind, das Produkt aus den beiden einzelsprachlichen Raten ($0,86 \text{ mal } 0,86 = 0,7396$, d. i. 74 % usw. für das erste Jahrtausend) ist. Auch von manchen Anhängern der Glottochronologie wurde zugegeben, daß es sich hierbei nur um eine *working hypothesis* (so LEES 1953, 115) handeln kann, da empirische Überprüfungen nur an Sprachen mit mehrtausendjähriger schriftlicher Bezeugung durchführbar sind. Solche Sprachen stellen aber Ausnahmen, nicht den Regelfall dar. Gleichfalls stark hypothetisch bleibt, ob diese Raten auch für frühere Zeiten gelten.

Um das Verfahren anwendbar zu machen, mußte man ferner postulieren, daß sowohl die Testliste(n) als auch die Verlustrate für alle Zeiten und für alle Sprachen zutreffen (LEES 1953, 115). Die Annahme der Universalität dieser Faktoren als notwendige Grundlage der glottochronologischen Hypothese erlaubte damit, rechnerisch die Trennungszeiten zwischen Sprachen, z. B. zwischen ie. Idiomen, zu ermitteln. Hierbei ergaben sich nach TISCHLER (1973, 94ff.) höchst widerspruchsvolle Resultate für die einzelnen Sprachen und damit auch für die Grundsprache selbst. Altindisch, Griechisch, Latein, Litauisch, Altkirchenslawisch und Gotisch bestätigten im allgemeinen die

schon gemutmaßten Datierungen der Grundsprache und die in dieser Zeit vollzogenen einzelsprachlichen Loslösungen von der Grundsprache. Hethitisch, Albanisch, Altirisch und Armenisch dagegen zeigten ganz enorme Trennungszeiten (in der Reihenfolge der hier genannten Sprachen zwischen 8800 bis 5700 Jahre v. u. Z.), was nicht etwa die Bestätigung der Sturtevantischen Indo-Hittite-Hypothese bedeutet (vgl. 2.3.7.), sondern darauf hinweist, daß diese Sprachen starke Veränderungen erlitten haben und daß auch die 100-Wort-Liste die (vor)historischen Dimensionen und die in ihnen vollzogenen sprachlichen Prozesse nicht adäquat widerspiegelt. Damit ist aber die Inadäquatheit des Beibehaltungsfaktors r (Rate der per tausend Jahre erhaltenen Cognata) angesprochen, der eben nicht, wie die Glottochronologie annimmt, universell und konstant, sondern von vielfältigen außersprachlichen Faktoren abhängig ist. DYEN (1964, 238) hatte die Beibehaltungsrate sogar als ein sprachliches Universale betrachtet! Kann r seine Konstanz aber nicht einmal für ein recht beschränktes Korpus verhältnismäßig gut durchforschter Sprachen behaupten (und damit auch keine zuverlässigen absoluten Zeittiefen liefern), so ist bei seiner Anwendung in den zahlreichen Sprachen (Spracharealen), die ohne schriftliche Überlieferungen und ohne vergleichbar gute philologische Durcharbeitung und damit auch ohne ein historisch-vergleichend abgesichertes Grundvokabular sind, noch größere Vorsicht geboten. Auch gibt es hier kaum Möglichkeiten der Überprüfbarkeit der Ergebnisse. Damit wird auch die Zuverlässigkeit der auf der Grundlage lexikostatistischer Berechnungen angestrebten genetischen Klassifizierung von Sprachen fragwürdig, und man darf die Werte allenfalls als ungefähre und vorläufige Hinweise auf genetische Nähe bzw. Ferne zwischen Sprachen betrachten – was in der Komparativistik mangels anderer Möglichkeiten auch vielfach geschieht.

Die hier angedeuteten Mängel und Unwägbarkeiten liegen in vielerlei Dingen begründet; es zeigt sich aber deutlich, daß die Testliste selbst und der Beibehaltungsfaktor sich im Mittelpunkt der linguistischen Kritik befinden, weswegen hierauf im folgenden noch kurz eingegangen werden soll.

Zum Beibehaltungsfaktor r : Er setzt die Annahme eines einheitlichen grundsprachlichen Grundvokabulars als Basis für die Testliste voraus. Konzidiert man dies (auf der Grundlage wiederum der Grundsprachenhypothese), so bedeutet die Universalität der Konstante zugleich eine Anlehnung an – dogmatische – Elemente der Stammbaumtheorie (ähnlich auch SCHERER 1965, 3), da die Berechnungen nur dann eine plausible Interpretation finden, wenn die Reduzierung des einzelsprachlichen Testlistenvokabulars weitgehend unbeeinflusst, kontinuierlich und zwischen den jeweiligen Testsprachen unabhängig voneinander vor sich geht. Indessen war gerade dieses Postulat weder theoretisch fundierbar, noch ist es praktisch bewiesen worden. Viel-

mehr läßt sich ein durch Sprachkontakte bedingter hoher Lehnwortanteil in nicht wenigen Sprachen nachweisen, der auch am Grundwortschatz nicht ganz vorbeigeht (vgl. dazu schon 1.1.). Mit diesem Anteil ist auch für frühere, nicht belegte Perioden zu rechnen, für die die Glottochronologie ja hauptsächlich ihre Berechnung anstellt.

Damit stößt die Kritik an dem Beibehaltungsfaktor in das Zentrum der Unhaltbarkeiten der glottochronologischen (Ziel-)Vorstellungen: Es geht um die weitgehende Nichtberücksichtigung von außersprachlichen Faktoren beim Sprachwandel, wodurch das Testlistenvokabular als eine isolierte Größe behandelt und von den historischen Unwägbarkeiten lexikalischen Wandels abstrahiert wird. So hatte schon ELMENDORF (1951) nachgewiesen, daß gewisse lexikalische Divergenzen zwischen Indianersprachen großenteils auf Tabuierung von Wörtern beruhte (vgl. dazu schon 3.4.)! Entlehnung und Rückentlehnung im Bereich des Testlistenvokabulars stellte auch SARAH GUDSCHINSKY (1955, 149) fest, und sie bestritt den Wert der Glottochronologie für absolute Zeitdatierungen. Anstelle dessen wollte sie mit sog. *dips* („degrees of lexical relationship“, 1955, 141ff.) operieren, doch verlagerte sie damit das Problem nur von der auf errechneten Prozents basierenden absoluten Chronologie auf die Ebene von Graden genetischer Verwandtschaft, was die Unklarheiten natürlich nicht beseitigt (kritisch auch TISCHLER 1973, 19).¹⁶⁵

Mit der Reduzierung der Testwortliste (s. o.) und mit der Aufstellung auch zahlreicher anderer Testwortlisten¹⁶⁶ wurden diese relativiert. Gudschinsky drückte ihren Zweifel folgendermaßen aus (1956 a, 212): „If only 100 items can be postulated as clearly members of the basic root morpheme inventory, is it probable that even these will prove to be in any real sense universal . . .?“ Da die überprüfbaren Resultate der Glottochronologie oftmals zu unrealistisch waren, um als linguistische Methode für die Messung absoluter Zeittiefen anerkannt zu werden, ist die Validität der Testlistenvokabulare grundsätzlich fragwürdig. Die Vokabulare können somit allenfalls eine allgemeine, von anderen Faktoren durchkreuzbare Tendenz zum resistenten lexikalischen Wandel symbolisieren.

In praktischer Hinsicht ergibt sich – besonders bei den zahlreichen wenig durchforschten und nur synchron und nicht historisch-vergleichend bearbeiteten Sprachen – die Schwierigkeit der Identifizierung der Cognata der jeweiligen Testliste. Das hatte zur Aufstellung gewisser Prinzipien der Erueirung genetisch verwandter Wörter, zur sog. inspection method geführt (Einzelheiten bei TISCHLER 1973, 12f.), jedoch konnten die Schwierigkeiten auch dadurch nicht hinreichend beseitigt werden. In den historisch-vergleichend und philologisch gut bearbeiteten Sprachen, z. B. den indoeuropäischen, ergeben sich nicht selten Negativergebnisse durch synonyme Ausdrücke und durch die

Polysemie der Testwörter und bei toten Sprachen auch dadurch, daß bei nicht belegten Testwörtern, z. B. im Hethitischen, nicht feststellbar ist, ob hinter dem fehlenden Ausdruck ein Cognatum oder ein geneuertes Wort steht. Insgesamt haben die linguistischen Mängel dazu geführt, daß sich die Glottochronologie als Methode der absoluten Zeitmessung in der Komparativistik nicht durchgesetzt hat. — Eine kritische Übersicht über die Gesamtproblematik gibt TISCHLER (1973).

*Anhang: Testwortliste*¹⁶⁷

+all	+fat (grease)		+root	+tail
and	father	+kill	rope	+that
animal	fear	+know	rotten	there
+ashes	+feather	lake	rub	they
at	few	laugh	salt	thick
back	fight	+leaf	+sand	thin
bad	+fire	+left (side)		think
+bark	+fish	leg	+say	+this
because	five	+lie	scratch	+thou
+belly	float	live	sea	three
+big	flow	+liver	+see	throw
+bird	flower	+long	+seed	tie
+bite	+fly	+louse	sew	+tongue
+black	fog	+man	sharp	+tooth
+blood	+foot	+many	short	+tree
blow	four	+meat (flesh)		turn
+bone	freeze	mother	sing	+two
breathe	fruit	+mountain	+sit	vomit
+burn	+give	+mouth	+skin	+walk
child	+good	+name	sky	+warm (hot)
+cloud	grass	narrow	+sleep	wash
+cold	+green	near	+small	+water
+come	guts	+neck	smell	+we
count	+hair	+new	+smoke	wet
cut	+hand	+night	smooth	+what
day	he	+nose	snake	when
+die		+not	snow	where
dig	+head	old	some	+white
dirty	+hear	+one	spit	+who
+dog	+heart	other	split	wide
+drink	heavy	+person	squeeze	wife

+ dry	here	pierce	+ stand	wind
dull	hit	play	+ star	wing
dust	hold	pull	stick	wipe
+ ear	how	push	+ stone	with
+ earth	hunt	+ rain	straight	+ woman
+ eat	husband	+ red	suck	woods
+ egg	+ I	right (side)	+ sun	worm
+ eye	ice	right (correct)		ye
fall	if	river	swell	year
far	in	+ road (path)	+ swim	+ yellow

1. Zur Begründung der Areallinguistik

1.1. Der Inhalt des Terminus Areallinguistik

Der Terminus „Areallinguistik“ gehört im Gegensatz zu „historisch-vergleichender Sprachwissenschaft“ und „Sprachtypologie“ nicht zu den traditionellen und allgemeinüblichen Termini der Sprachwissenschaft, und auch sein Inhalt wird in der Literatur sehr unterschiedlich definiert (DESNICKAJA 1977). Hier soll Areallinguistik als eine dritte Teildisziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft neben die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und die Typologie gestellt werden. Bevor der Objektbereich, der Gegenstand, die Aufgaben, Ziele und Methoden sowie die wissenschaftsgeschichtlichen Quellen der Areallinguistik beschrieben werden können, müssen andere Bedeutungen und Verwendungsweisen des Terminus „Areallinguistik“ betrachtet und voneinander abgehoben werden. Er existiert einmal, vor allem in älteren Publikationen, als Bezeichnung einer Richtung bzw. Schule in der Sprachwissenschaft der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, zum anderen markiert er eine Forschungsrichtung oder sogar nur -methode in der Dialektologie. In der ersten Bedeutung und nur in dieser wird der Terminus im „Sprachwissenschaftlichen Wörterbuch“ angeführt:

„Areallinguistik, areal linguistics, théorie des aires, linguistica spaziale. Aufgrund der neuen Erkenntnisse, die die Dialektgeografie vermittelte, konnte M. Bartoli seine Neolinguistik begründen, die in der Hauptsache älteres Sprachmaterial von jüngerem zu sondern unternimmt. In einer Polemik gegen die Junggrammatiker stellt er Arealnormen auf, die jedoch keine ausnahmslose Geltung beanspruchen . . .“ (KNOBLOCH 1963, 157ff.).

Diese Bedeutung erscheint im „Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini“ als zweite, wobei die Eingrenzung auf die italienischen Neolinguisten gelockert ist: „2. besonders im Rahmen der Neolinguistik entwickelte Richtung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, die den geographischen Fakten besondere Bedeutung für die Sprachentwicklung zuschreibt und bemüht ist, die Sprachgeschichte aus den gegenwärtigen Dialektbesonderheiten zu rekonstruieren . . .“ (CONRAD 1985, 30).

Die Bezeichnung „räumliche (areale) Linguistik“ soll zum ersten Mal 1943 in den „Lineamenti di linguistica spaziale“ von M. Bartoli und G. Vidossi verwendet worden sein (SERÉBRENNIKOW 1976, 93). Es läßt sich gegenwärtig nicht feststellen, wann der deutsche Terminus Areallinguistik entstanden ist.

Im „Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini“ wird der Terminus in der ersten Bedeutung mit der Bezeichnung „geographische Linguistik“ gleichgesetzt: „Als Teilgebiet der Dialektologie erforscht die Areallinguistik die geographische Verbreitung sprachlicher Elemente.“ Nur diese Bestimmung, etwas erweitert, finden wir auch im „Linguistischen Wörterbuch“: „Areallinguistik – Geographische Linguistik, Dialektgeographie oder Dialektographie, die räumlich voneinander abgegrenzte Spracherscheinungen untersucht und kartographiert. In der gegenwärtigen Entwicklung zeigt sich, daß die geographischen Subsysteme mit der sozialen Sprachschichtung interferieren“ (LEWANDOWSKI, 1979, 369). SERÉBRENNIKOW (1976, 93) findet, daß der Inhalt der Bezeichnung „Areallinguistik“ nicht hinreichend klar und eindeutig sei; rein logisch handele es sich ebenfalls um Sprachgeographie. Auch die sowjetische Turkologin N. Z. Gadžieva setzt Sprachgeographie und Areallinguistik faktisch gleich: „Die Areallinguistik meint die Beschreibung einzelner sprachlicher Einheiten und Erscheinungen, unter Berücksichtigung ihrer räumlichen Ausdehnung“ (GADŽIEVA 1976, 164). Eine Unterscheidung der beiden Termini unter Bezug auf die diachronische und synchronische Betrachtungsweise sprachlicher Phänomene versuchen einige sowjetische Indoeuropäisten.

Die Iranistin D. I. Ėdel'man hält die Areallinguistik „praktisch“ ebenfalls für einen Bestandteil der Sprachgeographie, der sich mit dem Studium der geographischen Verbreitung des sprachlichen Materials in der Vergangenheit befaßt. Sie sei deren diachroner Aspekt. Ėdel'man hält dennoch eine Abgrenzung von „Sprachgeographie“ und „Areallinguistik“ für erforderlich: „Unter Sprachgeographie ist die Erforschung der räumlichen Verteilung der sprachlichen Erscheinungen zu verstehen; unter Areallinguistik – die Erforschung alter Areale auf der Grundlage der heutigen Verbreitung sprachlicher Erscheinungen“ (ĖDEL'MAN 1968, 3; hier und im folgenden Übersetzung K. G.). Es ist Serébreennikow zuzustimmen, daß mit dieser Bestimmung eine deutliche Abgrenzung von Sprachgeographie und Areallinguistik nicht gegeben ist. D. I. Ėdel'mann folgt mit dieser Bestimmung des Objektbereiches der Areallinguistik Ė. A. Makaev, der den Inhalt der Areallinguistik durch ihre Aufgaben beschreibt. „1. areale Charakteristik der einzelnen ie. Sprachen – Bestimmung des Grades ihrer Verwandtschaft; Erklärung der Gründe und Ursachen der Entstehung eines zwei oder mehreren Gruppen gemeinsamen Systems von Isoglossen; 2. Ausgliederung bestimmter Areale der ie. Sprachgemeinschaft anhand struktureller Merkmale;

Aufdeckung der Ursachen oder Möglichkeiten des Kontaktierens der Areale und Bestimmung des Verhältnisses der Modelle verschiedener Ebenen der Areale zum gemeinsamen Modell; 3. Bestimmung von Innovationen und Archaismen in den Gruppen der ie. Sprachen auf der Grundlage des Vergleiches („наложение“) der arealen und ie. Modelle; 4. Ermittlung der Prinzipien der Gliederung der ie. Sprachgemeinschaft; Bestimmung des Begriffs der Einheit der Indoeuropäischen und die Feststellung einer bestimmten Menge dialektaler Isoglossen“ (МАКАЕВ 1964, 16).

Der Begriff der Areallinguistik, wie ihn Édel'man und Makaev verwenden, deckt sich weitgehend mit dem im „Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini“ unter 2. explizierten (s. oben) und hat enge Beziehungen zu den Forschungsmethoden der Linguistica spaziale, ohne deren philosophische Grundlagen und linguistische Schlüsse (u. a. Ablehnung der ie. Grundsprache) zu übernehmen.

H. HAARMANN (1976) grenzt „Areallinguistik“ von „Arealtypologie“ ab. Letztere deckt typologische Konvergenzen zwischen benachbarten Sprachen auf, die Untersuchungen führten zur Identifizierung von arealen Sprachtypen (damit sind, wie noch dargestellt werden wird, Sprachbünde gemeint). Das Verständnis des Begriffs „Areallinguistik“ übernimmt Haarmann von Goossens: „Areallinguistik heißt diejenige Teildisziplin, in der Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen sich räumlich gegeneinander abhebenden Sprachsystemen oder zwischen geographisch differenzierten sprachlichen Subsystemen sowie die Verbreitung der Übereinstimmungen mit Hilfe kartographischer Darstellungen interpretiert werden“ (GOOSSENS 1973, 319). Der niederländische Linguist weist hier explizit darauf hin, daß sprachliche Erscheinungen in ihrer räumlichen Erstreckung nicht nur im Rahmen einer Sprache, wie in der traditionellen Dialektologie, sondern verschiedener Sprachen untersucht werden können. In bezug auf verwandte Sprachen, die zu einer Sprachfamilie (wie die Turksprachen, vgl. GADŽIEVA 1976) oder zu einem Sprachzweig (wie die slawischen) gehören, sind entsprechende sprachgeographische Forschungen in Form von Sprachatlanten schon seit längerer Zeit im Gange. Wie aus der angeführten Definition zu ersehen ist, ist aber auch für Goossens Areallinguistik letztlich Sprachgeographie. Haarmann kommt deshalb zu folgender Beschreibung der Unterschiede von Arealtypologie und Areallinguistik: Zielsetzung der Arealtypologie sei die Typenfindung, und zwar „aufgrund des spezifischen Attributs Areal – die von Arealtypen“ (d. h. Sprachbünden). Die „intersystemische“ Areallinguistik (der Terminus stammt von GOOSSENS, gemeint sind sprachgeographische Untersuchungen von parallelen Erscheinungen verschiedener Sprachen), habe nicht die Typenfindung zum Ziel, sondern allein die Identifizierung areal begrenzter Parallelen beiderseits einer Sprachgrenze. Am Beispiel der Infinitivperiphrasen in den Balkansprachen wird der Unter-

schied zwischen Areallinguistik und Arealtypologie erläutert. Die Areallinguistik ermittle die Verbreitung der Erscheinung und stelle das Verbreitungsgebiet gegebenenfalls kartographisch dar. Ebenso könnten andere balkanische Parallelen untersucht werden. „Die Arealtypologie hat im Unterschied dazu die Aufgabe, die Einbettung der untersuchten Eigenschaften im betreffenden Teilsystem transparent zu machen sowie aufgrund von Beobachtungen zur Kombination paralleler Eigenschaften eine Teiltypologie bzw. eine Ganztypologie zu erstellen, die einen Arealtyp charakterisiert“ (HAARMANN 1976, 23). Die Areallinguistik ist somit für Haarmann im Grunde eine Forschungsmethode (wenn sie auch auf S. 22 zusammen mit der Arealtypologie als „Teildisziplin“ bezeichnet wird), die faktisch die Voraussetzungen für die Arealtypologie liefert, die ihrerseits ein Bestandteil der allgemeinen Typologie ist. Begriff und Terminus der Arealtypologie haben ihre wissenschaftliche Berechtigung, sie lassen sich aber, wie im folgenden zu zeigen ist, dem Begriff und Terminus Areallinguistik im weiteren Sinne unterordnen. Bereits Ju. S. Maslov erklärte den Terminus auf diese Weise: „Die Erforschung der Sprachbünde gehört zur Kompetenz der Areallinguistik, die die territoriale Verbreitung verschiedener sprachlicher Erscheinungen sowohl in den Dialekten einer Sprache, wie auch in verwandten und nicht verwandten geographisch benachbarten Sprachen untersucht“ (MASLOV 1975, 292). Der sowjetische Linguist beschreibt sowohl die Zielstellung der Areallinguistik – die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden – als auch eine ihrer Methoden, nämlich die sprachgeographische. Ausführlicher werden Gegenstand, Aufgaben und Ziele der Areallinguistik als Teildisziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft von G. Uhlisch dargestellt. Sie stellt fest: „Die Areallinguistik beschäftigt sich mit kontaktbedingten Veränderungen von Sprachen innerhalb eines bestimmten Areals, das über längere Zeit den gleichen sozialen, politischen, ökonomischen, kulturellen Einflüssen ausgesetzt war (man spricht deshalb auch von ‘geographisch’ oder ‘kulturell’ verwandten Sprachen)“ (STERNEMANN et al. 1983, 116). Sie untersuche Konvergenzprozesse und gemeinsame Entwicklungstendenzen, die in Sprachbünden zu beobachten sind. Als ihr Gegenstand werden die erworbenen Gemeinsamkeiten von Sprachen bezeichnet (ebd., 119). Die Aufgaben der Areallinguistik werden im folgenden gesehen: Auffinden der strukturellen Veränderungen (in den Sprachen eines Areals); Aufdecken der Wege der Entlehnung und des Ausgangspunktes einer gemeinsamen Erscheinung sowie ihrer historischen Etappen (ebd., 120). Von grundlegender Bedeutung sind die ausdrückliche Einbeziehung des diachronischen Aspekts und damit des Kausalfaktors für typologische Affinität (zu dem Begriff s. weiter unten) sowie die Hervorhebung des klassifikatorischen Anliegens der Areallinguistik. „Die Areallinguistik vergleicht also einzelsprachliche Formen auch in

ihrer historischen Entwicklung, um für die strukturellen Veränderungen in den betreffenden Sprachen einen Begründungszusammenhang hinsichtlich Ursprung, Geschichte, Verlauf und Wegen der Entlehnung und gegenseitigen Beeinflussung herstellen zu können. Indem sie Sprachen zu einem Sprachbund bzw. Arealen konvergenter Entwicklung zusammenfaßt, klassifiziert sie Sprachen“ (ebd., 121).

1.2. Objektbereich, Gegenstand, Aufgaben, Methoden und Ziele der Areallinguistik

Die Darlegungen von Uhlisch enthalten wesentliche Elemente für die Bestimmung der Areallinguistik als einer der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Sprachtypologie an die Seite zu stellenden dritten Teildisziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft. Ausgangspunkt für eine solche Definition ist die Annahme, daß die Areallinguistik ebenso wie die anderen beiden Teildisziplinen ein klassifikatorisches Anliegen hat, nämlich die Sprachen der Erde oder wenigstens eines größeren geographischen Raumes nach einem bestimmten Kriterium zu ordnen. Wenn wir z. B. die Sprachen Europas betrachten, so können wir sie nach drei Gesichtspunkten gliedern und zusammenfassen: 1. Nach dem genetischen Gesichtspunkt. Zu unterscheiden sind zunächst ie. und nichtie. Sprachen; die nichtie. Sprachen gliedern sich in finn.-ugr. (Finnisch, Estnisch, Ungarisch, weitere Sprachen in der UdSSR), Turksprachen (Türkisch, Gagauzisch in Bulgarien und in der Moldauischen SSR, Tatarisch und weitere Sprachen in der UdSSR), Baskisch, das keiner Sprachfamilie zugeordnet werden kann und über dessen genetische Beziehungen zu anderen Sprachen, z. B. zum Georgischen, es nur Hypothesen gibt (kritisch dazu KLIMOV 1986, 133–138), Maltesisch als Abzweigung des Arabischen. 2. Nach dem typologischen Gesichtspunkt. Hier sind bereits mehrere einander überkreuzende Klassifizierungen möglich, je nachdem, welche Ebene des Sprachsystems der Bestimmung des Typs zugrunde gelegt wird – die Phonologie, die Morphologie, die Syntax oder das Benennungssystem. Nach der morphologischen Typologie z. B. finden wir in Europa Sprachen des flektierenden Typs wie Russisch und Tschechisch, des agglutinierenden Typs wie Ungarisch und Finnisch; nach modifizierten Kriterien unterscheiden wir synthetische Sprachen, z. B. Russisch, und analytische Sprachen, u. a. Bulgarisch (ausführlich dazu vgl. Teil I). 3. Nach dem areallinguistischen Gesichtspunkt. Grundlage der Klassifizierung, d. h. der Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden, sind gemeinsame Merkmale, übereinstimmende Züge, die durch Sprachkontakte verschiedener Art (vgl. 3.5.) entstanden sind.

Es handelt sich um Sprachen, die bestimmte zusammenhängende Räume

oder Areale einnehmen. Zwischen diesen Sprachen besteht eine Beziehung, die R. Jakobson als Affinität bezeichnete, im Gegensatz zur Verwandtschaft von Sprachen einer Sprachfamilie und zum Isomorphismus von Sprachen des gleichen Typs (vgl. SERÉBRENNIKOW 1976, 180). Die Bezeichnung Affinität geht wohl jedoch schon auf J. Baudouin de Courtenay zurück, der diese Art von Beziehungen als Klassifizierungsgrundlage zuerst entdeckt hat (vgl. dazu 3.2).

Die Areallinguistik und ihr Forschungsanliegen beruhen somit auf der Hypothese, daß Sprachen, die ursprünglich nicht verwandt oder nur entfernt verwandt waren, sich einander annähern können, und zwar in einem solchen Maße, daß sie zu einer besonderen Klasse, einem Sprachbund (zum Unterschied von der Sprachfamilie und dem Sprachtyp) zusammengefaßt werden können. Die Einordnung einer Sprache in einen Sprachbund hebt die Möglichkeit nicht auf, sie auch einer Sprachfamilie und einem Sprachtyp zuzuordnen. Das Bulgarische ist z. B. eine slawische ie. Sprache, da sich seine Substanz ohne Schwierigkeiten auf das Urslawische zurückführen läßt, dessen ie. Charakter keinem Zweifel unterliegt; es gilt als analytische Sprache, denn die syntaktischen Beziehungen der Nomina werden nicht durch Kasusformen ausgedrückt; diese sind im Laufe der historisch bezeugten Entwicklung seit dem 10. Jh. aufgegeben worden. Schließlich betrachtet man das Bulgarische auf Grund seiner Gemeinsamkeiten mit dem Rumänischen, Neugriechischen und Albanischen, die nachweislich in einzelsprachlicher Zeit, also nach der Ausgliederung aus dem Urslawischen, erworben wurden, als „Mitglied“ des Balkansprachbundes. Allerdings muß sogleich auf ein Problem der areallinguistischen Sprachklassifizierung hingewiesen werden. Zuvor wurde gezeigt, daß alle Sprachen Europas restlos auf Sprachfamilien aufgeteilt werden können; das isolierte Baskische kann als Sonderfall einer Familie, die nur (noch) durch einen Vertreter repräsentiert ist, aufgefaßt werden. Auch eine durchgängige Gliederung der europäischen Sprachen nach typologischen Gesichtspunkten ist möglich. Wenn sich für die typologische und genetische Klassifizierung außereuropäischer Sprachen Schwierigkeiten ergeben, so kann das an ihrer Beschaffenheit liegen, aber auch an unserem Wissen von diesen Sprachen. In Hinblick auf typologisch relevante Merkmale kann es relativ leicht vervollständigt werden. Die Ermittlung genetischer Verwandtschaft ist jedoch wegen der oft sehr späten oder völlig fehlenden schriftlichen Bezeugung vieler Sprachen mitunter sehr erschwert oder unmöglich. So kann man die Sprachen des Kaukasus, die nicht zu einer der bekannten Sprachfamilien gehören, zwar nach genetischen Kriterien in drei Gruppen – die abchasisch-adygeische, die nachisch-dagestanische und die kharthwelische Gruppe – einteilen, die Verwandtschaftsverhältnisse der drei Gruppen untereinander sind aber beim jetzigen Stand der Forschung

unklar. Neben subjektiven Ursachen – u. a. unzureichender Anwendung von bewährten Methoden der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft – ist dafür die objektive Sachlage der sehr späten schriftlichen Aufzeichnung dieser Sprachen (ausgenommen das Georgische mit einer ununterbrochenen schriftsprachlichen Tradition seit dem 5. Jh. u. Z.) verantwortlich zu machen (zu der gesamten Problematik vgl. KLIMOV 1986, 109–133).

Auch bei der Zuordnung von Sprachen zu Sprachbünden können mangelnde Einsicht in die wechselseitigen Beziehungen oder eine nicht ausreichend deutliche Bestimmung und Hierarchisierung von Kriterien der Grund dafür sein, daß eine Sprache nicht einem Sprachbund zugewiesen oder daß überhaupt ein Sprachbund angenommen werden kann; es gibt jedoch auch objektive, in der Beschaffenheit der Sprachen selbst liegende Gründe, die eine Klassifizierung nach dem areallinguistischen Prinzip, wenn dieses nicht auf rein geographische oder kulturhistorische Merkmale reduziert werden soll, unmöglich machen. Die Kontakte zwischen den verschiedenen Sprachen sind nicht in allen Sprachen so eng und folgenreich gewesen, daß ausreichende Affinität entstanden ist und sich ein Sprachbund herausgebildet hat. Diese unbestreitbare Tatsache sowie der Umstand, daß es keine allgemein akzeptierte Auffassung über die Kriterien der Bestimmung eines Sprachbundes gibt (vgl. 2.1.), hat einige Forscher veranlaßt, die Möglichkeit der Klassifizierung von Sprachen auf Grund konvergenter Entwicklung überhaupt in Abrede zu stellen (vgl. ŠARADZENIDZE 1982, 121f.). Dies allerdings zu Unrecht, wird doch von der Voraussetzung ausgegangen, daß sich alle Sprachen zu Sprachbünden vereinigen lassen müssen – bei gleichem Grad der Übereinstimmung in allen Sprachbünden. Auch die Sprachtypologie hat es bei der Zusammenfassung historisch-konkreter Sprachen nie mit „reinen Typen“ zu tun, da alle Sprachen nicht nur hinsichtlich ihrer genetischen Beziehungen, sondern auch hinsichtlich ihrer typologischen Charakteristika als „gemischt“ gelten können; dennoch ermöglicht sie eine Klassifizierung. Das bedeutet nicht, daß zwischen Sprachen mit fehlender oder sehr geringer Affinität nicht Gemeinsamkeiten existieren können. Es lassen sich einzelne Isoglossen ermitteln, die Zonen interlingualer Interferenz oder sprachlicher Wechselwirkung kennzeichnen. Eine derartige Zone bildet z. B. der Karpatenraum, in dem in den Mundarten des Ukrainischen, Polnischen, Slowakischen, Rumänischen, Moldauischen und Ungarischen zahlreiche Gemeinsamkeiten vorwiegend lexikalischer Art existieren, ohne daß wir von einem Sprachbund der genannten Sprachen sprechen könnten. Zwischen einer Zone interlingualer Interferenz und einem Sprachbund besteht ein grundlegender Unterschied: Die Zone (oder das Areal) zeichnet sich auf Grund der Verbreitung bestimmter sprachlicher Erscheinungen als Raum ab, ihre Existenz besagt aber noch nichts über die Zugehörigkeit der Sprachen, die

an ihr Anteil haben, zu einem Sprachbund. So erstreckt sich das Areal der Periphrase des Infinitivs weit in das serbokroatische Sprachgebiet hinein, ohne daß das Serbokroatische dem Balkansprachbund zugerechnet würde. Ein Sprachbund dagegen ist eine Menge von mindestens zwei Sprachen mit erworbenen gemeinsamen Merkmalen unterschiedlicher räumlicher Ausdehnung und kann im Falle der Entwicklung von Schriftsprachen auch ohne punktuelle geographische Fixierung sprachlicher Erscheinungen bestehen. Der Vorschlag U. Weinreichs, auf den Begriff Sprachbund zu verzichten und besser von Fällen konvergenter Entwicklung oder, falls erforderlich, von Konvergenzzonen (convergence areas) zu sprechen (vgl. WEINREICH 1972, 506f.), geht am Wesen des Problems vorbei: Wie wir gesehen haben, schließen sich die Termini Sprachbund und Zone interlingualer Interferenz nicht aus, sondern ergänzen einander.

Die Feststellung von Arealen an Hand der räumlichen Verbreitung von sprachlichen Merkmalen geschieht im Rahmen der „intersystemischen“ Dialektologie und muß nicht unbedingt auf eine areale Klassifizierung von Sprachen hinauslaufen. Sie kann z. B. als Methode zur Feststellung der Verbreitung eines angenommenen Substrates dienen. Es sei somit festgehalten, daß weit mehr Zonen interlingualer Interferenz in Europa existieren oder existiert haben, als es Sprachbünde gibt. Eine restlose Aufteilung der Sprachen Europas, von denen der Erde ganz zu schweigen, ist u. E. weder auf Grund der Forschungslage noch wegen der objektiven Beschaffenheit der Sprachen möglich. Es hat durchaus Versuche gegeben, möglichst alle Sprachen Europas Sprachbünden zuzuweisen. Man half sich, indem man der Klassifizierung nach Sprachbünden sehr unterschiedliche Merkmale und unterschiedliche Mengen von Merkmalen zugrunde legte (vgl. DÉCSY 1973).

Das Ziel der Areallinguistik ist somit die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden. Ihre Selbständigkeit gegenüber der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Sprachtypologie beruht auch darauf, daß sie diese Zusammenfassung auf Grund von Kriterien vornimmt, die für jene irrelevant sind. Die Areallinguistik gewinnt diese Kriterien aus der Untersuchung spezieller Objekte. Ihr Objektbereich läßt sich wie folgt abstecken: 1. Gemeinsame Merkmale von Sprachen und Mundarten verschiedener Sprachen, die arealbildend sind; 2. Zonen (Areale) interlingualer Interferenz und mit Folgen interlingualer Interferenz (Konvergenzerscheinungen); 3. Sprachen mit gemeinsamen Merkmalen in einem Areal. Zur näheren Erläuterung sollen die Verhältnisse im südosteuropäischen (Balkan-)Sprachraum betrachtet werden. Dort lassen sich folgende gemeinsame Merkmale feststellen: das Fehlen der Deklination der Nomina (von einigen Besonderheiten abgesehen); die analytische Komparation der Adjektive mit Hilfe von Komparativ- und Superlativpartikeln; das Fehlen des Infinitivs und die Verwendung

umschreibender Konstruktionen; die Kategorie Determiniertheit als morphologische Kategorie der Substantive, die im Rumänischen, Albanischen und Bulgarischen durch einen nachgestellten Artikel ausgedrückt wird; die Bildung des Futurs mit Hilfe eines Formativs, das auf das jeweilige Verb für „velle, wollen“ zurückgeht, zahlreiche Lehnwörter aus dem Türkischen, Phraseologismen mit übereinstimmender innerer Form usw. Diese Gemeinsamkeiten haben eine bestimmte geographische Verbreitung und bilden Areale, die durch Isoglossen markiert werden, oder aber sie sind gleichzeitig Merkmale der Schriftsprachen und bilden dann Areale, die mit der Anwendung der jeweiligen Schriftsprache zusammenfallen. In den Arealen der Verbreitung dieser Züge werden vor allem vier Sprachen gesprochen: Rumänisch, Bulgarisch, Albanisch und Neugriechisch. Diese Sprachen gehören wiederum in Hinblick auf das, was ihnen gemeinsam ist (und die Feststellung des Gemeinsamen schließt auch die Ermittlung des Unterschiedlichen ein), zum Objektbereich der Areallinguistik. Schließlich lassen sich auf dem Balkan Interferenzzonen feststellen, die sich einerseits durchaus nicht mit dem gesamten Verbreitungsgebiet der einzelnen oben genannten Sprachen decken, die dem Balkansprachbund zugerechnet werden, und die andererseits auch in Verbreitungsgebiete von Sprachen (z. B. des Serbokroatischen) hineinreichen, die nicht als Balkansprachen angesehen werden. Aus diesem Objektbereich wählt die Areallinguistik als die Teildisziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft, deren Ziel die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden ist, die erworbenen sprachbundbildenden Gemeinsamkeiten als Gegenstand der Untersuchung aus. Die Aufgabe besteht also darin, die Gemeinsamkeiten zu fixieren und ihren sprachbundbildenden Charakter nachzuweisen. Die Areallinguistik kann dabei so vorgehen, daß sie bestimmte Sprachen vergleicht und mit Hilfe der konfrontativen Methode Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeitet, wobei auch extralinguistische Kriterien wie die Zugehörigkeit zu einem kulturhistorischen oder ethnographischen Areal beachtet werden können. Die ermittelten Gemeinsamkeiten werden dann auf ihre geographische Verbreitung hin untersucht. Es ist aber auch möglich, von bereits bekannten Besonderheiten einer Sprache auszugehen, z. B. dem Gebrauch von enklitischen Formen des Dativs der Personalpronomen nach bestimmten Präpositionen im Bulgarischen (vgl. *сречу ми* „gegen mich“), und zu prüfen, ob diese Besonderheit auch in den Nachbarsprachen auftritt und wie weit sie dort verbreitet ist. Es zeigt sich, daß die bulgarische Konstruktion auch im Neugriechischen bekannt ist (bulg. *сречу ми* entspricht neugr. *έντιχού μου*, vgl. Kostov 1976). Die konfrontative Methode wird folglich durch die sprachgeographische Methode ergänzt, die für die Aufdeckung eines kausalen Zusammenhangs zwischen analogen Erscheinungen in benachbarten Sprachen unerläßlich ist.

Die Ermittlung der Ausbreitung sprachlicher Erscheinungen im Raum, mit der sich die Sprachgeographie nun schon über einhundert Jahre befaßt (vgl. DURRELL et al. 1969, BACH 1934), und ihre Darstellung auf Sprachkarten beschränkten sich lange Zeit auf Einzelsprachen, wobei in der Regel das gesamte Verbreitungsgebiet einer Sprache berücksichtigt wurde (z. B. der Deutsche Sprachatlas, Atlas linguistique de la France). Diesen Gesamtatlanten folgten dann regionale Atlanten, vor allem im romanischen Sprachraum, in zunehmendem Maße aber auch in der Slavia, die die Angaben der großen einzelsprachlichen Atlanten präzisierten und ergänzten. Erst in den letzten drei Jahrzehnten sind dann Arbeiten zur Erfassung von Isoglossen in Angriff genommen worden, die das Verbreitungsgebiet einer Sprache überschreiten. Wir können hier drei Gruppen von Sprachatlanten unterscheiden. Es handelt sich einmal um Projekte wie den Slawischen Sprachatlas, die eine genetische Sprachgruppe betreffen, zum anderen um Vorhaben zur sprachgeographischen Beschreibung von Gruppen nicht näher verwandter Sprachen, z. B. im Mittelmeerraum, der Mundarten im Karpatengebiet, der Sprachen des Balkans (ausführliche bibliographische Angaben bei SUCHAŇEV 1984) usw., und schließlich um Sprachatlanten für einen ganzen Kontinent. 1983 erschien der erste Band des Atlas linguarum Europae (vgl. dazu JANŮŤEK/PETR 1986). Die zuletzt genannten drei Gruppen (oder „Generationen“) von sprachgeographischen Beschreibungen fallen in den Bereich der „intersystemischen“ Dialektologie, liefern aber auch wertvolle Angaben für die Arealinguistik. Zu deren Aufgaben gehört nicht nur die Ermittlung von gemeinsam erworbenen Merkmalen und die Darstellung ihrer Verbreitung, sondern auch deren historische Erklärung, die Bestimmung ihrer Chronologie und ihres Ursprungs. Wenn nämlich die Sprachgruppierung, mit der es die Arealinguistik zu tun hat, nicht durch ererbte Übereinstimmungen oder unabhängig voneinander entstandene typologische Gemeinsamkeiten, sondern durch erworbene Ähnlichkeit bestimmt sein soll, so muß der Nachweis dafür erbracht werden, daß es sich um solche handelt. Das kann unter Zuhilfenahme verschiedener Methoden geschehen. Es ist zunächst unbedingt notwendig, das Auftreten der gemeinsamen Innovationen in den Sprachdenkmälern der Einzelsprachen festzustellen. Auf diese Weise kann die absolute Chronologie der Innovationen bestimmt werden. Die Schwierigkeit bei der Anwendung dieser Methode oder, genauer gesagt, ihre Grenzen bestehen darin, daß längst nicht alle Sprachen über alte Sprachdenkmäler verfügen; zum Teil haben wir es mit Sprachen zu tun, die erst seit kurzem oder überhaupt nicht über ein Schrifttum verfügen, wie z. B. zahlreiche Kaukasussprachen. Weiterhin sind Schriftsprachen häufig konservativ, wenn nicht sogar archaisierend, und spiegeln Neuerungen in der Volkssprache erst spät, inkonsequent oder gar nicht wider, so daß die tatsächliche Chronologie einer

Innovation und ihr Erscheinen in Texten weit auseinanderliegen können. Das Neubulgarische kennt z. B. einen nachgestellten Artikel; einige Forscher (u. a. GÜLÜBOV 1967) meinten, daß er schon im Altbulgarischen existiert hätte, andere (so J. KURZ 1963) sind der Ansicht, daß von einem Artikel erst in mittelbulgarischer Zeit (nach dem 11. Jh.) die Rede sein könne. Die Aussagen der Sprachdenkmäler sind mehr als kärglich, sie sind aber unbedingt sorgfältig zu sammeln und systematisch zu interpretieren, wie es z. B. A. MINČEVA (1982) in Hinblick auf die Balkanismen des Bulgarischen getan hat.

Besondere Bedeutung besitzt eine speziell areallinguistische Methode, die G. Cychun entwickelt und sehr überzeugend für die Erklärung von Balkanismen in den südslawischen Dialekten genutzt hat. Sie sei hier kurz beschrieben. Ausgangspunkt ist die Annahme, daß jede Innovation ein Zentrum ihrer Entstehung besessen haben muß, sie ist irgendwo in einem bestimmten geographischen Bereich entstanden. (Wir lassen hier außer acht, daß unter ähnlichen Bedingungen eine Innovation an verschiedenen Punkten, jedoch nicht unbedingt gleichzeitig entstehen kann.) Ziel arealer Untersuchungen von Innovationen ist die Ermittlung von Innovationszonen, in denen sich das hypothetische Zentrum der Innovation befindet, und die Hauptrichtung ihrer Ausbreitung. Die Ausbreitung der Innovationen ist als Wechselwirkung zweier Areale – eines Innovationsareals und eines archaischen Areals – aufzufassen, die die Ausbildung von drei Zonen zur Folge hat – einer Innovationszone, einer archaischen Zone und einer diffusen Zone, die durch die Überschichtung der beiden Areale entsteht. Diese Zonen stellen drei Stadien der räumlichen Ausdehnung einer Innovation vom Zentrum ihrer Entstehung her zur Peripherie hin dar. Die archaische Zone kann durch das völlige Fehlen der Innovation gekennzeichnet sein. Die Innovationszone kann enger begrenzt und damit die Suche nach dem Innovationszentrum erleichtert werden, wenn man beachtet, daß der kategoriale Bereich, in dem sich die Innovation entwickelt, von ihr nur ungleichmäßig erfaßt wird. Als Beispiel werden das Fehlen des Artikels bei einigen Klassen von Substantiven, Einschränkungen für die Verwendung des Futuranzeigers „*velle*“ bei perfektiven Verben in serbokroatischen Mundarten und ähnliches angeführt. Es kann geschlußfolgert werden, daß sich die betreffende Mundart desto näher am Zentrum der Innovation befindet, je weniger Einschränkungen für das Funktionieren einer (balkanischen) Innovation existieren, je weniger es also „Ausnahmen“ von der allgemeinen Regel gibt (CYCHUN 1981, 10–17). Diese Methode beruht letztlich auf der Annahme, daß sich sprachliche Erscheinungen wellenförmig im Raum ausbreiten. Begründet wurde diese Annahme zum erstenmal von JOHANNES SCHMIDT am Beispiel der ie. Sprachen (1872), natürlich noch ohne das systemtheoretische Kriterium. Die beschriebene Methode ermöglicht es nach unserer Meinung, das Zentrum

(die Quelle) für Innovationen, die zu gemeinsamen Merkmalen verschiedener Sprachen werden und sprachbundbildenden Charakter haben, sowohl im Gebiet einer Einzelsprache zu suchen, von wo aus sie sich dann in andere Sprachen oder einige ihrer Mundarten ausgebreitet haben, als auch in einem Gebiet intensiver Zweisprachigkeit und den daraus resultierenden Sprachkontakten. Sie präjudiziert also keine Erklärung durch Entlehnung oder aber durch Konvergenz infolge von Sprachkontakten, und sie schließt auch die Heranziehung von Substrat- und Superstrateinflüssen nicht aus.

In dem hier dargelegten Verständnis verfügt die Areallinguistik über einen eigenen Objektbereich, der unter verschiedenen Aspekten erforscht werden kann. Sie besitzt einen spezifischen Gegenstand, nämlich gemeinsame Merkmale verschiedener Sprachen, die erworben und sprachbundbildend sind; sie löst Aufgaben, die nur von ihr gestellt werden; sie faßt Sprachen zu Gruppierungen, Sprachbünden zusammen, und zwar auf Grund von Kriterien, die weder in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft noch in der allgemeinen Typologie relevant sind, und sie arbeitet mit einer spezifischen Methode und mit spezifischen Kombinationen von Methoden. Begriffe wie Sprachbund fallen ausschließlich in ihren Bereich; andere wie Areal, Isoglosse, Zentrum, Peripherie spielen auch in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft eine wichtige Rolle. Sie stammen aus der Dialektologie bzw. Sprachgeographie und können auch zum Gegenstand neuer Disziplinen wie der Areologie werden. Darunter versteht M. A. BORODINA eine Disziplin, die sich über der Dialektologie und Sprachgeographie erhebt und durch folgende Merkmale gekennzeichnet ist: (a) ihre Quellen – Sprachkarten und -atlanten, lokalisierte und datierte Fakten, die extralinguistische Situation; (b) ihre Methoden – Bildung von Isoglossen, Ausgliederung und Interpretation von Arealen (dazu vgl. auch GADŽIEVA 1976), Metakartierung (d. h. Herstellung linguistischer Karten nach Interpretation vorhandener); (c) ihre Aufgaben – Bestimmung der Gesetzmäßigkeiten der räumlichen Anordnung der Erscheinungen, die die Dynamik der Entwicklung reflektieren (vgl. BORODINA 1980, 24).

Es muß an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt werden, daß die Areal-linguistik gegenüber der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und der Typologie sowohl in theoretischer Hinsicht als auch in bezug auf ihre Ergebnisse und deren empirisch-faktologische Absicherung noch einen beträchtlichen Rückstand aufweist. Es sind deshalb sowohl weitere grundsätzliche Überlegungen als auch konkrete Untersuchungen von Sprachen und sprachlichen Erscheinungen erforderlich. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Areallinguistik sich nicht nur mit den Existenzformen beschäftigen kann, die in einer historisch überholten sprachlichen Situation dominieren, nämlich mit den Mundarten, sondern auch mit den Existenzformen, die in der Gegenwart den Kern der sprachlichen Situation bilden, nämlich den Schriftspra-

chen und großräumigen Umgangssprachen. Das impliziert die Einbeziehung des soziolinguistischen Aspekts, der freilich auch bei der Untersuchung von konvergenten Sprachprozessen auf der Ebene der Mundarten keineswegs außer acht gelassen werden darf.

Die Areallinguistik sieht ihr Ziel in der Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden bzw. in der Ordnung der Sprachen eines bestimmten geographischen Bereichs und Kulturkreises und sogar der Erde nach Sprachbünden. Sprachbünde sind das Ergebnis und der Ausdruck von Annäherung, Konvergenz, Affinität von Sprachen, für die Sprachkontakte die Voraussetzung sind. Mit diesen beiden grundlegenden Begriffen – dem des Sprachbundes und dem der Sprachkontakte – sollen sich die folgenden zwei Kapitel beschäftigen.

2. Der Sprachbund als zentrale Kategorie der Areallinguistik

2.1. Zur Geschichte des Sprachbundbegriffes

Der Terminus „Sprachbund“ wurde 1928 von N. S. TRUBETZKOJ eingeführt, der auf dem I. Internationalen Linguistenkongreß in Leiden die Berechtigung und Notwendigkeit einer zweiten Klassifikation von Sprachen neben der traditionellen genealogischen Klassifikation nachzuweisen versuchte (vgl. TRUBETZKOJ 1930, 18). Die von ihm vorgeschlagene Definition eines Sprachbundes wird noch zu erörtern sein. Nach R. Jakobson hätte Trubetzkoy bereits 1923 in dem Aufsatz „Вавилонская башня и смешение языков“ die Begriffe „Sprachbund“ und „Sprachfamilie“ abgegrenzt (vgl. ŠARADZENIDZE 1982, 112). Allerdings hatte J. Baudouin de Courtenay die Idee einer Klassifizierung von Sprachen auf Grund ihrer konvergenten Entwicklung schon wesentlich früher geäußert (vgl. 2.3.; ŠARADZENIDZE 1982, 113). Bemerkenswert ist jedoch, daß Trubetzkoy als Beispiel für den Sprachbund neben den Kaukasussprachen die Balkansprachen anführt und speziell das Bulgarische nennt, das einerseits zur slawischen Sprachfamilie, andererseits zum Balkansprachbund gehöre. Er läßt somit die genealogische Klassifikation von Sprachen neben der Klassifikation nach der erworbenen Verwandtschaft noch bestehen. Erst später ersetzt er wie die italienischen Neolinguisten, insbesondere Pisani, den Begriff der Ursprache bzw. Grundsprache durch den des Sprachbundes (vgl. TRUBETZKOJ 1939). Die Balkansprachen spielen seitdem in der Theorie des Sprachbundes bzw. in der sich herausbildenden Areallinguistik eine ähnliche Rolle wie die ie. Sprachen in der hist.-vgl. Sprachwissenschaft. Trubetzkoy hatte keineswegs als erster ihre Gemeinsamkeiten bemerkt oder eingehender untersucht, aber er verallgemeinerte Erkenntnisse über diese Sprachen, die seit der Mitte des 18. Jh. gewonnen werden konnten. Die ersten Voraussetzungen dafür schufen zunächst parallele Wörter- und Gesprächsbücher der Balkansprachen aus dieser Zeit (vgl. DESNICKAJA 1987, 12–23), und mit zunehmender Veröffentlichung von Texten in diesen Sprachen bot sich der Sprachwissenschaft die Möglichkeit, frappierende Ähnlichkeiten in ihrem Sprachbau zu entdecken. Es ist das

Verdienst eines der Väter der slawischen Philologie, des Slowenen JERNEJ (BARTHOLOMÄUS) KOPITAR, eines nur wenig älteren Zeitgenossen Franz Bopps und Jakob Grimms, mit dem ihn eine jahrzehntelange wissenschaftliche Freundschaft verband, wesentliche gemeinsame Merkmale der Balkansprachen, einschließlich des gerade (1817) von der europäischen Wissenschaft entdeckten Neubulgarischen, beschrieben und Erklärungen für ihre Entstehung vorgeschlagen zu haben. Gewöhnlich wird in diesem Zusammenhang auf seine Abhandlung „Albanische, walachische und bulgarische Sprache“ aus dem Jahre 1829 hingewiesen, aber BAHNER (1986) hat gezeigt, daß Kopitar schon 1813 in einer Besprechung des Buches des Rumänen Petru Maior „Istoria pentru inceputul românilor în Dacia“ („Geschichte über den Beginn der Rumänen in Dakien“) auf den postponierten Artikel im Albanischen, Bulgarischen und „Walachischen“ (Rumänischen) aufmerksam gemacht hat und für die Übereinstimmungen des Albanischen und Rumänischen das untergegangene Thrakisch-Dakische verantwortlich machte. 1826 stellte Kopitar dann fest, daß die Grammatik der Sprache der Albaner, Rumänen und Walachen „beiganz verschiedenem Lexico fast der nämliche Geist durchweht“ (ebd., 160, Fußnote 2). Die auffälligste Gemeinsamkeit war für ihn der nachgestellte Artikel, weiterhin der Analytismus des Nomens, und schließlich nannte er auch schon die „Auflösung des Infinitivs in den Konjunktiv mit ut“ sowie die „Formation des Futurums mittels volo“; beide Erscheinungen hätten sich sogar ins Neugriechische und Serbische verbreitet (ebd., 272).

Die umfassendste Darstellung der balkanischen Gemeinsamkeiten freilich gibt Kopitar in dem bereits genannten Aufsatz aus dem Jahre 1829, bezieht aber auch hier das Neugriechische nicht ein. Die entscheidenden Stellen dieser „Geburtsurkunde“ der Balkanlinguistik sollen hier angeführt werden.

„Sie alle (die westromanischen Sprachen; Anm. K. G.) haben den Artikel nach deutscher Art angenommen, mehr oder weniger deutsche Syntax etc. Aber nicht so erging es der romana rustica im Osten des adriatischen Meeres, in der Halbinsel des Hämus. Außerdem, daß sie hier der gebildeteren griechischen wenig anhaben konnte, wich ihr nicht einmal die illyrische in den rauhen Bergen Albaniens; nur in den Thalebenen konnte sie sich mit der eingeborenen (thrakischen) Landessprache, die, wo nicht geradezu mit der illyrischen eins, doch ihr nahe verwandt war (wie sich später zeigen wird), vermählen. Eine ganz andere Art langue romane, als die des Occidents, war die Frucht dieser Verbindung. Und dies ist die walachische Sprache, deren Ursprung also nicht erst vom 5. Jh. her datiert, sondern schon an sechshundert Jahre früher, seitdem nämlich die Römer festen Fuß an der Ostküste des adriatischen Meeres faßten; bis hundert Jahre nach Christo, da Trajan auch noch die norddonauischen Daken (ebenfalls Thracier) bezwang. Daher sie auch in ihren lateinischen Bestandtheilen ungleich mehr klassische Wörter

aus der augusteischen Zeit her besitzt, als die viel jüngeren romanischen Sprachen des Occidents. Z. B. alb von albus, masa von mensa, vorba von verbum, intrebà von interrogo, ruga von rogo, socru von socer, herbece von vervex u. a. m. – dann die Aussprache des s wie ß, des g wie g, die nur der Spanier auch erhalten, aber der Franzose und Italiener erweicht hat. Daß aber ihr nichtlateinischer Bestandteil der illyrischen (heut zu Tage albanischen) oder doch einer mit dieser sehr verwandten Sprache angehört, zeihen nicht allein viele Wörter dieser Art, die diese beyden Sprachen mit einander gemein haben, sondern mehr noch, und eigentlich entscheidend, der gleiche grammatische Bau. Schon der in beyden Sprachen dem Nomen nicht vorangeschickte, sondern hinten angehängte Artikel; der zwar auch im Baskischen und Skandinavischen vorkommt, doch nirgends in so ganz gleicher Weise, wie unter diesen zwey Bruder- und Nachbarvölkern, davon das eine, im Gebirge, Form und Materie seiner Sprache gerettet, das andere im Thale, zwar römische Materie, aber doch nur in seine Form umgegossen angenommen hat. Und diese Form war so unverilgbar, daß, als am Schlusse der Völkerwanderung die bulgarischen Slawen sich zahlreich im Gebiete dieser thracischen langue romane ansiedelten, sogar ihr Slawisch in Verkehr mit Walachen auch in diese Form, mit dem hinten angehängten Artikel, Kasuszeichen anstatt der reichen slawischen Flexion, – unter allen slawischen Mundarten die einzige langue romane dieser Art, umgeprägt ward! So daß also, noch bis auf diese Stunde, nördlich der Donau in der Bukowina, Moldau und Walachey, Siebenbürgen, Ungern, ferner, jenseits der Donau, in der eigentlichen Bulgarey, dann in der ganzen Alpenkette des Hämus, in der ausgedehntesten alten Bedeutung dieses Gebirges, von einem Meere zum andern, in den Gebirgen Macedoniens, im Pindus und durch ganz Albanien nur eine Sprachform herrscht, aber mit dreyerlei Sprachmaterie (davon nur eine einheimisch, die zwey andern fremdher, von Ost und West eingebracht sind)“ (KOPITAR 1829, 253).

Es muß ausdrücklich angemerkt werden, daß Kopitar den gemeinsamen Merkmalen der Balkansprachen klassifikatorischen Wert zuerkennt, wenn er das „Walachische“ (Rumänische) und das Bulgarische die „beyden Halbschwestern des Albanesischen“ nennt (ebd., 255) und dann weiter feststellt: „Wie gesagt, so reicht schon die Identität des Sprachbaues im Gebrauch des Artikels hin, um in Rücksicht der Form sowohl das Walachische, als das Bulgarische dem Albanesischen anzureihen. Nähere Untersuchungen, wozu hier aber weder Platz noch der Ort ist, würden sowohl die innige Verwandtschaft dieser drey Sprachen, und den Grund derselben im Bau der albanesischen Sprache, als den Einfluß dieser alteuropäischen Sprache auch über ihren Kreis hinaus, südwärts bis ins Neugriechische, nordwärts bis ins Serbische, darthun“ (ebd., 254).

Auf die Übereinstimmungen der Sprachen Südosteuropas nahm auch AUGUST SCHLEICHER in seinem bekannten Buch „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ Bezug. Er schrieb: „Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß um die untere Donau und weiter nach Südwesten sich eine Gruppe aneinandergrenzender Sprachen zusammengefunden hat, die bei stammhafter Verschiedenheit nur darin übereinstimmen, daß sie die verdorbensten ihrer Familie sind. Diese mißratenen Söhne sind das Walachische in der romanischen, das Bulgarische in der slavischen und das Albanesische in der griechischen (!)(Hervorhebung K. G.) Familie. Das Verderbnis zeigt sich in der nördlichsten Sprache, der zuerst genannten, noch in einem geringeren Grade, mehr schon in der mittleren, dem Bulgarischen, und hat in der südlichen, der albanesischen einen ihre Herkunft fast verdunkelnden Grad erreicht“ (SCHLEICHER 1850, 143). Diese (Ab-)Wertung der Balkansprachen ergibt sich aus Schleichers Auffassung von Sprachgeschichte als Sprachverfall, der durch Sprachkontakte noch gefördert wird. Wir haben hier, natürlich in einem ganz anderen allgemeinlinguistischen Konzept, die alte Korruptionstheorie vor uns, die schon zur Zeit des Humanismus auf die Ergebnisse des Sprachkontaktes angewendet worden war (vgl. 2.3.).

Besondere Bedeutung für die Ermittlung und Beschreibung der gemeinsamen Merkmale der Balkansprachen haben die Arbeiten FRANZ MIKLOSICH, des Begründers der vergleichenden slavischen Sprachwissenschaft, der in zahlreichen Studien die bilateralen Beziehungen der Balkansprachen, vor allem die gegenseitigen Entlehnungen, untersuchte (vgl. HAFNER 1985, 43f.). Miklosich vervollständigte die Liste der balkanischen Gemeinsamkeiten, die sein Lehrer Kopitar angelegt hatte, erheblich und gab einen systematischen Überblick in seiner Abhandlung „Die slavischen Elemente im Rumänischen“ (MIKLOSICH 1862). Er nennt dort acht gemeinsame Züge: 1. die Bildung des Futurs mit „velle“; 2. das Fehlen des Infinitivs; 3. den Zusammenfall von Genitiv und Dativ; 4. die Nachstellung des Artikels im Rumänischen, Bulgarischen und Albanischen; 5. das häufige Vorkommen des Vokals *ä* (ə) in den gleichen Sprachen; 6. silbenbildende *m* und *n* im Anlaut im Rumänischen und Albanischen, Erweichung oder Ausfall von *l* vor *i* in diesen Sprachen; 7. Wechsel zwischen *n* und *r* im Rumänischen und Albanischen; Wechsel zwischen *r* und *l* im Bulgarischen, Rumänischen, Griechischen und Albanischen, Übergang von *o* zu *u* in unbetonten Silben im Bulgarischen, Rumänischen und Albanischen; Übergang von *ea* zu *e* vor *i* im Bulgarischen und Rumänischen; 8. verschiedene syntaktische Züge: (a) gleichzeitige Verwendung von Kurz- und Langformen des Personalpronomens; (b) Bildung der Zahlwörter von 11–19 mit der Präposition „auf“ im Albanischen und Rumänischen (wie in den slavischen Sprachen) – rum. *un-sprezece*, alb. *njëmbëdhjetë*, also „eins auf zehn“.

Diese Liste der „Balkanismen“ ist später nur unwesentlich modifiziert worden (vgl. SCHALLER 1975). Es handelt sich um morphologische, syntaktische und phonetische Erscheinungen, wobei besonders in der Phonetik synchrone Merkmale, z. B. das häufige Vorkommen von /ə/, neben diachrone Merkmale, etwa den rumänisch-albanischen Rhotazismus, gestellt werden. Miklosich selbst hat aus den Übereinstimmungen in den Balkansprachen keine Schlußfolgerungen für die Klassifizierung von Sprachen gezogen. Er sah in ihnen das Ergebnis von Entlehnungsvorgängen, und zwar (a) zwischen den lebenden Balkansprachen, unter besonderer Berücksichtigung des türkischen Einflusses; (b) aus untergegangenen Sprachen, vor allem dem Thrakischen (das damals übrigens noch so gut wie unbekannt war). Sprachliche Konvergenz wird von ihm somit auf Wirkungen von Adstraten und Substraten (diese Termini verwendet Miklosich allerdings nicht) zurückgeführt. Die faktologische Basis der Balkanlinguistik wurde in der Folge durch die Arbeiten von G. MEYER (hauptsächlich zum Albanischen), G. WEIGAND (zu allen Balkansprachen, vor allem aber zum Rumänischen und Bulgarischen) und in zunehmendem Maße auch durch einheimische Forscher verbreitert. Eine neue Synthese versuchte aber erst der dänische Forscher KRISTIAN SANDFELD 1926 in seinem Buch „Balkanfilologien. En oversigt over dens resultater og problemer“. Die wenige Jahre später erschienene, ergänzte und überarbeitete Fassung „Linguistique balkanique. Problèmes et résultats“ (Paris 1930) ist heute noch ein Standardwerk der Balkanologie. Sandfeld führt hier folgende Gemeinsamkeiten der Balkansprachen, zu denen auch er Rumänisch, Albanisch, Bulgarisch und Neugriechisch rechnet, an: 1. die Postposition des Artikels; 2. die Umschreibung des Infinitivs durch Nebensätze; 3. die Bildung des Futurs (mit „velle“); 4. den Zusammenfall von Genitiv und Dativ; 5. die Verwendung der kurzen Dativ- bzw. Genitivformen des Personalpronomens in possessivischer Funktion; 6. den Zusammenfall von *wo* und *wohin* oder die Nichtunterscheidung von Orts- und Richtungskasus; 7. die pleonastische Anwendung von Personalpronomen (vgl. bei Miklosich die Übereinstimmung 8 a, also z. B. bulg. *mene mi se struva* „mir scheint“); 8. den doppelten Akkusativ in Fällen wie bulg. *ot deka ja uzna ti kamilata, oti e kuca*, wörtl. „woran hast du es das Kamel erkannt, daß es lahm ist“; 9. Vorherrschen der Parataxe; 10. doppelte Akkusativrektion bei einigen Verben, z. B. bulg. *jaz da go naučim edin zanajat*, vgl. aber genauso im Deutschen: *Ich will ihn ein Handwerk lehren*; 11. phraseologische Übereinstimmungen. Das Korpus der von Sandfeld genannten balkanischen Gemeinsamkeiten umfaßt auch zahlreiche lexikalische Elemente, wechselseitige Entlehnungen. Wie DESNICKAJA (1979, 4) bildhaft zeigt, sind die lexikalischen Übereinstimmungen die Basis der Pyramide, auf denen die Übereinstimmungen der anderen sprachlichen Ebenen aufbauen.

Sprachliche Konvergenz und die Entstehung von Sprachbünden setzen eine merkliche Annäherung des Wortschatzes voraus, die nicht nur die Formative, sogenannte Materialentlehnungen, sondern auch den Ausgleich der semantischen Systeme betrifft. Im Sprachkontakt kommt es auch zu dauerhafter „Kopierung der Bedeutungsmatrices, die Lehnbedeutung nach W. Betz, die loanshift nach E. Haugen. Insgesamt werden durch dieses Verfahren die semasiologischen Paradigmen von Kontaktsprachen Schritt für Schritt der Kongruenz nähergebracht“ (BELLMANN 1981, 16).

Besondere Aufmerksamkeit widmete Sandfeld den bilateralen Beziehungen der Balkansprachen, also den rumänisch-albanischen, rumänisch-bulgarischen, griechisch-albanischen usw., und machte so die Existenz verschiedener Isoglossen und Areale innerhalb eines gemeinsamen balkanischen Areals deutlich. Seine Beobachtungen und Feststellungen betrafen die Mundarten, nicht die Schriftsprachen. Dieser sprachgeographische oder eigentlich areale Aspekt ist von der späteren Forschung nicht immer genügend beachtet worden (vgl. jedoch CYCHUN 1981), obwohl gerade hier ein wesentlicher Erkenntnisfortschritt gegenüber Kopitar und Miklosich deutlich wird, die mit nichtlokalisierten Erscheinungen operierten. Sandfeld bezeichnete die Balkansprachen als *unité linguistique*, nicht als *union linguistique* „Sprachbund“. Wie Miklosich ging es ihm um die Aufhellung der sprachlichen Wechselbeziehungen in einem geographisch, kultur- und sozialgeschichtlich deutlich eingegrenzten Raum, um die Ermittlung der Entlehnungsrichtungen und die Bestimmung der die Sprachkontakte bestimmenden Sprache (das war für Sandfeld das Griechische), nicht aber um Klassifizierungsprobleme von Sprachen. Deshalb gelangte Sandfeld auch nicht zur Theorie des Sprachbundes, die Trubetzkoy 1929, ein Jahr vor Erscheinen der französischen Fassung von Sandfelds Buch, verkündete. Trubetzkoy mag zur Idee des Sprachbundes nicht nur durch die Kenntnis der sprachlichen Konvergenz in den Balkansprachen gekommen sein, sondern auch durch den Vergleich des dort anzutreffenden Verhältnisses von Sprachen mit den Verhältnissen in einer anderen Zone interlingualer Interferenz – im Kaukasus. Er hatte sich in jungen Jahren intensiv mit Kaukasussprachen beschäftigt. An dieser Stelle sei jedoch bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die Annahme eines kaukasischen Sprachbundes, anders als die eines Balkansprachbundes, bisher nicht exakt begründet werden konnte. Die Ursache ist vor allem die Schwierigkeit nachzuweisen, daß die im einzelnen recht unterschiedlichen Gemeinsamkeiten der verschiedenen Gruppen der Kaukasussprachen bzw. einzelner Kaukasussprachen das Ergebnis konvergenter Entwicklung sind und nicht nur typologische Parallelen. Nach KLIMOV (1976, 174) kann ein kaukasischer Sprachbund erst dann angenommen werden, wenn ein Ensemble gemeinsamer struktureller Merkmale, die das Resultat

tat konvergenter Prozesse sind, ermittelt werden kann. Das aber sei eine Aufgabe der Zukunft. Trubetzkoy gab folgende Definition des Begriffs „Sprachbund“: „Gruppen, bestehend aus Sprachen, die eine große Ähnlichkeit in syntaktischer Hinsicht, eine Ähnlichkeit in den Grundsätzen des morphologischen Baus aufweisen, und eine große Zahl gemeinsamer Kulturwörter bieten, manchmal auch äußere Ähnlichkeiten im Bestande der Lautsysteme, – dabei aber keine systematischen Lautentsprechungen, keine Übereinstimmungen in der lautlichen Gestalt der morphologischen Elemente und keine gemeinsamen Elementarwörter besitzen, – solche Sprachgruppen nennen wir Sprachbünde“ (TRUBETZKOY 1930, 17–18).

Die Zuordnung von Sprachen zu einem Sprachbund beruht damit auf einer ganzheitlichen, komplexen typologischen Charakteristik, da „Ähnlichkeit“ auf allen Ebenen der Sprache gesucht werden soll. Dabei bleibt allerdings offen, ob die Ähnlichkeiten auf den einzelnen Ebenen den gleichen oder aber einen unterschiedlichen Wert haben, ob z. B. syntaktische Übereinstimmungen schwerer wiegen als gemeinsame Kulturwörter. Es fehlt auch eine Aussage darüber, wie zahlreich diese Übereinstimmungen sein müssen (KRAMER 1983, 115f.), obwohl das quantitative Element durchaus in der Definition erscheint („große Ähnlichkeit in syntaktischer Hinsicht“, „große Zahl gemeinsamer Kulturwörter“). Trubetzkoy sagt auch – zumindest in der Definition – nichts aus über die Gründe der Entstehung der „Ähnlichkeit“, so daß die Merkmale außerhalb des Kontextes seiner Überlegungen durchaus auf Sprachtypen überhaupt, die nach komplexen Kriterien bestimmt werden, angewandt werden könnten. Schließlich wird die Art der „Ähnlichkeit“ nicht weiter erläutert: Handelt es sich z. B. bei syntaktischen Übereinstimmungen um allgemeine Grundsätze des Satzbaus, etwa um Parataxe versus Hypotaxe (vgl. das 9. Merkmal in der Liste Sandfelds), oder um Gemeinsamkeiten der „inneren Form“, um den gleichen „Geist“ in der Diktion Kopitars, wie er uns im Ersatz von Infinitivkonstruktionen durch mit *ut* (d. h. den entsprechenden Konjunktionen der Balkansprachen) eingeleitete Nebensätze entgegentritt? Die Definition Trubetzkoy's ließ somit Einschränkungen und Erweiterungen zu; ihre Vagheit gestattete die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden, die nur über wenig gemeinsame Merkmale verfügen, und vor allem war es nach dieser Definition möglich, die Sprachen eines bestimmten Gebietes, z. B. Europas, auf Grund verschiedener Kriterien, vorzugsweise phonologischer Übereinstimmungen oder zahlreicher übereinstimmender Kulturwörter, einem Sprachbund zuzuordnen. Dennoch setzten sich Begriff und Terminus sehr schnell in der Sprachwissenschaft durch.

2.2. Vorschläge für die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden

Die weiteren Bemühungen verliefen vor allem in zwei Richtungen. Zum einen wurde versucht, weitere Sprachen außer denen des Balkans und des Kaukasus zu Sprachbünden zusammenzufassen. Man beschränkte sich dabei nicht nur auf die Gegenwartssprachen, sondern betrachtete die Sprachen auch in (früheren) historischen Zeiträumen unter dem Gesichtspunkt ihrer konvergenten Entwicklung und bezog schließlich auch die ie. Dialekte in die Sprachbündelproblematik ein. Zum anderen gingen die Bemühungen um eine exaktere Bestimmung der Kriterien für einen Sprachbund weiter. Sie betrafen sowohl teiltypologische Charakteristika (z. B. „phonologische Sprachbünde“, vgl. JAKOBSON 1931) als auch ganztypologische Charakteristika und erfaßten die mundartlichen und die schriftsprachlichen Existenzformen der verglichenen Sprachen. Die Überlegungen zur genaueren Bestimmung des Begriffs Sprachbund und zum Ausbau der Theorie des Sprachbundes gingen meist von den Gegebenheiten der Balkansprachen aus. Somit wurde der Balkansprachbund mit gemeinsamen Merkmalen auf mehreren Sprachebenen zum Modell oder Grundschema eines Sprachbundes überhaupt. Es gab jedoch auch andere Ansätze, wie z. B. in der Prager Schule, die auf dem Vergleich von Teilsystemen, insbesondere der Phonologie, zahlreicher Sprachen beruhten und in diesen aufgedeckte systematische Übereinstimmungen typologischen Charakters zu Kriterien für die Aufstellung von Sprachbünden erhoben. Eben in dieser Richtung verlief zunächst die Erweiterung der Liste der Sprachbünde. Jakobson postulierte einen phonologischen eurasischen Sprachbund (JAKOBSON 1931), später einen phonologischen Bund, der einen weiten Raum von Südalaska bis nach Zentralkalifornien einnimmt, mit zahlreichen Sprachen, die verschiedenen Sprachfamilien angehören, aber alle über eine Serie glottalisierter Konsonanten verfügen; einen kaukasischen Sprachbund mit gemeinsamen Zügen im Konsonantismus, einen Balkansprachbund (auf phonologischer Grundlage, nicht auf der Grundlage der bekannten Liste von Sandfeld, die ja keine phonetisch-phonologischen Merkmale enthält) und einen Bund verschiedener Sprachen des „Samarkander Areals“ (iranische Sprachen, z. T. Usbekisch und Reste des Arabischen) (JAKOBSON 1936/1985, 102). Man sieht, daß die Areale der von Jakobson angenommenen Sprachbünde von sehr unterschiedlicher Ausdehnung sind und auch die Intensität der Konvergenz in Abhängigkeit von den extralinguistischen, d. h. sozial, kulturell und geographisch bedingten Kontakten in den jeweiligen Arealen sehr stark schwankt. Im Grunde handelt es sich um die Feststellung übereinzelsprachlicher phonologischer Isoglossen, nicht jedoch um den Nachweis einer konvergenten Entwicklung von Sprachen zu einer

speziellen Gruppierung. Auf einem teiltypologischen Kriterium, und zwar auf der Übereinstimmung in der Verbalreaktion, beruht auch die Annahme eines polnisch-litauischen Sprachbundes (vgl. FALKENHAHN 1963). Es gibt jedoch noch weitere gemeinsame Merkmale des Polnischen, Litauischen und auch Belorussischen, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, von einem Sprachbund zumindest auf der Ebene der Mundarten zu sprechen. Übereinstimmungen auf mehreren Sprachebenen findet SERÉBRENNIKOW (1972) im Wolga-Kama-Bund, zu dem er die Turksprachen Tatarisch, Baschkirisch, Tschuwaschisch und die finno-ugrischen Sprachen Udmurtisch (Wotjakisch) und Marisch (Tscheremissisch) rechnet. Für diese und weitere Sprachbünde werden übereinstimmende Merkmale struktureller Art auf einer oder mehreren Sprachebenen genannt. Im Gegensatz dazu beschreibt H. Becker Sprachbünde, die auf Übereinstimmungen im literatursprachlichen Ausdruck und in der Textstilistik beruhen; er faßt somit Schriftsprachen zu Sprachbünden zusammen (BECKER 1948; zu Beckers Sprachbundkonzeption s. S. 302f.). Becker nennt folgende Sprachbünde: den chinesischen, den indischen, den islamischen, den malaiischen, den innereurasischen (der erloschen sei), den europäischen. Innerhalb dieser Sprachbünde (die zugehörigen Sprachen werden in der Regel nicht im einzelnen aufgezählt) unterscheidet Becker noch „Unterbünde“ wie den Balkanbund und „Provinzen“, d. h. Verbreitungsgebiete von Sprachen mit weniger markanten Übereinstimmungen, z. B. die „Donau-Provinz“.

Einen antiken griechisch-lateinischen Sprachbund nimmt J. Kramer an: „... in der Kaiserzeit (sind) das Griechische und das Lateinische auf Grund einer weitverbreiteten Zweisprachigkeit und auf Grund einer starken Ähnlichkeit der äußeren Lebensform zu einem Grade sprachlicher Gemeinsamkeit gelangt, die sicher nicht geringer zu bewerten ist als die in den bisher postulierten Sprachbünden (Balkansprachbund, Donausprachbund, Standard Average European etc.) nachzuweisenden Gemeinsamkeiten. Sofern man überhaupt die Existenz von Sprachbünden akzeptiert, dürfte die Tatsache eines griechisch-lateinischen Sprachbundes über jeden Zweifel erhaben sein“ (KRAMER 1983, 130f.). Gemeinsame Merkmale findet Kramer in der Phonetik, Morphologie und Syntax.

Schließlich erfährt der Begriff des Sprachbundes eine Ausweitung in zwei Richtungen. Einmal wird er nicht nur auf die Konvergenz von Idiomen (Sprachen, Mundarten) verschiedener Sprachen (Diasysteme) angewendet, sondern auch auf Idiome (Varietäten) einer Sprache (eines Diasystems). So schreibt der italienische Indoeuropäist und Neolinguist V. Pisani:

„Eine Art von Sprachbund ist auch jener, der für die neben der Nationalsprache gesprochenen Dialekte entsteht“ (PISANI 1966, 127), und weiter: „Wir beobachten nun, daß in einem solchen Sprachbund, der aus den Dialek-

ten und der literarischen und offiziellen Sprache besteht, eine ständige Beeinflussung nicht nur zwischen benachbarten Dialekten, sondern auch zwischen jedem von diesen und der offiziellen Sprache stattfindet, die dann in jene das verteilt, was ihr aus jedem von ihnen zugeflossen ist“ (ebd., 128). Aus dem „Sprachbund“ von Literatursprache, Umgangssprache, Dialekten entstünde die gesprochene Gemeinsprache (ebd., 134). Damit werden alle Ausgleichsprozesse zwischen Varietäten einer Sprache auf den Begriff des Sprachbundes bezogen, der dann nicht mehr als Klassifizierungsbegriff neben dem der Sprachfamilie brauchbar ist.

In eine andere Richtung geht die Auflösung oder Unterordnung des Begriffs Sprachfamilie in den bzw. unter den Begriff des Sprachbundes. Bereits R. Jakobson hatte 1936 festgestellt, daß „der Sprachbund ein weiterer Begriff ist, als der Begriff der Familie; letztere ist nur ein Sonderfall eines Bundes“ (JAKOBSON 1936/1985, 94). Während die vergleichende Sprachwissenschaft bis dahin vor allem die Divergenzprozesse, den allmählichen Zerfall oder besser die Zergliederung von Grundsprachen im Auge hatte, rückten nun die Konvergenzprozesse, deren Bedeutung schon Baudouin de Courtenay betont hatte (vgl. 3.2.), in den Vordergrund. Aus der Annäherung nicht näher verwandter Sprachen wie der Balkansprachen oder der Tatsache, daß das Englische neben seinen ererbten westgermanischen auch nordgermanische und besonders romanische (französische) Bestandteile enthält, wurde der Schluß gezogen, daß auch die angenommenen Grundsprachen, vor allem das Indoeuropäische, das Ergebnis eines Sprachbundes oder der Kreuzung von Sprachen seien. Als erster formulierte Trubetzkoy diese Hypothese in seiner bekannten Arbeit „Gedanken über das Indogermanenproblem“. Sein Ansatz besteht in einer Abwertung der „stofflichen Übereinstimmungen“ der ie. Sprachen. „Solche Übereinstimmungen müssen bestehen, und ihr vollkommenes Fehlen darf als Beweis des nichtindogermanischen Charakters einer Sprache betrachtet werden. Es kommt aber auf ihre Zahl nicht an, und es gibt keine von ihnen, die ganz und gar unentbehrlich wäre, um die Zugehörigkeit einer Sprache zur indogermanischen Sprachfamilie zu beweisen“ (TRUBETZKOY 1939, zitiert nach ARENS 1974, 489f.). Trubetzkoy ermittelt 6 strukturelle (typologische) Merkmale der ie. Sprachen (2 phonologische, 3 morphonologische und 1 morphologische). Für die ie. Sprachen sei das kombinierte Auftreten dieser Merkmale bestimmend, die – jedes Merkmal für sich – auch in nichtie. Sprachen vorkommen, woraus der Schluß zu ziehen sei, daß das Indoeuropäische in einem Gebiet entstand, das an Sprachfamilien mit teilweise übereinstimmenden Strukturmerkmalen angrenzt. Das seien die uralo-altaiische und die mediterrane (kaukasische und semitische) Sprachfamilie gewesen (ebd., 494f.). Diese Grundkonzeption verteidigt auch Pisani: „Zu diesem Punkt gelangt mag irgendjemand fragen, was ich von den

Meinungen C. C. Uhlenbecks, E. Forrers, N. Trubetzkoy's, G. Soltas und anderer halte, die im Indogermanischen das Ergebnis eines Sprachbundes erblicken, eines Bundes nämlich von Sprachen, die sich auf zwei Typen zurückführen lassen, davon einer vom Ural-altaiischen, vom Eskimo usw., der andere von den mediterranischen und den kaukasischen Sprachen vertreten wird. Ich werde darauf antworten, daß ich, soweit es sich nicht um später in die einzelnen indogermanischen Sprachen eingedrungene Elemente handelt (z. B. kaukasische ins Armenische, finnisch-ugrische ins Slavische, türkische ins Tocharische), sehr geneigt bin, die Wahrscheinlichkeit dieser Theorie anzuerkennen, in Bezug auf die Sprache, die ich Protosanskrit genannt habe, darin beide Bestandteile als einerseits die von den nomadischen und ritterlichen Stämmen Mittel- und Westasiens mitgebrachte Sprache einer kriegerischen Aristokratie, andererseits jene eines wesentlich priesterlichen Standes erblickend, der eine der mediterranischen und mesopotamischen ähnelnde Kultur besaß und aus den Gegenden in der Nähe des Kaukasus zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer herkam“ (PISANI 1966, 140 f.).

Eine umfassende Kritik dieser Konzeption vom Standpunkt der hist.-vgl. Indoeuropäistik ist an dieser Stelle nicht möglich und nicht erforderlich. Es sei nur auf folgendes aufmerksam gemacht: 1. Die Hypothesen von Trubetzkoy, Pisani und anderen ersetzen zwar die ie. Grundsprache durch einen Sprachbund, lassen aber andere Grundsprachen (uralo-altaiische, mediterrane usw.) zu. 2. Es gibt keine historisch nachgewiesenen Fälle, in denen sich ein Sprachbund zu einem konkreten (nicht zu einem abstrahierten übereinzelsprachlichen) System entwickelt hätte.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die areallinguistische Klassifizierung von Sprachen, anders als die genetische und typologische, in der Regel nicht auf alle Sprachen angewendet wird, d. h., daß zahlreiche Sprachen keinem Sprachbund zugeordnet werden können. Immerhin hat es wenigstens drei Versuche gegeben, die Sprachen Europas umfassend nach Sprachbünden zu gruppieren. Der erste Versuch stammt von E. Lewy, der von der morphologischen Typologie ausgeht und fünf „Gebiete“ (der Terminus Sprachbund wird nicht verwendet) erkennt: 1. Das atlantische/flexionsisolierende (Baskisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, Irisch, Englisch, Schwedisch); 2. das zentrale/wortflektierende (Deutsch, Ungarisch); 3. das balkanische/demonstrative (Albanisch, Rumänisch, Griechisch); 4. das östliche/stammflektierende unterordnende (Lettisch, Russisch, Finnisch, Mordwinisch, Tscheremissisch); 5. das arktische/unterordnende Gebiet (Jurakisch) (LEWY 1942). Das Fehlen von Sprachen wie Portugiesisch, Dänisch, Tschechisch, Bulgarisch, Litauisch in dieser Einteilung bedeutet nicht, daß sie keinem dieser Gebiete zugeordnet werden könnten, sondern vielmehr, daß sie keine grundsätzlichen Unterschiede zu ihren Nachbar-

sprachen Spanisch, Schwedisch, Russisch, Rumänisch, Lettisch aufweisen. Somit entsteht eine Karte, die keine „weißen Flecken“ zeigt. Die beiden folgenden Klassifizierungsvorschläge fußen auf gesamttypologischen Charakteristika bzw. streben sie zumindest an (Décsy 1973) oder postulieren Sprachbünde („Arealtypen“) teils anhand von Teiltypologien, teils anhand von Gesamttypologien (HAARMANN 1976). Gyula Décsy nennt folgende Sprachbünde: 1. die großen Sprachen Europas (SAE-Bund – Standard Average European, d. h. Standard-Durchschnitts-Europäisch; der Terminus stammt von Whorf und umschließt Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch); 2. den Wikinger-Bund (Dänisch, Norwegisch, Isländisch, Färinisch, Irisch, Schottisch-Gälisch, Kymrisch, Bretonisch, Schwedisch, Lapplisch, Finnisch, Wepsisch); 3. den Litoral-Bund (Friesisch, Niederländisch, Baskisch, Spanisch, Portugiesisch, Maltesisch); 4. den Peipusbund (Estnisch, Wotisch, Livisch, Lettisch); 5. den Rokytno-Bund (Polnisch, Litauisch, Weißrussisch, Ukrainisch, Kaschubisch); 6. den Donau-Bund (Tschechisch, Slovakisch, Ungarisch, Slovenisch, Serbokroatisch); 7. den Balkan-Bund (Rumänisch, Moldauisch, Bulgarisch, Makedonisch, Albanisch, Griechisch, Türkisch); 8. den Kama-Bund (Tschuwaschisch, Tscheremissisch, Tatarisch, Baschkirisch, Wotjakisch, Mordwinisch, Syrjänisch, Jurakisch, Kalmückisch). Außerhalb der Sprachbünde stehen die „Insel-Sprachen“ Luxemburgisch, Romanisch, Sorbisch, Gagausisch und die „Diaspora-Sprachen“ Jiddisch, Ladino, Karaimisch, Zigeunerisch und Armenisch. Hier tauchen einerseits traditionelle Sprachbünde auf wie der Balkan-sprachbund (erweitert um das Türkische) oder der Donau-Sprachbund, andererseits überraschende neue Gruppierungen wie der Litoral-Bund, in dem Friesisch und Maltesisch zusammengefaßt sind, einzig auf Grund der ähnlichen geographischen Lage am Meer. „Alle diese Idiome verdanken ihre Existenz der Seeoffenheit der Länder, in denen sie heute als Kommunikationsmittel dienen“ (Décsy 1973, 60). Strukturtypologische gemeinsame Merkmale der Sprachen des „Litoral-Bundes“ werden auch nicht angeführt. Die Kritik HAARMANNs (1976, 73 f.), daß sich Décsy im wesentlichen an Kriterien der äußeren Sprachgeschichte (wenn nicht überhaupt an extralinguistischen Kriterien, Anm. K. G.) orientiere, denen er beliebige Strukturmerkmale ergänzend anschließe, ist berechtigt. Haarmann selbst stützt sich weitgehend auf frühere Sprachbund-Vorschläge anderer Forscher, die von strukturtypologischen Merkmalen ausgingen. Seine Aufzählung enthält folgende Sprachbünde: 1. den Balkan-Sprachbund (Rumänisch [mit Moldauisch], Bulgarisch, Makedonisch, Albanisch, Neugriechisch und „mit einigen Vorbehalten auch der gagausische Kulturdialekt“); 2. den Donau-Sprachbund (Deutsch, Tschechisch, Slovakisch, Ungarisch; das Serbokroatische bilde den Übergang zum Balkan-Bund); 3. den baltischen Sprachbund (Lettisch, Livisch, Est-

nisch, Wotisch); 4. den britischen Sprachbund (Englisch, Kymrisch, Kornisch, Bretonisch, Irisch, Schottisch-Gälisch, Manx-Gälisch). – Es fällt sofort auf, daß weder die Sprachen der Pyrenäen-Halbinsel oder Italiens noch die anderen germanischen Sprachen (außer Deutsch und Englisch) regionalen Sprachbünden zugeordnet werden. Sie finden alle ihren Platz im „Arealtyp der SAE-Sprachen“ (hier wird der Terminus Sprachbund nicht verwendet!), zu dem Englisch, Französisch, Deutsch und die anderen europäischen Sprachen, jedoch ohne das Russische, die anderen slawischen Sprachen und das Baltische, gehören. Ein weiterer Sprachbund ist der schon von Jakobson postulierte eurasische Sprachbund (Russisch, Ukrainisch, Weißrussisch, Polnisch, Moldauisch, Mordwinisch, Komi, Wotjakisch, Tscheremissisch, Jurakisch, Karaimisch, Kalmykisch, Tatarisch, Baškirisch, Gagausisch). Schließlich wird auf Grund von Besonderheiten des Verbsystems auch von einem eurafrikanischen Sprachbund gesprochen, der einerseits den britischen Sprachbund, andererseits das Französische, Baskische und Berberische einbezieht. Allerdings schränkt Haarmann ein: „Die Konzeption eines eurafrikanischen Sprachbundes entspricht nicht im strengen Sinn arealtypologischen Prinzipien. Die Annahme eines Arealtyps bedingt die Existenz sozialgeschichtlicher Kontakte zwischen den einzelnen Sprachen sowie die Widerspiegelung solcher Kontakte in der Strukturtypik in Form typologischer Konvergenzen. Zwar können für die Sprachen des britischen Bundes ... intensive wechselseitige Kontakte nachgewiesen werden, für die Sprachen außerhalb des europäischen Zentrums des eurafrikanischen Bundes sind aber keine wechselseitigen anzunehmen (bzw. nicht solche, die die Ausprägung einer gemeinsamen Strukturtypik wahrscheinlich machen). Strukturtypische Konvergenzen, wie sie außer in den britischen Sprachen auch im Französischen, Baskischen und Berberischen zu identifizieren sind, beruhen sicher nicht auf Sprachkontakten, sondern auf unabhängiger gleichgerichteter Entwicklung der betreffenden sprachlichen Systeme“ (HAARMANN 1976, 138).

Die von Haarmann vorgestellten Sprachbünde weisen gemeinsame strukturelle Merkmale auf, die aber verschiedenen sprachlichen Ebenen angehören. Die ersten drei Sprachbünde weisen Übereinstimmungen auf mehreren Ebenen auf: alle auf der phonologischen und morphologischen, der Balkan-Sprachbund und der baltische Sprachbund auch auf der syntaktischen. – Die Zusammenfassung dieser Sprachen beruht also auf einer ganztypologischen Charakteristik (allerdings ohne Berücksichtigung des wichtigen Teilsystems der Lexik). Der britische Sprachbund wird nur morphologisch charakterisiert (Gemeinsamkeiten im Verbalssystem), der eurasische Sprachbund nach Jakobson nur phonologisch, und zwar lediglich durch zwei kombinierte Merkmale – monotonen Tonverlauf und Existenz einer Palatalitätskorrelation. Die SAE-Sprachen vereinigt ein inhaltlich-typologisches Merkmal,

nämlich der differenzierte Ausdruck des Zeitbezuges bei fehlenden Aspektoppositionen, die im Russischen vorhanden sind, weshalb Haarmann es nicht zu den SAE-Sprachen zählt. Die einzelnen bei Haarmann und anderen beschriebenen Sprachbünde sind somit heterogen, nicht ohne weiteres miteinander zu vergleichen und erlauben keine Einteilung eines größeren geographischen Raumes nach Sprachbünden.

2.3. Versuch einer genaueren Bestimmung des Sprachbundes

Gleichzeitig mit der Suche nach Sprachbünden verläuft die Suche nach genaueren Kriterien für deren Definition bzw. die Bestimmung möglichst präziser und handhabbarer Merkmale. Beginnen wir mit den quantitativen. In den unterschiedlichen Definitionen des Sprachbundes spielt die Frage nach der Anzahl von Sprachen, die für einen Sprachbund erforderlich sind, meist keine Rolle. Der Terminus selbst sowie die allgemeine Übereinstimmung darin, daß ein Sprachbund durch konvergente Entwicklung von Sprachen entsteht, setzen voraus, daß er aus mindestens zwei Sprachen besteht. Die ausdrückliche Erwähnung von zwei erforderlichen Sprachen (DURIDANOV 1983, KRAMER 1983) wäre deshalb an sich zunächst trivial bzw. sogar überflüssig, erlangt jedoch Relevanz gegenüber Definitionen, die für die Existenz eines Sprachbundes (bzw. für seine Annahme) wenigstens drei Sprachen voraussetzen (SCHALLER 1975, 1983; NEROZNAK 1985), ohne daß diese Forderung begründet würde. Gewichtiger ist die Frage nach der Zahl der gemeinsamen Merkmale, die einen Sprachbund charakterisieren. Auch hier werden nicht immer explizite Angaben gemacht. In der Definition von NEROZNAK (1985) heißt es z. B., daß die Sprachen eines Sprachbundes durch ein Inventar gemeinsamer struktur-typologischer Merkmale charakterisiert werden. Auch DÉCSY (1973, 29) nennt keine bestimmte Anzahl, ebenso wenig H. SCHALLER in der letzten Version seiner Sprachbundesdefinition (1983, 219), während er 1975 (S. 58) mindestens zwei Merkmale für erforderlich gehalten hatte, ebenso wie auch DURIDANOV (1977, 21). KRAMER fordert immerhin „mindestens fünf Gemeinsamkeiten“ (1983, 116). Wir halten eine exakte quantitative Bestimmung der gemeinsamen Merkmale nicht für erforderlich, auf jeden Fall ist die Zahl der Merkmale anderen Fragen untergeordnet. Wesentlich wichtiger ist die Entscheidung, ob eine teiltypologische Übereinstimmung (bzw. Charakterisierung) ausreicht, um Sprachen zu einem Sprachbund vereinigen zu können, oder ob nicht eine ganztypologische Charakterisierung erforderlich ist. Diese Entscheidung ist nicht zu fällen ohne eine Hierarchisierung der einzelnen Sprachebenen. Den geringsten Wert haben phonologische Merkmale; es läßt sich nämlich leicht nachweisen, daß beispielsweise die Sprachen des Balkanbundes recht unterschiedliche mundartliche phonologische Systeme

kennen. So ist für die ostbulgarischen Mundarten die Palatalitätskorrelation charakteristisch, für die westbulgarischen nicht; nicht alle bulgarischen Mundarten weisen den oft als „typisch balkanisch“ betrachteten Vokal /ə/ auf; in einigen Mundarten ist der Öffnungsgrad bei den Vokalen *o* und *e* phonologisch relevant usw. Im Nordalbanischen (Gegischen) gibt es Nasalvokale, im Südalbanischen (Toskischen) aber nicht. Auch das morphonologische System ist von sekundärer Relevanz: Das Rumänische und das Ostbulgarische kennzeichnet der Wechsel von *ea* ~ *e* bzw. *a* ~ *e* nach ähnlichen Regeln, dem Westbulgarischen aber ist diese Erscheinung fremd. Relevant sind dagegen die übereinstimmenden Merkmale im morphologischen und syntaktischen bzw. morphosyntaktischen Bereich und in der Lexik, z. B. der morphologische Ausdruck der Bestimmtheit durch einen (nachgestellten) Artikel, die Umschreibung des Infinitivs bzw. die Bewahrung von Resten in gleichen oder ähnlichen Positionen usw. Der Vorzug ist also einer ganztypologischen Charakteristik als Grundlage des Vergleichs zu geben, wobei die phonologische und morphonologische Ebene u. U. entbehrlich sind. Die Bedingungen für die Zusammenfassung von Sprachen sind klar von der sowjetischen Balkanologin T. V. Civ'jan formuliert worden. Nach ihrer Auffassung muß einem Sprachbund ein einheitliches grammatisches Schema zugrunde liegen: „Die Konstruktion einer gemeinbalkanischen Grammatik setzt die Ermittlung eines grammatischen Kerns voraus, der allen Balkansprachen gemeinsam ist und dem Modell der Mittlersprache entspricht“ (CIV'JAN 1979; 7). Diese Forderung impliziert den Gedanken, daß die grammatischen Balkanismen (oder die gemeinsamen Züge anderer Sprachbünde) in einem systemhaften Zusammenhang stehen bzw. auf das Wirken gemeinsamer Grundtendenzen zurückzuführen sind (vgl. auch KURZOVÁ 1974, 15f; TROST 1974 passim). Das grammatische Modell der (abstrakten, konstruierten) Mittlersprache ist nach unserer Meinung durch ein semantisches Modell des Wortschatzes unter Einschluß der Phraseologie zu ergänzen. Weiterhin scheint uns auch die Motivation der grammatischen Formen (z. B. zusammengesetzter Tempora, wie das *haben*-Perfekt) und lexikalischer Nominationen, ihre innere Form, bedeutungsvoll, denn sie reflektiert sprachliche Konvergenz, die durch Kontakte entstanden ist, oft deutlicher als bloße Systemübereinstimmung.

Den Kern eines Sprachbundes bilden dann die Sprachen, die am meisten Übereinstimmungen systemrelevanter Art mit dem abstrakten Modell des Sprachbundes aufweisen. Ein wesentliches Kriterium für diese Übereinstimmungen sind die Schritte, die notwendig sind, um einen Text der Sprache A in einen Text der Sprache B zu übersetzen – je geringer ihre Zahl ist und je weniger kompliziert sie sind, desto näher stehen sich die beiden Sprachen. Möglich wäre auch eine Überprüfung anhand der Schritte, die notwendig

sind, um einen Paralleltext in beiden Sprachen zu erzeugen. Die Sprachwissenschaft steht erst am Anfang der Lösung dieser Aufgabe. Voraussetzung dafür ist eine umfassende, auf den gleichen theoretischen Annahmen basierende Beschreibung nicht nur des grammatischen und lexikalischen Systems der Einzelsprachen, sondern auch ihrer Regeln für die Erzeugung von Texten.

Wenn wir von einem Sprachbund reden wollen, müssen wir die gemeinsamen Merkmale der Sprache, die zu ihm gehören sollen, auf Sprachkontakte (zu denen auch die Wirkung eines Substrats zu rechnen ist) zurückführen können. Sie dürfen somit keine typologischen Übereinstimmungen sein, die nicht unbedingt durch Konvergenz erklärt werden müssen (vgl. das Zitat über den Charakter des „eurafrikanischen Sprachbunds“, den Haarmann zur Debatte stellt, und die kritischen Einwände Klimovs gegen den „kaukasischen Sprachbund“). Es darf sich auch nicht um die Fortsetzungen von Erscheinungen handeln, die in den Grundsprachen bereits angelegt waren und in Sprachen unterschiedlicher genetischer Zugehörigkeit parallel und unabhängig voneinander entwickelt wurden. So weisen z. B. das Rumänische und das Bulgarische die Kategorie Determiniertheit/Indeterminiertheit auf, deren wichtigstes formales Mittel ein nachgestellter Artikel ist. Bekanntlich gilt diese Besonderheit, die auch im Albanischen vorhanden ist, nicht aber im Neugriechischen, seit Kopitar als Balkanismus. Nun verfügen aber einerseits alle romanischen Sprachen über diese Kategorie, und andererseits scheint es auch im Slawischen Ansätze für ihre Ausprägung gegeben zu haben, auf jeden Fall aber ist die Nachstellung des bulgarischen Artikels nicht unabhängig von Stellungsregeln der slawischen pronominalen Enklitika zu sehen (zu dieser Problematik existiert eine umfangreiche Literatur, zusammenfassend ASENOVA 1980).

In Hinblick auf die genetischen und typologischen Parallelen von Balkanismen in nichtbalkanischen europäischen Sprachen unterscheidet SCHALLER (1986, 64–65), der vor allem die Artikelsysteme, die Bildung der Zahlwörter von 11 bis 19 und den Ausdruck des Komparativs vergleicht, drei Kategorien von Balkanismen: „(1.) Balkanismen, die keine Parallelen in nichtbalkanischen Sprachen aufweisen wie z. B. der Ersatz des Infinitivs durch entsprechende Nebensätze, der sich für die Balkansprachen nur durch die Beeinflussung seitens des Griechischen erklären läßt. Hier dürfte es sich um einen Balkanismus handeln, der sich innerhalb der Balkansprachen erst entwickelt hat; (2.) Balkanismen, deren Parallelen in anderen europäischen Sprachen auf genetische Übereinstimmungen hinweisen, die sich in zwei Fällen in Zusammenhang mit der baltoslawischen Sprachgemeinschaft sehen lassen, nämlich der bulgarische Komparativ mit seinen analytischen Entsprechungen in anderen Balkansprachen und die Bildung der Zahlwörter von 11 bis 19 mit Hilfe der Präpositionen ‘na’, ‘spre’ und ‘mbi’ im Slawischen, Rumä-

nischen und Albanischen; (3.) Balkanismen, deren Parallelen in anderen europäischen Sprachen zufällig sind, aber typologisch gleichartig zu bewerten sind, so die Verwendung von nachgestelltem und kopulativem Artikel in einem Teil der in Frage stehenden Balkansprachen.“ Die polnische Forscherin H. ORZECZOWSKA (1983) hat die Balkanismen der südslawischen Sprachen, die als Ausdruck der Tendenz zum Analytismus gewertet werden, unter dem Gesichtspunkt ihrer Herkunft kritisch analysiert und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen: 1. Innovationstendenzen mit analytischem Charakter, die eine Rolle bei der Entstehung der slawischen Balkanismen gespielt haben, haben im allgemeinen eine größere geographische Verbreitung und sind älter als der Balkansprachbund; 2. nicht alle Innovationen, die zur Entstehung von Balkanismen führten, haben analytischen Charakter; 3. Balkanismen sind die Resultate von mindestens zwei verschiedenen Innovationstendenzen in sich nicht deckenden geographischen Arealen, die zu verschiedenen Zeiten wirkten und auch uneinheitlich im Charakter sind; 4. die einzelnen slawischen Balkanismen wurden erst in historischer Zeit, aber nicht alle gleichzeitig, zu allgemeinen Balkanismen; die ihnen zugrunde liegenden sprachlichen Tendenzen können jedoch viel weiter in die Vergangenheit zurückreichen.

Die Entscheidung darüber, ob eine Gemeinsamkeit das Ergebnis konvergenter Entwicklung zweier oder mehrerer Sprachen ist, kann nur nach sorgfältiger Analyse ihrer Entstehung und Ausbreitung getroffen werden. Areallinguistische Untersuchungen, die über die Feststellung und Beschreibung bzw. Kartierung von Isoglossen und Zonen (Arealen) interlingualer Interferenz hinausgehen und sich die Klassifizierung von Sprachen nach Sprachbünden zum Ziel setzen, müssen folglich die von der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und der Sprachgeschichte gewonnenen Erkenntnisse berücksichtigen und gegebenenfalls sich der Methoden dieser Disziplinen bedienen, neben speziell areallinguistischen Methoden wie der skizzierten Methode CYCHUNIS (1981).

Unterschiedliche zeitliche und räumliche Entstehung von Innovationen, die mehrere Sprachen betreffen und sich als gemeinsame Merkmale eines Sprachbundes manifestieren, ist nicht als Argument gegen die Annahme eines Sprachbundes zu verwenden. Die Übereinstimmungen der Balkansprachen sind z. B. nicht gleichzeitig entstanden und weisen auch unterschiedliche Innovationszentren auf. So ist z. B. der Verlust des Infinitivs in den Balkansprachen und sein Ersatz durch finite Konstruktionen mit großer Wahrscheinlichkeit durch das Griechische initiiert worden (vgl. KURZOVÁ 1974; diese Annahme schließt die von ROZENCVEJG 1972 gegebene Erklärung für die Ausbreitung der Erscheinung auf dem Balkan nicht aus), während die Postposition des Artikels im Rumänischen, Albanischen und Bulgarischen nicht durch Einwirkung des Griechischen verursacht sein kann, da diese

Sprache ja – wie schon das Altgriechische – die Präposition des Artikels kennt. Entscheidend ist jedoch das Funktionieren beider und anderer Erscheinungen (Balkanismen) in den synchron koexistierenden Systemen der Balkansprachen.

Es wäre schließlich auch verfehlt, die Gemeinsamkeiten eines Sprachbundes im Rahmen eines der klassischen Sprachtypen (flektierend, agglutinierend, isolierend usw.) zu suchen bzw. die konvergente Entwicklung auf die Herausbildung einheitlicher morphologischer typologischer Züge zu beziehen. Gewiß läßt sich z. B. im Balkansprachbund eine Tendenz zum Analytismus in der Deklination feststellen (wobei aber z. B. das Rumänische stärker synthetisch ist als es die anderen romanischen Sprachen sind), aber schon im Bereich des Verbs zeigen das Bulgarische, Albanische und Neugriechische keine Neigung zur Aufgabe synthetischer Vergangenheitsformen. SKALIČKA (1968, 1974) hat gezeigt, daß sich in den Balkansprachen in unterschiedlicher Verteilung agglutinierende, flektierende und isolierende Neuerungen nachweisen lassen.

Für die Bestimmung von Sprachbünden und für ihre Charakterisierung ist von Belang, ob die mundartlichen Systeme von Sprachen oder aber die Schriftsprachen Objekt der Betrachtung und des Vergleichs sind. Nur im ersten Fall ist die Anwendung sprachgeographischer Methoden, d. h. die Bestimmung der geographischen Verbreitung der Übereinstimmungen, z. B. der Balkanismen, möglich, und nur anhand des Dialektmaterials, und zwar sowohl des aus der Feldforschung als auch des aus Sprachdenkmälern gewonnenen, können Innovationszonen und die Richtung der Ausbreitung von Innovationen bestimmt werden. Die historische Begründung für die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden, der Nachweis von Konvergenzerscheinungen durch Sprachkontakte ist ohne das Material der Dialekte unmöglich. Zu beachten ist ferner, daß im Prozeß der Herausbildung nationaler Schriftsprachen, z. B. des Rumänischen und des Bulgarischen, durch das Bestreben nach Anschluß an verwandte Schriftsprachen, im gegebenen Falle an das Französische bzw. das Russische – Ausdruck der Tendenz zur stärkeren Ausprägung der Latinität bzw. Slawizität –, typische Sprachbundbesonderheiten vermieden wurden. Zwar scheiterten z. B. Versuche, den Artikel aus der bulgarischen Schriftsprache fernzuhalten – man verglich ihn bildhaft mit einem Eselsschwanz am bulgarischen Löwen –, aber immerhin ist der zweifache Ausdruck des Objekts in der geschriebenen bzw. buchsprachlichen Form der bulgarischen Schriftsprache auf einige besondere Fälle beschränkt worden. Schließlich können in einem Areal stärker und schwächer ausgeprägte Zonen interlingualer Interferenz bestehen, so daß die Mundarten der in Frage kommenden Sprachen die sprachbundbildenden Übereinstimmungen in unterschiedlichem Maße aufweisen. Die nordgrie-

chischen Mundarten beispielsweise sind „balkanischer“ als die anderen Mundarten dieser Sprache, das Südalbanische (Toskische) ist „balkanischer“ als das Nordalbanische (Gegische). Die oben geforderte vergleichende Beschreibung der grammatischen und lexikalischen Systeme und der Regeln der Texterzeugung als Grundlage für die synchrone Zuordnung von Sprachen zu einem Sprachbund kann aber durchaus auch anhand der Schriftsprachen erfolgen. Diese gelten dann als repräsentative Form der jeweiligen Sprache, die die wesentlichsten Merkmale des Diasystems enthält (so CIVIČAN 1979). Es gibt einen weiteren Aspekt: Schriftsprachen sind vergleichbar auch auf Grund der diesen Existenzformen zukommenden Funktionen in der gesellschaftlichen Kommunikation. Die areale Zusammenfassung von Schriftsprachen wegen der Ähnlichkeit ihrer Funktionen und der sich daraus ergebenden Übereinstimmungen in den Ausdrucksweisen und – mitteln gehört unserer Auffassung nach ebenfalls in die Kompetenz der Areallinguistik und dürfte zunehmend an Bedeutung gewinnen. In diesem Zusammenhang rückt Beckers Konzeption eines Sprachbundes in den Vordergrund, die trotz der in ihr enthaltenen zahlreichen vagen metaphorischen Formulierungen und der oft fehlenden linguistischen Argumentation nach wie vor aktuell ist. Zwanzig Jahre nach der strukturell-linguistischen Begründung der Theorie des Sprachbundes durch Trubetzkoy erfährt der Begriff nun eine andere Ausdeutung und Entwicklung. Er wird wie folgt definiert: „Unter einem Sprachbund verstehen wir eine Gruppe von Sprachen, die durch gemeinsame Schicksale im gleichen Kulturraum und durch wechselseitige Beeinflussung einander so stark angenähert wurden, daß man in jeder von ihnen ungefähr das gleiche auf ungefähr die gleiche Art sagen kann“ (BECKER 1948, 5). Sprachbünde entstehen seiner Auffassung nach entweder in unmittelbarer Nachbarschaft, durch Kontakte auf der Ebene der Volkssprache oder aber durch kulturelle Kontakte, wobei durchaus auch Zwischenräume übersprungen werden können (ebd., 15). Bedeutsamer sei die zweite Art der Entstehung – durch kulturelle Kontakte, wie auch schon aus dem Definitionselement „im gleichen Kulturraum“ hervorgeht. Raum ist nicht nur bloße Ausdehnung auf der Landkarte, ja nicht einmal in der Landschaft selbst, „Räume in diesem Sinne entstehen durch Menschen, und somit kommen wir in Zusammenhänge des Kulturlebens, ja des Geisteslebens, kurz der Gesellschaft . . .“ (ebd., 10). Die Zusammenfassung zu Sprachbünden beruhe somit nicht vorrangig auf Übereinstimmungen (welcher Art auch immer) in den Mundarten, die sich durch Isoglossen und Areale genau auf Karten fixieren lassen, d. h., die mit Methoden der Sprachgeographie erfaßt und abgebildet werden, sondern auf Übereinstimmungen in den Schriftsprachen. Diese sind aber bekanntlich atopisch, wenn man ihr Verhältnis zu den anderen Teilsystemen eines Diasystems betrachtet. Nehmen wir zur

Erläuterung das Beispiel des Deutschen. Die Verbreitung phonetischer, grammatischer und lexikalischer Besonderheiten der Mundarten und auch der landschaftlichen Umgangssprachen können auf Karten dargestellt werden – etwa die Ergebnisse der hochdeutschen Lautverschiebung – und ergeben dann bestimmte Räume, die durch Isoglossen getrennt sind. Das ist in Bezug auf die Schriftsprache nicht oder nur bedingt möglich, da die schriftsprachlichen Elemente und ihre Beziehungen nicht an bestimmte Räume des deutschen Sprachgebietes gebunden sind. Eine kartographische Abbildung ist nur möglich in Hinblick auf eine andere Schriftsprache und deren Wirkungsbereich – beispielsweise das Polnische, das Französische oder das Niederländische. Auf der Karte hätten wir dann die Gegenüberstellung unterschiedlich gefärbter Flächen; sie stünde somit im Gegensatz zu Karten eines Dialektatlases, auf dem die Areale durch Bündel oder Staffeln von Isoglossen, nicht aber durch eine einzige Linie abgegrenzt sind. Im Grunde fällt dann die Gegenüberstellung der Sprachareale mit der Gegenüberstellung der Areale von Kommunikationsgemeinschaften (nicht der räumlichen Ausbreitung von Sprachen auf der mundartlichen Ebene!) zusammen. Das gilt auch für die Verbreitung von Besonderheiten in nationalen Varianten. So charakterisiert die schriftsprachliche Verwendung der Monatsnamen Jänner, Feber statt Januar, Februar das gesamte Areal der Kommunikationsgemeinschaft Republik Österreich im Vergleich zum Areal der Kommunikationsgemeinschaften BRD oder DDR. Es spielt dabei keine Rolle, ob die mundartliche Isoglosse Jänner, Feber/Januar, Februar (oder andere Formen) genau auf der Grenze zwischen den Kommunikationsgemeinschaften verläuft.

Sprachbünde bestehen nach Becker in erster Linie aus Schriftsprachen; die Herausbildung einer Schriftsprache („Spracherneuerung“) bedeute in der Regel Anschluß an einen Sprachbund. Die Merkmale der zu einem Sprachbund zusammengefaßten Sprachen bezögen sich in erster Linie nicht auf das phonologische oder morphologische System, obwohl auch hier eine Anpassung erfolgen könne, sondern auf den „Ausdruck“, das *tertium comparationis* für einen Sprachbund. Dazu gehörten „Stil und alle Sprachkunst, gleiche sprachkünstlerische Mittel, die Art und Weise des Satzbaues“ (ebd., 10f.).

Für Becker ist somit nicht die Affinität oder die Anpassung der Sprachsysteme das entscheidende Kriterium für Sprachbünde und die Zugehörigkeit einer Sprache zu einem Sprachbund, sondern die Übereinstimmung in der Verwendung der sprachlichen Mittel, in der Gestaltung künstlerischer und anderer Texte. Damit erfaßt er zweifellos ganz wesentliche Übereinstimmungen der europäischen Sprachlandschaft (in der man „Gleiches auf ungefähr gleiche Weise sagen kann“) auf der Ebene der schriftsprachlichen

Kommunikation. Allerdings löst sich der Begriff des Sprachbundes insofern aus dem Bereich einer vor allem sprachgeographisch verstandenen Areal-linguistik, als er ein Phänomen widerspiegelt, zu dessen Erfassung sprachgeographische Methoden nicht erforderlich und auch nicht brauchbar sind. Die Auffassung Beckers hat deshalb auch nur geringen Widerhall gefunden und ist von Vertretern einer strukturtypologisch orientierten Areallinguistik scharf kritisiert worden. So meint Haarmann (von seinem Standpunkt aus sicher zu Recht), daß Beckers Arbeit für arealtypologische Fragestellungen am wenigsten ergiebig sei (HAARMANN 1976, 74). Faktoren der äußeren Sprachwissenschaft wie „Schriftsprachenentwicklung, Purismus, Kulturphraseologie“ seien für Becker vorrangige Kriterien. Schließlich verliere der Begriff „Sprachbund“ mit der Annahme eines auf Grund äußerer Merkmale postulierten einheitlichen europäischen Sprachbundes jegliche Präzision (ebd.). Die Kritik Haarmanns (und anderer) geht jedoch von einer einzigen möglichen Bestimmung des Begriffs des Sprachbundes aus und übersieht, daß es sich im Gegensatz zum Begriff der Sprachfamilie und in Übereinstimmung mit dem Begriff des Sprachtyps um eine Möglichkeit der Zusammenfassung von Sprachen auf der Grundlage verschiedener Kriterien handelt. Trotz mancher Unschärfen in der Beweisführung Beckers, die auch dem seinerzeitigen Forschungsstand geschuldet sind, verdient sein Herangehen an das Problem der Sprachbünde große Aufmerksamkeit. Anders als seine Vorgänger und auch die meisten späteren Forscher engt es die Sprachbundproblematik nicht auf das mundartliche Material ein und beschränkt sie nicht auf die Ebene des Sprachsystems, sondern berücksichtigt auch die Verwendung von Sprache in der Kommunikation. Die für die gegenwärtige internationale Kommunikation fast ausschließlich relevante Existenzform Schriftsprache, ein besonderes funktionales Gebilde, wird somit als Ergebnis der Herausbildung von Sprachbünden betrachtet.

Die Abhebung vom klassischen, dialektgeographischen Sprachbundbegriff schließt für Becker ein, daß das Substrat nicht als auslösender Faktor für die Entstehung von Sprachbünden angesehen wird. Verantwortlich dafür sei vielmehr Entlehnung: „Alles Geschehen um den Sprachbund läßt sich in das eine Wort ‚Entlehnung‘ gießen“ (ebd., 29). Es geht dabei sowohl um materielle Entlehnung als auch um Lehnübersetzung (Calquierung). Becker scheut sich nicht, anstelle eines „allgemeinen Hin und Her“ deutliche Entlehnungsrichtungen zu postulieren und entwickelt dazu die Begriffe der „Meistersprachen“ und der „Schülersprachen“. „Meistersprachen“ seien die „gestaltende Kraft der Sprachbünde“ (ebd., 20). Er gelangt damit in die Nähe Sandfelds, der die Entstehung der balkanischen Gemeinsamkeiten, allerdings auf der Ebene der Mundarten, auf die Einwirkung des Griechischen zurückführt. Abgesehen von der metaphorischen Ausdrucksweise wird von Becker

ein Sachverhalt beschrieben, der das Verhältnis der einzelnen Schriftsprachen in unterschiedlichen historischen Epochen bzw. Perioden bestimmt. Seine Feststellung bedeutet nicht, daß die prinzipielle Gleichwertigkeit von Sprachen geleugnet oder eine grundsätzliche kulturelle Überlegenheit einiger Völker behauptet wird.

Nach der allerdings unvollständigen Übersicht über die bisher von der Sprachwissenschaft beschriebenen oder behaupteten Sprachbünde und einer kritischen Betrachtung der Kriterien zu deren Bestimmung, die entweder bei der Zusammenfassung von Sprachen mit Ähnlichkeiten nichtgenetischer Herkunft und wechselseitigen Kontakten angewendet wurden oder in zahlreiche Definitionen eingegangen sind, wollen wir hier eine Definition vorschlagen, die es erlaubt, unterschiedliche Typen von Sprachbünden aufzustellen, die jedoch alle auf eine Invariante zu beziehen sind. Diese Definition könnte lauten: „Unter Sprachbund versteht man eine Gruppe von Sprachen, die systematische Ähnlichkeiten in Grammatik und Wortschatz aufweisen und auf weitgehend übereinstimmende Weise bei der Texterzeugung gehandelt werden. Diese Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen sind das Ergebnis von Sprachkontakten auf der Ebene der Mundarten und/oder Schriftsprachen und dürfen sich nicht als gemeinsames Erbe aus einer Grundsprache erweisen oder als parallele typologische Züge erklären lassen. Für einen Sprachbund läßt sich ein gemeinsames abstraktes grammatisches und lexikalisches Modell und ein Modell der Textgestaltung aufstellen.“

Diese Definition weist bewußt zahlreiche Übereinstimmungen mit einem Definitionsvorschlag G. Uhlischs auf (STERNEMANN et al. 1983, 157). Sie enthält nicht das Bestimmungselement „genetisch verwandte und nichtverwandte Sprachen“, das zwar zutrifft, aber redundant ist: Ein Sprachbund kann nur aus verwandten Sprachen bestehen, wie z. B. der Balkansprachbund in der traditionellen Auffassung, also ohne das Türkische; er kann verwandte und nichtverwandte Sprachen umfassen, wie z. B. der Donausprachbund (der allerdings weniger ausgeprägt ist als der zuvor genannte) mit Deutsch, Tschechisch, Slowakisch und Ungarisch. Verwandte und nichtverwandte Sprachen können in unterschiedlichen Proportionen vertreten sein, vgl. noch den Wolga-Kama-Bund und den Zentralasiatischen Bund (EDEL'MAN 1978, 109).

Unsere Definition verzichtet auch auf die unscharfe Angabe „lang andauernde Sprachkontakte“, denn die Entwicklung moderner Schriftsprachen zeigt, daß „Sprachanschlüsse“ (der Terminus stammt von H. Becker) relativ schnell vollzogen werden können; ein überzeugendes Beispiel ist die Herausbildung und gleichzeitige Annäherung zahlreicher junger Schriftsprachen in der UdSSR. Das Tempo der Entstehung eines Sprachbundes hängt entscheidend von der Intensität der sozialen Kontakte ab und diese ist wiederum

von der Gesellschaftsformation bedingt. Im Gegensatz zu verschiedenen anderen Definitionen, z. B. zu der Schallers, enthält der hier unterbreitete Vorschlag auch keine Angaben über die Mindestzahl der einen Sprachbund konstituierenden Sprachen (per definitionem müssen es wenigstens zwei sein) und über die Menge der gemeinsamen Merkmale. Eine Begründung für den Verzicht wurde bereits gegeben. Schließlich fehlt auch die ausdrückliche Erwähnung geographischer Nachbarschaft als Voraussetzung für Sprachkontakte, die zur Konvergenz führen können. Die geographische Nachbarschaft spielte und spielt eine sehr wichtige Rolle für die Anknüpfung sozialer und kultureller Beziehungen, sie ist aber mit zunehmender Entwicklung der Kommunikationsmedien nicht mehr unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung wechselseitiger sprachlicher Einwirkung.

Aufgrund der vorgeschlagenen Definition sind mehrere Typen von Sprachbünden möglich, die sich nach zusätzlichen Kriterien gliedern lassen.

1. Sprachbünde mit Übereinstimmungen in einem Teilsystem bzw. auf einer Sprachebene, z. B. im Verbsystem (wie im angenommenen Britischen Sprachbund) und Sprachbünde mit Übereinstimmungen in mehreren Teilsystemen bzw. auf mehreren Ebenen. So weisen die Sprachen des Balkansprachbundes gemeinsame Züge im verbalen und im nominalen Bereich auf und zeigen auch viele Übereinstimmungen in der Textgestaltung. Auf der Beschreibungsseite kann diesen zwei Typen eine teiltypologische oder eine (wenigstens angestrebte) ganztypologische Charakteristik entsprechen.

2. Sprachbünde auf der Ebene von Mundarten und Sprachbünde auf der Ebene der Schriftsprachen. Man kann z. B. von einem Balkansprachbund ausgehend von den Gegebenheiten der Mundarten sprechen. Neben den rumänischen, bulgarischen, albanischen und neugriechischen Mundarten gehören auch ostserbokroatische (die sog. torlakischen) Mundarten zu diesem Sprachbund, denn sie sind durch wesentliche Balkanismen, z. B. den Verlust des Infinitivs und den Zerfall der Nominaldeklinaton, geprägt. Nimmt man jedoch die schriftsprachlichen Systeme in ihrer Eigenschaft als repräsentative Existenzformen der jeweiligen Nationalsprachen (Diasysteme) Südosteuropas als Vergleichsgrößen, dann gehört das Serbokroatische nicht zum Balkansprachbund, da der Schriftsprache die genannten und andere Balkanismen abgehen oder in ihr nur ansatzweise entwickelt sind.

3. Sprachbünde mit geographisch fixierbaren Isoglossen und Sprachbünde ohne konkret-topische Fixierung der Gemeinsamkeiten. Zum ersten Typ gehören wieder die Balkansprachen, zum zweiten das sog. Standard Average European. Die Herausbildung von Sprachbünden durch zunehmende Konvergenz von Schriftsprachen ist nicht von arealen Beziehun-

gen im engeren Sinne, d.h. unmittelbarer geographischer Nachbarschaft der Kommunikationsgemeinschaften, abhängig. Das Bulgarische ist z. B. durch strukturelle Besonderheiten gekennzeichnet, die es mit dem Rumänischen, Albanischen und Neugriechischen gemeinsam hat. Die Verbreitung dieser Besonderheiten auf dem Balkan ließe sich in Form von Isoglossen mit den Methoden der Sprachgeographie darstellen. Seit mindestens 150 Jahren steht aber die bulgarische Schriftsprache im engen Kontakt mit dem Russischen; die dadurch entstandenen Gemeinsamkeiten sind nicht an bestimmte geographische Punkte gebunden. Die Entstehung von schriftsprachlichen Sprachbünden ist eine Grundtendenz der Entwicklung des Verhältnisses von Sprachen in der nationalen Periode.

4. Sprachbünde mit aktuellen Sprachkontakten, d. h. aktueller Mehrsprachigkeit der Kommunikationsgemeinschaften und Sprachbünde ohne aktuelle Sprachkontakte. Für den ersten Typ seien die Sprachen des Britischen Sprachbundes und auch des Standard Average European als Beispiele genannt. Der zweite Typ wird durch den Balkansprachbund repräsentiert – Zwei- und Mehrsprachigkeit ist seit der Herausbildung der einzelnen Staaten auf dem Balkan relativ selten geworden. Eine weitere Zunahme der Affinität ist zwar auch in Sprachbünden des zweiten Typs nicht ausgeschlossen, denn durch den Sprachkontakt ausgelöste Tendenzen können weiter wirken, aber die zentrifugalen Prozesse dominieren.

Mit diesen Typen hängt auch das Problem der möglichen Auflösung von Sprachbünden zusammen, auf das KRAMER (1983, 131) hingewiesen hat. Überhaupt sind die Beziehungen von Sprachen, die zu einem Sprachbund gerechnet werden, nicht nur durch Konvergenz, sondern auch durch Divergenz charakterisiert. Diese Sprachen existieren ja nicht isoliert von anderen Sprachen, die nicht zum Sprachbund gehören, und so können neue Kontakte mit weiteren Sprachen auch zu Erscheinungen führen, die das System einer Einzelsprache verändern und die Abweichungen vom gemeinsamen Modell vergrößern. Dazu sei ein Beispiel aus der Geschichte des Bulgarischen angeführt. Sein Kontakt mit dem Türkischen ist wahrscheinlich die Ursache für das Entstehen einer neuen Verbalkategorie, des Renarrativs. Die Formen dieser Kategorie dienen dazu, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Wiedergabe eines Sachverhalts vom Sprecher nach den Worten eines anderen Sprechers erfolgt. Diese neue Verbalkategorie erlaubt ein einfacheres Umschalten vom Bulgarischen zum Türkischen und umgekehrt, sie macht aber den Übergang vom Bulgarischen zum Griechischen (Rumänischen, Albanischen) und umgekehrt komplizierter.

Die angebotene Typologie von Sprachbünden erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie zeigt aber, daß eine Gliederung der Sprachen eines größeren Raumes, wenn sie in sich geschlossen sein soll, immer nur Sprachbünde

eines Typs berücksichtigen kann. Es sind also nach unserem Schema acht Klassifizierungen der Sprachen Europas nach Sprachbünden denkbar (wobei von den sog. „phonologischen“ Sprachbünden abgesehen wird). Das ist allerdings eine Ideallösung, die zu erreichen wegen der genannten objektiven und subjektiven Schwierigkeiten nicht hundertprozentig möglich ist. Die vorgeschlagene Einteilung zeigt aber, welche Aufgaben vor der Areallinguistik stehen und auf welchen Wegen sie in Angriff genommen werden können.

3. Sprachkontakte und Sprachmischung als Voraussetzung für die Entstehung von Sprachbünden

3.1. Ältere Auffassungen von Sprachmischung

Die Areallinguistik entstand unter anderem auf Grund der auch empirisch gestützten Annahme, daß das Verhältnis von Einzelsprachen nicht nur durch eine divergente Entwicklung gekennzeichnet ist, die eine immer größere Distanz zwischen ihnen entstehen läßt, sondern auch durch eine konvergente Entwicklung, die zur Verringerung des Abstandes führt. Ursachen konvergenter Entwicklung sind Sprachkontakt, einseitige oder wechselseitige Beeinflussung, und Sprachmischung. Allerdings schließt die Beobachtung, daß eine Sprache Bestandteile einer oder mehrerer fremder Sprachen enthält, nicht zwangsläufig die Idee der Annäherung dieser in Kontakt befindlichen Sprachen ein. Sie kann zunächst nur zu einer Bewertung der Sprache in Hinblick auf ihre Ursprünglichkeit oder Reinheit führen, ja sogar den Sprachkontakt als Faktor für eine fortschreitende Entfernung von der Ausgangssprache, also für eine divergente Entwicklung, verantwortlich machen, und schließlich müssen Sprachkontakt oder Sprachmischung nicht die Einbeziehung des geographischen Gesichtspunkts implizieren. Die Beziehung zwischen Sprachkontaktforschung und Areallinguistik ist somit keineswegs unmittelbar. Diese Feststellung gilt vor allem für die Linguistik in der Periode vor der Herausbildung der hist.-vgl. und typologischen Sprachwissenschaft. So sagt z. B. THEODOR (BIBLIANDER) BUCHMANN 1548: „Es gibt noch manch andere Gründe, warum sich die Sprachen, die sich in Babylon von der ersten getrennt haben, von ihrem Ursprung wegzuentwickeln pflegen. Der erste ist die Vermischung der verschiedenen Menschen und Sprachen. So erleiden z. B. die hebräische, griechische und lateinische Sprache und die meisten anderen Veränderungen ...“ (Zitat nach ARENS 1974, 71). Der Schweizer Polyhistor CONRAD GESSNER weist 1555 im Grunde schon auf die Rolle von Superstrat und Substrat und von Wanderungen, also Veränderungen in der geographischen Verbreitung von Sprachen, hin, wenn er in seinem „Mithridates“ feststellt: „Das Hebräische scheint als erste und älteste von allen Sprachen auch allein rein und unverfälscht zu sein, die übrigen sind

fast alle gemischt . . . oder auch durch Reichsbildungen kam es dazu: in der Regel passen sich nämlich die Besiegten allmählich den Sitten und der Sprache der Sieger an. So haben die Goten in Italien, Gallien und Spanien die lateinische Sprache verderbt. Schließlich kommen diese Sprachmischungen auch daher, daß verschiedene Völker in ein Gebiet einwanderten. Die englische Sprache erscheint heute als die am stärksten gemischte und verderbte von allen. Zuerst nämlich ist die alte Sprache der Briten durch die sächsische Oberherrschaft teils beseitigt, teils entstellt worden, sodann übernahm sie auch eine große Anzahl französischer Wörter entweder wegen der Menge der Kaufleute aus dem benachbarten Frankreich oder wegen der großen Zahl anderer Leute, die von dort herüberkamen, um sich dort anzusiedeln“ (zitiert nach ARENS 1955, 57).

Über Sprachmischung haben sich auch GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ und später der Königsberger Professor CHRISTIAN JAKOB KRAUS (1787 in der Allgemeinen Literatur-Zeitung in einer Rezension zu Pallas' Vergleichenden Wörterbüchern) geäußert. Kraus wies schon auf die Erscheinung hin, die später Interferenz genannt wurde: „Denn es haftet dem Menschen die grammatische Methode (gemeint ist das grammatische System; Anm. K. G.) sogar stärker als der Stoff derselben an; wie schon daraus genügsam erhellet, daß er bei Erlernung einer fremden Sprache sich nicht erwehren kann, die fremden Wörter immer nach seiner Grammatik formen, stellen und verbinden zu wollen; ein psychologisches Phänomen, das jeder an sich und andern bemerkt haben wird.“ Kraus erkannte auch, daß bei wechselseitiger Beeinflussung von Sprachen „das Grammatische . . . sich weniger als der Wortstoff dem Laute sowohl als dem Sinne nach verändert“ (Zitat nach ARENS 1974, 141). Die Sprachmischung war also lange vor dem Anfang des 19. Jh. Gegenstand linguistischer Überlegungen, sie wurde als Faktor für die Veränderung von Sprachen in Betracht gezogen, und es gab auch Beobachtungen zu ihren Ergebnissen in Einzelsprachen. Es finden sich Anklänge an spätere Äußerungen von J. BAUDOUIN DE COURTENAY, H. SCHUCHARDT und L. V. ŠČERBA, aber man darf nicht vergessen, daß diese Gelehrten sich mit der Sprachmischung in ganz anderen Zusammenhängen und wesentlich detaillierter beschäftigten. Sie wirkten zu einer Zeit, da die Sprachwissenschaft eine ganz andere Entwicklungsstufe erreicht hatte und der Begriff der Sprachverwandtschaft auf eine sichere Grundlage gestellt war. Die hist.-vgl. Methode und ihre strenge junggrammatische Ausprägung mit der These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ermöglichten eine klare Trennung von ererbtem und entlehntem Sprachmaterial in einer Sprache und damit die Bestimmung des Grades der Mischung der Sprachen, wobei das Bestreben jedoch vorrangig auf die eindeutige Zuordnung einer Sprache zu einer Sprachfamilie bzw. zu einem Sprachzweig gerichtet war. Das schloß die Eliminierung der später

erworbenen Züge einer Sprache, die sie sekundär zu anderen Sprachen in Beziehung setzte, ein. Ein Musterbeispiel hierfür war die Bestimmung des selbständigen Status des Armenischen innerhalb des Indoeuropäischen durch JOHANN HEINRICH HÜBSCHMANN im Jahre 1875. Bis dahin hatte diese Sprache als iranisch gegolten. Hübschmann konnte durch die strenge Anwendung von Lautregeln nachweisen, daß es sich bei den zahlreichen lexikalischen Elementen des Armenischen, die es als iranisch erscheinen ließen, um Entlehnungen handelte. Für die vergleichende Sprachwissenschaft jener Epoche war die Selbständigkeit des Armenischen gegenüber dem Iranischen von Belang, nicht seine sekundäre Annäherung an das Iranische durch Sprachkontakte in einem bestimmten geographischen Kontinuum.

3.2. Jan Baudouin de Courtenay und Hugo Schuchardt über Sprachmischung und konvergente Entwicklung von Sprachen

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Grundlegung der Areallinguistik waren im letzten Drittel des 19. und am Beginn des 20. Jh. die Arbeiten von zwei „Außenseitern“ der damaligen Linguistik – JAN BAUDOUIN DE COURTENAY und HUGO SCHUCHARDT. Im Gegensatz zur Schleicherschen Konzeption der immer weiteren Divergenz verwandter Sprachen, die ihren Ausdruck im Bild des Stammbaumes fand, betonten diese beiden Gelehrten die Bedeutung von Konvergenz auf Grund geographischer Nachbarschaft und von Sprachmischung für die Ausformung des Typs einzelner Sprachen. Insbesondere Baudouin gelangte so zu der Forderung, daß neben der genetischen Verwandtschaft und der typologischen Übereinstimmung auch die erworbene Ähnlichkeit in einem bestimmten geographischen Raum die Grundlage für die vergleichende Betrachtung und schließlich Klassifizierung der Sprachen sein muß. Die heutige Dreiheit von hist.-vgl. Sprachwissenschaft, Typologie und Areallinguistik ist damit bei ihm bereits in ihren Grundzügen vorgezeichnet. Da diese Leistung Baudouins und seine folgenreichen Ideen noch nicht ausreichend bekannt und gewürdigt sind, scheint es zweckmäßig, die Herausbildung und Modifizierung seiner Anschauungen zur Areallinguistik (den Terminus kennt er allerdings noch nicht) anhand seiner Schriften zu verfolgen und dabei jeweils Übereinstimmungen und Unterschiede zur Konzeption Schuchardts aufzuzeigen. Das Verhältnis zwischen den beiden Gelehrten, die in engem wissenschaftlichem Kontakt standen, darf dabei nicht unter dem Aspekt einseitiger oder wechselseitiger Beeinflussung gesehen werden (ŠARADZENIDZE 1979, 31; LEONT'EV 1960, 16).

Die Ursache für das Aufgreifen der Problematik der konvergenten Entwicklung von Sprachen durch Baudouin de Courtenay ist nicht vordergrün-

dig in äußeren Anregungen zu suchen, die freilich nicht völlig auszuschließen sind – neben Schuchardt sind es Ascoli und Petriceu-Hasdeu, auf die Baudouin selbst Bezug nimmt –, sondern in folgenden Punkten seiner allgemein-linguistischen Anschauungen:

1. In der Auffassung vom Gegenstand der Sprachwissenschaft, der für ihn die Sprache in ihrer Komplexität war. Baudouin unterschied sich von den Junggrammatikern nicht nur durch die Ablehnung der „Lautgesetze“, sondern auch dadurch, daß er dem Studium der lebenden Sprachen vorrangige Bedeutung beimaß. Gewiß, auch zahlreiche Junggrammatiker wie A. Leskien und K. Brugmann befaßten sich mit dialektologischen Studien, aber sie betrachteten die Mundarten lediglich als Quelle für die Rekonstruktion älterer Sprachzustände. Baudouin hingegen hoffte, durch das Studium der Dialekte die allgemeinen Gesetze und „Kräfte“, die in der Sprache wirken, aufdecken zu können. Diese Aufgabe hielt er für wesentlicher als die Rekonstruktion vergangener Sprachformen. Die gegenwärtig existierenden Sprachen aber böten seiner Meinung nach kein Bild genetischer Reinheit, sondern enthielten Elemente anderer Sprachen, die bei der Charakterisierung einer Sprache nicht stillschweigend übergangen werden dürften. So ergab sich für Baudouin die Erkenntnis vom „gemischten Charakter aller Sprachen“; Schuchardt formulierte 1883 ähnlich: „Es gibt keine völlig ungemischte Sprache“ (SCHUCHARDT 1928, 153).

2. In seinem Bemühen um eine adäquate Klassifizierung der Einzelsprachen und die Klärung ihres wechselseitigen Verhältnisses. Diese Frage hat den großen Systematiker Baudouin (und hier ist trotz aller Gegensätze eine Nachwirkung Schleichers zu sehen) zeitlebens beschäftigt. Die Beobachtung der Sprachen führte ihn zu der Erkenntnis, daß Übereinstimmungen zwischen ihnen nicht nur genetisch bedingt oder „elementar“ sind, sondern auch durch das Wirken geographischer, kultureller und sozialer Faktoren entstehen können.

3. In seiner Bestimmung des Wesens der Sprache. Baudouin bekämpfte die Betrachtung der Sprache als eines vom Menschen losgelöst existierenden Organismus. Bereits 1870 bezeichnet er die Sprache als „eine der Funktionen des menschlichen Organismus im weitesten Sinne des Wortes“ (BAUDOUIN 1963, I 77). Er stimmt hierin mit Schuchardt überein, für den Sprache „kein Subjekt, sondern Produkt eines Subjekts“, „Funktion und kein Wesen“ war (SCHUCHARDT 1928, S. 53). Die Zurückweisung der Organismuskonzeption führte zur Ablehnung sowohl der Stammbaumtheorie Schleichers als auch der Wellentheorie J. Schmidts, deren Bedeutsamkeit auch für die sekundäre konvergente Entwicklung von Sprachen Baudouin im Gegensatz zu Schuchardt erst sehr spät erkannte.

Skizzieren wir nun, wie die aus theoretischen Grundannahmen und der

Beschäftigung mit lebenden Sprachen resultierende Untersuchung der Sprachmischung und der Konvergenz von Sprachen Baudouin zu Einsichten und Forderungen an die Sprachwissenschaft führte, die in seiner Zeit ein bedeutender Fortschritt in der linguistischen Theorie und Methodologie waren und die auch heute noch aktuell sind. In der ersten programmatischen Abhandlung von 1870 „Некоторые общие замечания о языковедении и языке,“ in der die morphologische (strukturelle) Klassifikation der Sprachen in der Diktion Schleichers noch sehr stark neben die genetische Klassifikation gestellt wird, berührt Baudouin die Frage der Sprachmischung und die Rolle geographischer Nachbarschaft für das Verhältnis von Sprachen nicht. Lediglich in einer Fußnote findet sich eine nicht näher erläuterte Bemerkung über die „Mischung des morphologischen Baues einer Sprache mit dem Material einer anderen“ (BAUDOUIN 1963. 1, Fußnote 39). Auch im „Programm der Vorlesungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft . . .“, nach dem Baudouin im Jahre 1875/76 in Kazan' vortrug, das aber schon im Herbst 1873 in Leipzig entstanden war, werden die uns interessierenden Fragen nicht behandelt. Erst die intensive Beschäftigung mit den slowenischen Mundarten, in erster Linie mit denen des Resia-Tals in Norditalien, führte Baudouin die Bedeutung der Sprachmischung, des wechselseitigen Einflusses von Sprachen vor Augen. Dabei zog er neben der aktuellen Einwirkung der geographisch benachbarten Sprachen auch schon die Rolle des Substrats in Erwägung, wenn er den besonderen Charakter der Resia-Dialekte (z. B. die sogenannte Vokalharmonie) auf Vermischung des slawischen und des turanischen (avarischen) Elements zurückführte (TOLSTOJ 1960, 71). Die Schlußfolgerungen aus diesen Beobachtungen für die allgemeine Sprachwissenschaft wurden dann in den „Ausführlichen Programmen“ von 1876/77 und 1877/78 gezogen. Im ersten Programm nennt Baudouin als Themen seiner Vorlesungen u. a. „Einfluß fremder Sprachen auf die phonetische Seite der Sprache“, „Einfluß fremder Sprachen auf den syntaktischen Bau der Sprache“ und befaßte sich auch mit dem „Einfluß fremder Sprachen auf die volkstümliche Denkweise (народный склад ума) in bezug auf die Muttersprache“ und mit der „fremden Bedeutung bei einheimischen Wörtern“ (BAUDOUIN 1963 I, 88). Dieser letzte Aspekt, die Beeinflussung der „inneren Form“ (so ist der Abschnitt des Programms überschrieben), erfährt in der Konzeption Baudouins später keine Entwicklung und wird in die Betrachtung konvergenter linguistischer Prozesse nicht einbezogen, anders als bei H. Schuchardt und auch bei Baudouins Schüler L. V. Ščerba, obwohl Baudouin die morphologische und semasiologische Seite als wesentlich für die Charakteristik einer Sprache und das Verhältnis von Sprachen betrachtet: „Die zweckmäßigste Charakteristik der Sprachen würde die nach den morphologischen und semasiologischen allgemeinen Zügen sein. Es ist aber eine solche Charakteristik einzel-

ner arieuropäischer Sprachen im allgemeinen und der slawischen insbesondere bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft kaum möglich, jedenfalls bedeutend schwieriger, als die nach der Beschaffenheit und Entwicklung der lautlichen Seite“ (BAUDOUIN 1884, 13). Baudouin hat zur Ausarbeitung der Theorie des Sprachbundes wichtige Anstöße gegeben. Im Programm von 1876/77 werden unter der Überschrift „Probleme der Mischsprachen“ folgende Beispiele angeführt: der wahrscheinliche Einfluß des Finnischen und überhaupt der turanischen Sprachen auf das Litauische (gemeint sind die baltischen Sprachen) und Keltische, der wahrscheinliche Einfluß fremder Sprachen auf die slawischen Mundarten (Verluste der Vokallänge und der beweglichen Betonung), weiterhin „eingedeutschte Mundarten slowenisierter Deutscher (!) im Süden Österreichs“, die Resia-Mundarten und ladinische (rätoromanische) Mundarten (BAUDOUIN 1963 I, 106). Im zweiten „Ausführlichen Programm . . .“ 1877/78 werden dann der Einfluß fremder Sprachen und Sprachmischung als wichtige Gesichtspunkte für die Klassifikation von Sprachen anerkannt. Es ist bemerkenswert, daß ihre Einbeziehung in das Problem der Klassifikation in der Auseinandersetzung mit der Wellentheorie Johannes Schmidts erfolgt. Baudouin hält Schmidt die Vernachlässigung folgender Aspekte vor: 1. der Möglichkeit von Dialektkreuzungen und Stammeskreuzungen; 2. des notwendigen wechselseitigen Einflusses geographisch benachbarter, wenn auch ihrem Ursprung nach völlig verschiedener Sprachen; 3. der Möglichkeit des Einflusses fremder Sprachen und Mundarten (mit dem Hinweis: „die Sprachen der Balkanhalbinsel“); 4. bedeutender Unterschiede zwischen verwandten Sprachen wegen historischer Entfremdung.

Die berechtigte Kritik an einzelnen Schwächen der Wellentheorie Schmidts hat Baudouin jedoch auch lange Zeit den Blick verstellt für deren Kern – die Konzeption der allmählichen geographischen Abstufung sprachlicher Erscheinungen, wie sich Schuchardt bereits 1868 ausgedrückt hatte (SCHUCHARDT 1928, 164f.). So fehlt in Baudouins Äußerungen zur Sprachmischung und zur konvergenten Entwicklung von Sprachen der Hinweis auf die unterschiedliche Intensität dieser Erscheinungen im geographischen Kontinuum, auf die mögliche Unterscheidung von Zentrum und Peripherie.

Im „Ausführlichen Programm . . .“ von 1877/78 nennt Baudouin dann Beispiele für den Einfluß geographischer Nachbarschaft auf die Entwicklung verschiedener Sprachen. Sie kann zur Herausbildung der bestimmten und unbestimmten Deklination der Adjektive im Germanischen, Baltischen und Slawischen beigetragen haben. In Erwägung gezogen wird weiterhin der „Reflex eines assimilierten anderen Stammes“, mit anderen Worten des Substrates. Es sei angemerkt, daß der Terminus „Substrat“ von Baudouin erst gegen Ende seines Lebens aufgegriffen wurde, Schuchardt vermied ihn ganz.

Die sekundär entstandenen, nicht durch Urverwandtschaft bedingten Übereinstimmungen zwischen Sprachen werden Grundlage für eine besondere Art des Sprachvergleichs und Kriterium einer Klassifikation in dem bekannten Aufsatz „Über den gemischten Charakter aller Sprachen“ (1901) und noch deutlicher in den „Vorlesungen zur vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen“ (1901/02). Neben die typologische und die genetische Vergleichung rückt Baudouin die „vergleichende Betrachtung zweier oder mehrerer, sogar aus verschiedenen Quellen stammender Sprachgebiete“, in denen auf Grund ihrer territorialen Nähe ähnliche Spracherscheinungen beobachtet werden können. Als Beispiele werden Armenisch und die kaukasischen Sprachen genannt, in denen gemeinsame lautliche Züge erscheinen, sowie Lettisch und Estnisch und die Balkansprachen (BAUDOUIN 1901/02, 17). Damit begründet Baudouin den Vergleich von Sprachen nach arealen Kriterien als dritte Richtung komparativistischer Sprachforschung. Es muß hervorgehoben werden, daß für ihn neben der geographischen Nähe, die letztlich nur einen äußeren Faktor darstellt, eine Voraussetzung für Sprachkontakte, auch gesellschaftliche und kulturelle „Affinität“ (wenn wir das russische „смежность“ so wiedergeben können) Anlaß für eine vergleichende Betrachtung auf historischer Grundlage ist (BAUDOUIN 1963, I, 371). Baudouin regte die Ausarbeitung vergleichender Grammatiken der slawischen, baltischen und finnougri-schen Sprachen, der slawischen und uralaltaischen (turkotatarischen) Sprachen, der westslawischen Sprachen und der deutschen Mundarten sowie der deutschen Schriftsprache, einiger slawischer Sprachen und des Ungarischen, der südslawischen Sprachen und des Rumänischen, Albanischen und Neugriechischen an. Dieses umfangreiche Programm steht auch heute noch, trotz zahlreicher wertvoller Beiträge, z. B. zu den slawischen und nichtslawischen Balkansprachen, vor der Sprachwissenschaft. Seine weitere Bearbeitung ist eine wesentliche Voraussetzung für die Weiterentwicklung der Areallinguistik als Lehre von den Sprachbünden. So könnte die noch immer auf recht unsicheren linguistischen Daten beruhende Annahme eines Donausprachbundes durch die schon von Baudouin vorgeschlagene vergleichende Grammatik einiger slawischer Sprachen und des Ungarischen (einbezogen werden müßte noch das Deutsche) besser begründet oder aber verworfen werden.

Die Feststellung, daß alle Sprachen einen gemischten Charakter haben, machte auch Schuchardt, der 1885 erklärte: „Sprachmischung nehme ich . . . auch innerhalb der homogensten Verkehrsgenossenschaft an“ (SCHUCHARDT 1928, 64 u. 163). Weder für ihn noch für Baudouin bedeutete das aber die Leugnung genetischer Verwandtschaft. In dieser Hinsicht besteht kein Gegensatz zu den Jungrammatikern. Deutlicher als diese oder gar Schleicher erkannten Baudouin und Schuchardt aber die Vielschichtigkeit sprachlicher Verwandtschaft, das Auf und Ab von divergenter und konvergenter Entwicklung.

3.3. Der Beitrag L. V. Ščerbas zur Theorie des Sprachkontakts

Auf Anregung seines Lehrers Baudouin de Courtenay befaßte sich L. V. ŠČERBA mit dem Problem der Sprachmischung am Beispiel der ostniedersorbischen Mundart um Muskau. Das Ergebnis dieser Studien war die Monographie „Восточнолужицкое наречие“ (1915).

Das Schlußkapitel enthält grundsätzliche Thesen zur Sprachmischung. Diese Frage wird später in weiteren Arbeiten behandelt: „О понятии смешения языков“ (1925), „К вопросу о двуязычии“ (1930), „О тройном аспекте языковых явлений и об эксперименте в языкознании“ (1931), „Очередные проблемы языковедения“ (1945).

Was verstand Ščerba unter Sprachmischung? In der speziell diesem Begriff gewidmeten Abhandlung (1925) heißt es gleich am Beginn: „Der Begriff der Sprachmischung ist einer der unklarsten in der heutigen Sprachwissenschaft, so daß man ihn vielleicht nicht zu den linguistischen Begriffen rechnen sollte, wie es auch A. Meillet getan hat“ (ŠČERBA 1974, 60). Implizit wird hier die Erkenntnis ausgedrückt, daß Sprachmischung (in heutiger Diktion Sprachkontakte) auf der Kreuzung der Achsen Sprache – Bewußtsein und Sprache – Gesellschaft liegt oder, wie es V. N. JARCEVA (1979, 5) ausdrückt: „Die Wechselwirkung von Sprachen gehört zu den Erscheinungen, in denen linguistische, psychologische, soziale und ethnohistorische Faktoren miteinander verflochten sind.“

In dem genannten Aufsatz gliedert Ščerba die Erscheinungen, die in den Arbeiten zur Sprachmischung gewöhnlich behandelt werden, in drei Kategorien: 1. Entlehnungen; 2. Veränderungen in einer Sprache, die auf den Einfluß fremder Sprachen zurückgehen; 3. Fakten, die auf ungenügende Aneignung einer Sprache zurückgehen; diese können als Fehler erscheinen, aber auch gesellschaftsrelevant und zur Norm erhoben werden (z. B. in den Kreolensprachen). Es erscheint Ščerba wenig sinnvoll, diese verschiedenen Kategorien unter „смешение языков“ („Sprachmischung“) zu vereinigen, und er schlägt deshalb die Bezeichnung „взаимное влияние языков“ („wechselseitiger Einfluß von Sprachen“) vor, während „смешение языков“ einer speziell mit Zweisprachigkeit verknüpften Erscheinung vorbehalten sein soll, die er am Beispiel einer sorbischen Mundart erläutert. Der von Ščerba vorgeschlagene Terminus betrifft jedoch nur eine Form von Sprachkontakten, wie noch gezeigt werden wird. Für Ščerba ist charakteristisch, daß sein Hauptaugenmerk auf die Beschreibung der Zweisprachigkeit gerichtet ist.

Daß Sprachmischung und Zweisprachigkeit eng zusammengehören, hatte schon Schuchardt 1882 erkannt: „Das Problem der Sprachmischung, welches mit dem der Bilinguität aufs innigste zusammenhängt, ist ein ziemlich verwickeltes und nur auf psychologischer Grundlage ins klare zu setzen. Zwei

Sprachen mischen sich nicht wie zwei ungleichartige Flüssigkeiten, sondern als verschiedene Tätigkeiten eines und desselben Subjekts . . ." (SCHUCHARDT 1928, 151).

Ščerba setzt nun hier mit der Erklärung der Zweisprachigkeit an. Er unterscheidet zwei Arten: 1. die „reine Zweisprachigkeit“ – „beide Sprachen bilden zwei gesonderte Systeme von Assoziationen, die nicht miteinander in Berührung stehen“; 2. die „gemischte Zweisprachigkeit“, d. h. ein Zustand, in dem zwei Sprachen im Bewußtsein nur ein System von Assoziationen bilden. Eben diese zweite Art ist für die Theorie der Sprachmischung von Belang, und sie hatte Ščerba bei den Muskauer Sorben beobachtet: „Das, was Wort heißt, besteht bei den Bilinguen aus drei Elementen: der Vorstellung der Bedeutung und zwei Lautvorstellungen“ (ŠČERBA 1915, 193; im Aufsatz von 1925 steht statt представление „Vorstellung“ образ „Abbild“, vgl. ŠČERBA 1974, 68). Dieser Gedanke wird auch in den anderen genannten Arbeiten in variiert Form wiederholt: „Jede Idee hat zwei Arten des Ausdrucks, so daß man im Grunde eine einheitliche Sprache, aber mit zwei Formen erhält“ (1930; vgl. ŠČERBA 1974, 315); 1945 heißt es dann: „Bei zweisprachigen Völkern, die beide Sprachen nebeneinander verwenden, entsteht eine besondere einheitliche Sprache, die ich mir gestattet habe als „langue à trois termes“ zu bezeichnen, und in der jeder Bedeutung zwei Arten des Ausdrucks entsprechen, die wechselweise gebraucht werden“ (ŠČERBA 1974, 41). Eben eine derartige Sprache ist für Ščerba eine Mischsprache. „Es ist klar, daß diese zweite Art des Nebeneinanderbestehens von Sprachen einen günstigen Nährboden für die Sprachenmischung abgibt. Man kann sogar sagen, daß die beiden auf diese Weise nebeneinander bestehenden Sprachen im Grunde nur eine Sprache bilden, die man eine Mischsprache mit zwei Gliedern (langue mixte à deux termes) nennen könnte“ (so noch 1925, vgl. ŠČERBA 1974, 68). Eine derartige Mischsprache muß in allen semantischen Elementen übereinstimmen.

Die Bezeichnung Mischsprache wird anders als bei Baudouin und bei Schuchardt verwendet; diese verstanden darunter ein neues Sprachsystem, das durch Kontakte zweier Sprachen entsteht, z. B. die Kreolensprachen, während Ščerba eher die Redetätigkeit unter Nutzung zweier Sprachsysteme meint, die sich nur noch in der äußeren Form (in den Formativen) unterscheidet. Es handelt sich um den Zustand vor der endgültigen Aufgabe einer Sprache, nicht vor dem Entstehen einer neuen, dritten Sprache, um die Erscheinung des Sprachwechsels. Voraussetzung für die Entstehung von Zweisprachigkeit des „gemischten Typs“ ist die Überlagerung, das Zusammentreffen zweier sozialer Gruppen, die natürlich geographische Berührung einschließt.

Auch Schuchardt hatte festgestellt, daß die Ursache der Sprachmischung

immer sozialer, nicht physiologischer Art ist (SCHUCHARDT 1928, 150); bei Ščerba findet dieser richtige Ansatz eine umfassende Begründung in dem Aufsatz „К вопросу о двуязычии“ (1930). Er interessiert sich hier vor allem für die sozialen Dimensionen der Zweisprachigkeit. Es heißt: „Unter Zweisprachigkeit versteht man die Fähigkeit verschiedener Bevölkerungsgruppen, in zwei Sprachen zu kommunizieren. Da die Sprache eine Funktion sozialer Gruppierungen ist, heißt zweisprachig zu sein, gleichzeitig zu zwei derartigen verschiedenen Gruppierungen zu gehören“ (ŠČERBA, 1974, 313).

Wie spätere Forschungen gezeigt haben, ist diese direkte Verbindung zwischen Zweisprachigkeit und sozialer Zugehörigkeit nicht immer gegeben. Wichtige Hinweise gibt Ščerba für die Richtung der konvergenten Entwicklung der in Kontakt stehenden Sprachen, und hier wird die Relevanz seiner Überlegungen für die Areallinguistik besonders deutlich. Die in Kontakt befindlichen Sprachen können sich wechselseitig anpassen, oder aber die eine paßt sich der anderen an. Welche Richtung eingeschlagen wird, hängt vom kulturellen Prestige der Sprachen und davon ab, ob eine der Sprechergruppen nur eine Sprache gebraucht, so daß diese dem Einfluß der anderen Sprache nicht ausgesetzt ist (ŠČERBA 1974, 315).

Die zweite Richtung der Entwicklung hat Ščerba in seiner sorbischen Dialektmonographie beschrieben: Die Sorben sind zweisprachig, ihre Sprache paßt sich dem Deutschen an; die Deutschen sind einsprachig, das Deutsche bleibt unbeeinflußt; dazu ist freilich anzumerken, daß das Deutsche im sorbischen Munde den Einfluß des Sorbischen verspüren kann, der dann auch nach vollzogenem Sprachwechsel erhalten bleibt und als Substrat erscheinen kann. Für die erste Richtung nennt Ščerba kein Beispiel; wir könnten hierfür die Balkansprachen anführen. Ščerba hat sich mit der Frage des Sprachbundes nicht beschäftigt, Sprachkontakt und Zweisprachigkeit wurden von ihm vor allem im Zusammenhang mit dem Erlernen von Fremdsprachen und dem Fremdsprachenunterricht gesehen. Er berührt jedoch auch die Frage der Zugehörigkeit, der Klassifizierungsmöglichkeiten von Sprachen, wenn er betont, daß dafür nicht nur die „äußere Seite der Sprachzeichen“, sondern auch das, was Schuchardt „innere Form“ nennt, berücksichtigt werden muß. Es gäbe viele Sprachen, in denen die „äußere Form“ und die „innere Form“ auf unterschiedliche Sprachen zurückgehen (ŠČERBA 1974, 65). Hier findet sich ein wichtiges Kriterium für die Zusammenfassung von Sprachen zu Sprachbünden, auf das schon hingewiesen wurde.

Zwischen Baudouin de Courtenay und Schuchardt einerseits und Ščerba andererseits gibt es zahlreiche direkte Beziehungen, die sich in der Aufnahme und Weiterentwicklung bestimmter theoretischer Ansätze manifestieren. Ein Unterschied zwischen ihnen besteht zweifellos darin, daß die beiden älteren Linguisten die Frage der Sprachmischung vor allem in Hinblick auf die

Klassifizierung der Sprachen und die Ursachen sprachlicher Veränderungen betrachteten. Ščerba ist dieser Aspekt, wie gezeigt wurde, nicht entgangen, im Vordergrund seines Interesses stand aber die Beziehung von Sprachkontakt und Zweisprachigkeit zum Komplex des Erlernens fremder Sprachen.

3.4. Sprachmischung aus der Sicht Hermann Pauls

Fragen des Sprachkontakts, der Sprachmischung, des Sprachwechsels wurden im Zeitraum zwischen 1870 und 1920 auch von anderen Linguisten, einschließlich den Junggrammatikern, behandelt; das 22. Kapitel von Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ (PAUL 1920, 390–403) ist „Sprachmischung“ betitelt. Sie wird wie folgt bestimmt: „Sprachmischung in diesem engen Sinne ist zunächst die Beeinflussung einer Sprache durch eine andere, die entweder ganz unverwandt ist oder zwar unverwandt, aber so stark differenziert, daß sie besonders erlernt werden muß; weiterhin aber auch die Beeinflussung einer Mundart durch eine andere, die dem gleichen kontinuierlich zusammenhängenden Sprachgebiet angehört, auch wenn sie noch nicht so stark abweicht, daß nicht ein gegenseitiges Verständnis zwischen den Angehörigen der einen und denen der anderen möglich wäre. Noch eine Art von Sprachmischung gibt es, die darin besteht, daß aus einer älteren Epoche der gleichen Sprache schon Untergegangenes neu aufgenommen wird“ (ebd., 391). Paul sieht dann die meiste „Veranlassung zur Mischung“ in der Zweisprachigkeit und nennt verschiedene Möglichkeiten für ihre Entstehung, zu denen direkte Berührung und schriftliche Vermittlung gehören. Es werden zwei Hauptarten der Beeinflussung durch ein fremdes Idiom unterschieden – Aufnahme fremden Materials und Beeinflussung der inneren Sprachform (ebd., 392f.). Im Gegensatz zu Baudouin de Courtenay und Schuchardt verbindet Paul die Erscheinung der Sprachmischung jedoch nicht mit der konvergenten Entwicklung von Sprachen und der Möglichkeit ihrer Klassifikation nach einem anderen als dem genetischen Kriterium.

3.5. Sprachkontakte, ihre Formen und ihre Bedeutung für die Herausbildung von Sprachbünden

Die typologische Annäherung von genetisch verwandten oder nicht verwandten Sprachen, einschließlich der Wiederannäherung nach einer Phase divergenter Entwicklung, kann auf zweierlei Weise erklärt werden. Einmal kann sie auf das Wirken ähnlicher Tendenzen zurückgeführt werden, die durch die Beschaffenheit der Sprache als Zeichensystem *sui generis* oder

durch ihre Funktion als universelles Kommunikationsmittel bedingt sind. So läßt sich in vielen Sprachen, die (ursprünglich) zum flektierenden Typ gehörten, eine Tendenz zum Analytismus, insbesondere zum Abbau des Kasus-systems, feststellen. Zum anderen aber sind konvergente Entwicklung und schließlich die Entstehung von Sprachbünden das Ergebnis von bilateralen oder multilateralen Sprachkontakten. Sprachkontakte existieren sowohl im Bereich der Schriftsprachen als Folge von politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen zwischen den Trägern der jeweiligen Sprachen (und in diesem Falle muß keine geographische Nachbarschaft der jeweiligen Sprach-bzw. Kommunikationsgemeinschaften angenommen werden), als auch auf der Ebene der Mundarten zweier Sprachen. In diesem zweiten Fall ist geographische Nachbarschaft Voraussetzung für Sprachkontakte. Dabei sind äußere Kontakte und innere Kontakte zu unterscheiden. Maßgeblich für ihre Unterscheidung ist dabei nicht so sehr, ob die in Kontakt befindlichen Sprachen lediglich eine gemeinsame Grenze haben (so daß man auch von marginalen Kontakten spricht) oder ob sie in einem gemischtsprachigen Territorium verwendet werden, sondern ob die kontaktierenden Sprachen von Kollektiven gesprochen werden, die zu einer Kommunikationsgemeinschaft gehören, oder nicht. Der geographische Faktor ist somit durch den sozialen Faktor zu ergänzen. Als Beispiel sei der deutsch-französische Sprachkontakt im Elsaß genannt, dessen Form und Entwicklungsrichtung sowohl durch die Nachbarschaft von deutschen (in diesem Fall alemannischen Mundarten) und französischen Mundarten zu beiden Seiten einer jahrhundertlang deutlich ausgeprägten Sprachgrenze als auch und vor allem durch die Dominanz der französischen Schriftsprache als gesamtstaatliches Kommunikationsmittel in der Republik Frankreich bestimmt wird (HARTWEG 1981). Die Areallinguistik interessiert sich in erster Linie für Sprachkontakte mit geographischer Fixierung, die im Idealfall kartographisch dargestellt werden kann; sie muß sich aber in zunehmendem Maße, angesichts des steten Rückganges der gesellschaftlichen Relevanz der Mundarten und damit der schwindenden Möglichkeit und Zweckmäßigkeit, sprachliche Erscheinungen auf der Karte zu fixieren, auch den Kontakten der Schriftsprachen zuwenden, die ebenfalls zur Herausbildung von Sprachbünden führen können, (vgl. dazu 2.3. im Zusammenhang mit der Diskussion der Auffassung H. Beckers vom Sprachbund).

Die Bezeichnung von Beziehungen zwischen Sprachen als Sprachkontakte (statt „Sprachmischung“) ist relativ jung. Nach HAUGEN (1958) ist sie von A. Martinet geprägt worden und fand durch das bekannte Buch von U. WEINREICH „Languages in Contact“ (1953) schnell Verbreitung. Der Terminus hat sich vor allem deswegen durchgesetzt, weil er unbestimmt genug ist, um alle möglichen Formen der Beziehungen zwischen Sprachen zu erfassen. Unter Sprachkontakt wird ganz allgemein die sprachliche Kommuni-

kation zwischen zwei Sprachgemeinschaften verstanden (ROZENCVEJG 1972, 3). Dieser Begriff gestattet es, auch den Verkehr von Sprechern verschiedener Mundarten einer Sprache als Sprachkontakt zu bezeichnen. Tatsächlich treten hier ähnliche Erscheinungen auf wie beim Kontakt verschiedener Sprachen, z. B. Interferenz und konvergente Entwicklung. Da hier jedoch die Areallinguistik vor allem in Hinblick auf die Klassifikation von verschiedenen Sprachen dargestellt wird, sehen wir von der Betrachtung der Beziehungen zwischen Mundarten und landschaftlichen Varietäten einer Sprache ab. Diese haben ohnehin ihre Besonderheiten auf Grund der Zugehörigkeit der Mundarten und Varietäten zu einem Diasystem, die Sprecher haben gewöhnlich das Bewußtsein, eine, nicht verschiedene Sprachen zu sprechen, so daß das Bestreben nach Anpassung der beiden Systeme nur sehr schwach ausgeprägt ist, wenn nicht gar völlig fehlt. Als Beispiel sei die Kommunikation zwischen einem Sprecher der berlinischen und einem Sprecher der obersächsisch-thüringischen Umgangssprache angeführt: jeder von beiden bewahrt die Besonderheiten seines Systems, während bei deutsch geführten Gesprächen mit Ausländern Vereinfachungstendenzen auftreten. Baudouin de Courtenay, Schuchardt und Ščerba verwendeten vorzugsweise die Bezeichnung Sprachmischung, die auch nach ihnen noch erscheint (z. B. SCHÖNFELDER 1956, HAVRÁNEK 1966). Weitere Bezeichnungen sind Einfluß, wechselseitiger Einfluß; in der sowjetischen Linguistik wird besonders häufig zur Charakterisierung der Kontakte zwischen den Sprachen der Völker der UdSSR der Terminus Wechselwirkung verwendet. Tatsächlich spiegeln diese Bezeichnungen einzelne Formen von Sprachkontakten wider. Wenn wir von Fällen absehen, die für die areallinguistische Fragestellung nicht von Belang sind oder nur eine untergeordnete Rolle für die konvergente Entwicklung von Sprachen oder von Mundarten und Mundartgruppen sowie für die Herausbildung von arealen Gruppierungen und Sprachbünden spielen, können wir die Formen von Sprachkontakten wie folgt bestimmen: 1. Einseitiger Einfluß einer Sprache auf eine andere; 2. wechselseitige Beeinflussung (Wechselwirkung) von Sprachen; 3. gemeinsame Entwicklung von Innovationen oder Bewahrung von Archaismen.

Einseitiger Einfluß einer Sprache liegt z. B. im Falle des deutsch-sorbischen Sprachkontaktes oder auch des deutsch-tschechischen Sprachkontaktes vor (vgl. HAVRÁNEK 1966); allerdings sind damit z. B. lexikalische Entlehnungen aus dem Sorbischen oder Tschechischen nicht ausgeschlossen (vgl. BELLMANN 1971; BIELFELDT 1983), und auch auf anderen Ebenen sind sorbische Substraterscheinungen in der deutschen regionalen Umgangssprache möglich. Unter einseitigem Einfluß ist somit in der Regel zu verstehen, daß bei Kontakten zwischen zwei Sprachen die eine Sprache als gesamtes Dia-

system oder wenigstens in ihrer repräsentativen schriftsprachlichen Varietät Elemente der anderen Sprache integriert hat, wie es im Sorbischen und Tschechischen der Fall ist; die andere Sprache weist jedoch nur vereinzelt lexikalische Entlehnungen auf oder wurde nur mundartlich beeinflußt. Von wechselseitiger Beeinflussung kann in Hinblick auf das gegenwärtige Verhältnis der nordgermanischen skandinavischen Sprachen gesprochen werden (vgl. HUBE 1981). Häufig werden aber auch in einzelnen historischen Perioden wechselnde Richtungen des Einflusses als Wechselwirkung bezeichnet, z. B. des Altbulgarischen (später Kirchenslawischen) auf das Russische vom 11. bis 18. Jh. und des Russischen auf das Bulgarische seit dem Ende des 18. Jh. Gemeinsame Entwicklung von Innovationen, die nicht eindeutig auf eine Sprache als gebende zurückgeführt werden können, ist z. B. in den Balkansprachen zu beobachten, etwa die Herausbildung des postpositiven Artikels. Diese Form des Sprachkontaktes ist als die eigentliche konvergente Entwicklung zu betrachten, an der beide kontaktierenden Sprachen teilhaben. Die Auswirkungen von Sprachkontakten sind unterschiedlicher Art, sie werden von der Intensität und Dauer der Kontakte und auch von der genetischen und typologischen Nähe bzw. Entfernung der kontaktierenden Sprachen bestimmt.

Aus zwei oder mehreren Sprachen kann eine dritte Sprache entstehen, wie die sog. Kreolen- und Pidginsprachen belegen. Diese haben zunächst nur eine Hilfsfunktion, um eine elementare Kommunikation zwischen Sprechern verschiedener Sprachen zu ermöglichen, können sich aber zu vollwertigen Sprachformationen entwickeln, die für eine Gemeinschaft das hauptsächliche oder einzige Kommunikationsmittel auch im internen Verkehr, die Muttersprache, sind. Solche Sprachen bezeichneten Baudouin und Schuchardt als Mischsprachen. Für diese Sprachen ist kennzeichnend, daß sie einer Sprachfamilie nur schwer oder gar nicht mehr zuzuordnen sind, daß sie vielmehr Bezüge zu mehreren Sprachfamilien erkennen lassen „oder in einem Niemandsland zwischen ihnen liegen“ (KLOSS 1952, 212). Die Feststellung (vgl. 1.2), daß sich alle Sprachen genetisch klassifizieren lassen, bedarf also insofern einer Einschränkung, daß sie nicht für Kreolen- und Pidginsprachen gilt. Die Kriterien für die Bestimmung einer Sprache als Mischsprache sind unterschiedlich, nach Kloss sind sie dem Wortschatz zu entnehmen (ebd., 211f.), so daß er auch das Englische als Mischsprache betrachtet, das man allerdings noch dem Germanischen zuordnen könne. Von ROSETTI (1972, 112) wird dagegen die wechselseitige Durchdringung der morphologischen Systeme als entscheidendes Merkmal einer Mischsprache (*langue mixte*) betrachtet. Er unterscheidet diese von einer gemischten Sprache (*langue melangée*), die Entlehnungen aus anderen Sprachen aufweist, die nicht die Morphologie betreffen (ebd., 112); er meint damit also genau die

Erscheinung, die Kloss als Mischsprache bezeichnet. Auch LEHMANN (1978, 326f.) hält Mischsprachen und gemischte Sprachen begrifflich und terminologisch auseinander. Nach seiner Auffassung stimmen Mischsprachen im Grundbestand (Phonologie, Grammatik, Wortbildung, Grundlexik) mit keiner der Sprachen, aus deren Kontakt sie hervorgegangen sind, überein. Der Grundbestand gemischter Sprachen hingegen sei im wesentlichen historisch homogen, d. h., die Grundbestands-Klassen würden, soweit erkennbar, durch immanente historische Veränderungsprozesse und nicht oder nur in geringem Maße durch Kontakt mit anderen Sprachen umgestaltet. Zu diesen gemischten Sprachen gehörten die europäischen Standardsprachen (ebd., 328). Wenden wir diese Kriterien auf Sprachen an, die zu einem allgemein anerkannten Sprachbund gehören, wie z. B. die Balkansprachen, werden wir feststellen, daß sie weder eindeutig als Mischsprache noch als gemischte Sprache bezeichnet werden können. Das Bulgarische z. B. weist nach wie vor zahlreiche Übereinstimmungen mit den übrigen slawischen Sprachen auf und zwar auf allen Ebenen des sogen. Grundbestandes, wird aber auch durch Besonderheiten gekennzeichnet, die nur als Ergebnis des Kontakts mit anderen Sprachen erklärt werden können und ebenfalls den sogen. Grundbestand betreffen. Analoge Aussagen können auch über die anderen Balkansprachen gemacht werden. Ein Sprachbund kann somit auch in dem Sinne aufgefaßt werden, daß die ihn konstituierenden Sprachen nicht (gegebenenfalls noch nicht) zu einer dritten, einer Mischsprache, geworden sind, aber im Sprachkontakt der Grundbestand wesentlich modifiziert worden ist.

Sprachkontakte setzen Zweisprachigkeit (Bilinguismus) wenigstens eines Teils der Angehörigen der verschiedenen Sprachgemeinschaften voraus. Dieser Begriff erlangt damit für die areale Untersuchung von Sprachen Bedeutung. WEINREICH (1953/1979, 22) versteht unter Zweisprachigkeit die wechselseitige Verwendung zweier Sprachen; diese Bestimmung wird von ROZENOVEJG (1972, 4) ergänzt durch den Begriff „des Beherrschens von zwei Sprachen“, der so weit gefaßt wird, daß er von elementarer Kenntnis der Kontaktsprache bis zu ihrer vollständigen Beherrschung reicht. Das Phänomen der Zweisprachigkeit weist mehrere Seiten – linguistische, psychologische, soziologische, kulturelle – auf und kann daher unter verschiedenen Aspekten untersucht werden (vgl. u. a. VEREŠČAGIN 1969, ŽLUK TENKO 1974); hier wird es nur als Voraussetzung des Sprachkontaktes betrachtet. In diesem Zusammenhang ist die Unterscheidung von koordinativer und subordinativer Zweisprachigkeit bedeutsam. Unter koordinativer Zweisprachigkeit ist die Beherrschung beider Sprachen in gleichem Maße zu verstehen, die das „Umschalten“ von einer Sprache in die andere entsprechend der Kommunikationssituation erlaubt; dieser Typ ist für die Betrachtung der Sprachkontakte weniger von Belang. Bei subordinativer Zweisprachigkeit verfügt der Spre-

cher frei nur über seine Muttersprache; ihr wird die Zweitsprache in seinem Bewußtsein untergeordnet (ROZENCVEJG 1972, 10; mit entsprechender Literatur). Subordinative Zweisprachigkeit ist die Ursache für das Auftreten von Interferenz – „der Verletzung der Regeln des Inbeziehungsetzens der Kontaktsprachen, die in der Rede des Zweisprachigen im Abweichen von der Norm in Erscheinung tritt“ (ROZENCVEJG 1972, 4). Eine ähnliche Definition gab zuvor schon WEINREICH (1953/1979, 22). Der Begriff der Interferenz spielt nicht nur für die Sprachkontaktforschung und damit für die Areal-linguistik eine wichtige Rolle, sondern auch für die konfrontative Linguistik, die Fremdsprachenmethodik und andere Disziplinen (vgl. STERNEMANN et. al. 1983, 16ff.). Die Interferenz führt, zunächst in der Rede einzelner, zur Übernahme fremder sprachlicher Elemente und Strukturen, die dann in das kollektive Sprachsystem eingehen können. Interferenz ist also zuerst ein Prozeß, der die Erzeugung und Aufnahme (Perzeption) von Äußerungen bei zweisprachigen Individuen (Sprechern und Hörern) begleiten kann. Der Terminus sollte nicht auch für die Ergebnisse dieses Prozesses verwendet werden. Vom synchronen Standpunkt aus kann z. B. das Verbreitungsgebiet der Balkansprachen nicht mehr als Interferenzzone bezeichnet werden, weil Zweisprachigkeit in bezug auf die genannten Sprachen recht selten geworden ist. Die Gemeinsamkeiten in den Balkansprachen wie die Nichtverwendung des Infinitivs, der Ausdruck der syntaktischen Beziehungen der Nomina durch eine Grundform und Präpositionen (der Analytismus) sind keine Abweichung von der Norm mehr, sondern selbst Norm; ihr Auftreten ist nicht mehr durch aktuelle Zweisprachigkeit der Sprecher bedingt (vgl. dazu auch HAUGEN 1957/1972, 69).

Es wäre jedoch nicht sinnvoll, jede Übernahme anderer sprachlicher Elemente oder Strukturen, d. h. alle Arten von Entlehnungen, auf Interferenz im obengenannten Sinne zurückzuführen. Es können auch Sprachen miteinander in Kontakt treten, von denen eine über lexikalische Erscheinungen verfügt, die in der anderen fehlen. Im einfachsten Fall sind das Bezeichnungen von bisher unbekannten Realien. Als Beispiel mögen die Übernahme zahlreicher Lexeme der niederländischen Seefahrtsterminologie ins Russische zur Zeit Peters I. oder das Eindringen zahlreicher türkischer Wörter aus dem Bereich der Küche ins Bulgarische und in andere Balkansprachen seit dem Ende des 14. Jh. dienen. Schwieriger ist die Abgrenzung der Interferenz von anderen Formen der sprachlichen Beeinflussung im Bereich der Phonologie und der Grammatik: Dies betrifft z. B. den Einbau des stimmhaften velaren Verschußlautes /g/, der nur in Lehnwörtern erscheint, in das phonologische System des Belorussischen, Ukrainischen, Tschechischen, Slowakischen und Obersorbischen. Zunächst, in nachurslawischer Zeit, hatten ihn diese Sprachen durch einen Reibelaut ersetzt. Ist er nun das Ergebnis von

Interferenz oder einfache Entlehnung, Ergänzung des phonologischen Systems? Ganz gleich, wie das Problem theoretisch gelöst wird, auf jeden Fall wird durch Entlehnung eine Annäherung, also die Konvergenz von zwei Sprachen bewirkt. Entlehnung kann einerseits Übernahme fremder Formen und Bedeutungen, auch von nichtzeichenhaften Elementen – d. h. Phonemen –, sein (sog. „materielle“ Entlehnungen), aber auch Übersetzung, Nachahmung von Strukturen einer anderen Sprache. Im letzten Fall spricht man von Calquierung oder Übernahme der „inneren Form“. Unter „innerer Form“ verstehen wir hier die Motivation 1. von grammatischen Strukturen, z. B. des Perfekts durch ein Hilfsverb *haben/sein*+Partizip; 2. von Lexemen und Phrasemen. Die Calquierung hat zweifellos große Bedeutung für die Konvergenz von Sprachen. Bei unterschiedlichem sprachlichem Material, verschiedenen Formativen, wird durch die übereinstimmende Motivation der Bezeichnungen von Objekten und Sachverhalten der Übergang von einer Sprache zur anderen wesentlich erleichtert. Im Idealfall ist eine Wort-für-Wort-Übersetzung aus einer Sprache in die andere möglich. Entlehnungen können in einer Sprache B aus der mit ihr in Kontakt befindlichen Sprache A stammen, sie können aber auch in Sprache A und Sprache B aus einer dritten Sprache stammen, die entweder mit beiden oder nur mit einer von ihnen im unmittelbaren Kontakt steht oder gestanden hat. Man vergleiche etwa die zahlreichen übereinstimmenden Lehnwörter aus dem Deutschen im Polnischen und Belorussischen, aus dem Französischen im Englischen und Deutschen oder aus dem Türkischen im Bulgarischen und Albanischen. Der Entlehnung wird von einigen Linguisten die entscheidende Rolle für die Konvergenz zugeschrieben (vgl. BECKER 1948; SEIDEL 1958 in Hinblick auf die Lehnübersetzung).

In der Diskussion über die Herkunft der gemeinsamen Züge in den Sprachen eines Sprachbundes spielt der Begriff des Substrats eine wichtige Rolle. Er soll bereits 1821 durch den Dänen J. G. Bredsdorf eingeführt worden sein, erfuhr aber allgemeine Verbreitung erst durch die Arbeiten von G. I. Ascoli (vgl. ARENS 1974, 372f.) Ascoli verstand unter Substrat den Einfluß der Sprache der autochthonen Bevölkerung (z. B. der keltischen Gallier) auf die sie überlagernde und letztlich überlebende Sprache (z. B. das Latein) (vgl. LOBIUC 1977, 194). Das Substrat ist ein Faktor der Sprachveränderung. Wirkt ein und dasselbe Substrat nun auf benachbarte Sprachen ein, so kann es in ihnen parallele Veränderungen hervorrufen und der auslösende Faktor für die Entstehung eines Sprachbundes sein. Bereits Kopitar und Miklosich hatten die Übereinstimmungen der Balkansprachen nicht nur durch wechselseitige Entlehnung und den Einfluß des Türkischen, sondern auch als Ergebnis der Kontakte mit der Sprache der Thraker erklärt. Nun gibt es z. B. Wörter im Bulgarischen, die als Entlehnungen aus dem Thra-

kischen gelten, und auch einige Toponyme, wie z. B. Plovdiv, gehen auf thrakische Namensformen direkt zurück, doch ist der grammatische Bau des Thrakischen, das wohl im 7. Jh. endgültig verklungen ist, nach wie vor fast unbekannt, und wir wissen auch nicht, ob sich der Bau des Dakischen, das wohl als besonderer Zweig des Indoeuropäischen zu betrachten ist, wesentlich von dem des Thrakischen unterschieden hat. Die Zurückführung eines Balkanismus wie des postpositiven Artikels auf das Thrakische ist deshalb nicht mehr als eine Mutmaßung. Für die Areallinguistik ist der Begriff des Substrats nicht überflüssig. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß das Substrat für die Ausprägung einzelner Sprachbünde, z. B. des Zentralasiatischen, eine ausschlaggebende Bedeutung hatte (vgl. EDEL'MAN 1978, 114f.) Ob man jedoch soweit gehen kann, daß man Übereinstimmungen im formalen Ausdruck sowohl auf Sprachkontakt als auch auf Substratwirkung, dagegen Übereinstimmungen in der Tiefenstruktur (Kategorien des sprachlichen Denkens) nur auf Substratwirkung zurückführen solle, erscheint kaum gerechtfertigt. Sprachkontakt im weiteren Sinne ist nicht auf Entlehnung (einseitige oder wechselseitige) und Substratwirkung (eventuell auch auf Superstrat- oder Adstratwirkung) zu beschränken. Es wäre z. B. zu einseitig, wollte man die übereinstimmenden Züge der Balkansprachen vor allem durch Entlehnung – häufig wird dabei dem Griechischen die Rolle der Hauptquelle zugeschrieben (vgl. Sandfeld 1926; Reichenkorn 1966) – oder aus dem Substrat (vgl. KOPITAR, MIKLOSICH, auch BERNŠTEJN 1948) erklären. Als wichtiger Faktor der konvergenten Entwicklung kontaktierender Sprachen ist die gegenseitige Anpassung zu betrachten. Der sowjetische Linguist Rozenčevj hat Grundsätze entwickelt, die die Sprachkontaktforschung und damit die Areallinguistik auf eine festere Grundlage stellen können. Ansatzpunkt ist für ihn die Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Inferenz. Direkte Interferenz äußert sich als Entlehnung bzw. Übernahme der Regeln einer Sprache in die andere, die indirekte Interferenz im Ausschluß von Regeln der Mutter- und der Fremdsprache, die nicht verallgemeinert bzw. auf einen Nenner gebracht werden können. Der Unterschied wird mit folgenden französischen und russischen Sätzen illustriert: 1. *Les parents donnent au fils sa maison* (anstelle von *leur maison*), der Sprecher mit Russisch als Erstsprache überträgt quasi die im Russischen in der 3. Person obligatorische reflexive Possessivität und vernachlässigt die Kategorie Numerus in Hinblick auf den Besitzer.

2. Родители дают сыну их дом (anstelle von *свой дом*), der Sprecher mit Französisch als Erstsprache vernachlässigt den Ausdruck der reflexiven Possessivität.

3. *Les parents donnent au fils la maison qu'ils ont* und Родители дают сыну дом, который они имеют. Durch die Umschreibung des Besitzverhältnisses

werden die spezifischen Regeln des Ausdrucks der Possessivität im Französischen und im Russischen umgangen. In den Sätzen 1 und 2 liegt ein Verstoß gegen die grammatische Norm der jeweiligen Sprache vor, in Satz 3 lediglich ein Verstoß gegen die stilistische Norm (vgl. ROZENCVEJG 1972, 25f.). Man könnte auch von einem Verstoß gegen den Usus sprechen. Die aus der Beobachtung von Interferenzerscheinungen gewonnenen Erkenntnisse wendet Rozenčvejš dann auf diachrone Ereignisse an und erklärt den Verlust des Infinitivs in den Balkansprachen und seine Ersetzung durch eine Konstruktion mit Konjunktion als Ersatz komplizierterer Regeln der Erzeugung und Aufnahme von Äußerungen durch einfachere, die die Kommunikation von zweisprachigen Individuen erleichtert. Letztlich führt die wechselseitige Anpassung von Sprachen im Kontakt zur Entstehung sprachlicher Besonderheiten, die in keiner der Sprachen vorher vorhanden waren. Es lassen sich jedoch nicht alle gemeinsamen Innovationen der Balkansprachen durch das Wirken der von Rozenčvejš beschriebenen Mechanismen erklären. Während die Möglichkeiten zur Umschreibung abhängiger Handlungen durch einen Nebensatz bereits vor dem Verlust des Infinitivs in den Balkansprachen bestanden – ROZENCVEJG (ebd., 76) nimmt sogar an, daß die Infinitivkonstruktionen eine jüngere Erscheinung sind und sich gerade deshalb nicht gehalten haben –, war z. B. die Kategorie der Determiniertheit/Indeterminiertheit, speziell ihr Ausdruck durch einen nachgestellten Artikel, weder im Lateinischen (als Vorform des Rumänischen) noch im Urslawischen (als Vorform des Bulgarischen) vorhanden, so daß die Herausbildung des Artikelsystems dieser beiden Sprachen nicht als Vereinfachung oder Generalisierung einer einfacheren grammatischen Regel interpretiert werden kann.

Die Entstehung von Sprachbünden ist das Ergebnis von intensiven Sprachkontakten, die sich in Entlehnungen, Substratwirkung und wechselseitiger Anpassung von Sprachen äußern. Die Bedeutung dieser drei Wege der Entstehung von Übereinstimmungen kann in den einzelnen Sprachbünden unterschiedlich sein.

4. Einige Aufgaben künftiger areallinguistischer Forschung

Als Ziel der Areallinguistik wurde die Klassifizierung von Sprachen auf der Grundlage ihrer Zusammenfassung nach Sprachbünden herausgearbeitet. Die Areallinguistik stellt sich mit diesem klassifikatorischen Anliegen der hist.-vgl. Sprachwissenschaft und der Sprachtypologie an die Seite. Sie gruppiert Sprachen nach Gesichtspunkten, die für die beiden anderen Zweige der Sprachvergleichung von untergeordneter Bedeutung sind, aber den objektiven Tatbestand der Annäherung von Sprachen und der Herausbildung sekundärer, für die interlinguale Kommunikation jedoch relevanter Übereinstimmungen widerspiegeln. Die Areallinguistik hat sich bisher noch nicht an die Aufgabe gewagt, alle bekannten Sprachen in Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zu Sprachbünden zu untersuchen. Lediglich für Europa gibt es umfassendere Vorschläge für eine linguistische Ordnung und Gliederung unter areallinguistischem Aspekt (Lewy, Décsy und vor allem Haarmann). Dies geschah jedoch unter Anwendung verschiedener Kriterien und auf unterschiedlich solider Faktenbasis. Eine zentrale Aufgabe der Areallinguistik ist zweifellos, zunächst alle bisherigen Vorschläge für Sprachbünde auf ihre theoretisch-methodologische Tragfähigkeit und Begründbarkeit durch sprachliche Gegebenheiten zu prüfen und weitere Sprachbünde in der Gegenwart und Vergangenheit zu entdecken und zu beschreiben. Dazu ist erforderlich, die besondere Affinität von Sprachen von synchronem Standpunkt aus nachzuweisen, d. h. ein Grundmodell der systemhaften grammatischen Übereinstimmungen und der analogen Regeln der Texterzeugung aufzustellen. Weiterhin müssen die Übereinstimmungen, die synchrone Affinität als konvergente Innovationen, letztlich als Resultat von Sprachkontakten erwiesen werden. Neben der Anwendung der bisher ausgearbeiteten und erprobten speziell areallinguistischen Methoden (vgl. CYCHUN 1981) und sprachgeographischer Methoden, die in Hinblick auf „intersystemische“ Forschungen zu präzisieren und weiter zu entwickeln sind, macht es sich in der Regel erforderlich, auch Methoden anderer Zweige der vergleichenden Sprachwissenschaft zu nutzen. Es wurde gezeigt, daß der Sprachbund eine bestimmte Menge invarianter Merkmale aufweist, aber durch zusätzliche Merkmale und

Kriterien verschiedene Typen von Sprachbünden angenommen werden können. Es ist denkbar, daß eine Sprache unter Umständen nicht nur einem Sprachbund angehören kann; diese mehrfache Zuordnung erfolgt aber zu Sprachbünden verschiedener Typen. Hier ist nach Kriterien für die Hierarchisierung zu suchen. Nicht auszuschließen ist auch, daß eine Sprache in verschiedenen historischen Epochen zu verschiedenen Sprachbünden gehören kann.

Die Areallinguistik hat auch Fragen nach dem Verhältnis von Sprache und Gesellschaft, von Sprache und Kultur in Hinblick auf das Entstehen und den Zerfall von Sprachbünden zu stellen. Welcher Zusammenhang besteht z. B. zwischen übereinstimmenden Formen der gesellschaftlichen Existenz einzelner Ethnika (einzelner Sprachgemeinschaften) und kultureller Konvergenz auf der einen Seite und sprachlicher Konvergenz auf der anderen Seite? Welcher außersprachlichen und sprachlichen Voraussetzungen bedarf ein Sprachbund? In der Gegenwart gewinnt diese Fragestellung bei zunehmender Kommunikation über Sprachgrenzen hinweg und sich verstärkenden Sprachkontakten auf der Ebene der Schriftsprachen, deren Zahl ständig steigt, an Bedeutung. Sprachkontakte, sprachliche Konvergenz und letztlich Sprachbünde fördern die Verständigung im globalen Rahmen; sie sind als progressive Erscheinung zu werten. Die Erkenntnisse über das Wesen von Sprachbünden in der Vergangenheit und Gegenwart können Licht auf mögliche Wege der Herausbildung von Sprachbünden in der Zukunft werfen.

Anmerkungen

- 1 Diese Tatsache läßt sich allgemein konstatieren, sie ist jedoch auf Grund noch zu besprechender Umstände keine ausnahmslose Regel (vgl. 1.4.).
- 2 Hierbei ist auch der Terminus Sprachgruppe gebräuchlich.
- 3 COLLINDER (1960, 11): „The Uralic family of languages comprises two main branches: Fenno-Ugric . . . and Samoyed . . .“.
- 4 Zuweilen, besonders aber in früherer Zeit, auch als Ursprachen bezeichnet.
- 5 Damit ist nicht gesagt, daß diese Zusammenarbeit ausgewogen ist und in jedem Fall für die beteiligten Disziplinen widerspruchlos verläuft.
- 6 Sog. *Kanji*-Wörter, die im Japanischen in chinesischer Schrift erscheinen.
- 7 Zum Unterschied zwischen Zonen zwischensprachlicher Interferenzen und sog. Sprachbünden vgl. Teil II, 1.
- 8 Allerdings will SCHACHERMEYER (1976, 11f.) im Gegensatz zu anderen den fremdlexikalischen Einfluß auf Linear B nicht höher ansetzen als für andere Sprachen unter vergleichbaren Bedingungen auch.
- 9 Zum Zeichen ihrer nur linguistischen Realität werden diese Formen mit einem davorgesetzten Sternchen versehen (sog. Asterisk-Formen).
- 10 Nicht allein im Sinne der Wörter mit dem höchsten statistischen Gebrauchswert (so BUSSMANN 1983)!
- 11 Vgl. MEINHOF 1948², 28.
- 12 Inwiefern darüber hinausgehende genetische Beziehungen der Bantusprachen zu anderen Gruppen afrikanischer Sprachen bestehen (westliche Sudansprachen?), kann hier nicht erörtert werden.
- 13 Als ein schon grundsprachliches Kompositum sieht DÉCSY (1965, 160) ungar. *éjfel* „Mitternacht“ = tscheremissisch *jytpel* dass. = wotjakisch *üjpal* dass. (eigentlich „die Hälfte der Nacht“) an.
- 14 „In der Grundsprache gab es nur den einfachen Satz; keine der Konjunktionen der Einzelsprachen kann in die grundsprachliche Zeit zurückgeführt werden“ (DÉCSY ebd.).
- 15 Für die Bantusprachen formuliert MEINHOF (1948², 25): „Dem Laut einer Sprache, z. B. dem *t*, entspricht in einer andern ein *r*, in wieder einer andern ein *l*, in einer vierten ein *h*. So z. B. Suaheli -tuma 'schicken' heißt im Sotho -roma, im Duala -loma, im Digo -huma. Suah. -tatu 'drei' heißt im Sotho -rarø, im Duala -lalø, im Digo -hahu . . .“
- 16 Vgl. zum Japanischen LEWIN (1975, 3ff.) und MILLER (1980, 59ff.). Von MILLER u. a. werden genetische Beziehungen zum Koreanischen und damit zur Gruppe der altai-

schen Sprache angenommen, doch steht ein Beweis letztlich wohl noch aus (kritisch dazu DOERFER 1973).

- 17 „Die baskischen Völker gehörten wahrscheinlich einer sonst völlig der Romanisierung, Germanisierung oder Slawisierung zum Opfer gefallenem mediterranen Schicht an und sind die einzigen, die sich der gewaltsamen Latinisierung zur Römerzeit widersetzen konnten“ (MEIER 1979, 195).
- 18 Zwei Beispiele hierzu aus der Geschichte der „Entdeckung“ des Sanskrit: Die „Grammatica Granthamica seu Samscrdumica“ des Jesuiten JOHAN ERNST HANXLEDEN, der 1699 nach Indien ging und dort 30 Jahre wirkte, kam zwar nach Rom, wurde aber nicht gedruckt. Der Jesuit PÈRE G. L. COEURDOUX hatte 1768 aus Indien eine ausführliche schriftliche Mitteilung über lexikalische und morphologische Parallelen zwischen Sanskrit, Latein und Griechisch an die Akademie nach Paris gesandt. Sie wurde erst 1785 dort verlesen und 1808 gedruckt, als schon das Wichtigste über diese Sprache in Europa bekannt war.
- 19 Auch heute noch gehen Sprachen unter, wenn zahlenmäßig sehr begrenzte Sprechergemeinschaften aus sozialen und ökonomischen Zwängen ihre Sprache aufgeben!
- 20 Der von J. KLAPPROTH 1823 geschaffene Terminus „indogermanisch“, der heutzutage in den deutschsprachigen Ländern außerhalb der DDR verwendet wird, ist noch irreführender, weil er auch ethnische Gesichtspunkte mit ins Spiel bringt.
- 21 Schwierigkeiten bestehen hinsichtlich ihrer Gruppierbarkeit bzw. Nichtgruppierbarkeit zu einer der im folgenden zu besprechenden 10 Gruppen ie. Sprachen bzw. hinsichtlich ihres ie. oder nichtie. Charakters.
- 22 Der allgemeinen Tradition folgend, wird bei der Charakterisierung der Sprachen hier jeweils nach *Kentum*- und *Satemsprachen* unterschieden, vgl. dazu 2.3.7.
- 23 Zur *p/q*-Gliederung und ihren Reflexen im Gallischen vgl. ROCKEL (1986, 516).
- 24 Zur Sprache der Pikten vgl. COWGILL (1986, 41).
- 25 Daß sich die Bestimmung genetisch verwandter Sprachen nicht in typologischen Merkmalen erschöpft, hat deutlich das Mißlingen von TRUBETZKOYS Versuch (1939, 81 ff.) gezeigt, das Indoeuropäische durch Bündel typologischer Merkmale klassifizieren zu wollen (vgl. 1.5.9.).
- 26 In einigen Naturwissenschaften (Astronomie, Paläobotanik) ist die Lage nicht viel anders, weil man hier von Entwicklungsgesetzen ausgeht, die frühere Perioden als nicht mehr nachvollziehbar ansehen.
- 27 Einige neuere Arbeiten, die sich speziell mit theoretischen Fragen des historischen Sprachvergleichs und der Problematik der genetischen Sprachverwandtschaft befassen, sind: JOB (1982) mit kritischen Überlegungen zum wissenschaftstheoretischen Status der hist.-vgl. Sprachwissenschaft, BORETZKY (1977) mit überlegten und gezielten Problemdarstellungen, K. H. SCHMIDT (1977) mit kurzer Skizzierung der wichtigsten Zweige der vergleichenden Sprachwissenschaft, HOENIGSWALD (1977), RASTER (1971) mit einer für den nicht „mathematisch gebildeten“ Linguisten schwer verständlichen, abstrakten Lektüre, KATIČIĆ (1970) mit einem Überblick über die Vergleichsproblematik, HOENIGSWALD (1960⁴) mit einer Einführung in Grundfragen und gutem Beispielmateriale, THIEME (1964) mit einer allgemeinen Übersicht über die Vergleichsproblematik. Vgl. auch UNTERMANN (1973). Einen wichtigen Beitrag stellt die Arbeit von MAKAEV (1977) dar.

- 28 Eine andere Gliederung des Gegenstandes der Indoeuropäistik gibt z. B. SEEBOLD (1973, 25ff.). Er faßt die hier vorgenommene Gliederung in Untersuchungsobjekt, Gegenstand und Aufgaben als drei Punkte der Gegenstandsbestimmung der genetischen Sprachwissenschaft zusammen.
- 29 Zwischen den entlehnenden und den Quellsprachen können sich bei starken Entlehnungen sekundär gleichfalls Lautkorrespondenzen herausbilden (GREENBERG 1957, 39f.). Das zeigt sich z. B. bei frz. Lehnwortgut im Englischen, vgl. frz. *///* = engl. */t/* in Fällen wie frz. *change* */ʃɑ:ʒ/* = engl. *change* */tʃeɪndʒ/*, frz. *chant* */ɑ̃/* = engl. *chant* */tʃɑ:nt/*, frz. *chambre* */ɑ̃:bre/* = engl. *chamber* */tʃeɪmbə/* usw.
- 30 Ablehnend gegenüber ie. **gʰōus* „Kuh, Rind“ als Lehnwort wegen der Altertümlichkeit der Flexion verhält sich SPECHT (1944, 32f.). DELAMARRE (1984, 133f.) enthält sich dazu einer Stellungnahme.
- 31 Schon der Begründer der vergleichenden ie. Sprachwissenschaft in Deutschland, FRANZ BOPP (1791–1867), rechnete bei seinen Forschungen mit einer „Ursprache“, obwohl er weder eine genaue Bestimmung derselben noch dahingehende Rekonstruktionen grundsprachlicher Verhältnisse anstrebte, sondern den Vergleich gewissermaßen auf eine Art Konfrontation genetisch bestimmbarer Elemente beschränkte (Einzelheiten bei STERNEMANN 1984). – Aber schon vor BOPP war man von verschiedener Seite auf Ähnlichkeiten zwischen ie. Sprachen gestoßen, wobei das Sanskrit eine wesentliche Rolle gespielt hatte. Diese Ähnlichkeiten erschienen wegen der räumlichen Distanzen zwischen den Sprachen so frappierend, daß sie nur durch eine Grundsprachenerklärung und nicht durch Sprachkontakt plausibel zu machen waren. Ganz deutlich wird dies bei JONES (1786, 15), der die Ähnlichkeiten zwischen Griechisch, Latein und Sanskrit dahingehend interpretierte, „that no philologer could examine them all three, without believing them to have sprung from some common source, which, perhaps, no longer exists“. Wichtig ist hierbei der vermutende Charakter von JONES' Äußerung.
- 32 Im folgenden werden je einige Zeilen aus dem dt. und „indoeuropäischen“ Text der Fabel als Probe wiedergegeben. Die volle Veröffentlichung findet sich bei BIRKHAN (1985, 307f.): „(Ein) Schaf, (auf) welchem Wölfe nicht war . . ., sah Rosse, das (einen) schweren Wagen fahrend, das (eine) große Last, das (einen) Menschen schnell tragend. (Das) Schaf sprach (zu den) Rossen: . . .“ (Die Wörter in Klammern liegen im ie. Text nicht vor.)
- Es folgt die 1868 von SCHLEICHER gegebene Version, die noch von der Voraussetzung ausging, daß nicht ie. **e*, **o*, **a*, sondern ai. */a/* zum ursprünglichen ie. Vokalismus gehöre:
- „*avis, jasmin varnā na ā ast, dadarka akvams, tam, vāgham garum vaghantam, tam, bhāram magham, tam, manum āku bharantam. avis akvabhjams ā vavakat: . . .*“
- Es folgt die 1938 von HIRT gegebene Version mit „Schwa secundum“ (*ə*) und dem ie. Vokalismus **e*, **o*, **a* und „Schwa indogermanicum“ (*ə*): „*owis, jesmin wɔlənā ne ɛst. dedork'e ek'wons, tom, woghom gʷɔrum weghontŋ, tom, bhorom megam, tom gh'b-monŋ ɔk'u bherontŋ. owis ek'womos ewɔwekwet: . . .*“ Es folgt die laryngalistische Version von M. PETERS (1985). Hierbei wird mit drei Laryngalen gearbeitet, wobei zuweilen nicht klar entscheidbar ist, welcher der Laryngale anzusetzen ist. Hier alternativ mit Schrägstrich (z. B.: *h₂/₃*). */H/* bedeutet, daß irgendeiner der drei

Laryngale stand. Einklammerung bedeutet Unklarheit, ob ein Laryngal stand:
Zur phonetischen Lesung der Laryngale vgl. weiter bei BIRKHAN, a. a. O.:

„*h₂/3o₂is, (H)iesmin h₂u₁h_{1/2}neh₂ ne (h₁)eh₁est, dedork'e (h₁)ek'yons, tom, yog' om g'erh₂ um yeg'hontm, tom, b'horom meg'oh₂m, tom, d'g'hemonm HoHk'u b'herontm. h₂/3o₂is (h₁)ek'yob'os (h₁)eyek'e(t): . . .*“

- 33 Formales Perfekt in der Bedeutung eines Präsens.
- 34 Ursprüngliche Endbetonung, wie sie noch im Ai. vorliegt.
- 35 Zweifelhaft, ob (so nach MEIER 1979, 296) schon aus dem 12. Jh. (lt. freundl. Mitt. von Frau Dr. Höftmann, Berlin).
- 36 Hierbei darf einmal auch nicht die Person des Schreibers außer acht gelassen werden, denn es ist mit Schreibfehlern und Schreibtraditionen zu rechnen. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß viele alte Schriftsysteme noch keine graphische Norm (Orthographie) in unserem heutigen Sinne, sondern nur Schreiberschulen kannten (zur graphischen Norm vgl. NERIUS/SCHARNHORST 1980, 48 ff.).
- 37 Zu Fragen der Entwicklung und Untersuchung von Schriftsystemen vgl. JENSEN (1969²) und GELB (1973), die sich ausführlich damit befaßt haben. Einen kurzen Überblick gibt auch LEHMANN (1969, 60 ff.).
- 38 Überholt sind die Angaben bei J. HERRMANN (1, 1984, 522) zu Linear B.
- 39 Trotzdem ist die hist.-vgl. Sprachforschung auch hier in der Lage, verschiedene Lautentwicklungen von hoher Altertümlichkeit festzuhalten. Diese und die morphologischen Eigenheiten machen dieses Idiom trotz allem zu einem wichtigen Zeugnis ie. Sprachen (Einzelheiten bei HILLER/PANAGL 1986²).
- 40 Oft handelte es sich aber mehr um die Behandlung von „Buchstaben“ als um genaue phonetische Angaben!
- 41 Dem muß nicht so sein, wie z. B. die unterschiedliche Aussprache von Verschlusslauten im Deutschen und Französischen zeigt.
- 42 Dies wäre ein *circulus vitiosus*, da die Lautwertbestimmung schon die Voraussetzung für die Lautgesetze sein sollte.
- 43 Hier wird oft eine Unbekannte durch eine andere ersetzt.
- 44 „Besonders die Akzentrevolution, durch die der altkeltische freie musikalische Akzent durch einen mechanisch auf der ersten Silbe fixierten, stark expiratorischen Akzent ersetzt worden war, hat mit ihrer zerstörenden Wirkung auf die unbetonten Silben das altkeltische Sprachbild oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dazu kommt noch, daß das Altirische im Gegensatz zu den übrigen indogermanischen Sprachen eine dreifache Qualität aller Konsonanten besitzt; zu der normalen neutralen Qualität kommt nicht nur die auch anderwärts vorkommende palatale Qualität, sondern noch eine besondere gerundete oder *u*-Qualität, wie sie z. B. im Berberischen und in den Kaukasussprachen erscheint. Zieht man noch in Betracht, daß jeder Konsonant hinter erhaltenem oder geschwundenem Vokal leniert wird und auf diese Weise auch lenierte und unlenierte Konsonanten nebeneinander stehen, so kann man sich von der Vielfältigkeit einen annähernden Begriff machen“ (PISANI/POKORNY 1953, 95).
- 45 Vgl. zu den Termini CONRAD (1985, 204 und 252) und BUSSMANN (1983, 548).
- 46 Zur Geltung von Universalien und Quasiuniversalien in der Typologie vgl. 1.5.6.
- 47 Diese Tatsache betont besonders MORPURGO (1975, 615) in seiner ausführlichen Dar-

stellung der Sprachklassifikation im 19. Jh.; sie kommt aber in der historiographischen Literatur insgesamt viel zu wenig zur Geltung.

- 48 "Why similar types should be formed, just what is the nature of the forces that make them and dissolve them—these questions are more easily asked than answered" (SAPIR 1921, 129).
- 49 Wie unsicher der Linguist bei diesen Dingen ist, zeigt die problematische Bemerkung von INEICHEN (1979, 60): „In Wirklichkeit scheinen einige Universalien des Sprachwandels darauf hinzuweisen, daß man es mit einem phonologisch begründeten Zyklus zu tun hat. Wird mit der Isolation begonnen, dann kann sich daran die Agglutination anschließen — wie tendenziell z. B. das moderne Chinesische zeigt —, daran in der Folge die Flexion, von wo der Weg im Zuge des Abbaus der Morphologie zugunsten der Syntax — wie z. B. im Französischen oder im Englischen — wiederum zur Isolation zurückführt. Doch ist dieser Zyklus wohl recht 'indogermanisch' gedacht.“
- 50 Im folgenden wird vermieden, allzu verallgemeinernde Urteile über die einzelnen Typen schlechthin abzugeben, wie dies in der linguistischen Literatur zuweilen geschieht. Statt dessen werden einzelne Sprachen jeweils eingehender besprochen, besonders für den isolierenden und inkorporierenden (polysynthetischen) Typ. Das hat zwar den Nachteil, daß die Aussagen keinen Anspruch auf umfassende Geltung erheben, es hat aber auch den Vorteil, daß der Leser mehr Informationen über die dargestellten Sprachen und damit mehr Einsicht in die Problematik der Klassifikation erhält.
- 51 Klammern zur Hervorhebung der Tatsache, daß es im Chinesischen weder einen Infinitiv noch andere morphologische Formen gibt.
- 52 Im Nord- und Westgermanischen u. a. Übergang von *i* > *e* und *u* > *o*, wenn in der folgenden Silbe ein *-a-*, *-e-* oder *-o-* Laut stand.
- 53 Die Kategorie Singular ist im gesamten Paradigma mit Ø-Morphem markiert.
- 54 Für Hinweise in Diskussionen zum Fox sowie für Literaturbeschaffung danke ich Herrn Garry Davis von der Universität in Michigan, Ann Arbor, USA (Department of Germanic Languages). Umfangreichere Untersuchungen zum Fox (mit allerdings teilweise anderer graphischer Wiedergabe) hat BLOOMFIELD (1925–1927) vorgelegt.
- 55 Ein Beispiel für die Morphologie, dargestellt am Wort für „Mann“ *neniwa*: Hierbei ist *neniw-* Subjekt im Sg. und *-a* suffix für belebte Dinge. Eine besondere Endung gibt es für diesen Kasus also nicht (vgl. auch lat. *anima* „Seele“, das im Nom. Sg. keine Endung [Ø-Morphem] hat). Die weiteren Formen im Fox sind: *neniwa-aki* (Plural), *neniw-e* (Vokativ, ist im Verschwinden begriffen), *neniw-ki* (Lokativ), *neniw-ani* (Objekt im Sg. = dt. Akk.-Obj.). Es ist nicht auszuschließen, daß diese „Flexionsmorpheme“ (*-aki*, *-e*, *-ki*, *-ani*) in modalen Formen des Fox völlig andere Bedeutungen vermitteln können. Das Fox hat zahlreiche Modi, die noch zu wenig erforscht sind.
- 56 „Как уже отмечалось, в кхмерском языке существует значительное число аффиксов — продуктивных или ныне утративших свою продуктивность, которые могут быть выделены внутри слова. Очень много слов состоит из нескольких корней. Слова, совпадающие с корнем, обычно находятся в одном ряду с производными от них словами, а также могут участвовать в создании сложных слов,

- образуя широкую и разветвленную систему в аспекте словообразования. Некоторые части речи обладают аналитическими формами частных грамматических категорий. Таким образом, о кхмерском языке можно говорить как о языке изолирующем, но не 'аморфном' и не 'корневом' (GORGONIEV ebd.).
- 57 Das bedeutet natürlich nicht, daß die morphologische Klassifikation in der Typologie nicht auch durch den Selektionszwang hinsichtlich der vom Linguisten ausgewählten relevanten Merkmale in gewissem Grade „künstlich“ ist. Die Entscheidung für diese oder jene Merkmale, einzig in der Hand des Linguisten, ist jedoch kein Gegenbeweis dafür, daß man sich stets bemühte, die Merkmale als strukturimmanent und nicht als nur äußerlich aufzufassen. Es ist also SERÉBRENNIKOW (2, 430 und 434) nicht zuzustimmen, der den Begriff des Sprachtyps für einen a priori-Begriff und für subjektiv ausgibt.
- 58 Die bei SERÉBRENNIKOW (ebd.) gleichfalls genannten „Quantitätskriterien und die Ermittlung ihrer Anwendungsbereiche“ sollen hier nicht als Aufgabenstellung, sondern als methodisches Verfahren angesehen werden.
- 59 Besser wäre zu sagen: analytische (Entwicklungs-)Tendenzen usw., da es auch hier vielfach nur dominierende Züge, nicht aber einen „reinen“ analytischen bzw. synthetischen Sprachbau gibt.
- 60 Natürlich meinen diese Bezeichnungen irgendwie dasselbe; dies kommt aber weder in der unterschiedlichen terminologischen Bezeichnung zum Ausdruck noch darin, daß unterschiedliche Eigenschaften terminologisch hervorgehoben werden.
- 61 Der hier vorgetragene Universalienbegriff bezieht sich auf objektive, sprachimmanent gegebene Eigenschaften der Sprachen, also auf ontologische Entitäten, nicht auf den gnoseologischen Aspekt der Definition von sprachlichen Eigenschaften, wie er von einigen Forschern unterschieden wird (vgl. SERÉBRENNIKOW 2, 455 ff.).
- 62 Vgl. dazu das implikative Universale Nr. 34 bei GREENBERG (1976⁵, 94): „No language has a dual unless it has a plural.“
- 63 Hinzu kam, daß das im Indoeuropäischen selten belegte *b als unmarkiertes Glied der Phonemreihe entsprechend typologischen Einsichten eine häufigere Repräsentanz erwarten ließ (GREENBERG 1966, 14: „In general the unmarked category has higher frequency than the marked.“).
- 64 Damit wäre auch die seltene Belegung von ie. *b erklärt.
- 65 Es geht primär nur um Umnotierungen: ie. *deuk- „ziehen“ würde nunmehr als *t'euk(h)- notiert werden.
- 66 Zwar mag dies auf Sprachfamilien als einen sehr engen genetischen Verband von Sprachen zutreffen, jedoch ändert sich die Sachlage, wenn man die Überlegungen auf sog. Phyla (vgl. 1.4.) ausdehnt. Erkennt man beispielsweise ein genetisch begründetes indoeuropäisch-urales Phylum an, so muß man aus heutiger Sicht hierfür zwei morphologische Haupttypen, den flektierenden und den agglutinierenden, in Rechnung stellen – und erklären!
- 67 So z. B. seien Englisch und Algonkin (Indianersprache) hinsichtlich der „Technik“ des Zusammengehens der Morpheme fusionierend; hinsichtlich der „relative firmness with which the affixed elements are united with the core of the word“, seien jedoch Englisch analytisch und Algonkin polysynthetisch (zitiert nach HORNE 1966, 29).
- 68 Hier ist zu konzedieren, daß TRUBETZKOYS eigentliche Absicht darin bestand, das

- Indoeuropäische primär vom Semitischen, Finno-Ugrischen und Kaukasischen mit Hilfe dieser Merkmale zu unterscheiden. In dieser Hinsicht hatte TRUBETZKOJ recht, vgl. auch Teil II, 2.1.
- 69 MEINHOF (1936) behandelt das Thema überwiegend als Afrikanist, d. h., aus der Sicht agglutinierender Sprachen. Bei den flektierenden Sprachen wird die Polyfunktionalität der Flexionsmorpheme von ihm nicht berücksichtigt, daher können die angebotenen Erklärungen nicht überzeugen. Die Entstehung der Flexion aus der Agglutination ist letztlich bis heute kohärent nicht geklärt.
- 70 Im folgenden geht es nur um den stilistisch neutralen, unmarkierten Aussagesatz.
- 71 Zur Morphologie in Sprachen mit der Wortfolge S – O – P vgl. das 41. Universale bei GREENBERG (1976⁵, 96): „If in a language the verb follows both the nominal subject and nominal object as the dominant order, the language almost always has a case system.“
- 72 In diesem Abschnitt sprechen wir, der älteren Tradition folgend, von Ursprache statt wie bisher von Grundsprache.
- 73 Zahlreiche andere Verbindungen mit dem Hebräischen waren eher Lautanklänge und sind für die heutige Etymologie zweifelhaft oder falsch, vgl. dt. *Kamin*, lat. *caminus* gr. *καμινος* hebr. *chamah* „heiß sein, brennen“ oder dt. *Acker*, lat. *ager*, gr. *ἀγρός*, hebr. *iccar* „Landmann“. Das letzte Beispiel geht auf eine ie. Wurzel **ag*- „treiben“, **ag*’-*r-os* „Feld, Flur, Wiese“ zurück und hat mit dem hebr. Wort nichts gemein.
- 74 „... et ha lingua (das Sanskrit, Anm. R. St.) d’oggi cose comuni con quella, nella quale sono molti de’ nostri nomi e particulamente de’ numeri il 6.7.8.9. (skr. *shach*, *saptam*, *ashtam*, *navam*), Dio (skr. *deva*), *serpa* (skr. *sarpa*) et altri assai“.
- 75 Es handelt sich also um das Griechische, um das Lateinisch-Romanische, um germanische und slawische Sprachen.
- 76 The Third Anniversary Discourse, on the Hindus. Delivered 2 February, 1786. Der Vortrag wurde erst 1788 gedruckt und wurde in Europa postum in den „Works of Sir William Jones in six volumes“, London 1789, veröffentlicht.
- 77 Nach ROSANE ROCHER (1980, S. 107 ff.) wurde JONES von seinem Landsmann HALHED auf die genetische Beziehungen zwischen Sanskrit und den anderen ie. Sprachen aufmerksam gemacht!
- 78 JONES verzichtete im Gegensatz zu anderen auf jegliches Belegmaterial!
- 79 Diese Feststellung idealisiert jedoch, global gesehen, die genetischen Verhältnisse der Sprachen, indem sie von den bestehenden Schwierigkeiten abstrahiert (vgl. weiter unten).
- 80 In unserem Fall wird die Zeit zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert als Übergang vom Latein zu den rom. Sprachen angesetzt.
- 81 Gr. /b-/ in *ὀδών* „Zahn“ wird gewöhnlich als innergriechische Vokalassimilation aufgefaßt (äolisch noch *ἔδοντες* !), so daß es nicht in der Asteriskform auftritt.
- 82 Ie. *(e)*dont/dnt-* stellt nach allgemeiner Auffassung das Part. Präs. der Verbalwurzel **ed-* „essen“ dar und bedeutet ursprünglich „der Beißende, Essende“.
- 83 WATKINS (1969, 17 f.) will diese Aufgabe nur als Mittel zum Zweck für die historische Grammatik der Einzelsprachen sehen. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Rekonstruktion heutzutage von vielen als die wichtigste Aufgabe angesehen wird,

- da die hier zu lösenden Aufgaben von grundlegender Relevanz sowohl für die Linguistik als auch für andere (historische) Disziplinen sind.
- 84 Wahrscheinlich hat bei dieser Auffassung auch die damals verbreitete Sage von der trojanischen Herkunft der Franken Pate gestanden!
- 85 Unter „theologisch getragenen Ursprachenideen“ sind diejenigen Auffassungen zu verstehen, die die Entwicklung der Sprachen aus dem Hebräischen als der vermeintlichen Sprache des biblischen Paradieses herleiten wollten. Sie sind weitgehend unter dem Namen Sprachenharmonien bekannt, vgl. ARENS 1969, 1; 78 ff.
- 86 Armenisch rechnete SCHLEICHER noch zu den iranischen Dialekten und führte es deswegen nicht gesondert auf.
- 87 Eine gründliche einzelphilologische Auseinandersetzung mit SCHMIDTS Auffassungen findet sich schon bei LESKIEN (1876). — SCHMIDT stellte aber nicht die einstige Existenz einer irgendwie gearteten ie. Grundsprache in Frage (vgl. auch 2.3.4.)!
- 88 LÖTZSCH (1982) stellt folgenden „Ablauf“ der (vor)historischen „Entwicklung“ von Sprachen zur Diskussion:
1. Auflösung der Grundsprache und Einnahme der bezeugten Wohnsitze,
 2. weitere Ausbreitung durch Expansion (z. B. Latein),
 3. Verbreitung durch Kolonisierung innerhalb administrativer Grenzen (Englisch, Portugiesisch usw.). Dabei geht LÖTZSCH also von einer schon vorhandenen Grundsprache aus!
- 89 Vgl. zum weiteren Studium dieser Frage die folgende Literatur (in Auswahl): HIRT 1905/1907 (hier besonders 1907), FEIST 1910 und 1913, GÜNTERT 1930 und 1934, GÜNTHER 1934, ARNTZ (Hrsg.) 1 und 2 (Sammelband von Bedeutung), KRAHE 1951, THIEME 1954 (kritisch dazu KRONASSER 1961, 124), KRAHE 1954, PORZIG 1954, BOSCH-GIMPERA 1958, SCHERER (Hrsg.) 1968 (Sammelband von Bedeutung), SCHLERATH 1973, SERÉBRENNIKOW 3, 23 f., TOVAR 1977, ADRADOS 1982, KILIAN 1983 (verständlicher Überblick), GAMKRELIDZE/IVANOV 1984, 1 und 2 (umfangliche Behandlung der linguistischen, prähistorischen, kulturellen und arealen Fragestellungen).
- 90 KRONASSER (ebd., 491) konstruiert folgenden Fall: „Die germanischen Sprachen haben gute, z. T. durchgehende Gleichungen für Fuß (reicht in idg. grundsprachl. Zeit), für Hand, Finger, Zehe, See (reichen in urgerm. Zeit), für Mauer (u. a., die in römische Zeit reichen), für Büchse (reicht ins Mittelalter), für boxen (reicht ins 18. Jh.), Telegramm, Direktor, Tee usw. usw. Das ist natürlich bei der genauen Kenntnis dieser Sprachen bekannt. Wie will man aber das um unbekannte Zeiträume verschiedene Alter von Gleichungen erkennen, die tief in schriftlose und vorgeschichtliche Zeit reichen?“
- 91 Es muß also nicht, wie Kronasser meint, in den nördlichen Sprachzweigen, deren Bewohner anfangs keinen Weinbau betrieben, verlorengegangen sein.
- 92 Vgl. etwa GÜNTERT (1938), der — seiner Zeit gemäß — eine enge Zusammenarbeit von Komparativistik (sie beinhaltet bei ihm natürlich prinzipiell Indogermanistik), Anthropologie, Ethnologie und Geschichte fordert, „weil hinter jeder Sprache die Volkheit stehen muß, die sie formt; wir verwerfen das idealistisch-humanistische Menschheitsideal, den Individualismus sowohl wie die Humanitätsidee“ (S. 2).

Die Symbiose der Einzelwissenschaften wird gefordert von einer nicht wissenschaftlich definierbaren, sondern propagandistisch motivierten Wissenschaftsdoktrin. Sie besagt bei Güntert für die Indoeuropäistik folgendes: „... hinter der indogermanischen Sprachwissenschaft steht untrennbar die indogermanische Volks- und Völkerforschung; das Studium eines Zustandes oder der Entwicklung einer einzelnen indogermanischen Sprache bedeutet zugleich Studium der Sonderart, Kultur und jeweiligen Eigenart der betreffenden, zugeordneten indogermanischen Volksgruppe“ (ebd., S. 4). Im Mittelpunkt dieser Indogermanen stehen natürlich auch bei Güntert die Germanen.

- 93 SCHRADER/NEHRING (1929², 585): „Der älteste erreichbare Schauplatz der idg. Völkerwelt ist im Osten Europas mit nicht genau zu bestimmender Ausdehnung nach Mitteleuropa und in die Gegenden am Kaspischen Meer und Aralsee zu suchen.“
- 94 Andere wichtige Publikationen aus der Vielzahl seiner Veröffentlichungen sind: KUHN 1959, 1971 und 1974.
- 95 Vgl. weiter dazu bei MORGENROTH (1983) und besonders bei MEID (1986).
- 96 Einzelheiten über gewisse Widersprüche bei SCHLEICHER vgl. bei E. HERMANN (1907).
- 97 Dazu sind auch Stimmen aus Archäologenkreisen zu zählen, vgl. 2.3.3.
- 98 Dennoch sollte nicht alles, was man in einigen Sprachen vergleichen kann, unreflektiert dem ie. Lexikon zugeschrieben werden. Diesen Eindruck aber gewinnt man bei Delamarre!
- 99 „Die alten Formen, die wir so gefunden haben, haben wir Urbantu genannt, weil sie mit hohem Maße von Wahrscheinlichkeit den Lautbestand von Wörtern der alten Sprache enthalten, aus der sich die einzelnen Bantusprachen im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Natürlich ist das nicht die vollständige Sprache, sondern es sind Wortstämme und mancherlei Bildungselemente, deren Aufstellung keinen andern Zweck hat, als die Vergleichung der einzelnen Sprachen zu ermöglichen.

Daß diese hypothetische Aufstellung der Wirklichkeit einigermaßen entspricht, geht daraus hervor, daß sich das Urbantu auch bei der Durcharbeitung von bisher unbekannten Bantusprachen als brauchbar erweist, und daß die von O. Dempwolff im abflußlosen Gebiet Ostafrikas aufgefundenen Sprachen im wesentlichen den Lautbestand des Urbantu aufweisen“ (MEINHOF ebd.).

- 100 Bei ihm allerdings ohne theoretische Reflexion über den Status von Grundsprachen und Zwischengrundsprachen.
- 101 Hierbei übersieht BRUGMANN natürlich, daß die Bedingungen für die Entstehung „dialektischer Variationen“ in vorhistorischer und in jüngerer Zeit nicht die gleichen gewesen sind. Damals gab es z. B. noch keine festen politischen und administrativen Grenzen im heutigen Sinne (zumindest nicht in Europa), die beeinflussend bei der Herausbildung von Sprachen mitgewirkt hatten, vgl. auch 2.3.3., Anm. 88.
- 102 Zum Vokativ ist aber zu vermerken, daß er auch sekundär die Tendenz zur Verkürzung gegenüber dem Nominativ entwickeln kann, vgl. z. B. russ. мам (Vok. gegenüber мама (Nom.)), Гриш gegenüber Гриша usw.
- 103 HIRT sagt selbst: „Freilich ist durchaus nicht sicher, daß die gleichlautenden Elemente immer gleichen Ursprungs sind. Das so häufig auftretende s könnte ver-

schiedener Herkunft sein, und von *i* ist das sicher. Ganz an das Ende aller Erklärung werden wir also nicht kommen . . ." (1927, 86).

- 104 „On serait en peine de justifier et même d'énumérer complètement tous les types de racines, qui sont attribués à l'indo-européen . . . Il faut essayer, par de larges comparaisons de retrouver le système initial sous la forme la plus simple, puis de voir quels principes en modifient l'économie . . ." (BENVENISTE 1935, 147f.).
- 105 PULGRAMS Auffassungen hat HALL (1960) widersprochen und darauf hingewiesen, daß linguistische Rekonstrukte durchaus nicht jeder Realität entbehren müssen, ja daß durch Rekonstruktion eine gewisse Annäherung an phonetisch-phonologische, grammatische und lexikalische Teilsysteme von Grundsprachen erlangt werden kann. HALL und andere bestreiten also die vollkommene Unüberbrückbarkeit zwischen Rekonstruktion und Realitätsnähe und messen daher der Rekonstruktion nicht nur fiktive Aussagekraft bei. Sie konzedieren Näherungswerte an eine einstige, insgesamt natürlich als reale Sprache nicht wiederherstellbare grundsprachliche Realität (so auch SERÉBRENNIKOW 3, 17, vgl. schon 2.3.4. Kritisch dazu wiederum SZULC 1973, 122).
- 106 Zur Entstehung von TRUBETZKOYS Auffassungen vgl. Teil II, 2.1.
- 107 Hierbei ist auffallend, daß PISANI den Indoeuropäisten Auffassungen unterstellt, die eher für die Zeit um die Jahrhundertwende gelten. Heute treffen PISANIS Vorwürfe weitgehend nicht mehr zu.
- 108 Eine methodische Anmerkung: Mit der *r*-Isoglosse ist eo ipso nicht gesagt, daß sie sich einheitlich in einem (voreinzelsprachlichen) Dialektgebiet herausgebildet hat. Eher deuten die einzelsprachlich unterschiedlichen Bildungs- und Gebrauchsweisen auf unterschiedliche (konvergente?) Herausbildung hin, die das Bild einer voreinzelsprachlichen Isoglosse vermitteln.
- 109 Zu Sprachkarten vgl. Teil II, 1.
- 110 Bei der Kentum-Satem-Isoglosse (von P. v. BRADKE formuliert), handelt es sich darum, daß die drei ie. Gutturalreihen (palatales *+k'*, *+g'*, velares *+k*, *+g* und labiovelares *+qu*, *+gu*) sich in einer Gruppe der ie. Sprachen dahingehend entwickelten, daß palatales *+k'*, *+g'* zu Spiranten wurde, während die velaren und labiovelaren Laute zu */k/*, */g/* zusammenfielen. Somit stand u. a. dem lat. *centum* „hundert“ ein ai. *śatám* dass., av. *satəm*, dass. (aus ie. *+k'ntóm*) gegenüber. Nach lat. *centum* und av. *satəm* wurde diese Differenzierung als Kentum-Satem-Isoglosse bezeichnet (Einzelheiten dazu besond. bei GEORGIEV 1981, 41 ff., aber auch in jeder anderen Einführung in die Indoeuropäistik).
- 111 Weitere Einzelheiten im Sinne der indohethitischen Hypothese bei COWGILL (1974).
- 112 Die Satemisierung „verebbt“ nach der Auffassung verschiedener Linguisten z. B. im balto-slawischen Gebiet, wo es eine Reihe von Fällen ohne Satemisierung gegenüber etymologisch gleichen Wörtern in anderen Sprachen gibt, vgl. u. a. ai. *śru-* „hören“, aksl. *слыти* „heißen“ gegenüber lit. *klausyti* „hören“ (ohne Satemisierung) oder ai. *śśman* „Stein“ gegen aksl. *камы* und lit. *akmuō* dass., (ebenfalls ohne Satemisierung). Der „Verebbungs-Hypothese steht aber entgegen, daß es auch vereinzelte nichtsatemisierte Fälle im Altindischen gibt, wo man sie (anders als in den balto-slawischen Randzonen des Satemgebietes) nicht erwarten sollte, vgl. ai. *ruk-/ruc-* „hell“ neben satemisiertem *rūśant-* „hell“. Allerdings ist man hier

- geneigt, neben einem ie. nichtpalatalen Guttural (**leuk-*) auch einen palatalen Guttural (**leukʰ-*) anzusetzen (POKORNY 1959–1969, 687 ff.), weswegen die Gleichung unsicher ist. Als plausibelste Erklärung bleibt, trotz verschiedener anderslautender Erklärungen (vgl. GEORGIEV 1984, 44 ff. und SZEMERÉNYI 1980², 139), wohl die Hypothese der „Verebbung“. Da satemisierte Formen schon in indischem Wortgut hethitischer Texte (ca. 1500 v. u. Z.) anzutreffen sind, wird man mit dem Satemierungsprozeß schon für die 1. Hälfte des 2. Jahrtausends rechnen müssen. – Zu neueren Interpretationen vgl. SHIELDS (1981).
- 113 Armenisch fehlt in seiner Gliederung; der ie. Charakter des Ligurischen wird von den meisten nicht anerkannt.
- 114 Wenn hier des öfteren DOERFER (1973) als kritisches Echo auf nostratische Versuche zitiert wird, so bedeutet das keine grundsätzliche Identifizierung mit seinen durchweg ablehnenden Auffassungen. Für DOERFER liegen nostratische Versuche, Laryngalthetheorie (vgl. 3.3. und 3.5.), glottogonische Versuche (2.3.5.) und diachronische Aufgliederung von Grundsprachen, z. B. des Indoeuropäischen (2.3.4.), auf einer Ebene! Diese Auffassung ist nicht haltbar, weil sie unterschiedliche Untersuchungsgegenstände undifferenziert behandelt und ihre Stellung im Rahmen der hist.-vgl. Sprachwissenschaft (Indoeuropäistik) nicht hinreichend würdigt. Von Belang sind jedoch DOERFERS kritische und scharfsinnige Bemerkungen, insbesondere bezüglich der Widersprüche innerhalb mancher nostratischer Forschungsmethoden und ihrer Ergebnisse. Kritisch zu DOERFER steht auch JOKI (1973, 355).
- 115 Nur wenige verlegen auch die ie. Urheimat in die alten Saharagebiete, so MERLINGEN (1976)!
- 116 COWGILL (1986, 13) weist allerdings auf strukturelle Ähnlichkeiten im starken Gebrauch von Suffixen (gegenüber Präfixen und Infixen) hin (dies kann aber rein typologisch bedingt sein!), ferner auf ein ausgeglichenes Verhältnis von Konsonanten und Vokalen (gegenüber den kaukasischen Sprachen) und auf das Fehlen von Ergativsystemen im Indoeuropäischen und Uralischen (auch dies ist nicht durchweg anerkannt).
- 117 Nach den Notierungen von COLLINDER (1960, 37) und JOKI (1973 passim).
- 118 Hierbei ist leicht vor auszusehen, daß die Nostratik auf Grund der unterschiedlichen Forschungslage aber kaum in der Lage sein wird, ihre Vergleiche bis zu einem Genauigkeitsgrad zu formulieren, wie er in den traditionellen genetischen Disziplinen bereits anzutreffen ist.
- 119 Vgl. RAMAT (1981, IX) „Mein Anliegen war nicht, eine diachrone Darstellung vom Indogermanischen über das Urgermanische bis zu den Einzelsprachen zu geben, sondern eine (natürlich ‘sui generis’) synchrone Beschreibung der Sprachsituation, die wir als Ausgangspunkt der späteren Entwicklung der germ. Sprachen betrachten können.“
- 120 Analogie als Abweichung vom Lautgesetzlichen durch assoziative Anlehnung an ein fremdes Vorbild mit der Tendenz zum regelmäßigen Paradigma.
- 121 So auch SZEMERÉNYI (1975, 337 ff.).
- 122 Zu neueren Darstellungen des Vernerschen Gesetzes vgl. RAMAT (1981, 37 f.). Zum Vernerschen Gesetz allgemein ROTH (1974).

- 123 Nach LEHMANN (1968, 7) sind nur 40 % der germ. Wörter auf ie. Grundlagen rückführbar(?).
- 124 Die Laryngalthorie (vgl. 3.5.) hat sich heute aber mehr in Einzeldarstellungen als in etymologischen Wörterbüchern durchgesetzt, weil die Voraussetzungen dafür offenbar noch nicht hinreichend gegeben und die Vagheiten bei der Notierung des einzelnen Etymons zu groß sind.
- 125 Auch für sein „Vocabulaire indo-européen“ konstatiert DELAMARRE (1984, 9): „On n'a pas jugé utile d'utiliser les 'laryngales' dans les reconstructions, d'une part à cause de la multiplicité des théories et de l'incertitude de la doctrine à ce sujet... et d'autre part parce qu'il semble que, si ces phonèmes ont bien existé en protoindo-européen, ils sont disparus assez tôt, sans doute juste avant la fragmentation linguistique.“
- 126 Vgl. J. GRIMM (1822², 591): „Die lautverschiebung erfolgt in der masse, tut sich aber im einzelnen nie rein ab. Es bleiben wörter in dem verhältnis der alten einrichtung stehen, der strom der neuerung ist an ihnen vorbeigeflossen.“
- 127 Dies geschah durch das Palatalgesetz, das, oft nur einem Gelehrten (Collitz) zugeschrieben, in Wirklichkeit aber von mehreren fast gleichzeitig gegen Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts entdeckt wurde (Einzelheiten bei MAYRHOFER 1983). Die Entdeckung beruht darauf, daß man sich lange nicht von dem angeblich ursprünglicheren /a/-Laut der „heiligen“ Sanskritsprache trennen konnte. Jedoch wurde an Unregelmäßigkeiten in den Entsprechungen der ai. und lat. Gutturale (z. B. lat. *quod* = ai. *kád* und lat. *-que* = ai. *-ca*) erkannt, daß die palatale Lautentsprechung im Altindischen (*-ca*) in den Sprachen mit „gespaltenem“ Vokalismus (*e, o, a*) einen /e/-Laut aufweist (lat. *-que*), so daß die Annahme nahelag, in /e/ die Ursache für die Palatalisierung des Gutturals im Altindischen zu erblicken. Die Entwicklung wäre demzufolge etwa so abgelaufen: ie. **k^he* > indo-iran. **-ke* (*-ce*) und > ai. *ca*. Diese Palatalisierung konnte natürlich dort nicht eintreten, wo dem Guttural ein /o/ bzw. ein /a/ folgte, z. B. bei ie. **k^hod* > ai. *kád*. Damit erwies sich der „gespaltene“ Vokalismus der europäischen Sprachen als ursprünglicher als der Vokalismus des Altindischen.
- 128 Über die Vergleichung als Methode nicht mehr zur Rekonstruktion voreinzelsprachlicher Einheiten in genetisch verwandten Sprachen, sondern für Gruppen von Sprachen mit „gleichgerichteter Versprachlichung“ der Welt, vergleichbaren „Weltansichten“, hat VENDRYES (1946) geschrieben.
- 129 Es wurde gerade ein „schwieriger“ Fall gewählt, der einzelsprachlich zu Lautzusammenfall (merger) in /a/ führte.
- 130 Schon KRUSZEWSKI (1883/1975, 63) wies auf direkte Fehler bei der Rekonstruktion hin. Ital. *pesce* „Fisch“ und dt. *Fisch* haben beide einen *-š*-Laut. Würde man beide vergleichen und daraus schließen, daß der *š*-Laut von einer gemeinsamen Vorform ererbt sei, wäre das falsch, da ital. *pesce* vom lat. Akk. *piscem* und dt. *Fisch* von germ. **fiskaz* (Nom.) herzuleiten sind. – Notwendig für die Adäquatheit der Rekonstruktion sind also stets hinreichende Kenntnisse der historischen Umstände dessen, was rekonstruiert werden soll.
- 131 Hierzu gehört die genaue Auflistung und Bewertung der einzelsprachlichen Gebrauchsweisen. Vgl. für das Griech. SCHWYZER, 1959³, 650ff. Im Phrygischen und im Armenischen wurde das Augment nur sehr begrenzt verwendet. Auch im

Vedischen und im Iranischen (Avestischen) konnte das Augment fehlen; obligatorisch wurde es erst im Sanskrit (vgl. THUMB/HAUSCHILD 1959³, 191).

- 132 So könnten z. B. die Ausführungen von KURYLOWICZ (1964a, 9) verstanden werden: „The expression ‘internal reconstruction’ has been used as a technical term by PISANI, HOENIGSWALD, BONFANTE and others ... to denote the diachronic conclusions that may be drawn from a synchronic analysis of linguistic data without or before having recourse to comparison ...“ – Im folgenden weist KURYLOWICZ aber auch auf die Junggrammatiker hin.
- 133 Terminus offenbar zuerst von BONFANTE, vgl. bei KURYLOWICZ, ebd., S. 32 (als kritische Bemerkung zu den Ausführungen von KURYLOWICZ).
- 134 Es zeigt sich aber zugleich, daß es im einzelnen oft schwer ist, die innere Rekonstruktion von der sog. philologischen Methode zu trennen.
- 135 KURYLOWICZ’ Schlußfolgerung besteht darin, daß, wenn Bartholomae’s Gesetz nur für das Indo-Iranische gültig war, die aspirierten Tenues eine Neubildung eben des Indo-Iranischen waren und nicht in phonologische Opposition zu den ie. aspirierten Medien gelangten. Es gab für KURYLOWICZ also keine ie. Tenues aspiratae.
Heute beurteilt man die Lage – von unterschiedlichen Standpunkten aus – anders. Wichtig dabei ist, daß viele Autoren wieder zur Viererreihe der ie. Okklusivlaute zurückkehren (vgl. 3.5.).
- 136 Der Terminus „Laryngal“ stammt von H. MÖLLER, der auch das ursprüngliche Ein-Vokal-System Saussures, das dieser mit der Theorie der „sonantischen Koeffizienten“ verknüpft hatte, widerlegte. Die Wahl des Terminus gerade durch MÖLLER verwundert nicht, wenn man ihn als einen der stärksten Befürworter einer indoeuropäisch-semitischen Spracheinheit sieht (vgl. 2.3.8.), denn im Semitischen kommen Laryngallaute vor.
- 137 RASK ging davon aus, daß das „Thrakische“, worunter er vor allem Griechisch und Latein verstand, noch den ältesten ie. Sprachzustand repräsentiert. Griechisch war ihm dabei aber das Ältere, und er leitete daraus auch die lat. Lautveränderungen ab. So mußte er den Rhotazismus im Lateinischen (*genus-generis*) übersehen, da er ihn im Griechischen nicht fand (γένος–γένους). Da er Sanskrit nicht berücksichtigte (*jānas-jānasas*), hatte lat. *generis* für ihn einen sekundären -r-Einschub! Mutatis mutandis dasselbe Prinzip waltete bei der Interpretation von got. *blindaizē*/ *blindaizō* (Gen. Pl. von *blinds/blinda*) gegenüber an. *blindra*. Da er Altnordisch für das ursprünglichste Germanisch hielt, war /-r-/ in *blindra* primär gegenüber got. *blindaizē*. Bei der Behandlung der 1. germ. Lautverschiebung entwickelte er neben vielem Richtigem auch gr. spiritus asper (‘) > lat. /s-/ (gr. ξξ > lat. *sex*, gr. ὕπνος > *svefn* usw., vgl. RASK 1818, 188).
- 138 Aber noch bei KRAHE (1970, 13) ist formuliert: „Lautgesetze ... vollziehen sich, dem sprechenden Menschen unbewußt, mit der Folgerichtigkeit von Naturgesetzen und sind daher ausnahmslos.“
- 139 Symptomatisch für die Problematik ist auch eine Reihe von Diskussionsfragen, die den Teilnehmern am Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft (11.–12. Juni 1971) von den Veranstaltern gestellt und – wenn auch ohne eine entscheidende Lösung – erörtert wurden. Die Fragen lauteten: „1. Ist die Annahme von Lautgesetzen (a) ein Axiom der Sprachwissenschaft? (b) ein Theorem, folgend aus der

Auffassung der Sprache als System? (c) eine aus Erfahrung am Material gewonnene prätheoretische Erkenntnis? ... 2. Der gelegentlich geäußerte Anspruch der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, ihre mit Hilfe von Lautgesetzen gewonnenen Einsichten seien 'exakt', wird von Kritikern nicht anerkannt, wohl vor allem deshalb, weil der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft eine explizite Grundlage fehle, die solche Einsichten nachprüfbar macht. (a) Ist die Kritik berechtigt? (b) Ist die Kritik dadurch zu entkräften, daß man nachweist, daß es eine solche theoretische Grundlage immer gegeben habe, daß sie aber nicht expliziert worden ist? (c) Versteht die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft unter 'exakt' etwas anderes als ihre Kritiker?" (aus UNTERMANN 1973, 11f.). — Auch hier können diese Fragen natürlich nicht gelöst werden.

- 140 Das Attribut „spontan“ als differenzierendes Element ist gegenüber der zweiten Art, dem — kombinatorischen — Lautwandel oft wegen seiner Ungenauigkeit kritisiert worden.
- 141 HOENIGSWALD (1974, 126) polemisiert zu Unrecht gegen die verbreitete Auffassung, daß analogischer Wandel morphologische Ausgleichsprozesse darstelle. HOENIGSWALD selbst aber kann dieses Faktum gar nicht in Abrede stellen, jedoch ist sein Hinweis bedenkenswert, daß natürlich vor allem der positionsbedingte Wandel (Auslautgesetze) zur Nivellierung ursprünglicher Varietäten beitrage.
- 142 „Im Ahd. waren der D. Sg. und der N.-A. Pl. *henti* noch regelrecht nach der *u*-Deklination gebildet, konnten aber auch als in die *i*-Deklination gehörig gefaßt werden, so daß von da aus der volle Übertritt in die *i*-Deklination möglich war ...“ (PAUL, Bd. 2, 77).
- 143 Einführendes zu australischen Sprachen u. a. bei WURM (1972). — Zur Vielaspektigkeit des Sprachtabus vgl. schon TROST (1936).
- 144 Diese Stufe wird nicht durch das Indo-Iranische repräsentiert! Vgl. Einzelheiten dazu bei SZEMERÉNYI (1980², 96f.).
- 145 „Axiom als Aussage, deren Wahrheit durch die Erfahrung so oft bestätigt, durch die Praxis so oft bewiesen ist, daß sie als absolut gewiß betrachtet werden kann. Ein Axiom in diesem Sinne ist etwa der Satz von der Erhaltung der Energie. ... Axiom als Aussage, über deren Wahrheit oder Falschheit zunächst nichts bekannt oder auszumachen ist, die aber zusammen mit anderen Aussagen dieser Art, an die Spitze einer aufzubauenden Theorie gestellt wird, um zu prüfen, welche Schlußfolgerungen sich dabei, der Möglichkeit nach, ergeben.“
- 146 Die folgenden Ausführungen können nur in knapper Form einige wichtige Ereignisse und Ergebnisse der ie. Lautlehre vorstellen. Zum systematischen Studium der neuesten Literatur vgl. besonders SZEMERÉNYI (1980²) und MAYRHOFER (1986). Beide Darstellungen sind theoretisch unterschiedlich konzipiert.
- 147 Zur Problematik von **i* und **u* in ihren seltenen Vertretungen nichtlaryngalistischer Herkunft vgl. MAYRHOFER (1986, 171f.).
- 148 Zur Problematik von langen silbischen Liquiden und Nasalen, mit denen man rechnen muß, vgl. SZEMERÉNYI (1980², 43; nichtlaryngalistische Darstellung) und MAYRHOFER (1986, 160; mit nur knapper laryngalistischer Erwähnung).
- 149 Eine vollständige Übersicht über die bisher zu diesem Thema erschienene Literatur gibt MAYRHOFER (1986, 93f.).

- 150 Es soll im folgenden keine „glottogonische“ Darlegung zur Entstehung der ie. Flexion (aus isolierenden Sprachstadien) gegeben werden!
- 151 Als „Sekundäreendungen“ bezeichnet man irreführenderweise *-m*, *-s*, *-t*; *-nt*, die aber nach Überlegungen der inneren Rekonstruktion fraglos den Primäreendungen (ebenfalls irreführende Bezeichnung) vorausgingen, also chronologisch älter sind als die durch *-i* charakterisierten „Primäreendungen“.
- 152 Vgl. HOFFMANN (ebd., 278): „Diese negativen Qualifikationen sind aber von ganz verschiedenem Wert. Zeitstufenlos bedeutet, daß der Injunktiv in bezug auf die Zeitstufe neutral ist, die gemeinten Sachverhalte aber jeweils vergangen, gegenwärtig, zukünftig oder auch außerzeitlich sind. Nichtmodal besagt, daß der Injunktiv nicht die Funktionen von Konjunktiv und Optativ hat, wenn er auch in einem begrenzten Bereich „auslösend“ wie der Imperativ verwendet wird.“ HOFFMANN sieht die Hauptfunktion des ved. Injunktivs in der „Erwähnung“ (= Memorativ).
- 153 LEHMANN korrigiert sich selbst, wenn er (ebd., 3) die wichtigsten Arbeiten nennt.
- 154 HIRTS theoretisches Dilemma zeigt sich in folgender Äußerung: „Während die ältere Sprachwiss. und Grammatik ohne viel Besinnen an ihre Arbeit ging, wurde auf einmal von J. RIES die Frage aufgeworfen: Was ist Syntax? . . . Dieses Buch hat eine lebhaftete Erörterung hervorgerufen, und es hat zweifellos eine gewisse Bedeutung, aber doch nicht die, die ihm der Verfasser beimißt. Denn es ist eigentlich völlig gleichgültig, wo und wie wir etwas behandeln. Ob man die Komposita in der Wortbildungslehre oder in der Syntax behandelt, ist nicht von Belang. Die Hauptsache ist, daß man sie behandelt. In der Syntax muß eben das erörtert werden, was in der Laut- u. Formenlehre nicht dargestellt ist“ (HIRT, ebd., 6).
- 155 Noch einmal sei HIRTS atheoretischer Standpunkt syntaktischen Dingen gegenüber zitiert: „Gewöhnlich sagt man, die Syntax hat es mit der Lehre vom Satz zu tun, und nun erhebt sich wieder die große viel erörterte Frage, was ist ein Satz? . . . Ich weiß nicht, was ein Satz ist, will es auch gar nicht wissen. Ich sage nur folgendes: wir Indogermanen sprechen in einer gewissen Art, und das nennen wir Satz, d. h. eine Verbindung von Subjekt u. Prädikat. Daneben gibt es noch etwas anderes: Interjektionen, Rufe, Vokative. . . . Wir nennen diese: Äußerungen. Wir sprechen also in Äußerungen und Sätzen“ (HIRT, ebd., 7).
- 156 Vgl. KRAHE (ebd., 62): „Welche Bedeutungen (des Akkusativs, Anm. R. St.) lassen sich in die idg. Zeit zurückverfolgen? Antwort: Drei Arten. 1. Der Akkusativ als Kasus des Objekts, 2. als Ausdruck der Raum-Zeit-Erstreckung 3. als Ausdruck des Zieles und der Richtung.“ – Diese Anmerkung ist hier nicht kritisch zu verstehen (denn sie ist *opinio communis* der ie. Morphosyntax und als solche richtig); es soll an diesem Beispiel nur das Vorgehen KRAHES erläutert werden. KRAHE läßt dann Beispiele jeweils aus den verschiedenen Sprachen folgen.
- 157 Im Kymrischen hat sich die P – S – O-Struktur (aus der noch mittelmymrischen S – P – O-Struktur) erst relativ spät entwickelt, im Bretonischen gar nicht.
- 158 Dem Problem der ie. Onomastik ist SCHMITT (1973) weiter nachgegangen und hat jetzt auch verschiedentlich formal vergleichbare Namenbildungen in den Sprachen feststellen können.
- 159 Z. B. bei Homer, Ilias P 131 μέγα κλέος ἔμμεναι αὐτῶι „ . . . daß sie ihm großer Ruhm sei“.

- 160 Z. B. *Ṛgvedasamhitā* 1, 79, 4c: *asmé dhehi ... máhi śrávaḥ*, „verleihe uns ... hohen Ruhm“.
- 161 Zu problemlos dargestellt bei CONRAD (1985, 85).
- 162 Ähnliche Verfahren, nur auch mit grammatischem Material, waren schon von KROEBER und CHRÉTIEN (1937) und von anderen angewendet worden.
- 163 Der Protagonist und eigentliche Begründer der Glottochronologie, M. SWADESH, aber auch andere sahen als eigentlichen Impetus für die Glottochronologie die Worte von Sapir an: „The greater the degree of linguistic differentiation within a stock, the greater is the period of time that must be assumed for the development of such differentiation“ (Einzelheiten dazu bei TISCHLER 1973, 21 f.).
- 164 Vgl. dazu die 200- und 100-Wort-Liste im Anhang.
- 165 Allgemein sieht man in der diesbezüglichen Fachliteratur Entlehnung (borrowing) als fördernden Faktor des lexikalischen Wandels und Sprachisolation und Schriftsprachlichkeit (literacy) als hemmende Faktoren an.
- 166 So verwendete CROSS (1964) eine 241-Wort-Liste für rom. Sprachen und eine 159-Wort-Liste für Gotisch (wegen des beschränkten Lexikons); DYEN (1964, 242) arbeitete mit 154 Wörtern aus der 200-Wort-Liste von SWADESH usw.
- 167 Das Kreuz vor dem Wort bezeichnet die Auswahl für die 100-Wort-Liste. Es ergeben sich insgesamt 93 Wörter, zu denen noch 7 Wörter zusätzlich aufgenommen wurden: *breast, claw, full, horn, knee, moon, round*.

Literaturverzeichnis

- АБАЕВ (1952/1980): ВАСИЛИЙ ИВАНОВИЧ АБАЕВ, О принципах этимологического словаря. In: ВЯ 5, 1952. S. 50 ff. Deutsch in: M. MAURHOFER, Zur Gestaltung des etymologischen Wörterbuches einer „Grosscorpussprache“ (= Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte, 368. Bd., Heft 11). Wien 1980.
- АБАЕВ et al. (1956): ВАСИЛИЙ ИВАНОВИЧ АБАЕВ et al., Вопросы методики сравнительно-исторического изучения индоевропейских языков. Москва 1956.
- ADELUNG (1806): JOHANN CHRISTOPH ADELUNG, Mithridates oder allgemeine Sprachkunde, Bd. 1. Berlin 1806.
- АДМОНИ (1963): ВАСИЛИЙ ГРИГОРЬЕВИЧ АДМОНИ, Исторический синтаксис немецкого языка. Москва 1963.
- (1972)³: Der deutsche Sprachbau. 3. Aufl., Leningrad 1972.
- ADRADOS (1982): FRANCISCO R. ADRADOS, Die räumliche und zeitliche Differenzierung des Indoeuropäischen im Lichte der Vor- und Frühgeschichte (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 27). Innsbruck 1982.
- ALIEVA (1970): NATALIJA ALIEVA, Indonesian sort of agglutinative morphological type. In: Actes du X^e congrès international des linguistes. III. Bukarest 1970, S. 571–574.
- ALTHEIM (1951): FRANZ ALTHEIM, Geschichte der lateinischen Sprache von den Anfängen bis zum Beginn der Literatur. Frankfurt/M. 1951.
- AMIROVA (1980): TAMARA ALEKSANDROVNA AMIROVA et al., Abriß der Geschichte der Linguistik. Leipzig 1980.
- ANTILA (1972): RAIMO ANTILA, An introduction to historical and comparative linguistics. New York – London 1972.
- ARENS (1955): HANS ARENS, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg – München 1955.
- (1969, 1/2): Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 1 u. 2. Freiburg – München 1969.
- ARNTZ (1/2): HELMUT ARNTZ, Germanen und Indogermanen. Volkstum, Sprache, Heimat. Kultur. Festschrift für H. Hirt. Bd. 1 u. 2. Heidelberg 1936.
- ASCOLI (1887): GRAZIADIO ISAIA ASCOLI, Sprachwissenschaftliche Briefe. Leipzig 1887.
- АСЕНОВА (1984): ПЕТА АСЕНОВА, Към характеристиката на балканския езиков съюз (фонемна, морфемна и именна система). In: Годишник на Софийския университет, Фак. по слав. филологии 71 (1984), 1, S. 177–266.
- BACH (1934): ADOLF BACH, Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Eine Einführung. Heidelberg 1934.

- BACH/HARMS (1968): EMMON BACH/ROBERT HARMS (Ed.), *Universals in linguistic theory*. New York 1968.
- BAHNER (1986): WERNER BAHNER, *Balkanlinguistik in historischer Sicht*. In: ZPSK 39, 1986, S. 629–640.
- BARTSCH/VENNEMANN (1982): RENATE BARTSCH/THEO VENNEMANN, *Grundzüge der Sprachtheorie. Eine linguistische Einführung*. Tübingen 1982.
- BAUDOUIN DE COURTENAY (1884): JAN BAUDOUIN DE COURTENAY, *Übersicht der slawischen Sprachenwelt im Zusammenhange mit den anderen arioeuropäischen (indogermanischen) Sprachen*. Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Dorpat am 6./18. Sept. 1883. Leipzig 1884.
- (1901/02): *Сравнительная грамматика славянских языков в связи с другими индоевропейскими языками*. Состав. А. Шилов. Санктпетербург 1902.
- (1904): *O ogólnych przyczynach zmian językowych*. In: *Szkice językoznawcze*. A. I. Warszawa 1904, S. 50–95.
- (1963): *Избранные труды по общему языкознанию*. Т. I. Москва 1963.
- BECHERT (1973): JOHANNES BECHERT, *Die Theorie der generativen Grammatik und die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft*. In: J. UNTERMANN (Hrsg.): *Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft*. Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft am 11. und 12. Juni 1971 in Köln. Wiesbaden 1973.
- BECKER (1948): HENRIK BECKER, *Der Sprachbund*. Leipzig — Berlin 1948.
- BEDNARCZUK et al. (1986): LESZEK BEDNARCZUK et al., *Języki indoeuropejskie*. Warszawa 1986.
- BEHAGHEL (1953¹⁰): OTTO BEHAGHEL, *Die deutsche Sprache*. 10. Aufl., Halle/S. 1953.
- BELLMANN (1971): GÜNTER BELLMANN, *Slavoteutonica. Lexikalische Untersuchungen zum slawisch-deutschen Sprachkontakt im Ostmitteldeutschen*. Berlin — New York 1971.
- (1981): *Sprachkontakt und Semantik*. In: *Sprachkontakt als Ursache von Veränderungen der Sprach- und Bewußtseinsstruktur. Eine Sammlung von Studien zur sprachlichen Interferenz*. Hrsg. von WOLFGANG MEID und KARIN HELLER. Innsbruck 1981, S. 9–18.
- BENFEY (1869): THEODOR BENFEY, *Geschichte der Sprachwissenschaft*. München 1869.
- BENVENISTE (1935): EMILE BENVENISTE, *Origines de la formation des noms en indoeuropéen*. Paris 1935.
- (1969): *Le vocabulaire des institutions indoeuropéennes*. Paris 1969.
- (1977): *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Frankfurt/M. 1977.
- BERNŠTEIN (1948): САМУИЛ БОРИСОВИЧ БЕРНШТЕЙН, *Разыскания в области болгарской исторической диалектологии*. Т. I. Язык валашских грамот XIV–XV веков. Москва — Ленинград 1948.
- (1954): *Основные задачи, методы и принципы „Сравнительной грамматики славянских языков“*. In: ВЯ 2, 1954, S. 49–67.
- BEST, (1973): K.-H. BEST, *Probleme der Analogieforschung (=Commentationes Societatis linguisticae Europae. 6.)*. München 1973.
- BIELFELDT (1982): HANS HOLM BIELFELDT, *Die slawischen Wörter im Deutschen. Ausgewählte Schriften 1950–1978*. Leipzig 1982.

- BIRD (1982): N. BIRD, The distribution of Indo-European root morphemes. Wiesbaden 1982.
- BIRKHAN (1985): HELMUT BIRKHAN, Etymologie des Deutschen. Bern – Frankfurt/M. – New York 1985.
- BIENBAUM/PUHVEL (1966): HENRIK BIENBAUM/JAAN PUHVEL (Ed.), Ancient Indo-European dialects (Proceedings of the conference on Indo-European linguistics held at the University of California, Los Angeles, April 22–27, 1963). Berkeley – Los Angeles 1966.
- BLOOMFIELD (1925): LEONHARD BLOOMFIELD, On the sound-system of Central-Algonquian. In: *Language* 1, 1925, S. 130–156.
- (1925/1927): Notes on the Fox Language. In: *International journal of American linguistics* 3, 1925–1927, S. 219–232; 4, 1925–1927, S. 181–219.
- (1933): *Language*. New York 1933.
- (1939): Linguistic aspects of science. In: *Foundations of the Unity of Science*. 1. 4., 1939, S. 1–59.
- BLÜMEL (1973): WOLFGANG BLÜMEL, Historische Sprachwissenschaft im Rahmen der Generativen Grammatik? In: J. UNTERMANN (Hrsg.), *Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft*. Wiesbaden 1973, S. 93–102.
- BONFANTE (1954): GIULIANO BONFANTE, Ideas on the kindship of the European languages from 1200 to 1800. In: *Cahiers d'histoire mondiale*. Vol. I, 3, 1954, S. 679–699.
- BOPP (1816): FRANZ BOPP, Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Frankfurt/Main 1816.
- (1833–1852): *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen (Altslavischen ab II. Abt.), Gothischen und Deutschen*. Berlin 1833–1852.
- (Nachdruck 1972): *Kleine Schriften zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Gesammelte Berliner Akademieabhandlungen 1824–1854*. Leipzig 1972.
- BORETSKY (1977): NORBERT BORETSKY, Einführung in die historische Linguistik. Hamburg 1977.
- (1981): Das Indogermanistische Sprachwandelmodell und Wandel in exotischen Sprachen. In: *Zs. f. Vergleichende Sprachforschung* 95, 1981, S. 49–80.
- BOBODINA (1980): M. A. БОРОДИНА, Развитие ареальных исследований и основные типы ареалов. In: *Взаимодействие лингвистических ареалов*. Ленинград 1980, S. 7–36.
- BORST (1957–1963): ARNO BORST, *Der Turmbau zu Babel*. Stuttgart 1957–1963.
- BOSCH-GIMPERA (1958): PEDRO BOSCH-GIMPERA, Das europäische Neolithikum und seine Völker. Die Indogermanenfrage (= Bericht V. Internat. Kongreß für Vor- und Frühgeschichte). Hamburg 1958, S. 129 ff.
- (1968): Die Indoeuropäer. In: A. SCHERER (Hrsg.), *Die Urheimat der Indogermanen*. Darmstadt 1968, S. 510–522. – Übersetzung aus: *Les Indo-Européens. Problèmes archéologiques*. Paris 1961.
- BRAUNE (1912⁸): WILHELM BRAUNE, *Gotische Grammatik*. 8. Aufl., Halle/S. 1912.
- BRAUNE/HELM (1950⁷): WILHELM BRAUNE/KARL HELM, *Althochdeutsche Grammatik*. 7. Aufl., Halle/S. 1950.

- BRUGMANN (1878): KARL BRUGMANN, Zur Geschichte der stammabstufenden Declinationen. In: CURTIUS, Studien 9, 1876, S. 361 ff.
- (1897²–1916²): Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 2. Aufl., Straßburg 1897–1916 (Band 1 und 2).
- (1904): Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Strassburg 1904.
- (1925): Die Syntax des einfachen Satzes im Indogermanischen. Berlin – Leipzig 1925.
- BRUNNER (1969): LINUS BRUNNER, Die gemeinsamen Wurzeln des semitischen und indogermanischen Wortschatzes. Versuch einer Etymologie. Bern – München 1969.
- BUCK (1949): CARL DARLING BUCK, A dictionary of selected synonyms in the principal Indo-European languages. Chicago 1949.
- BUDENZ (1873–1881): JÓZSEF BUDENZ, Magyar – Ugor Összehasonlító Szótár (= Vergleichendes Wörterbuch der finnisch-ugrischen Sprachen). Budapest 1873–1881.
- (1884–1894): Az Ugor Nyelvek Összehasonlító Alaktana (= Vergleichende Morphologie der finnisch-ugrischen Sprachen), 1. Heft (Verbalbildung), Budapest 1884; 2. Heft (Nominalbildung), Budapest 1887; 3. Heft (Wortbildung und Flexion), Budapest 1894.
- BUSSMANN (1983): HADUMOD BUSSMANN, Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1983.
- BYNON (1981): THEODORA BYNON, Historische Linguistik. Eine Einführung. München 1981.
- CARNOY (1955): ALBERT CARNOY, Dictionnaire étymologique du proto-indoeuropéen. Louvain 1955.
- CARRUBA (1970): ONOFRIO CARRUBA, Das Palaische. Texte, Grammatik, Lexikon (= Studien zu den Bogazköy-Texten, Heft 10). Wiesbaden 1970.
- CHERUBIM (1975): DIETER CHERUBIM, Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft. Berlin (West) 1975.
- СІВ'ЯН (1979): ТАТЬЯНА ВЛАДИМИРОВНА ЦИВЬЯН, Синтаксическая структура балканского языкового союза. Москва 1979.
- COLLINDER (1954/1964): BJÖRN COLLINDER, Zur indo-uralischen Frage. In: B. COLLINDER, Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit. Uppsala 1964 (Nachdruck von 1954), S. 141–155.
- (1960): Comparative grammar of the Uralic languages. Uppsala 1960.
- (1964): Sprachverwandtschaft und Wahrscheinlichkeit. Uppsala 1964.
- (1977²): Fenno-Ugric vocabulary. 2. Aufl., Hamburg 1977.
- CONRAD (1985): RUDI CONRAD et al., Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini. Leipzig 1985.
- COWGILL (1974): WARREN COWGILL, More evidence for Indo-Hittite: The tense-aspect systems. In: Proceedings of the 11th International congress of linguists (1972). Vol. II. Bologna 1974, S. 557 ff.
- (1986): Indogermanische Grammatik, Bd. I. 1. Halbband: Einleitung, Heidelberg 1986.
- CROSS (1964): EPHRAIM CROSS, Lexicostatistics has not yet attained the status of a science. In: Proceedings of the IXth International congress of linguists. The Hague 1964, S. 480–489.

- CUNY (1912): ALBERT CUNY, Indo-Européen et Sémitique. In: *Revue de Phonétique*, 2, 1912, S. 101ff.
- (1943): Recherches sur le vocalisme, le consonantisme et la formation des racines en „Nostratique“, ancêtre de l'Indo-Européen et du Chamito-Sémitique. Paris 1943.
- (1946): Invitation à l'étude comparative des langues indo-européennes et des langues chamito-sémitiques. Paris 1946.
- CURTIVS (1858–1862/1879⁵): GEORG CURTIUS, Grundzüge der griechischen Etymologie. Leipzig 1858–1862. 5. Aufl., Leipzig 1879.
- СЮНУН (1981): ГЕННАДИЙ АФАНАСЬЕВИЧ ЦЫХУН, Типологические проблемы балканославянского ареала. Минск 1981.
- DÉCSY (1965): GYULA DÉCSY, Einführung in die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1965.
- (1973): Die linguistische Struktur Europas. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Wiesbaden 1973.
- (1977–1981): Sprachherkunftsforschung (*Bibliotheca nostratica* 2:1). Wiesbaden 1977 (Bd. 1), 1981 (Bd. 2).
- DEGER-JALKOTZY (1978): SIGRID DEGER-JALKOTZY, E-QE-TA. Zur Rolle des Gefolgschaftswesens in der Sozialstruktur mykenischer Reiche (=Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist.Klasse. Sitzungsberichte, 344. Bd.) Wien 1978.
- DELAMARRE (1984): X. DELAMARRE, Le vocabulaire indo-européen. Lexique étymologique thématique. Paris 1984.
- DELBRÜCK (1893/1897/1900): BERTHOLD DELBRÜCK, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. 1.–3. Theil, Straßburg 1893, 1897, 1900.
- (1893³, 1919⁶): Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen, 3. Aufl., Leipzig 1893, 6. Aufl., Leipzig 1919.
- ДЕСНИСКАЯ (1977): АГНИЯ ВАСИЛЬЕВНА ДЕСНИЦКАЯ, к вопросу о предмете и методах ареальной лингвистики. In: Ареальные исследования в языкознании и этнографии. Ленинград 1977, S. 22–29.
- (1979): О современной теории балканистических исследований. К изучению грамматических соответствий языков Балканского ареала. In: Проблемы синтаксиса языков Балканского ареала. Ленинград 1979, S. 3–15.
- (1987): К истокам сравнительного изучения балканских языков. In: ВЯ 1, 1987, S. 10–23.
- DEZSÖ (1980): LÁSZLÓ DEZSÖ, Grammatical typology and protolanguages. In: P. RAMAT (Ed.), Linguistic reconstruction and Indo-European syntax (=Proceedings of the Colloquium of the „Indogermanische Gesellschaft“, University of Pavia, 6–7 September 1979). Amsterdam 1980, S. 17–26.
- DINSE (1974): G. DINSE, Zur Theorie der Sprachveränderung. Kronberg 1974.
- DOERFER (1973): GERHARD DOERFER, Lautgesetz und Zufall. Betrachtungen zum Omnicomparativismus (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 10). Innsbruck 1973.
- DRESSLER (1971): WOLFGANG DRESSLER, Über die Rekonstruktion der indogermanischen Syntax. In: Zs. f. Vergleichende Sprachforschung 85, 1971, S. 5–22.
- DURIDANOV (1977): IVAN DURIDANOV, Zum Begriff des Sprachbundes. In: Linguistique balkanique 20, 1977, 1–2, S. 17–22.

- DURIDANOV (1983): Zur Bestimmung des Begriffes „Balkanismus“ auf den verschiedenen Sprachebenen. In: Ziele und Wege der Balkanlinguistik. Berlin (West) 1983, S. 59–65.
- DURRELL et al. (1969): MARTIN DURRELL et al., Berichte über sprachgeographische Forschungen I. Von M. DURRELL, M. KABAŠ, B. KRATZ, W. V. VEITH. Wiesbaden 1969.
- DYEN (1964): ISIDORE DYEN, On the validity of comparative lexicostatistics. In: Proceedings of the IXth International congress of linguists. The Hague 1964, S. 238–252.
- EBERT (1978): ROBERT PETER EBERT, Historische Syntax des Deutschen. Stuttgart 1978.
- ECKERT (1982): RAINER ECKERT, Balto-slawische Phraseologie. In: Zs. f. Slawistik 27, 1982, S. 332–341.
- EDEL'MAN (1968): ДЖОЙ ИОСИФОВНА ЭДЕЛЬМАН, Основные вопросы лингвистической географии. На материале индоиранских языков. Москва 1968.
- (1978): К теории языкового союза. In: ВЯ 3, 1978, S. 110–115.
- ELERS/MAYRHOFER (1962): WILHELM EILERS/MANFRED MAYRHOFER, Kurdisch *buz* und die indogermanische „Buchen“- Sippe. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 92, 1962, S. 61–92.
- ELMENDORF (1951): WILLIAM W. ELMENDORF, Word taboo and lexical change in Coast Salish. In: International journal of American linguistics 17 (1951), 4, S. 205–208.
- ELLIS (1966): JEFFREY ELLIS, Towards a general comparative linguistics. London – The Hague – Paris 1966.
- ENGELMANN (1966): G. ENGELMANN, Untersuchungen zum Verbalssystem des Alt-suaheli. In: MIO 12, 3, 1966, S. 175–191.
- ENGELS (1983): FRIEDRICH ENGELS, Anti-Dühring. In: MEW 20, Berlin 1983, S. 5–308.
- ERHART (1979): ADOLF ERHART, Jak klasifikovat jazyky? In: Sborník prací filozofické fakulty Brněnské univerzity, A 27, 1979, S. 21–33.
- (1982): Indoevropské jazyky. Srovnávací fonologie a morfologie. Praha 1982.
- FALKENHAHN (1965): VIKTOR FALKENHAHN, Die Bedeutung der Verbalreaktion für das Problem eines litauisch-polnischen Sprachbundes. In: Zs. f. Slawistik 8, 1963, S. 893–907.
- FEIST (1910): SIGMUND FEIST, Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft. Ein Beitrag zur Frage nach den Ursitzen der Indogermanen. Berlin 1910.
- (1913): Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Berlin 1913.
- (1914/1919/1924³): Indogermanen und Germanen. Halle/S. 1914, 1919, 1924.
- FICK (1871²): AUGUST FICK, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 2. Aufl., Göttingen 1871.
- FINCK (1905): FRANZ NIKOLAUS FINCK, Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft. Halle/S. 1905.
- (1910): Die Haupttypen des Sprachbaus. Leipzig 1910.
- (1923³): Die Sprachstämme des Erdkreises. Leipzig 1909, 3. Aufl., 1923.
- FOURQUET (1938): JEAN FOURQUET, L'ordre des éléments de la phrase en germanique ancien: études de syntaxe de position. Strasbourg 1938.
- FRIEDRICH (1952–1966): JOHANNES FRIEDRICH, Hethitisches Wörterbuch. Heidelberg 1952–1966.

- FRIEDRICH (1960²): Hethitisches Elementarbuch. 1. Teil: Kurzgefaßte Grammatik. 2. Aufl., Heidelberg 1960.
- FRIEDRICH/KAMMENHUBER (1975—): JOHANNES FRIEDRICH/ANNELIES KAMMENHUBER, Hethitisches Wörterbuch. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage auf der Grundlage der edierten hethitischen Texte. Heidelberg 1975—.
- FRISK (1960—1972^{1/2}): HJALMAR FRISK, Griechisches etymologisches Wörterbuch. Bd. 1 und 2. Heidelberg 1960—1972.
- GADŽIEVA (1976): НИНЕЛЬ ЗЕЙНаловна ГАДЖИЕВА, Принципы ареального описания языков. In: Принципы описания языков мира. Москва 1976, S. 164—202.
- (Hrsg.) (1982): Сравнительно-историческое изучение языков равных семей. Москва 1982.
- GAMKRELIDZE (1967): THOMAS V. GAMKRELIDZE, Kartvelian and Indo-European: A Typological Comparison of Reconstructed Linguistic Systems. In: Festschrift Roman Jakobson. Bd. 1. Den Haag 1967, S. 707—717.
- GAMKRELIDZE/IVANOV (1984, 1/2): ТАМАЗ ВАЛЕРИАНОВИЧ ГАМКРЕЛИДЗЕ/ВЯЧЕСЛАВ ВСЕВОЛОДОВИЧ ИВАНОВ, Индоевропейский язык и индоевропейцы. 1, 2. Тбилиси 1984.
- GELB (1973): I. J. GELB, Written records and decipherment. In: Current trends in linguistics, Bd. 11. The Hague 1973, S. 253—284.
- GEORGIEV (1981): VLADIMIR GEORGIEV, Introduction to the history of the Indo-European languages. Sofia 1981.
- GIMBUTAS (1968): MARLJA GIMBUTAS, Die Indoeuropäer. Archäologische Probleme. In: A. SCHERER (Hrsg.), Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968, S. 538—571. (Übersetzung von: The Indo-Europeans: Archeological Problems, 1963.)
- GLEASON (1972): HENRY ALLAN GLEASON, jr., Genetic relationship among languages. In: KEILER, A. R., A reader in historical and comparative linguistics. New York 1972, S. 3—15.
- GOOSSENS (1973): JAN GOOSSENS, Areallinguistik. In: Lexikon der germanistischen Linguistik. Tübingen 1973, S. 319—327.
- GORGONIEV (1961): ЮРИЙ АЛЕКСАНДРОВИЧ ГОРГОНИЕВ, Кхмерский язык. Москва 1961.
- GRAUR et al. (1974): ALEXANDRU GRAUR et al., Einführung in die Sprachwissenschaft. Berlin 1974.
- GREENBERG (1953): JOSEPH H. GREENBERG, Historical linguistics and unwritten languages. In: Anthropology today (ed. by A. C. KROEBER). Chicago 1953, S. 265—286.
- (1955): Studies in African linguistic classification. 1955. (Erw. u. revid. Ausgabe: The languages of Africa. Den Haag 1966.)
- (1957/1958²): Essays in linguistics. Chicago 1957. 2. Aufl., 1958.
- (1960): A quantitative approach to the morphological typology of language. In: International journal of American linguistics 26, 1960, S. 178—194.
- (Ed.) (1963/1966²/1976⁵): Universals of language (Report of a conference held at Doobs Ferry, New York 1961). Cambridge (Mass.) 1963. 2. Aufl. 1966. 5. Aufl. 1976.
- (1966): Language universals. With special reference to feature hierarchies. The Hague — Paris 1966.
- (1966a): The languages of Africa. Den Haag 1966.
- (Ed.) (1978): Universals of human language. 1—4. Stanford (Calif.) 1978.

- GRIMM (1819–1837): JACOB GRIMM, Deutsche Grammatik. Bde. I–IV. Göttingen 1819–1837.
- (1822²): Deutsche Grammatik, Bd. 1, zweite Auflage. Göttingen 1822.
- GUDSCHINSKY (1955): SARAH C. GUDSCHINSKY, Lexico-statistical skewing from dialect borrowing. In: International journal of American linguistics 21, 1955, S. 138–149.
- (1956a): Three disturbing questions concerning lexicostatistics. In: International journal of American linguistics 22, 1956, S. 212–213.
- (1956): The ABC's of lexicostatistics (glottochronology). In: Word 12, 1956, S. 175–210.
- GÜNTERT (1930): HERMANN GÜNTERT, Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen. Heidelberg 1930.
- (1934): Der Ursprung der Germanen. Heidelberg 1934.
- (1938): Neue Zeit – neues Ziel. In: Wörter und Sachen. Neue Folge. 1, 1938, S. 1–11.
- GÜNTHER (1934): H. F. K. GÜNTHER, Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen. München 1934.
- GÜLÜBOV (1967): IVAN GÜLÜBOV, Ein altbulgarischer Schriftsteller über den altbulgarischen Artikel. In: Zs. f. Slawistik 12, 1967, S. 49–56.
- GULYA (1974): JÁNOS GULYA, Краткий очерк истории сравнительного финно-угорского языкознания. In: Основы финно-угорского языкознания. Москва 1974, S. 55–107.
- GUSMANI (1964): ROBERTO GUSMANI, Lydisches Wörterbuch. Mit grammatischer Skizze und Inschriftensammlung. Heidelberg 1964.
- GUTHRIE (1948): MALCOLM GUTHRIE, The classification of the Bantu languages. London 1948.
- (1967–1970): Comparative Bantu. An introduction to the comparative linguistics and prehistory of the Bantu languages. 1–4. London 1967–1970.
- GYARMATHI (1799): SAMUEL GYARMATHI, Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammaticae demonstrata. Göttingen 1799.
- HAARMANN (1976): HARALD HAARMANN, Aspekte der Arealtypologie. Die Problematik der europäischen Sprachbünde. Tübingen 1976.
- HAAS (1966): MARY R. HAAS, Historical linguistics and the genetic relationship of languages. In: Current trends in linguistics 3, The Hague 1966, S. 113–153.
- (1969): The prehistory of languages. The Hague 1969.
- HAAS (1966): OTTO HAAS, Die phrygischen Sprachdenkmäler. In: Linguistique balkanique 10, Sofia 1966.
- HAASE (1983): WOLFGANG HAASE, Aufstieg und Niedergang der römischen Welt. II. 29,2, Berlin – New York 1983.
- HAFNER (1985): STANISLAUS HAFNER, Geschichte der österreichischen Slawistik. In: Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern (Hrsg. J. HAMM u. G. WYTRZENS). Wien 1985, S. 11–88.
- HAIDER (1985): HUBERT HAIDER, The fallacy of typology. Remarks on the PIE stop-system. In: Lingua 65, 1985, S. 1–27.
- HALL (1960): ROBERT A. HALL, jr., On realism in reconstruction. In: Language 36, 1960, S. 203–205.

- HARTMANN (1956): PETER HARTMANN, Zur Typologie des Indogermanischen. Heidelberg 1956.
- HARTWEG (1981): FRÉDÉRIC G. HARTWEG, Sprachkontakt und Sprachkonflikt im Elsaß. In: Sprachkontakt als Ursache von Veränderungen der Sprach- und Bewußtseinsstruktur. Eine Sammlung von Studien zur sprachlichen Interferenz. Hrsg. von WOLFGANG MEID und KARIN HELLER. Innsbruck 1981, S. 97–113.
- HARWEG (1966): Roland HARWEG, Das Phänomen der Schrift als Problem der historisch-vergleichenden Sprachforschung. In: *Kratylos* 11, 1966, S. 33–48.
- HAUGEN (1951): EINAR HAUGEN, Directions in modern linguistics. In: *Language* 27, 1951, S. 211–222.
- (1957/1972): Language contact. In: Proceedings of the VIIIth International congress of linguists. Oslo 1957. Oslo 1958, S. 771–785. Russ. Übersetzung: Языковой контакт. In: Новое в лингвистике. Вып. VI, Москва 1972, S. 94–111.
- HAVRÁNEK (1966): BOHUSLAV HAVRÁNEK, Zur Problematik der Sprachmischung. In: *Travaux linguistiques de Prague*. 2. Praha 1966, S. 81–95.
- HEILMANN (1949): LUIGI HEILMANN, Camito-semitico e indoeuropeo. Teorie e orientamenti. Bologna 1949.
- HERMANN (1907): EDUARD HERMANN, Über das Rekonstruieren. In: *Zs. f. Vergleichende Sprachforschung* 41, 1907, 1–64.
- (1931): Lautgesetz und Analogie. Berlin 1931.
- HERRMANN (1/2 1984): JOACHIM HERRMANN (Hrsg.), Lexikon früher Kulturen. 1. und 2. Bd. Leipzig 1984.
- HEUBECK (1969): ALFRED HEUBECK, Lydisch. In: *Handbuch der Orientalistik*. 1. Abt., II. Bd., 1. und 2. Abschnitt, Lief. 2 (Altkeinasische Sprachen). Leiden – Köln 1969, S. 387–427.
- HEWES (1975²): GORDON W. HEWES, Language origins. A bibliography. Bd. 1 und 2, 2. Aufl., The Hague – Paris 1975.
- HIERSCHE (1985): RALF HIERSCHE, Zu Etymologie und Sprachvergleichung vor Bopp. In: Sprachwissenschaftliche Forschungen (Festschrift f. Johannes Knobloch) (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 23). Innsbruck 1985, S. 157–165.
- HILLER/PANAGL (1986): STEFAN HILLER/OSWALD PANAGL, Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit. Darmstadt 1976. 2., unveränd. Aufl. 1986.
- HIRT (1894): HERMANN HIRT, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen. In: *IF* 4, 1894, S. 36–45.
- (1904): Über den Ursprung der Verbalflexion im Indogermanischen. In: *IF* 17, 1904, S. 36–84.
- (1905/1907): Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Bd. 1 und 2. Straßburg 1905, 1907.
- (1927): Indogermanische Grammatik. Teil III: Das Nomen. Heidelberg 1927.
- (1928): Indogermanische Grammatik. Teil IV: Doppelung, Zusammensetzung, Verbum. Heidelberg 1928.
- (1934, 6/1937, 7): Indogermanische Grammatik. Bd. VI, VII. Heidelberg 1934, 1937.
- HOCKETT (1948): CHARLES HOCKETT, Implications of Bloomfield's Algonkin studies. In: *Language* 24, 1948, 117–131.
- (1960³): A course of modern linguistics. 3. Aufl., New York 1960.

- HOENIGSWALD (1950): The principal step in comparative grammar. In: *Language* 26, 1950, S. 357–364.
- (1966⁴): *Language change and linguistic reconstruction*. 4. Aufl., Chicago 1966.
- (1974): Gibt es Universalien des Sprachwandels? In: DINSEB, G.: *Zur Theorie der Sprachveränderung*. Kronberg 1974, S. 113–143.
- (1977): Intentions, assumptions and contradictions in historical linguistics. In: E. C. ROGER (Ed.), *Current issues in linguistic theory*. Bloomington 1977, S. 168–194.
- (1980): Notes on reconstruction, wordorder and stress. In: P. RAMAT (Ed.), *Linguistic reconstruction and Indo-European syntax*. Amsterdam 1980, S. 69–87.
- HOFFMANN (1958): KARL HOFFMANN, Altiranisch. In: *Handbuch der Orientalistik*. 1. Abt., 4. Bd.: Iranistik, 1. Abschnitt: Linguistik. Leiden – Köln 1958.
- (1967): *Der Injunktiv im Veda*. Heidelberg 1967.
- HORNE (1966): KJEBBY M. HORNE, *Language typology*. Washington 1966.
- HUBE (1981): HANS-JÜRGEN HUBE, *Nationalsprachen und Integration in Nordeuropa*. Berlin 1981.
- IL'JAŠENKO (1970): ТАТЬЯНА ПАВЛОВНА ИЛ'ЯШЕНКО, Языковые контакты (на материале славяно-молдавских отношений). Москва 1970.
- ILLIČ-SVITYČ (1971 und 1976): ВЛАДИСЛАВ МАРКОВИЧ ИЛЛИЧ-СВИТЫЧ, Опыт сравнения ностратических языков (семитохамитский, картвельский, индоевропейский, уральский, дравидийский, алтайский). I Введение, Сравнительный словарь (b–k). II Сравнительный словарь (l–ž). Указатели. Москва 1971, 1976.
- INEICHEN (1979): GUSTAV INEICHEN, *Allgemeine Sprachtypologie. Ansätze und Methoden*. Darmstadt 1979.
- IVANOV (1956): VJAČESLAV VSEVOLODOVIČ IVANOV, *Die genealogische Klassifikation der Sprachen und der Begriff der Sprachverwandtschaft*. Halle/S. 1956.
- (1958): Типология и сравнительно-историческое языкознание. In: ВЯ 5, 1958, S. 34–42.
- JAKOBSON (1931): ROMAN JAKOBSON, Über die phonologischen Sprachbünde. In: *TCLP* 4, 1931, S. 137–143.
- (1958): What can typological studies contribute to historical comparative linguistics? In: *Proceedings of the VIIIth International Congr. of linguists*, Oslo 1958, S. 17–25.
- (1962): Typological studies and their contribution to historical comparative linguistics. In: *Selected writings*. Vol. 1. 's-Gravenhage 1962, S. 523–532.
- (1962a): Sur la théorie des affinités phonologiques entre les langues. In: *Selected writings*. Vol. 1. 's-Gravenhage 1962, S. 234–246.
- JANČÁK/PETR (1986): PETR JANČÁK/JAN PETR, Evropský jazykový atlas jako nástroj multilingvální komparativistiky. In: *Slovo a slovesnost* 47, 1986, S. 216–230.
- ЈАСОЕВА (1959): ВИКТОРИЯ НИКОЛАЕВНА ЯРЦЕВА, Проблемы реконструкции синтаксиса группы близкородственных языков. In: *Материалы первой научной сессии по вопросам германского языкознания*. Москва 1959, S. 89–97.
- (1979): Теория взаимодействия языков и работа У. Вайнрайха „Языковые контакты“. In: Вайнрайх, У., *Языковые контакты. Состояние и проблемы исследования*. Киев 1979, S. 5–17.
- ЈАСОЕВА et al. (1982): ВИКТОРИЯ НИКОЛАЕВНА ЯРЦЕВА et al., *Языки и диалекты мира*. Москва 1982.

- JENSEN (1969²): HANS JENSEN, *Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart*. 2. Aufl., Berlin 1969.
- JESPERSEN (1925): OTTO JESPERSEN, *Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*. Heidelberg 1925.
- JOB (1982): DIETER M. JOB, *Zur Bewertung von Rekonstrukten*. In: *Investigationes Philologicae et Comparativae* (=Gedenkschrift für H. KRONASSER). Wiesbaden 1982, S. 46–71.
- JOKI (1973): AULIS J. JOKI, *Uralier und Indogermanen*. Helsinki 1973.
- JONES (1786): SIR WILLIAM JONES, *The Third Anniversary Discourse, On the Hindus* (Delivered 2 February, 1786. Work I, pp. 19–34). Veröff. in *Asiatic Researches* 1, 415ff., 1788. Wiederabgedruckt bei W. P. Lehmann, *A reader in nineteenth-Century Historical Indo-European Linguistics*. Bloomington – London 1967, S. 10–20.
- KADEN (1983): KLAUS KADEN, *Einige Gedanken über das Verhältnis von Silbe, Morphem, Wort und Schriftzeichen in der Geschichte der chinesischen Sprache*. In: *ZPSK* 36, 1983, S. 163–172.
- KAMMENHUBER (1969): ANNELIES KAMMENHUBER, *Hethitisch, Palaisch, Luwisch und Hieroglyphenluwisch*. In: *Hdb. der Orientalistik*. 1. Abt.: *Der Nahe und der Mittlere Osten*. – 2. Bd. *Keilschriftforschung und Alte Geschichte Vorderasiens*. 1. und 2. Abschnitt, Lief. 2: *Altkeinsiasiatische Sprachen*. Leiden – Köln 1969.
- (1985): *Zum Modus Injunktiv und zum Drei-Genus-System im Ur-Indogermanischen* (ca. 3000–2500 v. Chr.). In: *Studia Linguistica Diachronica et Synchronica*, Berlin – New York – Amsterdam 1985, S. 435–466.
- KANNEGIESSER (1972): SIEGFRIED KANNEGIESSER, *Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik*. Tübingen 1972.
- KATIČIĆ (1966): RADOSLAV KATIČIĆ, *Der Entsprechungsbegriff in der vergleichenden Laut- und Formenlehre*. In: *IF* 71, 1966, S. 203–220.
- (1970): *A contribution to the general theory of comparative linguistics*. The Hague 1970.
- (1973): *Sprachsystem und Lautgesetze*. In: J. UNTERMANN: *Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft*. Wiesbaden 1973, S. 35–41.
- KATZNER (1977): K. KATZNER, *The languages of the world*. London 1977.
- KEILER (Ed.) (1972): ALLAN R. KEILER, *A reader in historical and comparative linguistics*. New York 1972.
- KILIAN (1983): LOTHAR KILIAN, *Zum Ursprung der Indogermanen*. *Forschungen aus Linguistik, Prähistorie und Anthropologie*. Bonn 1983.
- KIPARSKY (1959): VALENTIN KIPARSKY, *Über etymologische Wörterbücher*. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 60, 1959, S. 209–230.
- KLARE (1985): JOHANNES KLARE, *Zum Status des Portugiesischen in Afrika und zur Problematik der „Unidade“ und „Diversidade“ der portugiesischen Sprache*. In: *Wiss. Zs. der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftsw. R.* 34, 1985, S. 285–296.
- KLAUS/BUHR (1969): GEORG KLAUS/MANFRED BUHR, *Philosophisches Wörterbuch*. 1, 2. Berlin 1969.
- KLIMOV (1986): ГЕОРГИЙ АНДРЕЕВИЧ КЛИМОВ, *Введение в кавказское языкознание*. Москва 1986.

- KLOSS (1952):** HEINZ KLOSS, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950. München 1952.
- KLUGE (1920):** FRIEDRICH KLUGE, Deutsche Sprachgeschichte. Leipzig 1920.
- KLUGE/MITZKA (1957¹⁷):** FRIEDRICH KLUGE/WALTHER MITZKA, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 17. Aufl. unter Mithilfe von A. SCHIRMER bearbeitet von WALTHER MITZKA. Berlin (West) 1957.
- KNOBLOCH (1963):** JOHANNES KNOBLOCH, Sprachwissenschaftliches Wörterbuch (Hrsg. J. KNOBLOCH). Heidelberg 1963 —.
- KÖBLER (1980):** GERHARD KÖBLER, Neuhochdeutsch-indogermanisches Wörterbuch (= Arbeiten zur Rechts- und Sprachwissenschaft, 13). Gießen 1980.
- KOPITAR (1826):** BARTHOLOMÄUS KOPITAR, Albanesen, Walachen und Bulgaren. In: Jerneja Kopitarja spisov II. del. Srednja doba. 2. knjiga. Priredil R. NAHTIGAL. Ljubljana 1945.
(Wiederabdruck nach Jahrbücher der Literatur. Bd. 34. Wien 1826, S. 11–145.)
- (1829): Albanische, walachische und bulgarische Sprache. In: Jahrbücher der Literatur 46, Wien 1829 (= Jerneja Kopitarja spisov. II. del. Ljubljana 1945. S. 227–273).
- KORHONEN (1974):** MIKKO KORHONEN, Über den Charakter der sprachgeschichtlichen Rekonstruktionen (= Nachrichten d. Akad. d. Wiss. in Göttingen. Phil.-hist. Klasse, Nr. 3). Göttingen 1974.
- KOSTOV/KOSTOV (1976):** KIRIL KOSTOV/MARTA KOSTOV, Zur Dativrektion bulgarischer Präpositionen. In: Zs. f. Slawistik 21, 1976, S. 780–788.
- KRAHE (1949/50–1955):** HANS KRAHE, Alteuropäische Flußnamen. In: Beiträge zur Namenforschung, 1, 1949/50; 6, 1955.
- (1951): Sprachverwandtschaft im alten Europa. Heidelberg 1951.
- (1954): Sprache und Vorzeit. Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache. Heidelberg 1954.
- (1956³): Germanische Sprachwissenschaft. Einleitung und Lautlehre. 3. Aufl., Berlin (West) 1956.
- (1957): Indogermanisch und Alteuropäisch. In: Saeculum 8, 1957, S. 1–16.
- (1959): Sprachliche Aufgliederung und Sprachbewegung in Alteuropa (= Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz, Geistes- und Sozialwiss. Klasse, Nr. 1). Wiesbaden 1959.
- (1962⁴, 1959³): Indogermanische Sprachwissenschaft I. Einleitung und Lautlehre 4. Aufl., Berlin (West) 1962; II. Formenlehre. 3. Aufl., Berlin (West) 1959.
- (1962): Die Struktur der alteuropäischen Hydronymie (= Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. der Lit. Mainz, Geistes- und Sozialwiss. Klasse, Nr. 5). Wiesbaden 1962.
- (1964): Unsere ältesten Flußnamen. Wiesbaden 1964.
- (1965): Vorgermanische und frühgermanische Flußnamenschichten. In: Namenforschung. Festschrift für A. Bach. Heidelberg 1965, S. 192–198.
- (1970): Einleitung in das vergleichende Sprachstudium (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 1). Innsbruck 1970.
- (1972): Grundzüge der vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 8). Innsbruck 1972.
- KRAHE/MEID (1967–1969⁷):** HANS KRAHE/WOLFGANG MEID, Germanische Sprachwissenschaft. Bd. 1: Einleitung und Lautlehre, Berlin (West) 1969⁷; Bd. 2: Formen-

- lehre, Berlin (West) 1969⁷; Bd. 3: Wortbildungslehre (von MEID), Berlin (West) 1967.
- KRAMER (1983): JOHANNES KRAMER, Der kaiserzeitliche griechisch-lateinische Sprachbund. In: Ziele und Wege der Balkanlinguistik. Berlin (West) 1983, S. 115–131.
- KRAUSE (1984²): ERICH-DIETER KRAUSE, Lehrbuch der indonesischen Sprache. 2. Aufl., Leipzig 1984.
- KRAUSE/THOMAS (1960): WOLFGANG KRAUSE/WERNER THOMAS, Tocharisches Elementarbuch. Bd. 1: Grammatik. Heidelberg 1960.
- KRETSCHMER (1896): PAUL KRETSCHMER, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896.
- KRISCH (1984): THOMAS KRISCH, Konstruktionsmuster und Bedeutungswandel indogermanischer Verben. Frankfurt/M. 1984.
- KROEBER/CHRÉTIEN (1937): ALFRED LOUIS KROEBER/C. DOUGLAS CHRÉTIEN, Quantitative classification of Indo-European languages. In: *Language* 13, 1937, S. 83–103.
- KRONASSER (1968²): HEINZ KRONASSER, Handbuch der Semasiologie. Kurze Einführung in die Geschichte, Problematik und Terminologie der Bedeutungslehre. 2. Aufl., Heidelberg 1968.
- (1968a): Vorgeschichte und Indogermanistik. In: A. SCHERER (Hrsg.), Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968, S. 478–509. (Erstveröffentlichung 1961.)
- KRÜGER et al. (1983⁴): BRUNO KRÜGER et al., Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa. Bd. I. 4. überarbeitete Auflage, Berlin 1983.
- KRUSZEWSKI (1883/1975): MIKOŁAJ KRUSZEWSKI, Очерк науки о языке = Prinzipien der Sprachentwicklung. Казань 1883. In: D. CHERUBIM, (Hrsg.), Sprachwandel. Berlin (West) 1975, S. 62–77.
- KUHN (1845): ADALBERT KUHN, Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. In: Programm des Real-Gymnasiums zu Berlin, 1845, S. 1–18.
- (1864): Indische und germanische segenssprüche. In: *Zs. f. Vergleichende Sprachforschung* 13, 1864, 49–74.
- KUHN (1959): HANS KUHN, Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden. In: *Westfäl. Forschung* 12, 1959, S. 5–44.
- (1971): Ein zweites Alteuropa. In: *Namn og Bygd* 59, 1971, S. 52–66.
- (1974): Das Rheinland in den germanischen Wanderungen. II. Rhein. *Vjbl.* 38, 1974, S. 1–31.
- (1978): Das letzte Indogermanisch (= Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. der Lit. Mainz, Geistes- und Sozialwiss. Klasse, Nr. 4). Wiesbaden 1978.
- KURYŁOWICZ (1945/1949): JERZY KURYŁOWICZ, La nature des procédés dits „analogiques“. In: *Acta Linguistica*, 5, 1945/1949, S. 15–37.
- (1956): L'apophonie en indo-européen. Wrocław 1956.
- (1964): The inflectional categories of Indo-European. Heidelberg 1964.
- (1964a): On the methods of internal reconstruction. In: *Proceedings of the IXth International Congress of linguists*. London – The Hague – Paris 1964, S. 9–36.
- (1968): Indogermanische Grammatik. Bd. II: Akzent. Ablaut. Heidelberg 1968.
- KURZ (1963): JOSEF KURZ, Проблема члена в старославянском языке (конструкции существительного с местоимением указательным и с атрибутом). In: *Исследования по синтаксису старославянского языка. Сборник статей. Прага 1963*, S. 121–182.

- KURZOVÁ (1974): HELENA KURZOVÁ, *Balkanische Syntax*. In: *Les études balkaniques tchécoslovaques*. V. Praha 1974, S. 15–21.
- KUZNECOV (1956): PETR SAVVIČ KUZNECOV, *Die morphologische Klassifikation der Sprachen*. Halle/S. 1956.
- KWEE (1981⁵): JOHN B. KWEE, *Indonesian (Teach yourself books)*. 5. Aufl., Kent 1981.
- LAMBERTZ (1954/1955/1959): MAXIMILIAN LAMBERTZ, *Lehrgang des Albanischen*. 1.–3. Teil. Berlin 1954–1959.
- LANSZWEERT (1984): RENÉ LANSZWEERT, *Die Rekonstruktion des baltischen Grundwortschatzes*. Frankfurt/M. 1984.
- LAROCHE (1956): ÉMILE LAROCHE, *Dictionnaire de la langue louvite*. Paris 1956.
- LEES (1953): ROBERT B. LEES, *The basis of glottochronology*. In: *Language* 29, 1953, S. 113–127.
- LEHMANN (1980): CHRISTIAN LEHMANN, *Der indogermanische *kwi-/kwo-Relativsatz im typologischen Vergleich*. In: P. RAMAT (Ed.), *Linguistic reconstruction and Indo-European syntax* (=Proceedings of the Colloquium of the "Indogermanische Gesellschaft", University of Pavia, 6–7 Sept. 1979). Amsterdam 1980, S. 155–169.
- LEHMANN (1978): VOLKMAR LEHMANN, *Zur Typisierung des polnisch-deutschen Sprachkontaktes in Oberschlesien*. In: *Slavistische Studien zum VIII. Internationalen Slavistenkongreß in Zagreb 1978*. Köln – Wien 1979, S. 323–338.
- LEHMANN (1968): WINFRIED P. LEHMANN, *The Proto-Germanic words inherited from Proto-Indo-European which reflect the social and economic status of the speakers*. In: *Zs. f. Mundartforschung* 35, 1968, S. 1–25.
- (1969): *Einführung in die historische Linguistik*. Heidelberg 1969.
- (1974): *Proto-Indo-European syntax*. Austin and London 1974.
- (1980): *The reconstruction of non-simple sentences in Proto-Indo-European*. In: P. RAMAT (Ed.), *Linguistic reconstruction and Indo-European syntax* (=Proceedings of the Colloquium of the "Indogermanische Gesellschaft", University of Pavia, 6–7 Sept. 1979). Amsterdam 1980, S. 113–143.
- LEHNERT (1955): MARTIN LEHNERT, *Altenglisches Elementarbuch*. Berlin (West) 1955.
- LENZ (1893): RUDOLF LENZ, *Beiträge zur Kenntnis des Amerikanospanischen*. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 17, 1893, Heft 1–2.
- LEONT'EV (1960): АЛЕКСЕЙ АЛЕКСЕЕВИЧ ЛЕОНТЬЕВ, *Творческий путь и основные черты лингвистической концепции И. А. Бодуэна де Куртене*. In: И. А. Бодуэн де Куртене (к 30-летию со дня смерти). Москва 1960, S. 5–27.
- LERCHNER/FRINGS (1962): GOTTHARD LERCHNER/THEODOR FRINGS, *Analogie*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. (Halle) 84, 1962, S. 48–57.
- LESKIEN (1876): AUGUST LESKIEN, *Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen*. Leipzig 1876.
- LEUMANN/HOFMANN/SZANTYR (1963/1977² und 1965): MANU LEUMANN/JOHANNES BAPTIST HOFMANN/ANTON SZANTYR, *Lateinische Grammatik*. 1. Bd. Lateinische Laut- und Formenlehre; 2. Bd. Lateinische Syntax und Stilistik. München 1963/1977² und 1965.
- LEWANDOWSKI (1979): THEODOR LEWANDOWSKI, *Linguistisches Wörterbuch*. 1–3., 3., verbess. u. erweit. Aufl. Heidelberg 1979.
- LEWIN (1975): BRUNO LEWIN, *Abriß der japanischen Grammatik*. Wiesbaden 1975.

- LEWY (1942): ERNST LEWY, *Der Bau der europäischen Sprachen*. Dublin 1942. (Neudruck Tübingen 1964.)
- LIGHTFOOT (1980): DAVID LIGHTFOOT, *On reconstructing a proto-syntax*. In: P. RAMAT (Ed.), *Linguistic reconstruction and Indo-European syntax* (=Proceedings of the Colloquium of the "Indogermanische Gesellschaft", University of Pavia, 6–7 Sept. 1979). Amsterdam 1980. S. 27–45.
- LINDEMANN (1970): FREDERIK OTTO LINDEMANN, *Einführung in die Laryngaltheorie*. Berlin (West) 1970.
- LOBIUC (1976): I. LOBIUC, *O kontaktach językowych. Rozważania wstępne*. In: *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* 34, 1976, S. 149–165.
- LÖTZSCH (1982): RONALD LÖTZSCH, *Zum Verhältnis zwischen der genetischen, typologischen und arealen Klassifikation der slawischen Sprachen und Dialekte*. In: *Zs. f. Slawistik* 27, 1982, S. 356–363.
- LORENZ (1982): MANFRED LORENZ, *Lehrbuch des Pashto*. 2. Aufl., Leipzig 1979.
- LÜDTKE (1970): HELMUT LÜDTKE, *Sprache als kybernetisches System*. In: *Bibliotheca Phonetica* 9, 1970, S. 34–50.
- МАКАЕВ (1964): ЭНВЕР АХМЕДОВИЧ МАКАЕВ, *Проблемы индоевропейской ареальной лингвистики*. Москва 1964.
- (1977): *Общая теория сравнительного языкознания*. Москва 1977.
- MALKIEL (1976): JAKOV MALKIEL, *Etymological dictionaries. A tentative typology*. Chicago – London 1976.
- MAŃCZAK (1958): WITOLD MAŃCZAK, *Tendences générales des changements analogiques*. In: *Lingua* 7, 1958, S. 298–325, 387–420.
- (1967): *A propos de l'analogie progressive*. In: *Linguistics* 33, 1967, S. 82–86.
- MARCHAND (1956): HAND MARCHAND, *Internal reconstruction of phonemic split*. In: *Language* 32, 1956, S. 245–253.
- MARKEY (1976): THOMAS L. MARKEY, *Germanic dialect grouping and the position of Ingvaenic* (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 15). Innsbruck 1976.
- MARR (1923): NIKOLAJ JAKOVLEVIČ MARR, *Der japhetische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur* (aus dem Russischen übersetzt). Berlin – Stuttgart – Leipzig 1923.
- (1933): *Яфетический Кавказ и третий этнический элемент в созидании средиземноморской культуры*. In: *Избранные работы*. I. Ленинград 1933.
- MARTINET (1962): ANDRÉ MARTINET, *A functional view of language*. Oxford 1962.
- MASLOV (1975): ЮРИЙ СЕРГЕЕВИЧ МАСЛОВ, *Введение в языкознание*. Москва 1975.
- MAURHOFER (1956–1980): MANFRED MAURHOFER, *Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen*. Bd. 1–3. Heidelberg 1956–1980.
- (1974): *Die Arier im Vorderen Orient – ein Mythos?* (=Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte, 294. Bd., Heft 3). Wien 1974.
- (1980): *Zur Gestaltung des etymologischen Wörterbuches einer „Grosscorpussprache“*. (=Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte, 368. Bd., Heft 11.). Wien 1980.
- (1982): *Welches Material aus dem Indo-Arischen von Mitanni verbleibt für eine selektive Darstellung?* In: *Investigationes Philologicae et Comparativae* (=Gedenkschrift für H. Kronasser). Wiesbaden 1982, S. 72–90.

- (1983): Sanskrit und die Sprachen Alteuropas. Zwei Jahrhunderte des Widerspiels von Entdeckungen und Irrtümern (= Nachrichten d. Akad. d. Wiss. in Göttingen. Phil.-hist. Klasse, Nr. 5). Göttingen 1983.
- (1986): Indogermanische Grammatik, Bd. I, 2. Halbband: Lautlehre, Segmentale Phonologie des Indogermanischen. Heidelberg 1986.
- MEID (1975): WOLFGANG MEID, Probleme der räumlichen und zeitlichen Gliederung des Indogermanischen. In: Wortbildung und Flexion (Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft. Regensburg, 9.–14. Sept. 1973). Wiesbaden 1975, S. 204–219.
- (1978): Dichter und Dichtkunst in indogermanischer Zeit (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 20). Innsbruck 1978.
- (1979): Der Archaismus des Hethitischen (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 25). Innsbruck 1979, S. 159–176.
- (1986): Hans Kuhns „Nordwestblock“-Hypothese. In: Reallexikon der germanischen Altertumskunde: Ergänzungsbände; Bd. 1: Germanenprobleme in heutiger Sicht, hrsg. von H. BECK. Berlin (West) – New York 1986, S. 183–212.
- (1987): WOLFGANG MEID (Hrsg.), Studien zum indogermanischen Wortschatz (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 52), Innsbruck 1987.
- MEIER/MEIER (1979): GEORG F. MEIER/BARBARA MEIER, Handbuch der Linguistik und Kommunikationswissenschaft. Bd. 1: Sprache, Sprachentstehung, Sprachen. Berlin 1979.
- MEILLET (1908 und 1922³): ANTOINE MEILLET, Les dialectes indoeuropéennes. Paris 1908. 2. Aufl., Paris 1922
- (1920): Geschichte des Griechischen. Heidelberg 1920.
- (1924⁷): Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes. 7. Aufl., Paris 1924.
- (1925): La méthode comparative en linguistique historique. Oslo 1925. (Neuaufgabe Paris 1966.)
- (1930³): Aperçu d'une histoire de la langue grecque. 3^e éd., Paris 1930.
- (1937⁸): Introduction à l'étude comparative des langues indoeuropéennes. 8. éd., Paris 1937.
- (МЕЈЕ) (1954): Сравнительный метод в историческом языкознании. Москва 1954.
- MEILLET/COHEN (Ed.) (1952): ANTOINE MEILLET/MARCEL COHEN, Les langues du monde Nouvelle éd. Paris 1952.
- MEILLET/PRINTZ (1909): ANTOINE MEILLET/WILHELM PRINTZ, Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1909.
- MEINHOF (1927): CARL MEINHOF, Die westlichen Sudansprachen und ihre Beziehungen zum Bantu. Berlin 1927.
- (1936): Die Entstehung flektierender Sprachen. Berlin 1936.
- (1948³): Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Hamburg 1948.
- MEL'NIČUK et al. (1983): АЛЕКСАНДР САВВИЧ МЕЛЬНИЧУК et al., Современное зарубежное языкознание. Вопросы теории и методологии. Киев 1983.
- MERLINGEN (1976): WERLAND MERLINGEN, Nochmals zur Indogermanenfrage. In: Festschrift für Richard Pittioni zum siebzigsten Geburtstag. Wien – Horn 1976, S. 124–135.

- METCALF (1974): GEORGE J. METCALF, The Indo-European hypothesis in the sixteenth and seventeenth centuries. In: Studies in the history of linguistics. Ed. by DELL HYMES. Bloomington — London 1974, S. 233–257.
- METTKE (1983⁵): HEINZ METTKE, Mittelhochdeutsche Grammatik. 5. Aufl., Leipzig 1983.
- MIKLOSICH (1862): FRANZ MIKLOSICH, Die slavischen Elemente im Rumunischen. Wien 1862.
- MILLER (1980): ROY A. MILLER, The Japanese Language. Chicago 1967. First Tuttle edition, 1980.
- MINČEVA (1982): ANGELINA MINČEVA, Die Geschichte der bulgarischen Sprache und die balkansprachlichen Übereinstimmungen. In: Die slawischen Sprachen. Bd. 2. Salzburg 1982, S. 77–85.
- MÖLLER (1906): HERRMANN MÖLLER, Semitisch und Indogermanisch. Kopenhagen 1906. (Nachdruck: Hildesheim 1978.)
- (1911): Vergleichendes indogermanisch-semitisches Wörterbuch. Göttingen 1911.
- MORGENROTH (1983): WOLFGANG MORGENROTH, Zur Herausbildung der germanischen Stämme nach sprachwissenschaftlichen Forschungen. In: B. KRÜGER, Die Germanen. Bd. I. Berlin 1983, S. 105–120.
- MORPURGO (1975): DAVIES M. MORPURGO, Language classification in the nineteenth century (= Historiography of linguistics). In: Current trends in linguistics 13, The Hague — Paris 1975, S. 607–716.
- NEHRING (1962): ALFONS NEHRING, Strukturalismus und Sprachgeschichte. In: II. Fachtagung für Indogermanische und Allgemeine Sprachwissenschaft. In: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Sonderheft 15. Innsbruck 1962, S. 21–30.
- NERIUS/SCHARNHORST et al. (1980): DIETER NERIUS/JÜRGEN SCHARNHORST et al., Theoretische Probleme der deutschen Orthographie. Berlin 1980.
- NEROZNAK (1985): ВЛАДИМИР ПЕТРОВИЧ НЕРОЗНАК, Языковые союзы. Предпосылки создания общей теории. In: Лингвистическая типология. Москва 1985, S. 194–199.
- NEU (1974): ERICH NEU, Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft. In: H. L. ARNOLD u. V. LINEMUS (Hrsg.), Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft. Bd. 2: München 1974, S. 314–328.
- (1980): Studien zum endungslosen „Lokativ“ des Hethitischen (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 23). Innsbruck 1980.
- (1984): Konstruieren und Rekonstruieren. In: Incontri Linguistici 9, 1984, S. 101–113.
- (1985): Das frühindogermanische Diathesensystem. Funktion und Geschichte. In: Grammatische Kategorien, Funktion und Geschichte. (= Akten der VII. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, hrsg. v. B. SCHLERATH.) Wiesbaden 1985, S. 275–295.
- NEUMANN (1969): GÜNTER NEUMANN, Lykisch. In: Handbuch der Orientalistik. 1. Abt., II. Bd., 1. u. 2. Abschn., Lief. 2, Altkeleinasische Sprachen. Leiden — Köln 1969, S. 358–396.
- (1971): Substrate im Germanischen? (= Nachrichten der Akademie der Wiss. in Göttingen. 1. Phil.-hist. Klasse, Nr. 4.). Göttingen 1971.
- (1983): Die Sprachenverhältnisse in den germanischen Provinzen des Römischen Reiches. In: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt. II. 29,2, Berlin (West) 1983, S. 1061–1088.

- ORANSKIJ (1963): ИОСИФ МИХАЙЛОВИЧ ОРАНСКИЙ, Иранские языки. Москва 1963.
- ORZECZOWSKA (1983): HANNA ORZECZOWSKA, O typologiczną, geograficzną i historyczną definicję bałkanizmów słowiańskich. In: Z polskich studiów slawistycznych. Seria VI. Warszawa 1983. S. 261–271.
- OSTHOFF/BRUGMANN (1878): HERMANN OSTHOFF/KARL BRUGMANN, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Band 1. Leipzig 1878.
- OTTEN (1953a): HEINRICH OTTEN, Luwische Texte in Umschrift. Berlin 1953.
- (1953b): Zur grammatikalischen und lexikalischen Bestimmung des Luwischen. Berlin 1953.
- PALMER (1972): LEONARD R. PALMER, Descriptive and comparative linguistics. A critical introduction. London 1972.
- PANFILOW (1969): ВЛАДИМИР ЗИНОВЬЕВИЧ ПАНФИЛОВ, О задачах типологических исследований и критериях типологической классификации языков. In: ВЯ, 4, 1969, S. 3–15.
- PAUL (1898/1920⁵): HERMANN PAUL, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl., Halle/S. 1898; 5. Aufl., Halle/S. 1920.
- (Bd. 1, 2, 3, 4, 5): Deutsche Grammatik. Bd. I–V (Bd. I+II unveränd. Nachdruck Halle/S. 1952), Bd. III Halle/S. 1919, Bd. IV–V Halle/S. 1920.
- PEDERSEN (1909–1913): HOLGER PEDERSEN, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen. 1, 2. Göttingen 1909, 1913. (Nachdruck 1976.)
- PERROTT (1982²¹): D. V. PERROTT, Swahili (Teach yourself books). 21. Aufl., Kent 1982.
- PETERS (1985): MARTIN PETERS, Anhang 1 in: H. BIRKHAN, Etymologie des Deutschen. Bern – Frankfurt/M. – New York 1985.
- PFÄFFEL (1980): WILHELM PFÄFFEL, Prinzipien der varronischen Etymologie. In: Lautgeschichte und Etymologie (= Akten der VI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Wien 24.–29. Sept. 1978). Wiesbaden 1980, S. 353–366.
- PICTET (1859): ADOLPHE PICTET, Les origines indoeuropéennes. Paris 1859.
- PISANI (1933): VITTORE PISANI, Studi sulla preistoria delle lingue indoeuropee. In: Atti della Reale Accademia nazionale del Lincei. Memorie. Ser. VI Classe di scienze morali. Vol. IV fasc. VI. Roma 1933, S. 545–653.
- (1940): Geolinguistica e Indoeuropeo. In: Atti della Reale Accademia nazionale del Lincei. Memorie. Ser. VI vol. IX fasc. II. Roma 1940.
- (1949): La question de l'indo-hittite, et le concept de parenté linguistique. In: Archiv Orientalní 17 (= Symbolae in honorem F. Hrozný II). 1949, S. 251–264.
- (1966): Entstehung von Einzelsprachen aus Sprachbünden. In: Kratylos, 11, 1966, S. 125–141.
- (1974): Indogermanisch und Europa. (= Ars grammatica 2). München 1974.
- PISANI/POKORNY (1953): VITTORE PISANI/JULIUS POKORNY, Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft. Indogermanistik – Keltologie. Bern 1953.
- POKORNY (1968): JULIUS POKORNY, Substrattheorie und Heimat der Indogermanen. In: A. Scherer (Hrsg.), Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968, S. 176–213 (Nachdruck aus: Mitt. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXVI, 1936, S. 69–91.)

- (1959–1969): Indogermanisches etymologisches Wörterbuch. Bern 1959–1969.
- PORZIG (1954): WALTER PORZIG, Die Gliederung des indogermanischen Sprachgebietes. Heidelberg 1954.
- POTT (1859²): AUGUST FRIEDRICH POTT, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen etc. 2. Aufl. Lemgo – Detmold 1859 (Teil 1). (1. Aufl. Lemgo 1833 u. 1836.)
- PULGRAM (1959): EENST PULGRAM, Proto-Indo-European reality and reconstruction. In: *Language* 35, 1959, S. 421–426.
- (1968): Indoeuropäisch und „Indoeuropäer“. In: A. SCHERER (Hrsg.), *Die Urheimat der Indogermanen*. Darmstadt 1968, S. 455–477.
- RAMAT (Ed.) (1980): PAOLO RAMAT, *Linguistic reconstruction and Indo-European syntax* (=Proceedings of the Colloquium of the „Indogermanische Gesellschaft“, University of Pavia, 6–7 Sept. 1979). Amsterdam 1980.
- (1981): Einführung in das Germanische. Tübingen 1981.
- RASK (1818): RASMUS KRISTIAN RASK, Undersøgelse om Det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse. Kopenhagen 1818.
- RASTER (1971): PETER RASTER, *Zur Theorie des Sprachvergleiches*. Braunschweig 1971.
- RAVILA (1959): PAAVO RAVILA, Die Ursprache als Grundbegriff der Sprachgeschichte. In: *Virittäjä* 1959, S. 181–189.
- RÉDEI (1986): KÁROLY RÉDEI, *Uralisches Etymologisches Wörterbuch*. 1. Lieferung. Budapest 1986.
- REICHENKRON (1966): GÜNTHER REICHENKRON, Die Bedeutung des Griechischen für die Entstehung des balkansprachlichen Typus. In: *Beiträge zur Südosteuropä-Forschung*. München 1966, S. 3–23.
- RICKEN (1984): ULRICH RICKEN, *Sprache, Anthropologie, Philosophie in der französischen Aufklärung*. Berlin 1984.
- RIES (1894/1932²): JOHN RIES, *Was ist Syntax?* Prag 1894, 2. Aufl. Prag 1932.
- (1931): *Was ist ein Satz?* Prag 1931.
- ROBINS (1973): ROBERT HENRY ROBINS, *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft*. Frankfurt/M. 1973.
- ROCHÈR (1961): LUDO ROCHÈR, Paulinus a Sancto Bartholomaeo on the kindship of the languages of India and Europe. In: *Brāhmayidyā* 25, 1961, S. 321–352.
- ROCHER (1980): ROSANE ROCHER, Nathaniel Brassey Halhed, Sir William Jones, and comparative Indo-European linguistics. In: *Recherches de linguistique. Hommages à Maurice Leroy*. Bruxelles 1980, S. 173–180.
- ROCKEL (1986): MARTIN ROCKEL, Der genealogische Platz des Kymrischen. In: *Wiss. Zs. der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschaftsw. R.* 35, 1986, S. 515 bis 520.
- ROOTH (1974): E. ROOTH, *Das Vernersche Gesetz in Forschung und Lehre: 1875–1975*. Lund 1974.
- ROSETTI (1972): ALEXANDRU ROSETTI, Смешанный язык и смешение языков. In: *Новое в лингвистике. Вып. VI*. Москва 1972, S. 112–119. (Erstveröffentlichung als *Langue mixte et langues mélangées*. In: *Acta Linguistica* 5, Kopenhagen 1945–1949, S. 73–79).

- ROZENECVEJG (1972): ВИКТОР ЮЛЬЕВИЧ РОЗЕНЦВЕЙГ, Языковые контакты. Лингвистическая проблематика. Ленинград 1972
- SANDFELD (1926): KRISTIAN SANDFELD, Balkanfilologien. En oversigt over dens resultater og problemer. In: Festschrift udgivet af Københavns Universitet i Anledning af Universitetets Aarsfest November 1926. København 1926, S. 1–118.
- SAPIR (1921/1961): EDWARD SAPIR, Language. An introduction to the study of speech. New York 1921. Deutsch: Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache. München 1961.
- ŠABADZENIDZE (1979): ТИНАТИН СЕМЕНОВНА ШАРАДЗЕНИДЗЕ, Лингвистическая теория И. А. Бодуэна де Куртене и ее место в языковедении XIX–XX веков. In: ВЯ 2, 1979, S. 29–40.
- (1982): Типология языков в синхроническом и диахроническом плане. Тбилиси 1982.
- SAUSSURE (1879): FERDINAND DE SAUSSURE, Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes. Leipzig 1879.
- ŠČERBA (1915): ЛЕВ ВЛАДИМИРОВИЧ ЩЕРБА, Восточнолужичское наречие. Петроград 1915. (Nachdruck Bautzen 1973.)
- (1974): Языковая система и речевая деятельность. Ленинград 1974.
- ŠČERBAK (1984): АЛЕКСАНДР МИХАЙЛОВИЧ ЩЕРБАК, О ностратических исследованиях с позиции тюрколога. In: ВЯ 6, 1984, S. 30–42.
- SCHACHERMEYER (1976): FRITZ SCHACHERMEYER, Mykene und Linear B-Schrift im Rahmen der Altertumsforschung. In: HILLER/PANAGL 1976, Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit. Darmstadt 1976, S. 1–18.
- SCHALLER (1975): HELMUT WILHELM SCHALLER, Die Balkansprachen. Eine Einführung in die Balkanphilologie. Heidelberg 1975.
- (1976): Zur heutigen Auffassung des Begriffes „Sprachbund“. In: Die Welt der Slawen 21, 1976, S. 208–216.
- (1983): Neue Überlegungen zum Begriff des Sprachbundes und seiner Anwendung auf die Balkansprachen. In: Ziele und Wege der Balkanlinguistik. Berlin (West) 1983, S. 210–220.
- (1986): Genetische und typologische Übereinstimmungen der Balkansprachen mit anderen europäischen Sprachen. In: Linguistique balkanique 29, 1986, 4, S. 61–65.
- SCHERER (1956): ANTON SCHERER, Hauptprobleme der indogermanischen Altertumskunde. In: Kratylos 1, 1956, S. 3–21.
- (1965): Indogermanische Altertumskunde. In: Kratylos 10, 1965, S. 1–24.
- (Hrsg.) (1968): Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968.
- SCHIPPAN (1975²): THEA SCHIPPAN, Einführung in die Semasiologie. 2. Aufl., Leipzig 1975.
- SCHLEGEL (1808): FRIEDRICH VON SCHLEGEL, Über die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg 1808.
- SCHLEICHER (1850): AUGUST SCHLEICHER, Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht. Bonn 1850.
- (1852): Die Formenlehre der Kirchenslawischen Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt. Bonn 1852.
- (1861/1871³/1876⁴): Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermani-

- schen Sprachen. Weimar 1861. 3. Aufl. 1871, 4. Aufl. 1876. Nachdruck, Hildesheim – New York 1974.
- SCHLERATH (1973): BERNFRIED SCHLERATH, Die Indogermanen. Das Problem der Expansion eines Volkes im Lichte seiner sozialen Struktur (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 8). Innsbruck 1973.
- (1981): Ist ein Raum/Zeit-Modell für eine rekonstruierte Sprache möglich? In: Zs. f. Vergleichende Sprachforschung 95, 1981, S. 175–202.
- (1982–1983): Sprachvergleich und Rekonstruktion: Methoden und Möglichkeiten. In: Incontri linguistici 8, Pisa 1982–1983, S. 53–69.
- SCHMID (1968): WOLFGANG P. SCHMID, Alteuropäisch und Indogermanisch (=Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. zu Mainz, Geistes- und Sozialwiss. Klasse Nr. 6). Wiesbaden 1968.
- SCHMIDT (1872): JOHANNES SCHMIDT, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar 1872.
- SCHMIDT (1977): KARL HORST SCHMIDT, Der Sprachvergleich (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 17). Innsbruck 1977.
- (1977a): Die festlandkeltischen Sprachen (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 18). Innsbruck 1977.
- (1980): Zur Typologie des Vorindogermanischen. In: P. RAMAT (Ed.), Linguistic reconstruction and Indo-European syntax (=Proceedings of the Colloquium of the “Indogermanische Gesellschaft”, University of Pavia, 6–7 Sept. 1979). Amsterdam 1980, S. 91–111.
- SCHMIDT (1919): WILHELM SCHMIDT, Die Gliederung der australischen Sprachen. Wien 1919.
- (1926): Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg 1926.
- SCHMITT (1967): RÜDIGER SCHMITT, Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit. Wiesbaden 1967.
- (1973): Indogermanische Dichtersprache und Namengebung (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 10). Innsbruck 1973.
- (Hrsg.) (1977): Etymologie. Darmstadt 1977.
- (1981): Grammatik des Klassisch-Armenischen mit sprachvergleichenden Erläuterungen (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 32). Innsbruck 1981.
- SCHMITT-BRANDT (1973): ROBERT SCHMITT-BRANDT, Die Indogermanistik als Komplementärwissenschaft einer Allgemeinen Diachronischen Linguistik. In: J. UNTERMANN (Hrsg.), Zur Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1973, S. 105–114.
- SCHNEIDER (1973): G. SCHNEIDER, Zum Begriff des Lautgesetzes in der Sprachwissenschaft seit den Junggrammatikern. Tübingen 1973.
- SCHÖNFELDER (1956): KARL-HEINZ SCHÖNFELDER, Probleme der Völker- und Sprachmischung. Halle/S. 1956.
- SCHRADER (1883): OTTO SCHRADER, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 1. und 2. Teil. 1. Aufl., Jena 1883.
- SCHRADER/NEHRING (1929²): OTTO SCHRADER/ALFONS NEHRING, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Bd. 2, 2. Aufl., Leipzig – Berlin 1929.
- SCHUCHARDT (1928): HUGO SCHUCHARDT, Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum

- der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zusammengestellt u. eingeleitet von L. Spitzer. 2., erweit. Aufl., Halle (Saale) 1928.
- SCHWYZER (1959³): EDUARD SCHWYZER, Griechische Grammatik. 3. Aufl., 1. Band. München 1959.
- SEEBOLD (1973): ELMAR SEEBOLD, Gegenstand und Grundvoraussetzungen der Indogermanistik. In: J. UNTERMANN (Hrsg.), Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1973, S. 25–34.
- (1981): Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. München 1981.
- SEEBOLD/UNTERMANN (1973): ELMAR SEEBOLD/JÜRGEN UNTERMANN, Fragen und Thesen zur Diskussion. In: J. UNTERMANN; Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Wiesbaden 1973, S. 11–15.
- SEIDEL (1935): EUGEN SEIDEL, Geschichte und Kritik der wichtigsten Satzdefinitionen. Jena 1935.
- (1958): Elemente sintactice slave în limba româna. Bucureşti 1958.
- (1980): Gedanken über das Indogermanenproblem. In: Beiträge zur Ethnolinguistik (= Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von F. Hestermann). Jena 1980, S. 10–30.
- SEMČYNS'KYJ (1974): СТАНИСЛАВ ВОЛОДИМІРОВИЧ СЕМЧІНСЬКИЙ, Семантична інтерференція мов. На матеріалі слов'яно-східнороманських мовних контактів. Київ 1974.
- SENN (1966): ALFRED SENN, Handbuch der litauischen Sprache. I. Heidelberg 1966.
- SERÉBRENNIKOW (2/3): BORIS ALEKSANDROVIČ SERÉBRENNIKOW (Hrsg.), Allgemeine Sprachwissenschaft. 2, 3. Berlin 1975, 1976.
- SETÄLÄ (1913): EEMIL NESTOR SETÄLÄ, Zur frage nach der verwandtschaft der finnisch-ugrischen und samojedischen sprachen. In: Journal de la Société Finno-Ougrienne. XXX, 5, Helsinki 1913, S. 1–104.
- ŠEVIČ (1965): ВИТАЛИЙ ВИКТОРОВИЧ ШЕВІЧ, Исследования по дешифровке карийских надписей. Москва 1965.
- SHIELDS (1981): K. SHIELDS, A new look at the Centum/Satem isogloss. In: Zs. f. Vergleichende Sprachforschung 95, 1981, S. 203–211.
- SKALIČKA (1966): VLADIMÍR SKALIČKA, К вопросу о типологии. ВЯ, 4, 1966, S. 22–30.
- (1968): Die Inkorporation und ihre Rolle in der Typologie. In: Travaux linguistiques de Prague. III. Praha 1968, S. 275–279.
- (1968a): Über den Typus der Balkansprachen. In: Les études balkaniques tchécoslovaques. I. Praha 1968, S. 37–44.
- (1974): Typologischer Vergleich der Balkansprachen. In: Les études balkaniques tchécoslovaques. V. Praha 1974, S. 5–14.
- SOLTA (1968): GEORG RENATUS SOLTA, Gedanken zum Indogermanenproblem. In: A. SCHERER (Hrsg.), Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968, S. 324–345. (Ursprünglich erschienen in: Festschrift zum 400jährigen Jubiläum des humanistischen Gymnasiums in Linz. 1952, S. 153–166.)
- SOMMER (1947): FERDINAND SOMMER, Hethiter und Hethitisch. Stuttgart 1947.
- SOMMER/PFISTER (1977⁴): FERDINAND SOMMER/RAIMUND PFISTER, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. Vierte, neubearbeitete Auflage. Bd. I: Einleitung und Lautlehre. Heidelberg 1977.

- SPECHT (1944): FRANZ SPECHT, Der Ursprung der indogermanischen Deklination. Göttingen 1944 (Neudruck 1947).
- Сравнительная грамматика германских языков (I/II/III/IV): Т. I.: Германские языки и вопросы индоевропейской ареальной лингвистики. Москва 1962; Т. II: Фонология. Москва 1962; Т. III: Морфология. Москва 1963; Т. IV: Морфология. Москва 1966.
- STANG (1966): CHRISTIAN STANG, Vergleichende Grammatik der Baltischen Sprachen. Oslo – Bergen – Tromsø 1966. Ergänzungsband 1975.
- STEIN (1984): PETER STEIN, Kreolisch und Französisch. Tübingen 1984.
- STERNEMANN (1966): REINHARD STERNEMANN, Zu einigen neueren Methoden in der Indogermanistik. In: Wiss. Zs. der Humboldt-Universität. Gesellschafts- und Sprachw. R., 15, 1966, S. 627–634.
- (1981): Hethitologie und historisch-vergleichende Sprachwissenschaft. In: ZPSK 34, 1981, S. 458–467.
- (1984): FRANZ BOPP und die vergleichende indoeuropäische Sprachwissenschaft (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 33). Innsbruck 1984.
- STERNEMANN et al. (1983): REINHARD STERNEMANN et al., Einführung in die konfrontative Linguistik. Von e. Autorenkollektiv unter Leitung von R. STERNEMANN. Leipzig 1983.
- STRUNK (1976): KLAUS STRUNK, Generative Versuche zu einigen Problemen in der historischen Grammatik indogermanischer Sprachen. (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 15). Innsbruck 1976.
- (1984): Probleme der Sprachrekonstruktion und das Fehlen zweier Modi im Hethitischen. In: Incontri linguistici 9, 1984, S. 135–152.
- STURTEVANT/HAHN (1933/1951²): EDGAR H. STURTEVANT/EMMA A. HAHN, A comparative grammar of the Hittite language. Yale University Press: 1951² (New Haven), 1. Aufl. 1933.
- SУСНАЧЕВ (1984): Н. Л. СУХАЧЕВ. Лингвистические атласы. Аннотированный библиографический указатель. Ленинград 1984.
- SWADESH (1952): MORRIS SWADESH, Lexico-statistic dating of prehistoric ethnic contacts. In: Proceedings of the American Philosophical Society 96, 1952, S. 452–463.
- SZEMERÉNYI (1962): OSWALD SZEMERÉNYI, Trends and tasks in comparative philology. London 1962.
- (1971/1982): Richtungen der modernen Sprachwissenschaft. Teil I, II: Heidelberg 1971, 1982 (s. auch SZEMERÉNYI 1962).
- (1975): Rekonstruktion in der indogermanischen Flexion. Prinzipien und Probleme. In: Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft (Regensburg 1973). Wiesbaden 1975, S. 325 ff.
- (1980²): Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft. 2. Aufl., Darmstadt 1980.
- SZULC (1973): ALEKSANDER SZULC, Zum Realismus der Rekonstruktion. In: Synchronischer und diachronischer Sprachvergleich. Jena 1973, S. 117–132.
- TAULI (1958): VALTER TAULI, The structural tendencies of languages. Helsinki 1958.
- THIEME (1954): PAUL THIEME, Die Heimat der indogermanischen Gemeinsprache (=Abhandl. d. Akad. d. Wiss. u. der Lit. zu Mainz, Geistes- und Sozialwiss. Klasse, Nr. 11) Wiesbaden 1954.

- THIEME(1964): The comparative method for reconstruction in linguistics. In: *Language in culture and society. A reader in linguistics and anthropology.* DELL HYMES (Ed.), New York 1964, S. 585–598.
- THUMB/HAUSCHILD (1958³/1959³): ALBERT THUMB/RICHARD HAUSCHILD, *Handbuch des Sanskrit. I. Teil: Grammatik. 1. Einleitung und Lautlehre. 3. Aufl., Heidelberg 1958. II. Teil: Formenlehre. 3. Aufl., Heidelberg 1959.*
- THURNEYSEN (1946): RUDOLPH THURNEYSEN, *A grammar of Old Irish.* Dublin 1946.
- (1966): *A grammar of Old Irish. Revised and enlarged edition.* Dublin 1966.
- TISCHLER (1973): JOHANN TISCHLER, *Glottochronologie und Lexikostatistik (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 11).* Innsbruck 1973.
- TOLSTOJ (1960): НИКИТА ИЛЬИЧ ТОЛСТОЙ, О работах И. А. Бодуэна де Куртене по словенскому языку. In: И. А. Бодуэн де Куртене (к 30-летию со дня смерти). Москва 1960, S. 67–81.
- TOVAR (1977): ANTONIO TOVAR, *Krahes alteuropäische Hydronymie und die westindogermanischen Sprachen (=Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., 2).* Heidelberg 1977.
- (1982): *Die Indoeuropäisierung Westeuropas (=Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, Bd. 28).* Innsbruck 1982.
- TROMBETTI (1905): ALFREDO TROMBETTI, *L'unità d'origine del linguaggio.* Bologna 1905.
- TROST (1936): PAVEL TROST, *Bemerkungen zum Sprachtabu.* In: *TCLP 6*, 1936, S. 288–294.
- (1974): *Zur Natur der grammatischen Balkanismen.* In: *Les études balkaniques tchécoslovaques. V.* Praha 1974, S. 23–27.
- TRUBETZKOY (1930): NIKOLAJ SERGEEVIČ TRUBETZKOY, *Proposition 16.* In: *Actes du premier congrès international des linguistes 1928.* Leiden 1930, S. 17–18.
- (1931): *Gedanken über Morphonologie.* In: *TCLP, 4*, 1931, S. 160–163.
- (1939): *Gedanken über das Indogermanenproblem.* In: *Acta linguistica I.* København 1939, S. 81–89. *Dass. in:* ВЯ 1, 1958, S. 65–77.
- TUCKER (1940): A. N. TUCKER, *The Eastern Sudanic languages.* London 1940.
- UNTERMANN (1973): JÜRGEN UNTERMANN (Hrsg.), *Theorie, Methode und Didaktik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. Kolloquium der Indogermanischen Gesellschaft am 11. u. 12. Juni 1971 in Köln.* Wiesbaden 1973.
- (1975): *Etymologie und Wortgeschichte (=Institut f. Sprachwissenschaft (der) Universität Köln, Arbeitspapier 25).* Köln 1975.
- USPENSKIJ (1962): БОРИС АНДРЕЕВИЧ УСПЕНСКИЙ, *Принципы структурной типологии.* Москва 1962.
- VACHEK (1975): JOSEF VACHEK, *Zum Zusammenspiel von internen und externen Faktoren bei der Sprachentwicklung.* In: D. CHERUBIM, *Sprachwandel.* Berlin (West) 1975, S. 190–207.
- VASMER (1964): MAX VASMER, *Этимологический словарь русского языка. Т. I.* Москва 1964.
- VENDRYES (1921): JOSEPH VENDRYES, *Le langage. Introduction linguistique à l'histoire.* Paris 1921.
- (1946): *La comparaison en linguistique.* In: *BSL XLII*, 1946, S. 1–18.

- VENNEMANN (1974): THEO VENNEMANN, Zur Theorie der Wortstellungsveränderung: von SXV zu SVX über TVX. In: G. DINSE, Theorie der Sprachveränderung. Kronberg 1974, S. 265–314.
- VEREŠČAGIN (1969): ЕВГЕНИЙ МИХАЙЛОВИЧ ВЕРЕЩАГИН, Психологическая и методическая характеристика двуязычия (билингвизма). Москва 1969.
- VERNER (1877): KARL VERNER, Eine ausnahme der ersten lautverschiebung. In: Zs. f. Vergleichende Sprachforschung 23, 1877, S. 97–130.
- VETTER (1953): EMIL VETTER, Handbuch der italienischen Dialekte. I. Heidelberg 1953.
- WACKERNAGEL (1926): JACOB WACKERNAGEL, Vorlesungen über Syntax (mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch). 1. Reihe. Basel 1926.
- WAGNER (1969): KARL-HEINZ WAGNER "Analogical change" reconsidered in the framework of generative phonology. In: Folia linguistica III. The Hague 1969, S. 228–241.
- WALDE (1927–1932): ALOIS WALDE, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Berlin 1927–1932.
- WATKINS (1963): CALVERT WATKINS, Preliminaries to a historical and comparative analysis of the syntax of the Old Irish Verb. In: Celtica 6, 1963, S. 1–49.
- (1969): Indogermanische Grammatik. Bd. III: Formenlehre. 1. Teil: Geschichte der Indogermanischen Verbalflexion. Heidelberg 1969.
- (1973): Language and its history. In: Daedalus 102 (1973), 3, S. 99–111.
- WECHSSLER (1900): EDUARD WECHSSLER, Gibt es Lautgesetze? Halle/S. 1900.
- WEINREICH (1972): URIEL WEINREICH, Одноязычие и многоязычие. In: Новое в лингвистике. Вып. VI. Москва 1972, S. 25–60.
- (1953/1979): Языковые контакты. Состояние и проблемы исследования. Киев 1979. (Russ. Übersetzung von U. WEINREICH, Languages in Contact. Findings and Problems. The Hague – Paris 1970. 1. Aufl. New York 1953.)
- WERNER (1915): ALICE WERNER, The language families of Africa. London 1915.
- WESTERMANN (1940): DIEDRICH WESTERMANN, Afrikanische Tabusitten und ihre Einwirkung auf die Sprachgestaltung. Berlin 1940.
- WIND (1983): JAN WIND, Primate evolution and the emergence of speech. In: Glossogenetics. The origin and evolution of language. Ed. by E. DE GROUVER. International Social Science Council. Paris 1983, S. 15–35.
- WINTER (1969): WERNER WINTER, Analogischer Sprachwandel und semantische Struktur. In: Folia linguistica III. The Hague 1969, S. 29–45.
- WURM (1972): STEPHEN A. WURM, Languages of Australia and Tasmania. Den Haag 1972.
- ЖЛУКТЕНКО (1966): ЮРИЙ ОЛЕКСАНДРОВИЧ ЖЛУКТЕНКО, Мовні контакти. Проблеми інтерлінгвістики. Київ 1966.
- (1974): Лингвистические аспекты двуязычия. Киев 1974.
- ZOGRAPH (1982): GEORGIJ A. ZOGRAPH, Die Sprachen Südsasiens. Leipzig 1982.

Nachtrag zum Literaturverzeichnis

- BAMMESBERGER (1988): ALFRED BAMMESBERGER (Hrsg.), Die Laryngalthorie und die Rekonstruktion des indogermanischen Laut- und Formensystems. Heidelberg 1988.
- BUCHHOLZ/FIEDLER (1987): ODA BUCHHOLZ/WILFRIED FIEDLER, Albanische Grammatik. Leipzig 1987.
- EICHNER (1988): HEINER EICHNER, Anatolisch und Trilaryngalismus. In: A. Bammesberger (Hrsg.), Die Laryngalthorie und die Rekonstruktion des indogermanischen Laut- und Formensystems. Heidelberg 1988. S. 123–151.
- HUTTERER (1987²): CLAUD-JÜRGEN HUTTERER, Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen. 2. Aufl., Budapest 1987.
- KROGMANN (1959): WILLY KROGMANN, Nhd. Weib. In: IF 64, 1959. S. 136–145.
- LOPRIENO (1986): ANTONIO LOPRIENO, Das Verbalsystem im Ägyptischen und im Semitischen (= Göttinger Orientforschungen, IV. Reihe: Ägypten). Wiesbaden 1986.
- POKORNY (1927): JULIUS POKORNY, Das nicht-indogermanische Substrat im Irischen. In: Zs. f. celtische Philologie XVI, 1927. S. 95–144 und S. 231–266.

Sachregister

- Ablaut 83 168f. 246 250
 Adstrat 11 326
 Affigierung 82f.
 Affinität, typologische 98 209 276 328
 Affix 81f. 246
 Ähnlichkeitsvergleich 38
 Albanisch 30f.
 Allomorphie 82 98 100
 Analogie 202 228ff.
 Analytismus 112ff.
 Anomalie 119 216
 Aorist (ie.) 164 228 249ff.
 Arbitrarität des sprachlichen Zeichens 52
 Archaismus 147 186ff. 321
 Archäologie 154f.
 Areal 276ff.
 Areallinguistik 271ff. 275ff.
 Arealtyp 295f.
 Arealtypologie 273f.
 Areologie 282
 Armenisch 30
 Assimilation
 — progressive 218 226
 — regressive 218 233
 Asteriskform 50 143 208
 Auslautgesetz 227
 australische Sprachen 60 72
 Balkanismus 285ff. 299
 Balkansprachen 278f. 284ff.
 baltische Sprachen 32
 Bandkeramiker 174
 Bantu 18 60
 Baskisch 21
 Bedeutungswandel 54f. 109
 Bilinguismus 316ff. 323 s. auch Zwei-
 sprachigkeit
 Bilinguität s. Bilinguismus
 Brāhmī-Schrift 61 64
 Brechung 83
 charakterologisch 96f.
 Chinesisch 79ff. 90f. 98
 Chronologie
 — absolute 166 262
 — relative 167 213
 Deskription 42
 Determinativ 172
 Devanāgarī-Schrift 61 64f.
 Diachronie 42 153f. 165ff.
 Dialektgeographie s. Sprachgeographie
 Dialektologie, intersystemische 278
 diatopisch 153f. 165ff.
 Dichtersprache (ie.) 259f.
 Diffusionsgeschwindigkeit 5 70
 Diffusionsintensität 5 70
 Divergenz 12 46 179 307
 drift 109
 Dual — 101
 Einzelsprachen, historische Untersuchung
 der 198ff.
 Erbgut 46
 Erbwortschatz 14ff. 197
 Erklärungsadäquatheit 44
 Etruskisch 21
 Etymologie 55f. 133 203ff.
 Etymon 203ff.

- finnougriische Sprachen 59f.
 Flexion, innere 83
 Flexion (ie.), Ursprung der 50 114 171
 Flexionsverfall 112f. 116f. 227
 Form, innere 313 318 325 s. auch Sprachform
 Fox 85ff.
 Fusion 81 83 85 114

 Gelehrtenlatein 33
 germanische Sprachen 34ff.
 Gewässernamen 156ff.
 Glottochronologie 15 74 110 189 262ff.
 Glottogenese s. Sprachursprung
 Grammatik
 – generative 43
 – historische 50 199ff.
 Grammatischer Wechsel 202
 Graphemsschrift 61 64f.
 Griechisch 27f.
 Grundsprache 3f. 7 12ff. 46ff. 145 159ff. 176f. 293
 Grundsprachenhypothese 9 13 50
 Grundwortschatz 14f. 57 139 196

 Heldendichtung (ie.) 260
 Heteroklise 16 173 202
 Hethitisch 28f. 62f. 120f. 165 187
 Hindi 118
 Homomorphie 4 49f. 57 73
 Hydronymie, alteuropäische 156ff.

 Ideogramm 62f.
 Implikation, typologische 76 117
 Indianersprachen 60 237
 Indoeuropäisch 22ff. 40 104ff. 180f.
 Indoeuropäistik 45ff. 71 73 153ff.
 Indogermanistik s. Indoeuropäistik
 indo-iranische Sprachen 25ff.
 indo-uralische Einheit 193f.
 Infigierung 83 96
 Infix 83 248f.
 Injunktiv (ie.) 164 251f.
 Inkorporation 86
 Innovation 147 186ff. 280f. 321

 Innovationszone 281
 Interferenz 72f. 310 324
 – direkte/indirekte 326
 – interlinguale 278
 Interferenztheorie 10
 Interferenzzone 279
 Isoglosse 34 147 181f. 277 279
 Isomorphismus 98ff. 100 206 276
 italische Sprachen 32ff.

 Junggrammatiker 42f. 159f. 222ff. 319

 Keltisch 10 37f.
 Kentum-Satem-Isoglosse 186 189
 Kentumsprache 27ff. 32 34 37 187 189
 Khmer 92
 Kirchenlatein 33
 Klassifikation
 – areallinguistische 277 294 314
 – genetische 11 21ff. 48 58 73 97f. 135 276
 – morphologische 78f. 92f.
 – typologische 77 79f. 92ff. 97f. 276
 Komplexwort 85
 Kompositum 18 91
 Konvergenz 8 12 45f. 178 293 311f. 325
 Konvergenzzone 278
 Korruptionstheorie 287
 Kreolensprachen 322
 Kurgan-Kultur 155

 Laryngalthetheorie 42 164 219f. 242ff.
 Latein 135f.
 Lautentsprechung 5 19ff. 39f. 133 222 238ff.
 Lautentsprechungsregel 19 137
 Lautgesetz 14 20 39ff. 208ff. 220ff.
 Lautkorrespondenz s. Lautentsprechung
 Lautverschiebung
 – 1., germanische 20 39 50 133f. 186
 – 2., hochdeutsche 20 39 133f. 182
 Lautwandel 19f. 39 43
 – ausnahmsloser 221ff.
 – kombinatorischer 137 226f.
 – spontaner 137 225

- Lehn gut 46
 Lehnprägung 72 304
 Lehnwort 14f. 45 47 152 304
 Lehnwortschatz 15f.
 Lexikostatistik 15 58 73ff. 189 262ff.
 Linear B 11 63f.
 Linguistica spaziale 273

 Media 102f.
 — aspirata 101ff.
 Merkmal, typologisches 76
 mesolithisch 155
 Methode
 — linguistisch-kulturhistorische 150
 — philologische 207
 Mischsprache 317 322f.
 Mischsyntax 253 255
 Monogenese der Sprachen 12 49 195
 monosyllabisch 80
 Morphem 16f. 39 53 81ff. 98
 Morphemvergleich 39
 Morphologie (ie.) 19 42 49 80ff. 96 101
 139 245ff.

 Neolinguistik 147 179 271f.
 neolithisch 155
 Niederländisch 179f.
 Nostratik 13 190f.

 Onomastik 155
 Optativ (ie.) 169
 „organisch“
 — bei Bopp 132
 — bei Fr. Schlegel 129
 Organismus 126f. 312

 Paläontologie, linguistische 150ff.
 Panchronie 77 122
 Perfekt (ie.) 250
 Peripherie 281
 Persisch 126f.
 Persomanie 126
 Phonemvergleich 137
 Phylum 6 12 72 74 107
 Pidginsprachen 322

 Plural 101
 Polygenese der Sprache 12
 Polysynthese 86
 Possessivkompositum 18
 Präfigierung 83
 Präfix 18 83
 Präsens (ie.) 248
 Proto-Indo-Hittite(-Hypothese) 187

 Quantitätskriterium 73
 Quasiuniversale s. Universale, partielles

 Raum-Zeit-Modell der ie. Grundsprache
 166
 Realitätsgrad der Grundsprache 178
 Rekonstrukt 51 78 102
 Rekonstruktion 14 39 48 50f. 58 78
 102f. 159
 — äußere 43 101 143 208ff.
 — innere 42f. 69 143 214ff.
 — semantische 54
 Rekurrenz von Lautentsprechungen 137
 240
 Rhotazismus 216 228
 romanische Sprachen 13 33f. 135f. 180
 Runennordisch 162f. 180

 Sanskrit 26 127ff.
 Satem-Kentum-Isoglosse 186 189
 Satemsprache 25 30ff. 189
 Satzwort s. Komplexwort
 Schnurkeramiker 174
 Schriftsystem 61ff.
 semitohamitische Sprachen 60 193
 sinotibetische Sprachen 60
 Spätindoeuropäisch 165
 Sprachareal s. Areal
 Sprachbau 51
 — analytischer 97 99 107 111ff.
 — synthetischer 97 99 107 111ff.
 s. auch Sprachtyp
 Sprachbund 10 45 179 276ff. 290 302ff.
 327
 — Balkan- 178 276 284ff. 291f. 295
 — baltischer 295

- britischer 296
- chinesischer 292
- Donau- 292 295
- eurafrikanischer 296
- eurasischer 291 296
- europäischer 292
- griechisch-lateinischer 292
- indischer 292
- innereurasischer 292
- islamischer 292
- kaukasischer 289f.
- malaiischer 292
- polnisch-litauischer 292
- SAE- 292ff.
- Wolga-Kama- 292
- Sprachen
 - mechanische (bei Fr. Schlegel) 129
 - organischen Ursprungs (bei Fr. Schlegel) 129
- Sprachenharmonien 124
- Sprachenreste 24
- Sprachfamilie 3 7f. 74 107 191 293
- Sprachform, innere 52
- Sprachgeographie 46 148 178 181f. 190 207 272 280
- Sprachgeschichte 199ff.
- Sprachkontakt 8ff. 15 296 299 309 320ff.
- Sprachkreuzung 178 293
- Sprachmischung 9 125 136 309f. 312ff. 321
- Sprachtabu 232
- Sprachtyp
 - agglutinierender 81f. 84 176
 - flektierender 17 82f.
 - gruppenflektierender 94
 - inkorporierender 85ff.
 - isolierender 80f.
 - monovalenter (morphologischer) 76 78
 - polysynthetischer 79 85
 - polyvalenter (morphologischer) 106
 - stammflektierender 94
 - stammisolierender 81
 - wurzelflektierender 94
 - wurzelisolierender 80
 - s. auch Sprachbau
- Sprachursprung 12 111 166 171ff.
- Sprachvergleich
 - genetischer 53 72 77 136
 - historischer 38f.
 - typologischer 72f. 77
- Sprachwandel 40 43f. 51 69 109ff.
 - typologischer 77 90
- Sprachzweig 8 45 52
- Stammbaummodell 10 145ff.
- Stammklasse 16
- stock s. Phylum
- Strukturalismus 42f.
- Strukturwandel von Sprachen 80
- Substrat 9ff. 44 46 65 157 184ff. 299 313f. 325
- Suffigierung 76 82f.
- Suffix 83 248f.
- Superstrat 185 326
- Swahili 82
- Synchronie 42
- Syntax 44 252
- Synthetismus 114
- Tenuis 50 63 102f.
 - aspirata 63 101ff. 217 245
- Tertium comparationis 50f. 77
- Textkorpus 67
- Textsorte 67
- Themavokal 83 249
- Thrakisch 25 325f.
- Tocharisch 29f. 61
- Tonem (Tonhöhe) 90
- trend 109
- Trennungszeit von Sprachen 74
- „triangulieren“ 208
- Türkisch 81f.
- Turksprachen 193
- Typologie 50 75ff.
 - klassifizierende 77f. 93
 - limitierte 104
 - morphologische 93
- Überlieferung von Sprachen 59
- Umlaut 83 230 246

- Ungarisch 81f.
- Universale 40 76f. 98ff. 102f.
 - implikatives 101 117ff.
 - partielles 77 100
- „unorganisch“ (bei Bopp) 132
- uralische Sprachen 8 23 193
- Urheimat 13 126 150ff.
- Urindoeuropäisch 173
- Ursprache 48f. 124ff. 136 144f. s. auch
 Grundsprache
- Vedisch 25f.
- Veränderung, typologische 111
- Verfahren
 - generatives 44
 - grammatiktheoretisches 44
 - kasusgrammatisches 44
 - valenztheoretisches 44
- Vergleichsrate, lexikalische 74
- Vernersches Gesetz 50 202
- Verschriftung von Sprachen 59ff.
- Verwandtschaft, genetische 3ff. 45 105
 139ff.
- Verwandtschaftsnamen 7 15 55 57
- Vokalharmonie 81
- Vulgärlatein 13 33 180
- Wandel
 - analogischer 228
 - morphologischer 72
 - phonologischer 72 110
 - typologischer s. Sprachwandel
 u. Strukturwandel
- Wechselwirkung von Sprachen 316 321
- Wellentheorie 147 281
- Wortbildung (ie.) 18 83 86 245f.
- Wortfolgetypologie 76 116
- Wurzel 172f.
- Wurzeltheorie 96 164
- Zentrum 147 281
- Zone
 - Innovations- 281
 - interlingualer Interferenz 277
 - Konvergenz- 278
- Zweisprachigkeit 316ff.
 - koordinative 323
 - subordinative 323
 - s. auch Bilinguismus
- Zwischengrundsprache 7 141

NOTIZEN

NOTIZEN
